# Berichte

Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, Germany)

Digitized by Google

830.6
F862

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Berichte

des

# Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

---

Elfter Band. Jahrgang 1895.

Digitized by Google

# Berichte

des

# Freien Deutschen Hochstiftes

zu

# Frankfurt am Main.

---

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Elfter Band.

**Jahrgang 1895.**

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

## I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

1. Prof. Dr. V. Valentin: Die Schnorr-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes . . . . . . . . . . 1*
2. Prof. Dr. E. Goetze: Goethe und Hans Sachs . . . . 6*
3. Prof. Dr. Fr. Muncker: Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur . . . . . . 23*

## II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) . . . . . . . . . . . . . 1. 165

Dr. J. Ziehen: Studien zur lateinischen Anthologie . . 1

b) Neuere Sprachen (NS) . . . . . . . . . 11. 166. 324

Dr. F. Michel und Dr. Banner: Bericht über den sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe . . . . . . . . . . . . . . . . . 11

Dr. J. Ziehen: Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei . . . . . . . . . . . . . . 166

Dr. F. Kuhl: Bericht über den französischen Ferienkurs in Frankfurt a. M. . . . . . . . . . . . . . 324

2. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) . . . . . 42. 133. 315

Hermann Junker: Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbildnis . . . . . . . . . . . . . . . . 42

Ferd. Knörk: Die Reichssturmfahne . . . . . . . . 54

Prof. Dr. V. Valentin: Einiges zur Kritik und Ergänzung der Laokoongruppe . . . . . . . . . . 133

Dr. J. Ziehen: Kunstgeschichtliche Miszellen . . . . 316

89609

Digitized by Google

3. Mathematik und Naturwissenschaften (N) . . . 63. 145. 384
Dr. C. H. Müller: 1. Die Methoden zur absoluten Tonhöhebestimmung; 2. Über den Stühlerischen Perspektographen . . . . . . . . . . . . . . . . 63
Dr. Gg. Kniess: Die Kegelschnitte 2c. . . . . . . . . 145

4. Soziale Wissenschaften (SzW).
a) Jurisprudenz (J) . . . . . . . . . . 70. 183. 365
b) Volkswirtschaft (V) . . . . . . . . . . 71. 184. 365
Fr. Wirth: Die soziale Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen . . . . . . . . . . . . . 185
A. Kossmann: Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung . . . . . . . . . 366

5. Deutsche Sprache und Litteratur (DL) . . . . 71. 89. 357
Dr. A. Krüger: Stella und Mattabruna . . . . . . . 90
Dr. A. Pfungst: Dr. Emil Reich: Ibsens Dramen . . 109
Dir. Dr. K. Rehorn: Der Mythus von Ögir . . . . 120
Prof. Dr. V. Valentin: Über die Lektüre der deutschen Klassiker in den oberen Klassen der höheren Schulen . 357

6. Geschichte (G) . . . . . . . . . . . . . . . 128. 305
Prof. Dr. L. Oelsner: Zur Textgeschichte des Salischen Gesetzes . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 128
Dr. R. Schwemer: Die Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges . . . . . . . . . . . 305

## III. Litterarische Mitteilungen:

1. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur X. Von Prof. Dr. M. Koch . . . . . . . . . . . . . . . . . 189
2. Zum Bildnisse Ludwig August Frankls . . . . . . . . 295
3. Neuere Goethe und Schillerlitteratur XI. Von Prof. Dr. M. Koch . . . . . . . . . . . . . . . . . 385
4. Bruder Martin in Goethes Göß und Martin Luther. Von Prof. Dr. V. Valentin . . . . . . . . . . . . 427

## IV. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1893/94 . 73
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1893/94 . . . . . 81
Einsendungen, 1. April bis 30. September 1894 . . . . . 83
Personalien, 1. April bis 30. September 1894 . . . . . . 87

Digitized by Google

Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 . . . . 298
Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 . . . . . . 302
Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1895 . . . . . . . 431
Personalien, 1. Januar bis 30. April 1895 . . . . . . . 434

V. Register . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 437

VI. Kunstbeilagen:

Das Goethefamilienbildnis von Seekatz.

Ludwig August Frankl. Lichtdruck nach dem im Besitze des Hochstiftes befindlichen Ölgemälde von Karl Rahl.

Digitized by Google

Digitized by Google

# I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

## 1.

### Die Schnorr-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes.

Von Professor Dr. V. Valentin.

(27. Juni 1894.)

Am 26. März 1894 waren es hundert Jahre, daß Julius Schnorr von Carolsfeld zu Leipzig geboren wurde. Zur Erinnerung an den großen Meister hat Professor Schreiber, der Direktor des Leipziger Museums, dessen reichen Besitz zu einer Ausstellung vereint, die mit einem Vortrage von Dr. Vogel über das Leben und Wirken Schnorrs eröffnet wurde. Schnorrs letzte Thätigkeit war eine lange Reihe von Jahren hindurch der Galerie von Dresden gewidmet: in dieser Stadt ist er gestorben, und so veranstaltete der Direktor der Dresdener Galerie, Dr. Woermann, eine Ausstellung der Schätze, die das Kupferstichkabinet von Werken Schnorrs besitzt. An dritter Stelle ist es nun das Freie Deutsche Hochstift, das zu Frankfurt am Main das Gedächtnis des Künstlers ehrt, in der Stadt, die in der Blütezeit des Wiederauflebens der neuen deutschen Kunst eine führende Stellung mit eingenommen hat, und in der daher die Erinnerung an diese große, von der jüngeren Welt so gerne beiseite geschobene und doch nach vielen Richtungen hin nicht wieder erreichte Epoche unserer Kunstentwickelung noch immer lebendig ist. Die Ausstellung des Hochstiftes hat das Glück gehabt, durch das freundliche Entgegenkommen der Direktionen des Leipziger Museums, des Kupferstichkabinets in Dresden und der K. K. Akademie der bildenden Künste zu Wien, ferner der Familie Schnorrs von Carolsfeld und einer großen Anzahl anderer privater Besitzer

*

von Werken des Meisters eine Sammlung zu vereinigen, die es ermöglicht in umfassendster Weise das Gesamtbild der Thätigkeit Schnorrs darzustellen und eine klare Anschauung von seiner Entwickelung zu geben. Zur Ergänzung der Originale sind zur Vorführung solcher Werke, die aus äußeren Gründen nicht zu erlangen waren — so mußte besonders auf die außergewöhnlich großen Kartone verzichtet werden —, Nachbildungen zu Hilfe genommen worden.

Immerhin ist ein solches glückliches Zusammentreffen nur von kurzer Dauer: die Ausstellung wird bis Mitte September geöffnet sein. Dennoch hat ein solches Gesamtbild auch kunstgeschichtlich großen Wert, den nach Möglichkeit zu erhalten gestrebt werden muß. Zu diesem Zwecke hat das Hochstift einen Katalog[1]) hergestellt, der in sorgfältigster Weise die einzelnen Werke technisch und inhaltlich beschreibt. Er ist von dem Bibliothekar des Hochstiftes, Dr. O. Heuer, gearbeitet und mit einer historischen Einleitung versehen worden. Die Ausstattung ist höchst geschmackvoll und wird in charakteristischer Weise durch Nachbildungen von Werken Schnorrs unterstützt. Die Umrahmung des Titels ist nach einer der Originalzeichnungen zum Nibelungenliede angefertigt. Das Titelbild giebt eine mit höchster Sorgfalt ausgeführte Sepiazeichnung Schnorrs wieder, die Auffindung Mosis darstellend, ein Blatt, das überhaupt noch nicht veröffentlicht worden ist. Das Porträt des Meisters leitet den Text ein, dessen einzelne Abteilungen ihren Schmuck je nach dem Inhalte des Abschnittes erhalten haben.

Die ausgestellten Werke sind in fünf Gruppen geteilt. Die erste umfaßt die „Jugendarbeiten und römischen Studien“: hier ragen besonders die prächtigen italienischen Landschaften im Besitze des Herrn E. Cichorius hervor, von denen Max Jordan eine Sammlung in guter Nachbildung mit erläuterndem Texte herausgegeben hat. Eine zweite Gruppe bilden die Darstellungen zu Ariosts Rasendem Roland in der Villa Massimi zu Rom, dann

---

[1]) Jul. Schnorr von Carolsfeld-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. XV und 112 S. 8°.)

die Wandgemälde in München, die religiösen Darstellungen und endlich Bildnisse, Gelegenheitskompositionen und Akte, sowie Bücher mit Illustrationen, die Schnorr gezeichnet hat. Eine Ergänzung bildet die Ausstellung, die das Städelische Institut gemacht hat: selbstverständlich wäre eine Vereinigung das Richtige gewesen. Allein das Städelische Institut darf seine Werke nur in seinen eigenen Räumen ausstellen: diese waren aber durch bauliche Reparaturen, die gerade jetzt vorgenommen werden mußten und unaufschiebbar waren, nicht imstande die ganze Ausstellung aufzunehmen. So mußte von einer Vereinigung Abstand genommen werden.

Es ist keine Frage, daß für die ganze jüngere Generation eine solche Ausstellung von Werken Schnorrs wie eine fremde Welt wirken muß: von all dem, was jetzt als Evangelium in der Malerei gepriesen und als unantastbares Dogma hingestellt wird, findet sich hier nichts — aber freilich findet sich auch von der Größe der Auffassung, von der Tiefe der geistigen und seelischen Bildung, von der damit zusammenhängenden Aufwerfung künstlerischer Probleme, deren Lösung der Künstler zu seiner Lebensaufgabe macht, wie sie uns in Schnorrs Werken entgegentritt, in unserer modernen Kunst herzlich wenig. Es würde von beschränktem Urteile Zeugnis ablegen, wollte man die jetzt beliebten künstlerischen Probleme geringschätzig verwerfen: die wundersamen Lichtwirkungen im geschlossenen und im freien Raume, die damit zusammenhängende Gleichgiltigkeit gegen schöne Formen — äußert sich doch die Lichtwirkung an häßlichen Formen ebensogut wie an schönen —, und die daraus weiter folgende Lust an der Darstellung häßlicher Dinge — je häßlicher der Gegenstand, desto klarer erscheint das Licht, unter dem der Maler ihn zeigt, als die Hauptsache —, die Verwechselung der Wahrheit mit der Wirklichkeit, das Bestreben, die Wirklichkeit recht derb zum Bewußtsein zu bringen, damit sie den Eindruck der Wahrheit mache, und lieber Häßliches darzustellen als sich der Gefahr auszusetzen nicht „wahr“ gewesen zu sein: alle diese Aufgaben und Bestrebungen sind in allen Epochen der Kunstentwickelung aufgetreten, und es gehört das freilich bei den ausübenden Künstlern nicht ganz seltene Maß von Kurzsichtigkeit in historischen Dingen dazu, um diese Ziele als neue Errungenschaften der neuesten Zeit zu preisen.

Diese Richtung lebt jetzt und muß sich ausleben; man freut sich ihrer und wird sich bald müde gefreut haben, sodaß das Bedürfnis nach kräftiger Kost, was den Inhalt des Bildes betrifft, und nach edleren Zügen, was die Formenwelt angeht, wieder erwachen muß. Ist es aber inzwischen nötig, daß die Meister, auf deren Schultern trotz allem äußeren Widerspruch die junge Generation nun einmal steht, mißachtet werden, wo man ihnen begegnet, und am liebsten gar nicht beachtet werden? Was man den Meistern früherer Jahrhunderte zugesteht, daß sie nach ihrer Stellung innerhalb der Kunstentwickelung beurteilt werden, soll das den Meistern unseres Jahrhunderts versagt bleiben, nur weil sie uns so nahe stehen, daß sie noch als Rivalen der Gegenwart betrachtet und — gefürchtet werden können? Und in der That, was muß wohl ein Maler heutiger Zeit empfinden, der einen beliebigen, an sich recht gleichgiltigen Ausschnitt aus dem Alltagsleben, aus der Wirklichkeitswelt herausgenommen und durch virtuose Ausführung, durch pikante Farbe, durch unruhig flimmerndes Licht interessant gemacht hat, wenn er zu einem Meister wie Schnorr tritt und findet da, wie der Künstler Jahre verwendet, um das überströmend reiche Leben in dem Gedicht Ariosts malerisch zu gestalten, aber nicht zu illustrieren, sondern zu einer neuen Schöpfung auch dem Zusammenhange nach umzudichten? Und kaum ist das beendet und ein Odysseezyklus durchdacht, da tritt die Nibelungendichtung als neues Problem vor ihn hin: welche Fülle von Ereignissen nicht nur, sondern von Charakteren sind zu gestalten! Und der Künstler geht dabei keiner Schwierigkeit aus dem Wege: mit verschwenderischer Gestaltenfülle schafft er charaktervolle Menschen, neben denen das getreueste Konterfei irgend eines alten Weibes, das wir gutmütig genug sein sollen, als trauernde Maria uns gefallen zu lassen, mit all seiner Wirklichkeitswirkung dennoch wirkungslos und wahrheitslos erscheint. Noch mitten in der Arbeit sieht sich der Künstler vor ein neues Problem gestellt: er soll drei große Säle im Königsbau in München mit der Geschichte dreier deutscher Kaiser schmücken: Karl der Große, Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg sollen vor unseren Augen erstehen. Und wieder keine kleinen zierlichen Bildchen, sondern gewaltige Wandbilder, bei denen schon die äußere Größe un-

barmherzig mit der inneren Leere einer Schöpfung zu Gericht geht: es möchten unter den Aposteln der neuen Richtung wenige sein, die es auch nur wagten in einen solchen gefährlichen Kampf zu gehen. Und unter Schnorrs Schöpfungen in diesen Sälen ist ein Werk wie Rudolfs Sicherung des Landfriedens ein Meisterwerk inbezug auf Klarheit des Vorgangs und auf scharfe Charakteristik aller einzelnen Personen. Durch das ganze Leben des Meisters aber geht, als Ausdruck seiner glaubensfrohen, protestantisch-christlichen Auffassung, die Darstellung des großen Weltprozesses, wie ihn die heilige Schrift alten und neuen Testamentes schildert: in 240 Zeichnungen, deren Holzschnittwiedergabe seine „Bilderbibel" ist, zeigt der Künstler den Fortgang der Heilsgeschichte, am bedeutendsten und originellsten in den alten Blättern: göttliche Hoheit, menschliche Heldenkraft, liebliche Idylle, Zauber der landschaftlichen Umgebung, entscheidungsvoller Augenblick der Handlung — alle Faktoren stehen dem Meister zur Verfügung, um das trotz seines billigen Preises noch lange nicht genügend verbreitete Werk zu einem echten Erläuterungsbuche zu machen, dessen Schriftzüge in edler künstlerischer, leichtverständlicher Form sich darbieten.

So fördern solche Ausstellungen zweifellos das historische Verständnis der Kunst und vermögen dadurch auch zu einer besseren und vor allem gerechteren Beurteilung der neuen Kunstschöpfungen beizutragen: sie bewahren vor einseitiger Vergötterung und Verwerfung, indem sie einen sicheren Maßstab an die Hand geben. Sie könnten aber auch auf die Entwickelung der Kunst selbst einen wohlthätigen Einfluß ausüben, nicht etwa so, daß sie unmittelbares Vorbild würden, dem nachgeahmt werden sollte, sondern so, daß sie, in ihrer eigenartigen Größe erkannt, vor Versinken der Kunst in Kleinlichkeit bewahren könnten. Besonders aber vermöchte das Studium solcher Werke, wie die Schnorrs, Aufklärung über die jetzt in allen Künsten herrschende Unklarheit über das Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit zu geben. Damit aber würde die Erkenntnis gewonnen, daß die poetische Wahrheit einen unendlich höheren Wert hat als das, was man jetzt Wahrheit nennt: einen möglichst bis zur Verwechselung ähnlichen Abklatsch einer bestimmten und eben darum nur zufälligen Wirklichkeitserscheinung.

So reiht sich die Schnorr-Ausstellung würdig den früher vom Hochstift in Frankfurt veranstalteten Ausstellungen an: sie führten nach einander das Gesamtbild einzelner bedeutender Meister vor. Sie begannen mit Führich, gingen dann weiter zu Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Dürer, Alfred Rethel. Zu jeder der Ausstellungen erschien ein Katalog, der ein bleibendes Andenken an die Vereinigung der Werke eines Meisters bildet, in seiner wissenschaftlich gediegenen Durchführung aber zugleich kunstgeschichtlichen Wert behält.[2])

---

## 2.

## Zur Feier von Goethes Geburtstag.

### Goethe und Hans Sachs.[1])

Von Professor Dr. E. Goetze aus Dresden.

(26. August 1894.)

Die auf so seltsame Weise der Goethelitteratur erhaltene Epistel, womit Goethe seinen Götz von Berlichingen an Gotter übersandte,[2]) die von G. von Loeper veröffentlichte gereimte Epistel, die wahrscheinlich ein Exemplar desselben Dramas begleitete,[3]) und der köstliche Brief an Kestner vom Januar 1773[4]) sind die ältesten erhaltenen Zeugnisse, daß Goethe sich mit Hans Sachs beschäftigt hatte. Sicher waren auch die Verse an Herder, auf die dieser mit der Bilderfabel für Goethe antwortete,[5]) kurze Reimpaare, wie sie das Reformationsjahrhundert so allgemein anwandte, daß

---

[2]) S. Deutsches Wochenblatt Nr. 33. Eine eingehende Behandlung der Stellung Schnorrs in der Kunstentwickelung seiner Zeit sowie eine genaue Betrachtung seiner Werke s. bei Dohme, Kunst und Künstler des XIX. Jahrhunderts, Nr. 7 und 8: Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich. Von Veit Valentin (Leipzig, E. A. Seemann. 1886).

[1]) Der Vortrag ist an vielen Stellen durch Beispiele bereichert, an anderen dagegen, wo rednerische Ausführung nur Bekanntes bringen konnte, gekürzt.

[2]) Goethes Briefe. 2. Band. Weimar 1887. S. 93, Nr. 159.

[3]) Ebenda S. 9, Nr. 84.

[4]) Ebenda S. 53, Nr. 119.

[5]) Aus Herders Nachlaß. Frankfurt a. M. 1858. 3, 469.

Wilibald Pirkheimer sagte: Kein Reim sollte mehr als acht Silben haben. Noch lange behaupteten diese vierhebigen Verse in der deutschen Dichtung das Feld; noch nach dem dreißigjährigen Kriege schrieb Grimmelshausen, wenn er sich ans Dichten wagte, in Hans Sachsischen Versen. Dann aber kam die Zeit, wo der wälsche Alexandriner alles überwucherte; der armselige plebejische Knittelvers fristete nur ein kümmerliches Dasein im Munde des Volkes und verschwand aus der Litteratur. Erst Goethe hat ihn zu neuem Leben erweckt. Als er am Anfange des 18. Buches von Dichtung und Wahrheit die Mängel der Prosodie zur Zeit seiner Jugend hervorhebt, sagt er: „Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten .... wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde."

In jener thränenseligen Wertherzeit war für Goethe die Lektüre des einfältig schlichten Meistersängers eine heilkräftige Arznei; und so tritt denn auch in vielen, ja den meisten Dichtungen jener Zeit der Einfluß des Hans Sachs klar zu Tage. Sagt doch Goethe selbst, die Gestalt des Ahasverus habe er mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet. Wie Goethe sein eigenes Schaffen und Dichten durch die Werke des alten Meisters befruchten ließ, legt Georg Wahl in seinem Programme: Hans Sachs und Goethe (Koblenz 1892/93) dar und hat mit Recht daran erinnert, daß Goethe in Hans Sachs viele Anklänge an die Sprache seiner Heimat fand: manche Formen, die ganz besonders Hans Sachsisch scheinen, gehören dem fränkischen Dialekte an, in dem beide aufgewachsen waren. So begegnen uns denn in den prächtigen Briefen der Frau Rat an die Herzogin Amalia und an ihren „Häschelhans" Ausdrücke, die wir auch bei Hans Sachs lesen, ohne daß sie der allgemeinen deutschen Sprache eigen sind.[6]) Ich

---

[6]) Allgemein fränkisch ist z. B. sittlich für anständig, das wir bei Goethe finden: Hermann und Dorothea, Gesang 8, V. 47, und bei H. Sachs, Keller-Goetze 20, 486, 26; vgl. O. Schade, Satiren. Hannover 1863. II. S. 282 zu 18, 17. — Goethe wie seine Mutter sagt: Der Thurn, der Thürner; ebenso H. Sachs.

habe absichtlich in Frau Ajas Kosenamen für ihren Sohn das t nicht drucken lassen, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, wie Hans Sachsens Aussprache der Frankfurtischen gleicht. Frau Aja schreibt Kusche statt Kutsche,[7]) sie schreibt auch die Deuschen[8]) gerade so wie Hans Sachs.[9]) Und Goethe hatte in der schon genannten Epistel an Kestner ebenfalls bei dem lieben teutschen Haus das t vor dem sch ausgelassen.[10])

Auch ich will versuchen nachzuweisen, wie Goethe Hans Sachsens Schuldner geworden ist, und zwar wie er Hans Sachsische Wörter nachgeahmt und in die ihm genehme Form umgegossen hat.

Hören wir im Klaggesange der edlen Frauen des Asan Aga die traurigen Worte des Vaters, als die Gattin, die er verstoßen hatte, an seiner Thür vorüberzieht und nicht bleibt:

„Kehrt zu mir, ihr lieben Kleinen!
Eurer Mutter Brust ist eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen;“

dann denken wir gewiß auch an die Antwort des Berlichingers dem Bruder Martin gegenüber: „Meine Rechte ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist eisen.“ [11]) Diese Form des Adjektivums, anstatt nach Analogie der aus dem Plural entstandenen, wie hölzern von hölzer, beinern von beiner, bevorzugte Hans Sachs. Bei ihm ladet die Magd den Rinutzo ein zum steinen grab zu gehen;[12]) der Rinutzo aber, der dort den Nebenbuhler gefunden hat und ihn nun fortträgt, seufzt unter der Last:

„Wie ist der tod so marter-schwer,
Als ob er halber bleyen wer!“ [13])

---

[7]) Schriften der Goethe-Gesellschaft. 1. Band. 1885. S. 12, 20.

[8]) Ebenda. 4. Band. 1889. S. 150, 3.

[9]) Hans Sachs, herausgegeben von Keller-Goetze. Bd. 13, 218, 20.

[10]) Goethes Briefe. 2. Band. Weimar 1887. S. 55, 21. S. dazu S. 314.

[11]) Gustav Wustmann: Fleckeisens Jahrb. 1872. 106, S. 57.

[12]) Keller-Goetze Bd. 20, 54, 1. Vgl. Schwank 58, 130. Keller-Goetze 13, 454, 12. 464, 8. 17.

[13]) Keller-Goetze Bd. 20, 59, 19. Vgl. 13, 468, 1. 2, 382, 25 und schweinen Fastnachtsp. 4, 381.

In dem Schwanke von den neun verbotenen Speisen erläutert der Arzt die Pfifferlinge, er meint scherzweise nicht die Pilze, sondern die Geräte der Wirtschaft und sagt:

„Sie sind gleich hültzen oder glas“,[14])

d. h. mögen sie hölzern oder gläsern sein. Aber die Formen stammen schon aus dem Mittelhochdeutschen, wo wir steinîn, hülzîn, von Stein, von Holz finden. Nur daß Goethe sie gebraucht in Dichtungen, die in seiner Hans Sachs-Periode entstanden, läßt uns den Einfluß des alten Meisters vermuten.

Wenn wir ferner in den älteren Gestalten Goethischer Dichtungen Elisionen, Abkürzungen von Fürwörtern und Artikeln finden, die zu vollständigen Auslassungen werden, so steht uns sofort dieselbe Erscheinung bei Hans Sachs zum Vergleiche vor Augen. In einem Fastnachtspiele heißt es bei ihm:

Der hat . . mir thon das gröste herzenlaid;
Vnd darf doch der geleich nit thon,[15])

Und ich (der Pfarrherr), will er sagen, darf doch nicht dergleichen thun, als ob ich einen Groll gegen ihn hätte. Fast für jede Person und jeden Kasus mehrere Beispiele derartiger Anschleifungen bei Hans Sachs aufzuzeigen, darf ich mich anheischig machen.[16]) Bernhard Suphan hat in seiner feinfühligen, sorgsam abwägenden Art diese Auslassung der Pronomina bei Goethe einmal[17]) als beweiskräftiges Zeugnis dafür gebraucht, daß die Abfassung eines Gedichtes, in dessen Abschrift sich solche Abkürzungen fanden, in die Zeit vor Weimar, also in die Zeit zu setzen ist, wo für Goethe Hans Sachsens Einfluß noch mächtig war. Dabei dürfen wir freilich nicht vergessen, daß Herder die Verschleifungen von minderwertigen Wörtern lebhaft befürwortete, weil er sie in Volksliedern gehört hatte: allen Kunstrichtern zum Trotze wollte er sie in freiherrlicher Weise in den Volksliedern anwenden; es wimmelte bei ihm geradezu von Apostrophen, alcibiadischen Verhunzungen, unter welchem Tadelsworte sie endlich ernstlich bekämpft wurden.

---

[14]) Keller-Goetze Bd. 17, 412, 28.

[15]) Fastnachtspiel Nr. 65, 209.

[16]) Sieh Schnorrs Archiv 1882. 12, 305 f.

[17]) Goethe-Jahrbuch 1881. Bd. II, S. 133.

Goethe hat sich von Übertreibung auch in dieser Hinsicht ferngehalten; sein gesundes Sprachgefühl bewahrte ihn davor; aber auch von Hans Sachs fand er die Anschleifung sehr maßvoll angewendet, wenn er seine ernsteren Dichtungen vornahm. In den Fastnachtspielen freilich, in denen die Sprechweise des Volkes wiedergegeben werden sollte, da konnte man wohl einmal hören: „Du hast als gnug, als hetstr ein Fuder", anstatt vier Silben: hettest du ihr, eine einzige hetstr.[18]) Aber in Historien, Tragödien und anderen ernsteren Stücken begegnet höchstens, daß du oder die oder ihn an das vorhergehende Wort angeschliffen werden:

„Sag, ob du größre Freuden west,
Als went ein solchen Aidam hest,"

steht in der rührenden Geschichte der Beritola;[19]) „ind hent geben" habe ich oft gelesen; „Wen ichn beger," sagt Ahab in der Tragödie, die nach ihm benannt ist.[20])

Als eine wirkliche Nachahmung dürfen wir doch wohl ansprechen die eigentümliche Art, daß zwei Adjektiva gleichsam zu einem Worte zusammengezogen werden. Während von dem ersten bloß der reine Stamm dasteht, erhält nur das zweite die Endung:

„Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit"

singt Goethe an den Mond; in der klein- und großen Welt, in der alt- und neuen Zeit heißt es in anderen Versen seiner Frankfurter Dichtungen.[21]) Diese Ausdrucksweise überträgt er aber auch wie Hans Sachs auf Substantiva:

Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh- und -schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage giebt,[22])

oder in dem Neueröfneten moralisch-politischen Puppenspiel:

„Da kommt mir ein Titanensohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt- und Wäldern einem Hauf",

---

[18]) Daß du dhend obn kopff zsam must schlagen: Keller-Goetze Bd. 14, 40, 13.
[19]) Keller Bd. 2, 233, 37.
[20]) Keller Bd. 10, 404, 20.
[21]) Weimarer Ausgabe 1, 37, 2. 13.
[22]) Hempel 3, 313. Der junge Goethe III, 196.

oder wohl gar in Hanswursts Hochzeit in übermütiger Weise:

„Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Salz- bis Petersburg genannt.“ [23])

Derartige Verkürzungen, die sich außer bei Goethe nur noch bei Bürger finden, gestattet sich Hans Sachs sehr oft. Wir schreiben an Stelle der weggelassenen Flexionsendung einen Bindestrich, um die Form dem Auge und dadurch dem Verständnisse sofort deutlich erscheinen zu lassen. Hans Sachs, der ganz Phonetiker war, ließ diese Zeichen weg, und auch bei Goethe stehen sie nicht. Bei Hans Sachs lesen wir: „in jung- und alten Jahren“ [24]) oder: „Ein könig, welcher mit erbarmen Trewlich recht spricht elend- und armen“,[25]) ferner „mit clueg- und weißen lehren“, „mit zeitlich- und ewigem schaden“,[26]) „Umb ein ring- und zimlichen gwin“,[27]) „Bey geistlich- und weltlichen stenden“.[28]) Dann bei Substantiven:

„Daß er beschlage roß und wagen,
Schar- und segen bey seinen tagen“,[29])

d. h. Scharen, Pflugscharen, „in traw- und hoffen“,[30]) „mit gedanck-, werck- und worten“;[31]) aber auch, und darin folgte ihm Goethe, mehrere Silben ließ er ergänzen: „Durch streng- und ernstligkeit“[32]): strengigkeit steht wenige Zeilen vorher.

Ein ganz sicheres Beispiel, das auf Hans Sachs und auf eine Beschäftigung mit ihm hinweist, sehe ich in Götz von Berlichingen, und zwar in der populären Bearbeitung:

„Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen
Die Fackel in Brand“;

---

[23]) Der junge Goethe III, 496, 1.
[24]) Keller-Goetze 19, 183, 28.
[25]) Keller-Goetze 19, 358, 30. Vgl. dazu 19, 445.
[26]) Keller 7, 304, 21.
[27]) Schwank Nr. 384, 140.
[28]) Keller-Goetze 21, 222, 5.
[29]) Keller-Goetze 19, 166, 8.
[30]) Keller-Goetze 18, 122, 16.
[31]) Ebenda 20, 89, 14.
[32]) Keller-Goetze 21, 331, 21.

singt Liebetraut bei Beginn des zweiten Aktes im Saale des bischöflichen Palastes zu Bamberg, um im weiteren Fortgange des Liedes

„Wolt mutilich kriegen
Und männilich siegen
Mit stürmender Hand."

Mutilich findet sich in der ganzen deutschen Litteratur nicht wieder. Ursprünglich dachte sich Goethe die Formen mutiglich und männiglich, wie er denn auch in der nächsten Ausgabe änderte: „Wollt mutig bekriegen und männlich besiegen." Später aber stellte er die langen Formen wieder her. Und dies sind Nachklänge aus der Lektüre des Hans Sachs, zugleich auch Beweise, wie selbständig und sicher das für das Gesangliche fein gestimmte Ohr Goethes auffaßte und nachahmte. In der Sprache der Bibel fand er ganz wenige zu Adverbien erstarrte Adjektiva mit der Doppelendung iglich: immer und ewiglich;[33]) in Volksliedern hörte er: emsiglich;[34]) aus dem Mittelalter klang herüber: minniglich;[35]) in Hülle und Fülle aber fand er sie bei Hans Sachs: andechticlich (Keller 7, 278, 9); einmüticlich (Keller 2, 432, 39. 7, 337, 22); fleissiglich (Schwank 369, 15. 83); geduldiglich (Schwank 384, 70); gemeiniglich (Keller-Goetze 17, 342, 6); geselliglich (Keller 9, 200, 7. 26); gewaltiglich (Keller 8, 399, 6); gotseliclich (Schwank 373, 124); grimmiglich (Schwank 359, 74. 384, 215); inprünstiglich (Keller 7, 288, 19); trawriglich (Keller 1, 284, 21); wahrhaftiglich (Schwank 276, 52 und Keller 1, 308, 34); zorniglich (Schwank 363, 112). Die Vorliebe für das mittelhochdeutsche lîch gebiert bei Hans Sachs immer neue Formen;[36]) er begnügt sich nicht mit dem einfachen mild, er sagt dem mittelhochdeutschen milteclîche entsprechend miltiglich,[37]) oder gewöhniglich,[38]) oder auch freysam-

---

[33]) Sieh auch Keller-Goetze 20, 537, 3.

[34]) Sieh auch Schwank Nr. 353, 89.

[35]) Sieh auch Schwank Nr. 78, 12.

[36]) Bildungen mit zurückgebliebenem Gutturale scheinen zu sein: frömmklich (Keller-Goetze 19, 314, 4); fewlclich (ebenda 313, 18); rhüglich (ebenda 365, 18; sieh auch 7, 283, 4).

[37]) Schwank 362, 28. 384, 72. Keller 1, 284, 14.

[38]) Schwank 361, 110. Sieh auch Keller-Goetze 19, 314, 24.

lich,[39]) während sonst nur freysam, d. i. wild nachgewiesen werden kann. Und diese langen Formen auf lich und iglich hat Goethe übernommen. Er berichtet von der Wiederkunft des Herrn im ewigen Juden:

„Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türme klärlich sah";

selbst in sein Tagebuch zeichnet er ein: „Ich fühlte so inniglich";[40]) Satyros singt:

„Wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein";

Sibylla verteidigt den Pater Brey:

„Ganz geistiglich ist sein Beginnen",

und der Einsiedler klagt der Frau des Hermes:

„Dies Herz ist wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich."

Auch hier diese Form in derselben, nicht eben gewöhnlichen Bedeutung wie vorhin: leiden wie ein Mann.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie Goethe sprachliche Formen aus Hans Sachs verwertete. Den Rhythmus wandte er in seinen Fastnachtspielen und Farcen an; der eignete sich am besten für den mutwilligen, übermütigen Ton, den er da anschlug, für den derben blanken Spaß.

Daß er ihn jedoch auch für ernste Gegenstände verwendete, war sein großes Verdienst. Zwar war das schon in früheren Zeiten geschehen: Wolfram v. Eschenbach sang in kurzen Reimpaaren seinen gedankentiefen Parzival, und der Schulmeister Leonhard Blanck in Eßlingen ließ am Ende des 16. Jahrhunderts seine Schüler an den Feierabenden entweder aus der Heiligen Schrift oder aus Hans Sachs etwas vorlesen, gewiß zu ihrer Erbauung ernste Stellen. Das aber hatte man im vorigen Jahrhundert ganz und gar vergessen: Vater Gleim berichtet als etwas ganz Absonderliches von einem braven Husaren, er habe ihm ein altes Lied gesungen von der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens,

---

[39]) Schwank 359, 53.

[40]) Goethes Tagebücher. 1. Band. Weimar 1887. S. 50, 13. Sieh Keller-Goetze 20, 536, 24 und 1, 473, 28.

das in Hans Sachsens Reimen die erhabensten Gedanken enthalten hätte.[41])

Jetzt kleidete Goethe den Schuster aus Judäa und den Faust in Hans Sachsischen Rhythmus. Der handlungsreiche und tiefergreifende Stoff des ewigen Juden sollte Gelegenheit geben, den derb praktischen Mann in seinen naiven Bekehrungsversuchen zu zeigen, dann aber auch den Entwickelungsgang darstellen, den die Menschheit in Erfüllung ihres Weltberufes genommen hat. Sind von diesem gewaltigen Stoffe, den der „singuläre Mensch" in seinem 24. Jahre zu denken wagte, nur einige „Fetzen" nach seinem Ausdrucke fertig geworden, so haben wir im Faust, im Urfaust, den uns ebenfalls ein wunderlicher Zufall erhalten hat, dem Haupterzeugnis der reichquellenden Dichterphantasie des jugendlichen Goethe, die ernsten erhabenen Gedanken ausgeführt in Knittelversen; darin begegnen wir dem Hans Sachs auf Schritt und Tritt, und zwar auch in der Kunstform. Wenn Frau Marthe Schwertlein von ihrem verschollenen Manne erzählt, so hören wir die Bäuerin im fahrenden Schüler, der ins Paradies zurückkehrt, klagen, wie gut ihr verstorbener Mann gegen sie gewesen wäre. Und alle die An- und Nachklänge an Hans Sachs hat Goethe in der späteren Überarbeitung des Faust unberührt gelassen.

Hans Sachs begleitete Goethe auch nach Weimar. Die Gesellschaft dort brachte schon lange der Litteratur, ganz besonders dem Theater lebhafteste Teilnahme entgegen. Alle, selbst der Herzog, beteiligten sich persönlich an diesen Vergnügungen. Da fanden denn die neuen Anregungen, die der junge Ankömmling brachte, fruchtbaren Boden: bald wurde er die Seele des Ganzen. Da ließ er auch seine Frankfurter Fastnachtspiele aufführen und spielte selbst mit. „Er erneuerte die urwüchsige Derbheit der deutschen Vorzeit, indem er der Hofgesellschaft Hans Sachs in der drastischen Komik des Narrenschneidens vorführte";[42]) er spielte darin den Wunderdoktor und zog dem Kranken eine große Anzahl

---

[41]) Ewald von Kleists Werke. Herausgegeben von August Sauer. Berlin o. J. 2, 17.

[42]) Julius Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Weimar 1872. S. 13 f.

Narren aus dem Wamse.[43]) Ob er dabei von dem Seinen dazu gethan, außer dem Hochmuts-, Trägheits- und anderen Hans Sachsischen Teufeln noch andere Teufel oder Narren seinem Wundermesser zum Opfer hatte fallen lassen, um etliche „Hansen bei der Perrücke zu zupfen", wissen wir nicht, können es aber vermuten, weil wir von ihm später hören: „Ich habe wieder eine Scheere zugerichtet, um eine große Herde zu scheeren und gelegentlich zu schinden." [44]) Immer noch lieferte die Rüstkammer des Hans Sachs ihm Stoff genug, um seine Mission in Weimar, die er bei allem Possenkram ernst genug auffaßte, zu erfüllen.

So sehen wir denn, wie die ganze erste Weimarer Zeit ebenso wie die letzte Frankfurter erfüllt ist von Hans Sachs. Darum drängt es den Dichter auch, dem wackern Alten seine Dankesschuld abzutragen, und das hat er gethan in Hans Sachsens poetischer Sendung, als er kaum ein halbes Jahr in Weimar weilte.

In der Aprilnummer 1776, gerade zweihundert Jahre nach dem Tode des Hans Sachs, erschien das Gedicht im „Teutschen Merkur". Wieland gab ihm als Geleit, als Beilage, wie er sagt, zwei der besten Dichtungen des Hans Sachs mit auf den Weg: Der Liebe Zank und den Schwank St. Peter mit der Geis. Dann fügte er Lebensumstände des Hans Sachs hinzu nach Salomon Ranisch, der neun Jahre vorher auf Grund ernster, sorgfältiger Studien eine Lebensbeschreibung des lieben Meisters geschaffen hatte. Was der fleißige Gelehrte damit erstrebte, das erreichte Goethe durch sein Gedicht: Dichters Wort, das der Begeisterung entspringt und Begeisterung weckt, das durch den Wohllaut des Reimes sich dem Ohre einschmeichelt und durch die Knappheit der Form dem Gedächtnisse einprägt, dringt tiefer und haftet fester, als das Ergebnis nüchterner Forschung.

Goethe nennt das Gedicht eine Erklärung zu einem alten Holzschnitte. In solcher Art sprach Hans Sachs oft zu seinen

---

[43]) Zeitung für die elegante Welt 1823. Nr. 40. S. 317. Heinrich Düntzer, Charlotte v. Stein und C. Schröter. Stuttgart 1876. S. 41. Düntzer, Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 12.

[44]) Goethes Briefe an Frau v. Stein. 2. Aufl. 1. Band. Frankfurt a. M. 1883. S. 143.

Zeitgenossen; zu Holzschnitten, die nicht selten aus Meisterhand hervorgegangen waren, schuf er die Verse. Fabeln, Historien, Schwänke wurden so der Menge mitgeteilt, die, gefesselt durch das Bild, sich um so lieber des Segens der jungen Kunst des Buchdrucks freute: Hans Sachs wartete so seines Berufes, Lehrer seines Volks zu sein.

Einen solchen Holzschnitt denkt sich Goethe; denn existiert hat er nie, das Suchen darnach war von vornherein vergeblich. An einem herrlichen Frühlingssonntage sehen wir da den jungen Meister ausruhen von der Werkeltagsarbeit, gesammelt und in sich befriedet. Wie die Frühlingssonne alles Leben wachruft in der Natur, so regt sie im Herzen des Menschen alles Sehnen und Streben zu neuer Thätigkeit auf. Da wollen die Musen ihn zum Meistersänger weihen. Goethe hat Meistergesänge von Hans Sachs nie kennen gelernt, wenn wir von den Gedichten absehen, die dieser in seiner Spruchform oder in seinem Rosentone gedichtet hatte, und die in die Folioausgabe Aufnahme gefunden hatten, meistersängerische Formen, die den kurzen Reimpaaren ganz gleich waren, nie aber mit der Bezeichnung als Meistergesänge verbreitet wurden. Goethe hat den Hans Sachs kennen und lieben gelernt, der mit der Welt verkehrte und zu ihr sprach. Heute wissen wir, daß Hans Sachs nicht am größten als Meistersänger war, wenn er auch als der größte aller Meistersänger mit Recht galt. Goethe nennt ihn aber Meistersänger, weil diese Bezeichnung für Hans Sachs gang und gäbe war. Zu ihm in seine Werkstatt, so stellt es Goethe dar, tritt zuerst die thätig Ehrbarkeit, die Rechtfertigkeit und giebt ihm den scharfen Blick, alles zu sehen, wie es ist, und alles treu zu schildern, das Gute gut, das Schlechte schlecht zu nennen, und weist ihn dazu auf das Weltwirrwesen. In einer Dichtung des Hans Sachs[45]) ist es der Natur Genius, der ihm zeigt „auf erd ein gros gewimel menschlichs Geschlechts durch alle Stender In dem Umbkreis allerley lender“. Dann aber drängen sich dem Hans Sachs in Goethes Gedicht neue Stoffquellen zu; denn auch in der Geschichte, in der Mythologia soll er lesen, das

[45]) Keller 7, 432, 20. Sieh Georg Wahl II, S. 17.

alte Weiblein, das sie echt Hans Sachsisch personifiziert, bringt eine reichbemalte Tafel: Goethe hatte seinen Hans Sachs eifrig studiert. Er erinnert durch den Mund des alten Weibleins an das packende, anmutend naive Gedicht des alten Nürnbergers von der Verschiedenheit der Stände, wie sie seit der Weltschöpfung zum Besten der Welt geordnet ist, an die ungleichen Kinder der Eva, an den Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen, an den Schandenport der zwölf Tyrannen. Hans Sachs schaut auf der Tafel wie in einem Zauberspiegel den unendlichen Maskenzug der ernsten Gestalten, die er in seinen Werken verkörpern sollte, bis der Narr seine Narren hereintreibt, alle die menschlichen Schwächen, die Hans Sachs in seinen Fastnachtspielen und Schwänken geißeln sollte. Damit er aber bei dieser drängenden Fülle klar zu schauen vermöchte, naht sich ihm die Muse mit kräftig wirkender Wahrheit und gesellt ihm die Liebe zu: sie nur wäre imstande seine Dichterkraft immer von neuem zu kräftigen und zu beleben. Durch diesen Abschluß wird uns auch diese Dichtung ein Widerschein der inneren Befriedigung, die Goethe durch seine Sänftigerin gewann, das Ganze ein Widerklang der innigen Empfindungen, die seine Liebe zu Frau von Stein verklärten.[46])

Sicher war bei Goethes Hinneigung zu Hans Sachs ein geheimes Verwandtschaftsgefühl mit im Spiele. Wir würden das zugeben müssen, auch wenn wir sein eigenes Zeugnis nicht dafür hätten. Als er nämlich in Rom seine Schriften für die erste Gesamtausgabe ordnete, stellte er Hans Sachs und Auf Miedings Tod an den Schluß. „Wenn sie mich indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe bringen (dort befindet sich der protestantische Kirchhof), so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten," schrieb er, um diese Anordnung zu begründen, nach Hause.[47])

Im Götz war es ja doch auch ein Stück seines eigenen Naturells, das er in der fremden Gestalt wiederfand und wieder-

---

[46]) Goethes Briefe an Frau von Stein 1, 33. „Hier ein Zeichen, daß ich lebe, daß ich Sie liebe."

[47]) Werke (Hempel) 24, 474.

gab: die kerndeutsche Wackerhaftigkeit[48]) des ehrlich derben reichsfreiherrlichen Mannes. Seinen reichsbürgerlichen Ursprung hat Goethe auch in Weimar nie verleugnen können. In Hans Sachs fand er das reichsstädtische Wesen aus älterer Zeit. Goethe erkannte in Hans Sachs eine gleichgeartete Natur: das Innerlichfeste des Handwerksmannes, bei dem es nichts Angekränkeltes gab, zog ihn an.

Es ist schon längst zusammengestellt, wie Goethe sprachlich sein Vorbild wieder lebendig werden läßt, wie er alte Wörter herübernimmt; wie er gleichartige Wörter, Substantiva und Verba, häuft; wie er abgekürzte Partizipien und Adjektiva nachahmt und neugestaltet; kurz, wie er in Vers, Sprache und Darstellungsform den alten Meister geistvoll erneuert. Nur daß er das Hans Sachsische Präteritum het nachschaffend ein neues Präteritum wär bildet, erwähne ich, weil G. von Loeper in seiner Erklärung des Gedichtes,[49]) die ich dankbar benutzt habe, meint, daß auch diese Form wär als Indikativ bei Hans Sachs vorhanden gewesen wäre.

Wir sehen das Ganze an: es ist ein Dank, eine Huldigung, wie sie Beethoven dem Genius Händels darbrachte. In dem Oratorium Judas Makkabäus begrüßen Jünglinge und Jungfrauen den heimkehrenden Sieger mit dem Chore: Seht! er kommt mit Sieg gekrönt. Über diese Weise schrieb Beethoven Variationen und verbrämte sie, wie Goethe Hans Sachsische Wendungen gebrauchte und variierte, mit altertümlichen Figuren, denen er seinen Geist einhauchte, und zeigte seinen Zeitgenossen so die Größe dessen, den er verehrte.

Wenn wir uns freilich in diesem Jahre, in dem wir den 400jährigen Geburtstag des Hans Sachs feiern werden, die ganze Persönlichkeit dieses Mannes vergegenwärtigen wollen, dann müssen wir auch von dem Kämpfen seiner Muse reden.

Als getreuer Bürger seiner Vaterstadt, deren Wohl ihm vor allem am Herzen lag, rief Hans Sachs seine Mitbürger auf zum Kampfe gegen den Bedränger, den wilden Markgrafen von Branden-

---

[48]) Sieh Europa 1847. S. 601.

[49]) Goethes Gedichte. Zweiter Teil. Berlin 1883. S. 356.

burg-Kulmbach, Albrecht Alkibiades; zum Kampfe rief er auf die deutschen Fürsten gegen die Türken; zum Kampfe rief er aber auch in Vers und Prosa, packender Prosa, für die Reformation. Hans Sachs löste Ulrich von Hutten ab; auf den lodernden Feuerstrom[50]) des fränkischen Ritters folgte die ruhige Besonnenheit des derben fränkischen Bürgers. Beide halfen dem Reformator an seinem Werke; und Luther erkannte gar gut, was ihm der Handwerksmann nützte, der ihn so treulich verstand. Das war Hans Sachsens evangelische Sendung. Hiervon finden wir in Goethes Gedicht keine Andeutung; das ist wohl zu beachten, wenn wir es richtig beurteilen wollen: es sollte eben nur den Dichter Hans Sachs verherrlichen; darum nannte er es Hans Sachsens poetische Sendung.

Goethes Gedicht war der Ausgangspunkt für eine neue Wertschätzung des Nürnberger Dichters. „Wer Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeistes hat, wird Hans Sachsens Namen mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen,“ schrieb Wieland und wollte sofort eine Auswahl aus den Werken des Dichters veranstalten; später unterstützte er um so lieber den Plan des Weimarer Buchhändlers Frdr. Justus Bertuch, als dieser alle Dichtungen des Hans Sachs herausgeben wollte. Wir wissen, wie freudig Bürger dieses Unternehmen begrüßte.[51]) „Mich haben Sie zum Abonnenten!“ rief er Bertuch zu. Aber die Teilnahme des Publikums war nicht so groß, daß der Plan in Wirklichkeit umgesetzt werden konnte. Regte sich doch in der nächsten Nähe Goethes sofort nach der Veröffentlichung des Gedichtes der Widerspruch: man habe einen Patentbrief als Dichter einem ausgestellt, der nie ein Dichter gewesen wäre.

Goethe indes blieb seinem Meister treu. Als Herder seine Legenden dichtete, schuf Goethe die Legende vom Hufeisen und die Parabeln; und der Vater Körner rühmt die gutmütige Naivetät, mit der Goethe den wahren Charakter der Legende getroffen habe.

---

[50]) Im „Teutschen Merkur“ erschien im Juliheft desselben Jahres, wo Hans Sachsens poetische Sendung gedruckt war, Herders Denkmal Ulrichs von Hutten (Hempel 15, 355).

[51]) „Vom Fels zum Meer“ 1883. November. Bd. 1, S. 167.

Wie der treuherzige Ton des Legendenstils bei Hans Sachs den Herrn im Verkehre mit seinen Jüngern zeigt, ebenso führt ihn uns auch Goethe vor. Und im Faust sehen wir Goethe immer wieder, gleichsam um seine Seele zu „rekreieren", zu ihm zurückkehren. Ganze Szenen schuf er noch im zweiten Teile nach diesem Vorbilde. Immer wieder erneuerte Berührung mit der ewig jungen Natur war ihm Lebensbedürfnis. Wie er zur Herzensstärkung und zur Sinneserfrischung in späterer Zeit am frühen Morgen ein Kapitel aus Luthers Bibel las, wie er gern alte Holzschnitte betrachtete, so ist ihm auch Hans Sachsens behagliche Lehrhaftigkeit und sinnige Einfalt der Seele immer Erfrischung geblieben. In vielen jener Sprüche, die wir mit dem biblischen Gleichnisse goldene Früchte in silbernen Schalen nennen können, wählte Goethe die altdeutsche Form. Wohl gehen manche Neuere in ihrer Verehrung für diese Form so weit, sie als das ausschließlich eigentliche deutsche Metrum zu bezeichnen. Hüten wir uns vor derartigen Übertreibungen! Das hieße z. B. Hermann und Dorothea gering achten. Ist Goethes Dichtung weniger ergreifend und weniger erhebend geworden, weil er in der Form Homers deutsche Einfalt und deutsche Sitte schilderte? Ich glaube nicht. Das wäre gerade, als ob die neuere Malerei deshalb deutsch wäre, weil sie die Apostel statt in den schönheitsvollen Gewändern des Masaccio und Raffael in zerrissenen und zerschlissenen Bauernkitteln darstellt! Die Welt der Ideale hat Goethe über die Holzschnittmanier hinausgeführt. Nun verstehen wir auch seine Worte: „Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?" [52]) Nichtsdestoweniger stand er bei Deinhardsteins Drama „Hans Sachs" [53]) Pate, indem er nicht nur gestattete, daß seine Ehrenrettung vor der Aufführung des Stückes in Berlin gesprochen wurde, sondern sogar — er war fast 79 Jahre — noch einen Prolog in gleichem

[52]) Werke (Hempel) 19, 156 Nr. 733.

[53]) Unter den Vorwürfen, die man gerade in den letzten Tagen gegen dieses Schauspiel schleudert, figuriert auch der, daß es der geschichtlichen Wahrheit nicht entspräche. Als wenn Lessing niemals seine Hamburgische Dramaturgie geschrieben hätte!

Stile dazu dichtete. Und dann nahm er darauf Bedacht, daß die Art des 16. Jahrhunderts auf der Bühne als Unart erscheinen könnte, und schlägt, um sie nicht freventlich zu produzieren,[54]) Milderungen in seinem alten Gedichte vor.

Die litterarischen Untersuchungen aber, die sich auf eine Einbürgerung des Hans Sachs bezogen, litten immer wieder Schiffbruch, obwohl die romantische Schule lebhaft die gesunden, markvollen Produkte des Meistersängers empfahl, und L. Tieck in seinem Deutschen Theater mehrere seiner Dramen neu herausgab. Wenn schon politische Schlagworte durch die gewaltigen Hammerschläge des Weltenschicksals nicht ganz zerstört werden, so können wir noch weniger erwarten, daß glatt gemünzte litterarische Urteile, mögen sie noch so schief sein, Urteile, die noch dazu mit etwas Humor gewürzt sind, wie

> Hans Sachs war ein Schuh-
> macher und Poet dazu,

schnell vergessen werden.

Erst wieder einem Dichter gelang es, allseitige Teilnahme für den teuren Meister im Vaterlande zu erwecken, und sie wird nicht erlöschen: Richard Wagners Hans Sachs wird selbst seine Götter überdauern; denn da ist greifbare Wirklichkeit und kräftiges, heiter und frei empfindendes Leben verklärt.

---

[54]) Riemer, Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846. S. 160.

Ludwig August Frankl
(1810—1894).

Digitized by Google

## I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

### Zu Schillers Geburtstag.

**Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur.**

Von Franz Muncker.

(10. November 1894.)

Wenn heute vor hundert Jahren der Mann, dessen Geburtstag wir hier nach schöner Sitte festlich begehen, auf sein jüngstvergangenes Lebensjahr prüfend zurückschaute, so mag ihn die Empfindung dankbarer Freude und mutiger Hoffnung mehr als je in früherer Zeit beseelt haben; hatte ihm doch das letzte Jahr den unschätzbarsten Gewinn gebracht, der ihm in seinem künstlerischen Streben nach den höchsten Zielen überhaupt beschert war, die persönliche Freundschaft des größten Dichters seiner Zeit und seines Volkes, die Freundschaft Goethes. Vor wenigen Wochen erst, im Sommer 1794, hatten sich die beiden in ihrem Lebens- und Bildungsgang, in ihrer geistigen Art und Schaffensweise so verschiedenen Künstler endgiltig gefunden, um nie wieder von einander zu lassen. Lange Jahre waren sie neben einander hergewandelt, Schiller von Anfang an voll hoher Bewunderung für das dichterische Genie Goethes, dem er auf allen künstlerischen Gebieten den Vorrang unbedingt zugestand, dem er schon als Jüngling und wieder als reifender Mann wiederholt nacheiferte, und voll des lebhaftesten Verlangens, die Aufmerksamkeit des Verehrten auf sich zu lenken, seine Anerkennung und persönliche Teilnahme zu gewinnen; Goethe

hinwiederum achtete das ernste Streben des jüngeren Dichters nach Verdienst, äußerte sich rühmend über seine wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen, kam ihm selbst mehrfach wohlwollend und fördernd bei seinen Bemühungen um eine Stellung im bürgerlichen Leben entgegen. Und doch, trotz aller freundlichen Berührungen waren sie beide sich innerlich fremd geblieben. Der ältere Dichter, dem das unmittelbare Studium der lebendigen Natur die unversiegliche Quelle aller Erkenntnis war, konnte sich in das metaphysische Denken des jüngeren nicht finden; Schiller aber, für den die philosophische Idee Ausgangspunkt und Ziel alles Dichtens und Trachtens war, fühlte sich unbefriedigt von der an der Sinnenwelt haftenden Anschauung Goethes. Und bei diesem prinzipiellen Gegensatze, der sich mitunter vertrauten Freunden gegenüber in schroffen Urteilen offenbarte, übersahen beide eine Zeitlang, wie sie, indem sie sich zu den höchsten Zielen emporrangen, zugleich auch sich einander geistig näherten. Nicht nur in ihrem künstlerischen Charakter nach den Schwankungen der Jugend vollständig sicher bestimmt, sondern auch geistig einander durchaus ebenbürtig standen sie sich gegenüber, als sie endlich 1794 den Bund fürs Leben schlossen. Goethe hatte sich auf dem klassischen Boden Italiens in der unmittelbaren Berührung mit den Denkmälern des griechisch-römischen Altertums zur reinsten Kunstform durchgerungen; mannigfache Lebenserfahrungen wie das umfassende Studium der Natur und der verschiedenartigsten Kunstwerke hatten ihn auf eine geistige Höhe gehoben, von der er auf seine an sich herrlichen Jugendschöpfungen mit Gleichgiltigkeit, ja mit Mißfallen und Ärger herabblicken konnte. Aber er fühlte sich einsam auf dieser Höhe; die Nation, deren Beifall ihn einst umrauscht hatte, verstand das Beste, was er ihr jetzt bot, nicht zu schätzen, und selbst unter seinen nächsten Freunden aus früherer Zeit war kaum einer, der sein menschliches Wesen sowohl wie sein künstlerisches Wollen immer ganz erfaßte und immer rein ohne falsche Vorurteile würdigte. Auf die gleiche menschlich-künstlerische Höhe hatte sich Schiller mit seinen geschichtlichen und philosophischen Forschungen, deren letzter Zweck doch wieder die Poesie war, emporgekämpft. Auch er betrachtete von dem Gipfel aus, von dem er sich jetzt der Dichtung wieder zu-

wandte, seine ehemaligen Werke mit Widerwillen und Verachtung. Aber auch er war dem Publikum, für das er einst gearbeitet hatte, fremd geworden, und außer einigen Freunden wie Körner und Wilhelm von Humboldt, denen aber wiederum die eigene künstlerische Schaffenskraft fehlte, verstanden ihn und das Letzte, was er wollte, von den deutschen Lesern und Schriftstellern nunmehr die allerwenigsten. Erst in Goethe fand er, wie Goethe erst in ihm, den wahren Geistes- und Kunstgefährten, der mit ganzer Seele das Wesen des andern erfaßte und liebevoll fördernd das Streben und Wirken des Freundes zu seinem eigenen machte. Sie waren beide ihren Zeitgenossen, die ihnen einst in der Jugend Triumphe bereitet hatten, mächtigen Schrittes vorausgeeilt. Ihren Bund schlossen sie gerade in dem Momente, da jene älteren Generationen, aus denen und mit denen sie selbst herangewachsen waren, vom Schauplatz unserer Litteratur so gut wie völlig verschwanden. Der Zeitpunkt, in dem Schiller und Goethe sich vereinigten, war überhaupt ein Wendepunkt im deutschen Geistesleben: zwei große Zeitperioden, das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert grenzen da an einander. Während in den Begründern der romantischen Schule schon die Männer der kommenden Zeit auftraten, die, zunächst an Goethe und Schiller selbst anknüpfend, über sie hinaus nach andern, nicht immer rein künstlerischen Zielen strebten, verlor sich von den Vertretern des ältern Geschlechts einer um den andern aus der Reihe der Autoren, die für die lebendige Fortentwickelung unserer Litteratur in der That noch etwas bedeuteten. Die von ihnen noch lebten, die wirkten zum größten Teil entweder still für sich, von dem äußeren Gang des litterarischen Lebens mehr oder weniger abgeschieden, oder sie sorgten hauptsächlich nur für das Alltagsbedürfnis der minder gebildeten Menge, die keine eigentlich künstlerischen Ansprüche an ihre Schauspiel- oder Romanlieferanten machte; in die wirkliche litterarische Bewegung griffen damals nur noch die wenigsten von ihnen und diese höchst selten ein.

In dasselbe Jahr 1894, das die Freundschaft unserer beiden größten Dichter zeitigte, fallen drei Todestage von Männern, die sämtlich eine gewisse Rolle unter den deutschen Schriftstellern gespielt hatten. Verschieden an Jahren wie an Geistesanlagen,

Charakter und Wirkung, repräsentieren sie so ziemlich drei verschiedene, auf einander folgende Phasen in der Entwickelung unserer Litteratur.

Am 8. Januar 1794 starb zu Osnabrück Justus Möser, bald nachdem er sein dreiundsiebzigstes Jahr vollendet hatte. Die Erstlinge seiner Schriftstellerei bekundeten noch die Schule Gottscheds, von der er sich hernach zwar entschieden lossagte, doch ohne im allgemeinen seinen konservativen Standpunkt, seine Ehrfurcht vor dem Bestehenden und geschichtlich Erprobten aufzugeben. Man verehrte in ihm den charakterfesten Mann, der im öffentlichen Wirken für sein Heimatland in drangvoll-gefährlichen Jahren seine Umsicht, seine Thatkraft und sein praktisches Geschick glänzend bewährt hatte, zugleich aber den gründlichen Kenner der deutschen Vergangenheit, des Rechtes, der Sitten und sozialen Verhältnisse unseres Volkes in alten Zeiten, den Begründer der deutschen Kulturgeschichte, den Verfechter alles dessen, was echt und dem deutschen Volkstum gemäß war im Leben wie in der Dichtung.

Seine nächsten Altersgenossen waren Gleim und Uz, die Bremer Beiträger und Klopstock, Winckelmann und Kant, etwa noch Lessing mit seinen Berliner Freunden, den Vertretern der Aufklärung, und Wieland. Mehreren dieser Altersgenossen hatte Möser auch persönlich nahe gestanden, mit den meisten von ihnen berührte er sich gelegentlich in seinen litterarischen Ansichten und Bestrebungen. 1794 waren viele von ihnen und mit die bedeutendsten längst tot, so Winckelmann, Lessing, Moses Mendelssohn. Andere lebten noch in hohem Alter, hatten aber der litterarischen Thätigkeit und besonders der Dichtkunst seit geraumer Zeit entsagt; so namentlich Uz und im großen und ganzen auch Ramler und Christian Felix Weiße. Gleim ließ zwar noch in alter Art geschäftig ein Liederbuch um das andere erscheinen; aber die Zeit, da er etwas poetisch Wertvolles zu sagen gehabt hatte, war längst vorüber: um seine gutgemeinten, aber nichtigen Reimereien kümmerten sich jetzt höchstens noch ein paar kritiklose Freunde, sonst niemand. Nicht viel besser erging es Friedrich Nicolai, dem unermüdlich Schreibenden, der sich nunmehr als den berufenen Hüter des Lessingischen Erbes fühlte und in dieser Rolle, die mit dem wahren

Geiste Lessings nicht das Geringste zu thun hatte, die Rechte des gesunden Menschenverstandes überaus einseitig und kleinlich gegen alles verteidigte, was Großes und Neues in deutscher Poesie und Philosophie geschaffen wurde. So heftig er sich auch gebahrte, so viel er auch Jahr für Jahr die Buchdruckerpressen beschäftigte, so wenig bedeutete er doch nunmehr für die fortschreitende deutsche Litteratur: 1794 war er fast schon mehr eine Zielscheibe des Spottes als eine anerkannte und geachtete Autorität im deutschen Geistesleben.

Volles Ansehen genossen damals von der ganzen Berliner Schule fast nur noch Garve, der sich aber jetzt mit ästhetisch-litterarischen Fragen unmittelbar kaum mehr abgab, und Engel, der korrekte, scharfsinnige, aber oft kleinlich-pedantische, der echten poetischen Begabung ermangelnde Nachahmer Lessings im Drama und in der ästhetisch-dramaturgischen Untersuchung, zugleich der Schüler der englischen Moralisten und Romanschriftsteller. Aber auch Engels Epoche ging schon zu Ende. Als Dramatiker hatte er seit mehreren Jahren nichts Neues mehr auf die Bühne oder zum Druck gebracht, und wenn gleich sein eben jetzt erscheinender Roman „Herr Lorenz Stark“ bei der überwiegenden Mehrzahl der Leser ungeteilte Bewunderung erntete, ja von verschiedenen sogar für ein Werk Goethes gehalten wurde, so zeigte doch gerade der nahezu gleichzeitig veröffentlichte „Wilhelm Meister“, wie weit hinter diesem umfassenden Zeit- und Weltbilde voll bezaubernder Poesie und tiefstem Lebensgehalte das nach alter Weise saubere und „witzige“, aber bürgerlich-nüchterne und bisweilen oberflächliche, an Handlung und Ideen auffallend arme „Charaktergemälde“ zurückstehen mußte: für die weitere Entwickelung unserer Litteratur wurde der Roman Engels trotz seines augenblicklichen Erfolges in keiner Weise maßgebend.

Noch weniger aber griff der alte Klopstock damals mehr in den Werdegang der lebensvoll sich stets reicher und edler ausgestaltenden deutschen Dichtung ein. Zwar sang er noch manche schöne Ode und gab auch in seinen grammatischen und ästhetischen Aufsätzen den deutschen Dichtern, die sich an ihm einst gebildet hatten, noch manchen wohl zu beherzigenden Wink. Aber so hoch die jüngsten politischen Ereignisse der europäischen Geschichte sein

stets junges Herz noch schlagen ließen, der deutschen Litteratur, wie sie sich seit etwa fünfzehn Jahren neben ihm neu entwickelt hatte, stand er fremd gegenüber, und nicht selten raubten ihm Vorurteile das Verständnis gerade für das Höchste, was diese letzten Jahre in unserm Geistesleben gereift hatten. Noch war sein Name überall hochverehrt; sein Einfluß aber war längst dahin, sein eignes Wirken bereits auf einen recht kleinen Kreis beschränkt.

Anders stand es um seinen einstigen Bewunderer und späteren Antipoden Wieland. Er war noch ganz mit der alten Rüstigkeit am Werke, als Schriftsteller und als Redakteur seines „Deutschen Merkurs" gleich geschäftig; Abhandlungen, Dialoge, Romane, Gedichte, Untersuchungen flossen um die Wette aus seiner flinken, vielthätigen Feder, und derselbe Geist und Witz, die nämliche feine Ironie und Satire belebte seine Werke heute wie ehemals, dieselbe skeptische Weisheit offenbarte sich in ihnen, in demselben behaglich-breiten, anmutigen und anregenden Plauderstil waren sie abgefaßt. Teilnehmend war das Ohr des alternden Dichters den Fragen der jüngsten Geschichte wie der gegenwärtigen Litteratur zugewendet, und öfter als einmal gab er mit besonnener Ruhe inmitten der allgemeinen Aufregung ironisch lächelnd auf solche Fragen zuerst die richtige Antwort. Und doch stand auch er nicht mehr auf jener künstlerischen Höhe, auf der ihn seine „Geschichte der Abderiten" und sein „Oberon" vor anderthalb Jahrzehnten gezeigt hatten; das dichterische Schaffensvermögen im engeren Sinne war bei weitem so reich nicht mehr wie in seiner Jugend und im reiferen Mannesalter, und trotz allem, was er noch immer leistete, gewann doch auch er längst keinen maßgebenden Einfluß mehr auf die neu aufstrebende Litteratur der Gegenwart.

Das war von allen jenen, die etwa die Altersgenossen Mösers heißen konnten, einzig und allein dem alten Immanuel Kant noch beschieden. Er hatte erst vor kurzem seine großen, die gesamte Wissenschaft und Philosophie von Grund aus neu bestimmenden Werke geschaffen und soeben 1793 durch seine verschiedentlich angegriffene Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft die litterarische Welt wiederum mächtig bewegt. Seine Lehre drang von Monat zu Monat in weitere Kreise; ihre

Anhänger mehrten sich nunmehr weit schneller als noch vor einigen Jahren unmittelbar nach dem Erscheinen seiner ersten Hauptwerke; auf unsere schöne Litteratur vollends begann seine Philosophie erst jetzt und zwar hauptsächlich durch Schillers Vermittelung bedeutsam einzuwirken. Unter allen Lebenden hatte er zweifellos das meiste Recht, sich ebenbürtig neben Schiller und Goethe zu stellen, und wie gern hätten unsere beiden großen Dichter die Hand zu einem solchen Dreibund geboten! Aber das konnte nimmermehr geschehen. Schon die weite räumliche Entfernung und die Abgeschlossenheit Kants in seinem Königsberg machte einen intimeren Verkehr mit ihm den Thüringer Freunden von Weimar und Jena aus so gut wie unmöglich. Zudem wurzelten, so mächtige Anregungen unsere neuere Dichtung auch der Kantischen Ästhetik verdankte, Kants eigne poetische Kenntnisse und Erinnerungen doch in einer viel früheren, 1794 längst vergangenen Zeit und reichten über diese fast nirgends hinaus; zur deutschen Dichtung der letzten zwanzig bis dreißig Jahre hatte der große Philosoph kein persönliches Verhältnis mehr. Nur mittelbar, von außen her wirkte er auf unsere poetische Litteratur; aber unmittelbar in ihr wechselndes Getriebe griff er so wenig oder noch weniger ein, als dies seine übrigen Altersgenossen um das Jahr 1794 zu thun vermochten. —

Fünf Monate nach Möser, am 8. Juni 1794, starb Gottfried August Bürger, fast um ein Menschenalter jünger als jener. Er hatte sein Leben nur auf sechsundvierzig Jahre gebracht; aber wie viel Irrungen und Leiden schloß diese verhältnismäßig kurze Zeit ein! Ein volles, durch nichts getrübtes Glück war ihm fast nur ein einziges Mal beschert, in dem halben Jahre seiner zweiten Ehe, an der Seite seiner einzig geliebten, mit begeistertem Überschwang von ihm gefeierten Molly. Wirre, sorgen- und kummervolle Zeiten gingen diesen knapp bemessenen Glückstagen voraus; noch schlimmere Jahre voll Trauer, Krankheit, häuslichem Elend und materieller Not folgten ihnen. Dem körperlich und seelisch längst gebrochenen Manne nahte der Tod als ein Erlöser. Manches Leid zwar, das sein Leben verdüsterte, hatte Bürger selbst verschuldet: die leidenschaftliche Sinnlichkeit und ungezähmte Derbheit und Wildheit seiner Natur widerstrebte dem Gebote der Sitte wie der Sittlich-

keit nur zu oft. Aber mit weit härteren Schlägen noch traf ihn unverdient das Schicksal. Unserer Poesie wurde er vor allem ein Wiedererwecker des volkstümlichen Sanges, der Begründer und erste Meister der Ballade in unserer neueren Litteratur, aber auch ein Künstler der äußeren sprachlich-metrischen Form, dem wir unter anderm die Neubelebung des Sonettes verdanken. Zur idealen Schönheit gelangte er auch in der Dichtung nicht, so wenig wie in seiner menschlichen Entwickelung; aber von Leben und Wahrheit sprudelten seine kräftigen, bald burschikos-derb scherzenden, bald leidenschaftlich klagenden oder begeistert jubelnden Lieder über. Zündend hatten sie in der Epoche des Sturmes und Dranges gewirkt, der sie künstlerisch angehörten, und vor andern hatte an ihnen der junge Schiller sein lyrisches Talent geschult; der dem höchsten und reinsten Kunstideal nachstrebende reife Dichter mußte dann freilich mit seinen eignen Jugendversuchen auch die Gesänge verurteilen, die ihm ehemals Vorbild gewesen waren.

Von Bürgers Alters- und Gesinnungsgenossen, den Begründern der litterarischen Revolution, den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes, den Stürmern der siebziger Jahre, waren ihm viele im Tode vorausgegangen: Hamann, Hölty, Heinrich Leopold Wagner, Lenz, Schubart, Merck und andere mehr. Verschiedene, die sich einst geschäftig und bedeutsam in die litterarische Bewegung eingemischt hatten, lebten nun in der Stille, von der Litteratur zurückgezogen, von den neueren Schriftstellern so gut wie vergessen; so Gerstenberg, Leisewitz, der einst als Schauspieldichter berühmte Freiherr v. Gemmingen, der Begründer des bayerischen Ritterdramas Graf Törring, der Maler Müller, der sich schon lange von der Poesie endgiltig zur bildenden Kunst gewandt hatte, ebenso Johann Martin Miller, der einstige Verfasser des empfindsamen Siegwartromans, der jetzt bereits völlig im Spießbürgertum untertauchte. Doch auch der wackere Wandsbecker Bote Matthias Claudius hatte die Zeit seines eigentlich fruchtbaren Wirkens lange hinter sich; Fritz Stolberg, gerade im Übergang zur katholischen Kirche begriffen, entfremdete sich der schönen Litteratur und den Idealen seiner eigenen Jugend täglich mehr; Jung-Stilling hatte die gewinnende Einfachheit und Frische

seiner ersten autobiographischen Darstellungen schon zum größten Teile eingebüßt. Lavater trat fast nur noch in den schweizerischen Verfassungskämpfen als wahrhaft freiheitlich gesinnter Mann und Autor seines Volkes bedeutend hervor, während seine erbaulich-moralische und halbpoetische Schriftstellerei für das weitere deutsche Publikum ihren einstigen Wert so ziemlich verloren hatte. Sein ehedem verhimmelter Kraftapostel und Gottesspürhund Christoph Kaufmann hatte seine zum Strebertum und Charlatanismus verführende Rolle längst ausgespielt; aber auch Lavaters alte Gegner Lichtenberg und Knigge hatten den Höhepunkt ihres schriftstellerischen Ruhmes bereits überschritten. Als einsamer Denker rief Friedrich Heinrich Jacobi noch mehrfach sein Wort in die philosophische Bewegung der Gegenwart hinein; doch seine dichterische Epoche, in der er durch Romane auf größere Scharen von Leser zu wirken gesucht hatte, lag ferne hinter ihm. Sein Bruder Johann Georg aber, der einstige tändelnde Anakreontiker und frische Liedersänger, fand beinahe nur noch als Herausgeber seines Taschenbuchs einmal im Jahr einige Beachtung. Klinger, ehemals der wildeste unter den Stürmern, der mehr als alle andern in seiner strotzenden Kraft jeder Schranke spottete, lebte schon fast anderthalb Jahrzehnte in russischen Diensten und hatte im Drama wie in dem jetzt von ihm mit Vorliebe gepflegten Romane der ungezähmten Maßlosigkeit seiner Jugend vollständig Valet gesagt, ohne doch im Herzen den alten Idealen untreu geworden zu sein. Er war jetzt formal strenger, reifer, gemessener, kälter, auch bitterer; aber losgelöst vom Mutterland, in ein fremdes Staatsleben und in ganz und gar fremde Kulturverhältnisse verpflanzt, dazu bei all seiner herrlichen Anlage doch nicht gerade dichterisch im eigentlichen Sinne hervorragend begabt, rang er sich nie zu jener künstlerischen Klassizität durch, die den besten seiner von gleich ernstem Streben beseelten deutschen Gefährten beschieden war. Seine Wirkung auf die weitere Entwickelung unserer Dichtung war so gut wie zu Ende, als es mit dem Sturm und Drang vorbei war.

Und der Sturm und Drang war 1794 auf allen Gebieten unserer Litteratur verrauscht. Es bedeutete nichts, daß die Bühnendichter und Romanautoren, die hauptsächlich oder ausschließlich den

Wünschen der großen Menge dienten, die Kotzebue, Meißner, Lafontaine, um von Cramer, Spieß, Vulpius und ihren Gesellen ganz zu schweigen, neben andern effektvollen Motiven auch die des Sturmes und Dranges noch eifrig weiter verwerteten, daß auch die künstlerisch etwas höher stehenden Schauspieldichter Schröder und Iffland gelegentlich noch der Bühnenwirkung halber den alten Tendenzen huldigten. Selbst der eben jetzt zur Vollendung reifende zweite große Roman Heinses, „Hildegard von Hohenthal", der sich in mehr als einem Zuge als das echte Erzeugnis eines kraftgenialischen Verfassers verriet, erschien doch nur wie ein Nachzügler einer vergangenen Litteraturperiode, an sich aller Aufmerksamkeit würdig, vorerst aber ohne Einfluß auf die künftige deutsche Dichtung. Noch weniger konnte von einem solchen unmittelbaren Einfluß die Rede bei den soeben veröffentlichten „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z" sein, dem letzten Werke Hippels, der Hamann und Sterne gleichmäßig sich zum Muster gewählt hatte.

Am meisten hatte sich von allen einstigen Stürmern neben Goethe und Schiller noch Herder, der Führer jener geistigen Revolution, seine Bedeutung auch für die Gegenwart und nächste Zukunft bewahrt. An der Seite seines Freundes Goethe und vielfach in seinem Sinne war auch er zu ruhigeren, klareren, tieferen Werken fortgeschritten; durch das Studium der Natur und der Geschichte hatte auch er sich universellere und gründlichere Anschauungen, ein richtigeres Urteil, künstlerische Sicherheit erworben. Als originaler Autor und als dichterischer Übersetzer und Nachbildner unermüdet thätig, hatte er trotz allen unvergänglichen Werken seiner Jugend sein Bestes und Größtes doch erst als reifer Mann geleistet. Und wie er selbst noch emsig weiter schuf, so wirkten seine Schriften noch immer mit der alten Stärke auf zahlreiche Leser, unter denen sich die ersten Führer der jüngeren Geschlechter befanden. Ihn dachten sich denn auch Goethe und Schiller anfänglich als den Dritten in ihrem Bunde, und in der That zierten seine Beiträge vor allem die Monatsschrift, die diesen Bund unserer beiden größten Dichter dem Publikum sichtlich offenbarte, die „Horen". Seine krankhafte Reizbarkeit und launische Verstimmung einerseits, seine heftigen Angriffe auf die Philosophie Kants andererseits waren vornehmlich

die Ursache, warum ein gemeinsames freundschaftliches Wirken auf die Dauer für Schiller und Goethe zur Unmöglichkeit wurde.

Auch Voß hatte sich längst aus dem gährenden Drange seiner Göttinger Lehrjahre zur künstlerischen Klarheit und Reife durchgerungen. Die Erfahrungen eines an ernster Arbeit reichen Lebens und das emsigste Studium der Antike halfen ihm die edelsten Früchte seiner Poesie zeitigen, für die er eben darum auch die bewundernde und liebevolle Teilnahme Goethes und Schillers erntete. 1794 war er noch immer sehr eifrig und schaffensfroh, wenngleich die frische, einfache Natürlichkeit seiner Poesie bereits einer pedantisch-philologischen Genauigkeit zu weichen begann. Aber mochte auch seine jüngst erschienene Übersetzung der „Ilias“ den unmittelbaren Eindruck nicht mehr erreichen, den einst seine „Odyssee“ gemacht hatte, sein Ruhm und seine allgemeine litterarische Wirkung wurde dennoch durch sie erhöht: besaß man ja nun den ganzen Homer deutsch von seiner Hand, eine Gabe, die doch unter allen Lebenden niemand so wie er hätte bieten können. Und noch lauter erscholl überall sein Preis, als er jetzt die bereits vor mehr als zehn Jahren gedichteten einzelnen Idyllen seiner „Luise“ zum einheitlichen Ganzen verbunden neu herausgab. Auch ihm kamen bei wiederholten Besuchen in Weimar jetzt und später Schiller und namentlich Goethe in jeder Weise entgegen; daß es nicht gelang, ihn in thüringischen Landen festzuhalten und zum Genossen des Goethe-Schillerischen Bundes anzuwerben, lag einzig an ihm selbst: in älteren Anschauungen befangen, vermochte er sich doch nicht völlig zu der künstlerischen Freiheit des Geistes zu erheben, die den weimarischen Freunden zur Lebensbedingung geworden war. —

Wieder einer jüngeren, wenn auch nur wenig jüngeren Generation gehörte der dritte an, den im gleichen Jahre mit Möser und Bürger der Tod wegraffte, Georg Forster; am 11. Januar 1794 erlag er zu Paris, erst neununddreißig Jahre alt, einem Schlaganfall nach kurzer Krankheit. Auch sein Leben war voll Leid und Sorge, vom Glücke nur wenig begünstigt. An Arbeit und Not mußte er sich als Knabe schon gewöhnen: um in England den Seinigen den Unterhalt zu verschaffen, half er dem Vater beim Übersetzen ins Englische. Die gleiche Sorge für seine Eltern und

Geschwister legte ihm auch später noch manche drückende Bemühung auf. Dann kam seine anstrengende und zum Teil wenig erquickliche Lehr- und Amtsthätigkeit in Kassel, Wilna und Mainz, deren materielle Erträgnisse bei seinem Mangel an wirtschaftlichem Sinne nicht ausreichten, um ihn und seine eigene, 1785 begründete Familie zu ernähren. Übersetzungen und andere Brotarbeiten, nur um des Erwerbes willen unternommen, mußten da wieder aushelfen; unter ihnen aber befand sich die mit allgemeinem Entzücken begrüßte, für die Erweiterung des litterarischen Gesichtskreises der Deutschen außerordentlich wichtige Übertragung der „Sakontala", des ersten altindischen Meisterwerkes, das durch Vermittlung einer englischen Bearbeitung in unsere Sprache und Litteratur eingeführt wurde. Traurig vor allem gestaltete sich der Abschluß von Forsters Leben. Er sah, wie sein Familienglück zerfiel, das Herz seiner Gattin sich einem andern zuwandte; das Ideal der Freiheit, das ihm die französische Revolution herbeizuführen schien und das er in Mainz zu verwirklichen trachtete, wurde ihm persönlich durchaus verhängnisvoll: von seinen deutschen Freunden verlassen, vom Vaterlande selbst als Verräter der deutschen Sache an die französischen Feinde geächtet, verbrachte er sein letztes Jahr in Paris, von den Seinen getrennt, beim unmittelbaren Anblick des Revolutionstreibens irre geworden an den Zielen, für die er alles geopfert hatte, von dem Schmerz über sein verfehltes Leben gepeinigt, schließlich von heftiger Krankheit in wenigen Wochen überwältigt. Zum Teil wohl war es seine eigne Schuld, hauptsächlich aber sein schweres Geschick, was Forsters Kraft so bald brach, gerade da seine mannigfachen glücklichen Geistesanlagen sich zu einer seltenen Reife entwickelt hatten. Als Mann der gelehrten Forschung war er mit seiner Beschreibung der zweiten Reise Cooks um die Erde, die er an der Seite seines Vaters mitgemacht hatte, 1777 zuerst bedeutsam in der Litteratur hervorgetreten; als Mann des praktischen Handelns, der in der schriftstellerischen Thätigkeit fast nur einen Notbehelf erblickte, beschloß er sein Leben. Zwischen diesen beiden Polen, der naturwissenschaftlichen Forschung auf der einen und der Betrachtung geschichtlich-politischer Ereignisse und Tagesfragen auf der andern Seite, bewegte sich denn auch sein litterarisches Wirken. Aber wie

alles, was Forster schrieb, ein künstlerisches Gepräge trug, so dachte er auch mit besonderer Vorliebe ästhetischen Problemen nach, und gerade in seinen vollendetsten Werken nahmen Erörterungen über allerlei Fragen und Gegenstände der Kunst einen überaus breiten Raum ein. Eine merkwürdige Erscheinung trat dabei zu Tage. Selbst ohne dichterische Begabung, in der Zeit seiner jugendlichen Bildung von Deutschland entfernt, hatte sich Forster in seinen ersten Schriften von dem Geiste, der die gleichzeitige deutsche Litteratur beherrschte, nur wenig berührt gezeigt. Hie und da stellten sich zwar auch bei ihm Ideen ein, die der Periode des Sturmes und Dranges angehörten, ebenso wie er persönlich einem Friedrich Heinrich Jacobi und andern, die sich zu den Stürmern hielten, nahe stand; aber wie er im Leben neben Jacobi einen Lichtenberg als Freund schätzte, so bewahrte ihn auch als Schriftsteller die strenge wissenschaftliche Besonnenheit, die ruhige Sachlichkeit, die schon seine ersten Darstellungen auszeichnete, vor einer leidenschaftlich-unbedingten Hingabe an die Tendenzen der litterarischen Revolutionäre. Eine Zeitlang ließ er sich hernach in die Irrgänge religiöser Schwärmerei verlocken; dann aber, endgiltig aus ihnen befreit, fand er selbständig suchend den Weg zu einer geistigen und namentlich ästhetischen Höhe, zu der sich nur die allerwenigsten unter den Stürmern wie unter ihren Gegnern zu erheben vermochten. Hier nun trat Forster, der früher ganz allein für sich zu wandeln schien, neben die ersten Führer unserer Litteratur als ihr echter Geistesverwandter, ja auch in vielen einzelnen Fragen als ihr nächster Gesinnungsgenosse. Im ersichtlichen Anschluß an Lessing und Winckelmann, aber auch in voller Übereinstimmung mit Goethe und namentlich mit Schiller, für dessen „Götter Griechenlands“ er darum eine Lanze gegen Stolberg brach, setzte er den ersten, wahren Zweck der Kunst in die Darstellung des Idealisch-Schönen und verwarf darum in seinem letzten Hauptwerke, den „Ansichten vom Niederrhein“, sowohl die naturalistische Malerei der holländischen Meister, in denen er bloße Bildner des Körperlichen, keine Seelenschöpfer wahrnahm, als auch die Darstellungen der Passion oder eines andern den Körper in Folterqualen verzerrenden Martyriums in der christlichen Kunst. Ebenso berührte er sich nunmehr in seinen religiösen Ansichten mit

dem reifen Herder und nicht selten auch mit Goethe, zu dem ihn aber noch unmittelbarer sein naturwissenschaftliches Studium und hauptsächlich sein beständiger Blick auf das Ganze der Natur hinführte. Dicht neben Schiller stellten ihn aber auch seine ethischen Anschauungen: für ihn wie für Schiller war innere, sittliche Freiheit die einzige wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit. Die Idee der Freiheit wollte er darum überall bethätigt wissen, im religiösen und wissenschaftlichen, im sozialen und national-politischen Leben. Seine Auffassung von Staat und Recht ruhte zum guten Teil auf denselben Grundlagen wie die Schillers; nur suchte er, was dieser rein geistig theoretisch faßte, überstürzt in die praktische Wirklichkeit einzuführen und ging dabei tragisch zu Grunde, fast in demselben Momente, da Schiller sich zum höchsten Gipfel seines Schaffens aufschwang.

Nur wenige von Forsters Altersgenossen waren gleich ihm damals menschlich und künstlerisch so weit gereift, daß sie als ebenbürtige Geistesgefährten neben Schiller und Goethe hätten treten können. Die meisten hatten die Phase der stürmisch trüben Gährung noch nicht überwunden. Außer einigen Männern der strengen Wissenschaft, denen wieder die gleichzeitige deutsche Poesie zu wenig am Herzen lag, waren es vornehmlich Schillers erprobter Freund Christian Gottfried **Körner** und, schon bedeutend jünger, die Brüder Wilhelm und Alexander v. **Humboldt**, die um 1794 bereits zu solch seltner Klarheit in ihrer Auffassung des Lebens und der Kunst durchgedrungen waren, die beiden letztern als direkte Schüler Forsters, dem Wilhelm sich in seiner politischen Theorie, Alexander in seinen naturwissenschaftlichen Studien unmittelbar anschloß. Aber als selbständiger Schriftsteller leistete Körner überhaupt wenig, und beide Humboldts waren 1794 noch über ihre litterarischen Anfänge nicht hinausgekommen, so daß Schiller selbst noch drei Jahre später den jüngeren, nachmals berühmteren Bruder bedenklich unterschätzte. Mochten daher auch Goethe und Schiller vieles mit diesen und einigen ähnlichen Freunden besprechen, wo es sich um das Letzte und Höchste der Kunst handelte, waren sie doch trotz ihnen wie trotz Herder und Voß nur auf sich gegenseitig angewiesen.

Schon regte sich zwar auch das junge Geschlecht, das berufen war, dereinst in Kunst und Wissenschaft über die Ziele, bei denen Schiller und Goethe damals Halt machten, noch hinauszustreben, die Begründer der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, die Führer der romantischen Schule. Aber sie konnten vorerst den älteren Dichtern in Weimar und Jena künstlerisch noch fast nichts geben, nur von ihnen empfangen. Ganz und gar in ihrem Geleise bewegten sich noch Hölderlin und die beiden Brüder Schlegel, von denen namentlich der ältere August Wilhelm persönlich und litterarisch freundschaftliche Beziehungen zu Schiller und Goethe hatte: gewissermaßen unter ihren Augen vollendete er seine Verdeutschung Shakespeares, und in den „Horen“ durfte er seine Fragmente einer Übersetzung Dantes zum Abdruck bringen. Was der junge Tieck bis gegen 1794 leistete, gehörte sogar noch ganz der Litteratur des Sturmes und Dranges an und war nicht immer gerade den edelsten Erzeugnissen dieser Epoche nachgebildet. Jean Paul aber konnte bei dem Mangel einer strengen künstlerischen Form und eines einheitlichen Stils in seinen von Empfindsamkeit und spöttischem Cynismus gleichmäßig triefenden Werken unsern beiden größten Dichtern, die ihren künstlerischen Geschmack am Studium des klassischen Schönheitsideals geläutert hatten, nur geringe Sympathie einflößen.

So mitten zwischen alter und neuer Zeit auf einem Gipfel des geistigen Lebens angelangt, auf den ihnen von allen Mitstrebenden doch keiner ganz bis oben hinauf folgte, mußten Goethe und Schiller aus einer Art von historischer Notwendigkeit sich endlich finden und dauernd mit einander vereinigen zu einem Bunde, wie ihn die Geschichte der Künste überhaupt nirgends und niemals wieder aufzuweisen hat. Es war eben so sehr ein Bund der Herzen wie der Geister, ein Bund, den nichts in der Welt mehr zu lockern noch zu lösen vermochte. In unverbrüchlicher Treue nahmen Schiller wie Goethe von nun an lebhaften Anteil an allem, was den Freund betraf, an seinen Lebenserfahrungen, seinen Freuden und Schmerzen, an seinen geistigen Bestrebungen, seinen künstlerischen Arbeiten, seinen Gedanken, Plänen, Urteilen und Meinungen. Keiner verleugnete seine besondere Art und den bedeutsamen Gegensatz ihres

beiderseitigen Wesens; nach wie vor ging Goethe von der sinnlichen Anschauung, von der Natur, Schiller dagegen von der Idee, von der philosophischen Spekulation aus. Aber jeder teilte von seinem Eigenen dem andern mit: Goethe bot dem Freunde konkrete Beispiele zu seinen abstrakten Ideen, Schiller belebte die sinnlichen Einzelanschauungen Goethes durch Ideen. Ein neuer Schaffensfrühling erblühte für beide; die Dichtung, die bei beiden in den letzten Jahren einigermaßen gestockt hatte, brach nun mit neuer Gewalt hervor zu Werken voll des tiefsten allgemein menschlichen Gehaltes und von höchster künstlerischer Vollendung. Gemeinsam schufen sie diese Werke, jeder für sich mächtig angestrengt und zugleich jeder stets durch den Rat des andern unterstützt; gemeinsam bekämpften sie alles Mittelmäßige und Verwerfliche, förderten das emporkeimende Gute, wo es sich fand, und drückten so mit einander der deutschen Poesie jener Jahre das Gepräge ihrer eigenen Meisterschaft auf, indem sie zugleich den Segen ihres innigen Zusammenwirkens auch über die späte Nachwelt reichlich ergossen. Stets dem Höchsten zugewandt, verklärten sie nicht nur die elf Jahre, die ihnen mit einander zu wandeln vergönnt war, zu einer Epoche von unvergänglicher Herrlichkeit in unserm Geistesleben, sondern erhoben mit sich die deutsche Kunst und Litteratur für immer, wofern sie nur sich selbst treu bleibt, empor ins ewige Reich des Wahren, Guten, Schönen.

# II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

## Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

### a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

6. Juni Herr Professor Dr. G. Wolff über „Neue inschriftliche Funde in der hiesigen Gegend";

22. August Herr Dr. J. Ziehen über „Studien zur lateinischen Anthologie".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Studien zur lateinischen Anthologie** von Herrn Dr. J. Ziehen.

1. Der Schlußvers des zweiten Einsiedler-Gedichtes, das Riese unter Nr. 726 seiner Anthologie nach Hagens Vorgang veröffentlicht hat, giebt mit seiner wörtlichen Nachahmung eines vergilischen Verses ein Rätsel auf; wenn das quid tacitus Mystes mit Wahrscheinlichkeit als Vorbild, nicht Nachahmung des Calpurniusischen quid tacitus Corydon gefaßt wird (s. zuletzt Schanz, Röm. Litt. I, 285), so ist das casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo ja als Nachahmung von Vergil Eclog. IV, 10 gar nicht abzu-

streiten, und diese Nachahmung ist so plump[1]) wie sinnlos: bei Vergil hat das fave sein Objekt: der nova progenies, der noch unerklärten, die dies vergilische Lied verheißt, soll Lucina in der Stunde der Geburt ihre Gunst leihen; bei dem Dichter des Einsiedler-Liedes schneit der seiner Beziehung entrissene Vers sonderbar in die Schilderung des über Rom neu gekommenen Glückes hinein, man sieht nicht recht, was der Vers am Ende der Ekloge eigentlich soll.

Ganz anderen Charakter gewinnt die Nachahmung oder das Zitat, wenn es gelingt, ihm eine bestimmte Zeitbeziehung abzugewinnen, die mit den Zeitbeziehungen des berühmten vergilischen Liedes gewissermaßen in absichtliche Konkurrenz tritt, ja sie zu überbieten vermag in Zugkraft wie Bedeutung des Beziehungsobjektes; ich glaube, daß eine solche Zeitbeziehung für den Schlußvers des Einsiedler-Gedichtes ungezwungen zu finden ist.[2]) Wer kann die Lucina sein, die dem Apollo-Nero zur Seite steht? Der Verfasser der Tragödie Octavia, die durch Ladeks und anderer Forscher Verdienst neuerdings dem ersten Jahrhundert ja wohl gesichert ist, nennt V. 219 seine Heldin Juno, weil sie Schwester und Weib zugleich ihres Gatten war; der Eklogendichter war gebunden durch die ganz allgemeine Gleichstellung Neros mit dem Sohn der Latona; was ist natürlicher, als daß ihm Octavia, die [Halb-]Schwester des Kaisers, zur Diana wird? Und so gewinnt der vergilische Vers in seiner Verwendung durch den anonymen Dichter des Einsiedler-Gedichtes ganz neue Beziehung: die casta Lucina ist die unglückliche Kaiserin, deren spectata probitas (Tac. ann. XIII, 12) sie weit über ihre lasterhafte Umgebung er-

---

[1]) Es läßt sich allenfalls Statius Silv. IV, 6, 36 mit seinem aus Lukrez entlehnten deus ille deus vergleichen — auch hier dieselben Worte, wie im Vorbild, doch ganz anders verwendet.

[2]) Es ist aus solchen, teilweise recht versteckten Zeitbeziehungen der römischen Dichter noch viel wertvolles historisches Material zu gewinnen; so bezieht sich meines Erachtens das Fragment der Necyomantia des Laberius, in dem „ein angeblicher Plan Cäsars, die Bigamie einzuführen", verspottet wird (s. Schanz, Röm. Litt. S. 132), ganz unzweifelhaft auf Cäsars Verhältnis zu Kleopatra.

hob, und mit sonderbarer Prägnanz, deren Verständnis durch sonstigen lateinischen Sprachgebrauch aber nahe genug gelegt ist, wird Nero als der tuus Apollo dieser Lucina-Octavia eingeführt. Es darf uns nicht wundern, Octavia in dieser Weise an hervorragender Stelle des Gedichtes von einem höfischen Poeten verherrlicht zu sehen; so schlecht das Verhältnis der beiden Gatten war, so genoß doch Octavia den Titel Augusta, erscheint im Gebet der Arvalen und begegnet uns auf Münzen neben Nero. Es bedarf nicht besonderer Erwähnung, daß der auch hier vorliegenden Gleichsetzung der Angehörigen des Kaiserhauses mit Göttergestalten besonders die hellenistisch-römische Sitte der Darstellung fürstlicher Personen mit den Attributen verschiedener Götter großen Vorschub leistete; für Octavia paßt die Gleichstellung mit der jungfräulichen Artemis vortrefflich; gerade die reine Weiblichkeit der jungen Kaiserin tritt in dem Bericht des Tacitus über ihren Prozeß und ihr Ende besonders rührend zu Tage; soror Augusti non uxor ero läßt der Verfasser der pseudosenecaischen Tragödie seine Octavia versichern, und ebendort gedenkt (V. 292) der Chor der sancta pietas, der virginitas und des c a s t u s pudor seiner Heldin.

Auch die Entstehungszeit des Gedichtes läßt sich nun genauer bestimmen, als dies von Peiper geschehen ist; Nero vermählte sich im Jahre 52 mit der unglücklichen Tochter des Claudius, die er dann 62 wieder verstoßen hat; wahrscheinlich der ersten Zeit der Ehe, wo das Verhältnis der beiden Gatten wenigstens äußerlich leidlich war, wird die Ekloge angehören; auch das iam regnat sieht, sehr im Einklang mit dem sonstigen Inhalt des Gedichtes, sehr nach einer Feier von Neros Thronbesteigung aus.[3])

2. Weniger eingehend und beredt als die berühmten Verse des Cornelius Severus, aber immerhin ein interessantes Zeugnis für die verschiedene Art, in der sich Ciceros Gedächtnis bei der Nachwelt erhielt, sind die Hexasticha de Cicerone post mortem illius wohl das anziehendste Thema in dem sonst reichlich öden Lusus XII sapientium, der bei Riese unter Nr. 495 ff. abgedruckt

---

[3]) Zum Spiel mit dem saeclum Saturni vgl. die Verse des Ablavius bei Bährens FPR S. 405 u. Porfyr. Optatianus c. III (V), 12.

ist; einer der weisen Dichter, Euphorbius, widmet dem Redner folgende Grabschrift:

Hic iacet Arpinas manibus tumulatus amicis,
Qui fuit orator summus et eximius,
Quem nece crudeli mactavit civis et hostis.
Nil agis, Antoni: scripta diserta manent:
Vulnere nempe uno Ciceronem conficis, at te
Tullius aeternis vulneribus lacerat.

Schärfer pointiert und der Gliederung des Verssystems entsprechender wird dieses Gedicht, wenn wir die dritte und vierte Zeile folgendermaßen lesen:

Quem nece crudeli mactans et civis et hostis
Nil agis, Antoni: scripta diserta manent.

Die Änderung ist paläographisch ja sehr leicht, sie beseitigt die kahle Aufeinanderfolge der beiden Relativsätze und verbindet den Pentameter mit seinem Vorgänger im Distichon; auch der Sinn gewinnt schärfere Hervorhebung durch das doppelte et, zu dessen adversativem Gebrauch — „obwohl ein Bürger, doch ein Feind des Vaterlandes" — die römische Prosa ja zahlreiche Beispiele bietet.

3. Der hochtrabend altertümliche Ton des carmen de figuris (Riese Nr. 485), der die ersten Herausgeber sogar veranlaßte an augusteische Entstehungszeit des Gedichtes zu denken, erlaubt uns wohl, für V. 3 der Widmungsverse an Messius eine paläographisch leichtere Heilung der Überlieferung für möglich zu halten, als die bisher versuchten es sind; schwerlich kann der dritte Vers den Gedanken des trino versu singula perscribere nach irgend einer Seite einleuchtend erweitern — Ritschls darauf abzielender Vorschlag ist paläographisch mehr als bedenklich —, um so mehr erwartet der Leser einen Zusatz zu dem wortkargen Messi der Anrede; war ein solcher Zusatz nach homerisch-epischer Art in einen appositiven Vokativ gekleidet,[4]) so bleibt die Überlieferung et prosa et versu pariter † placate virorum im übrigen unangetastet, nur placate ist zu ändern und zwar unter Beibehaltung der Vokativ-

[4]) Vgl. Ameis-Hentze zu Θ. 382: Ἀλκίνοε κρεῖον πάντων ἀριδείκετε λαῶν. — S. auch Justin. XII, 16, 8 Aristotele inclito omnium philosophorum.

endung, die wahrscheinlich einem Partizipium auf -atus angehängt war; der Sinn des verderbten Wortes ist am ehesten: „erfahren, erprobt“ und darum die nächstliegende Lesung spectate;[5]) wenn man in dem Adressaten des Gedichtes mit Recht den Verfasser der Exempla elocutionum Messius Arusianus vermutet (s. Teuffel § 427, 4, 451, 1), so hat dieser trockene Geselle also auch Verse gemacht, die die Bewunderung ähnlicher Zeitgenossen fanden.

4. Das nobile marmor adstantis pueri zu Anfang des Liebesgedichtes Nr. 746 (= Bährens PLM. III, 301) war von Riese durchaus folgerichtig mit einem Kreuz versehen worden, da die Erklärung der Worte nicht gefunden war; Bährens hat mit gewohnter Rücksichtslosigkeit gegen die Überlieferung sogar ein mobile marmor adstantis ponti daraus gemacht; ich glaube, man kann die Überlieferung nicht nur erklären und verteidigen, sondern zwei interessante Daten aus ihr gewinnen. Ein nobile marmor durch Aurora ins Tönen gebracht — es bietet sich gewiß jedem Leser sofort die Beziehung auf die Memnonsäule dar; diese bestand aus einem marmorartigen Stein[6]) und wurde schon zur Zeit des Plinius auf den äthiopischen Sohn der Eos bezogen, während noch bei Strabo (17, 813 ff.) über die Deutung der Figur Unklarheit herrscht; berühmt (nobile) war die Figur im ganzen Altertum ganz außerordentlich — wir besitzen z. B. in zahlreichen Inschriften Zeugnisse dafür, wie gern die Sehenswürdigkeit von Reisenden aufgesucht wurde; auch fehlt es nicht an litterarischen Belegstellen, zu denen die vorliegende als willkommene Bereicherung hinzutritt.

Doch die Memnonsäule, wird man mir entgegenhalten, ist ein Sitzbild und die Nebenfigur des stehenden Knaben am Sessel

[5]) Ein Mitglied der Sektion schlug statt spectate die paläographisch leichtere, doch stilistisch nicht ganz so probable Änderung praeclare vor. Kunstreicher bezeichnet Statius (Silv. II, 7, 21 f.) den Lukan wegen seiner poetischen und prosaischen Schriftstellerei als (sacerdos), qui (Musas) geminas tulit per artes et vinctae pede vocis et solutae. Den Gedanken poetischer Wiedergabe eines prosaischen Vorbildes drückt der Verfasser der Laus Pisonis V. 74 mit voces per carmina referre aus.

[6]) Plin. 36, 58: non absimilis illi (basanites) narratur in Thebis delubro Serapis, ut putant, Memnonis statuae dicatus, quem cotidiano solis ortu contactum radiis crepare credunt.

kann doch nicht etwa gemeint sein; wie paßt das zu astantis? Ich bin fest überzeugt, daß dies astantis in der That viele von der Beziehung der Stelle auf die Memnonsäule ferngehalten hat, glaube aber, daß der Ausdruck kein Hindernis für diese Beziehung bilden darf. Plinius führt 34, 54 die Parthenos des Phidias der Art ein, daß er sie mit dem Zusatz quae est in Parthenone astans versieht: astans steht in der entscheidenden Überlieferung, die moderne Umänderung des Wortes in stans, wie sie z. B. L. Jans Text bietet, macht die periphrastische Ausdrucksweise est stans statt stat vollends unverständlich und läßt sich wohl obendrein einen Germanismus zu schulden kommen; ich glaube, daß astans entschieden festzuhalten ist, und daß mit dem Worte das Hochragende des gewaltigen Sitzbildes bezeichnet werden sollte. Mag diese Deutung von astans noch durch eine bessere ersetzt werden: jedenfalls muß die Thatsache, daß das Wort von einem der berühmtesten Sitzbilder des Altertums gebraucht ist, wohl unangetastet bleiben.

Wem astantis in dem uns vorliegenden Gedicht der Anthologie auch durch diese Parallele nicht genügend gedeckt erscheint, dem kann ich freilich keine bessere Änderung als das recht wenig nahestehende Pallanti = Pallantii empfehlen; Ovid hat mit dem Epitheton Pallantius den arkadischen Evander bezeichnet (fast. 5, 647), aber da Eos als Nachkömmling des Giganten Pallas bei ebendemselben (metam. 9, 421), Pallantias heißt, so mag ihr Sohn wohl als Pallantius für einen römischen Dichter erträglich sein.

Freilich, sollte der Text des Gedichtes durch die vorstehenden Bemerkungen in Schutz genommen sein, der Beurteilung des Dichters ist es nicht günstig, wenn wir so bei ihm lesen: was hat die ferne Memnonsäule mit dem privaten Erlebnis des römischen Poeten zu thun? Er hätte lieber erzählen sollen, wie die aufgehende Sonne auf sein privates Hausdach zu wirken beginnt!

Möglich wäre es, daß ein verlorenes Epos, das Ägypten zum Schauplatz der Handlung hatte, die hier vorliegende Umschreibung der Zeit des Sonnenaufganges zum erstenmale enthält. Ich habe früher an dieser Stelle (s. Berichte 1890, S. 53, 62, 63 f.) hervorgehoben, wie die kunstgerechte Einkleidung nüchterner Angaben von Zahlen, Zeit und Ort zu den Hauptmomenten der

Kunstepik gehörte; den dort angeführten Beispielen aus Lukan soll hier aus dem Kreise der Anthologie des Phokas schulgerechte Umschreibung von Vergils Geburtstag (c. 671, 45 f.) angereiht werden; die klassische Parodie dieser epischen Künstelei, zugleich ein willkommener Beleg für die theoretische Auffassung des Rezepts als solchen, findet sich in der 19. Epistel Ausons.

5. Das Perseusgedicht 867 behandelt in epigrammatischer Weise die List, durch die der Held dem versteinernden Einfluß des Blickes der Medusa entgangen ist;

hanc auro genitus Jovis [7]) ales praesule diva
mactans aerato conspicit ingenio.
sic praesens absensque simul † cecumque videndo
fundit et ignaro † sapetor ab hoste redit.

Nur Einzelheiten dieser Schilderung sind unklar: aerato ingenio ist so künstlich und gewunden, daß man immer wieder versucht ist, Büchelers Änderung in clipeo anzunehmen. Mit dem sapetor des letzten Verses weiß ich nichts anzufangen; raptor würde sehr schön sein, wenn nicht in dem sapetor ein Wortspiel mit dem vorangehenden ignaro [8]) allzu deutlich vorzuliegen schiene. Leichter ist es, dem überlieferten cecumque abzuhelfen; genau dem Sachverhalt entsprechend wäre die Lesart caecumque videndo; sie kommt dem überlieferten cecumque am nächsten, und der Vers erhält den Sinn: anwesend war Perseus und doch zugleich nicht anwesend (weil nämlich abgewandt), er sah (nämlich im Spiegel), was doch unsichtbar war; etwas künstlich, aber durchaus klar ist damit die Situation bezeichnet, die wir auch auf zahlreichen antiken Kunstwerken dargestellt finden (s. über diese zuletzt Löschke, die Ent-

[7]) Jovis nicht Jove, was mythographisch von Interesse ist.

[8]) Den Gedanken dieses ignaro wollte vielleicht auch die haarsträubende Etymologie eines stoischen Mythographen wiedergeben, der den Namen Medusa in μὴ ἰδοῦσα zerlegte und so erklärt zu haben glaubte. Fulgentius (myth. 1, 26) hat diesen Versuch eines Griechen, als ob er nicht an sich schon unglücklich genug wäre, durch eine falsche Übersetzung ins Lateinische noch mehr entstellt: er erklärt μὴ ἰδοῦσαν quod videri non possit (myth. 1, 26); die alte Änderung des überlieferten videri in videre rettet das grammatische Unterscheidungsvermögen des Dichters, eine sachliche Erklärung des videre wird schwerlich zu geben sein.

hauptung der Medusa. Festschrift für H. v. Brunn. Bonn 1894), und die bis auf Eduard Kämpffer herab die bildliche Wiedergabe der Medusentötung beherrscht. Belege für den passiven Gebrauch von caecus sind wie für den analogen des griechischen τυφλός in jedem Lexikon zu finden; Bährens hat denselben Gebrauch von caecus für seine Lesung der Stelle in Anspruch genommen, die — weniger leicht in paläographischer Hinsicht — für das überlieferte cecumque — caecusque einsetzt; ist die Bährensische Konjektur richtig, so wird man caecus jedenfalls nicht mit Bährens als non visus, sondern entschieden sinnentsprechender mit non videns zu erklären haben; auch ich würde die Lesung caecus in diesem Sinne vorziehen, wenn nicht erstens caecumque der Überlieferung näher stände und zweitens die grammatische Deutung des Ablativs videndo nach caecus Schwierigkeiten machte.[9]) Daß die auf die Medusa bezüglichen Verse

Deriguit mirata necem fatumque veneni
Vertit et in morem decidit ipsa lapis

an den Schluß des Epigramms gehören, hat Bücheler hervorgehoben; der Sinn der Worte ist wohl noch nicht ganz richtig erklärt, namentlich in morem aus diesem Grunde mit Recht beanstandet worden, womit freilich Ellis' in rorem nicht das Wort geredet sein soll.

6. Das schöne Gedicht des Cod. Parisinus 8093 (Riese No. 672; Bährens PLM. IV, 179 u. 99), in dem das Eingreifen des Augustus für die Erhaltung der Vergilischen Äneis in Form eines Selbstgespräches geschildert ist, enthält in V. 6 eine meines Erachtens noch nicht gehobene Korruptel in der Überlieferung. Was vorangeht ist klar: „werden es meine Augen ansehen können,

---

[9]) Das Spielen unseres Gedichtes mit dem Begriffe „sehen" mag den Vorwand abgeben, um ein Gedicht der griechischen Anthologie gegen eine jüngst vorgeschlagene Verunstaltung zu schützen: Sakolowski beanstandet Philologus 53, 361 das ἔβλεπε des Gedichtes Anth. Pal. V, 41:

Τίς γυμνὴν οὕτως σε καὶ ἐξέβαλεν καὶ ἔδειρεν;
τίς ψυχὴν λιθινὴν εἶχε καὶ οὐκ ἔβλεπε;

das von ihm vorgeschlagene ἐλέει ist ganz schön, ἔβλεπε scheint mir feiner: wer sah das Mädchen, will der Dichter sagen, und sah nicht immer fort hin, d. h. vergaß nicht alles über dem Anblick.

daß das Werk zu Grunde geht, wird die Flamme — denn flamma ist festzuhalten und sicher nicht mit Kloß und Bährens Roma einzusetzen — wird die Flamme so ehrloses Werk vollbringen können . . .“ Es folgen im lateinischen Text die Worte ductumque operi servabit amorem? Riese hat die Stelle mit einem Kreuz versehen und dabei sicher richtiger gehandelt als Bährens, der, fußend auf der eben zurückgewiesenen Konjektur Roma statt flamma, ductumque operis servabit amorem liest; ductum läßt sich ja allenfalls mit „einmal gefaßt“ erklären, sehr einleuchtend ist die Erklärung nicht; behalten wir außerdem flamma bei, so fehlt für servabit offenbar ein Subjekt; denn die Flamme soll und kann doch die Liebe zu dem Werke nicht bewahren. Sind die hier aufgestellten Prämissen richtig, so muß in ductum ein paläographisch verwandtes Substantiv stecken, das Subjekt zu servabit ist; es scheint mir wahrscheinlich, daß der Dichter

luctusque operis servabit amorem

schrieb, womit der passende Gedanke gewonnen wäre: „soll denn unsere Liebe zu dem verbrannten Werk nur darin bestehen, daß wir um das Werk trauern?“ Der Dichter will das nicht erleben und fährt darum fort mit dem Ausruf: Pulcher Apollo veta! Musae prohibete Latinae!

7. Das Gedicht 760 (= Bähr. PLM. III, 306) schließt seinen Angriff auf den Marcus, der seine Liebesgenüsse im Stile des lukianischen Kallikratides unter der Maske des väterlichen Verhältnisses verbirgt, mit dem kurzen Gedanken: „Der Mond wird der Sonne verraten, was er von dir gesehen hat; vertraue der Nacht, du Thor, nicht Dinge an, die wert sind, vor dem Tageslicht sich zu bergen“ [10]) und resumiert dann nach der Lesart der Handschrift:

qui pater est huic filius est; a limine primo
filius a thalamis incipit esse puer.

Ich will die ziemlich weitgehenden Änderungen, die diese Überlieferung erfahren hat, hier nicht bekämpfen, sondern kurz die Worte

---

[10]) Mit dieser Übersetzung ist die Überlieferung der beiden Verse hoffentlich sowohl gegen Rieses Bedenken wie gegen Bährens eilfertige Änderung ausreichend geschützt.

hinsetzen, wie sie mir mit einer verhältnismäßig kleinen Änderung lesbar gemacht scheinen:

stulte — quid ignaro non dicit Cynthia fratri? —
ne credas nocti digna latere diem!
Qui pater est huic filius est: **tibi** lumine primo
filius, a thalamis incipit esse puer.

Durch Einsetzung des tibi tritt das Verhalten des angeredeten Marcus zu dem Wesen eines rechtmäßigen Vaters in den gewünschten Gegensatz; dem lokalen a thalamis kann das temporale lumine primo sehr wohl entsprechen; grammatisch wie sachlich unmöglich ist übrigens auch die Lesart limine keineswegs; wem die witzige Verwendung des λύχνος durch Demosthenes (s. Plutarch c. 8) in der Erinnerung steht, der wird dem lumine sogar die überlieferte Lesart vorziehen.

8. Das Hilariusgedicht No. 487 hat Riese in zwei Distichen zerlegt, wohl weil ihm die innere Verbindung der beiden Teile zu fehlen, dagegen jedes Distichon ein Ganzes für sich zu bilden schien. Bährens (Fragm. Poet. Rom. p. 420) ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat das zweite Distichon (487a bei Riese) für ein des Abschlusses beraubtes Fragment eines mehr als ein Distichon umfassenden Gedichtes erklärt. Letztere Annahme scheint in der That durch den Zusatz et reliqua in der Handschrift geboten zu sein. Gegenüber der Trennung der beiden Distichen möchte ich mir die Frage erlauben, ob nicht der Gedankenzusammenhang einfach folgender ist. Mit Staunen sieht der Dichter in den Quellen von Gratianopolis die anscheinend unmögliche Verbindung von Wasser und Feuer, verwundert fragt er, wie diese Verbindung möglich ist; und die Antwort auf die Frage kann dem frommen Bischof ja nicht lange ausbleiben: Gottes Hand (alta manus, mit Nachdruck an den Schluß gestellt) hat das Wunder zu Stande gebracht:

Lympharum in gremiis inimicos condidit ignes
Communis [que] ortus imperat alta manus.

Jedenfalls ist mehr schlichtes Christentum in der schnellfertigen, aber bescheidenen Antwort, als in der Marktschreierei des Endelechius, der das Christentum als veterinäres Universalmittel empfiehlt.

### b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1894 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Th. Aronstein, Lehrer, Offenbach.

In dieser Sektion sprachen am

20. Juni Herr Dr. Michel und Herr Dr. Banner über „Den Neuphilologentag in Karlsruhe".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

**Bericht über den sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe am 15. bis 17. Mai 1894** erstattet von Herrn Oberlehrer Dr. F. Michel.

Der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag fand vom 15. bis 17. Mai 1894 in Karlsruhe statt. Die Zahl der Teilnehmer stieg im Laufe der Verhandlungen auf etwa 120.

Am Abend des 14. vereinigten sich die bereits Eingetroffenen zur üblichen Vorversammlung im kleinen Saale der Festhalle, unter Vorsitz des Professors Müller (Karlsruhe). Geheimer Hofrat v. Sallwürck berichtet für den Ortsausschuß, daß an Stelle des Professors Neumann (Heidelberg), der die von ihm zu Pfingsten 1892 übernommene Stelle als Mitglied des Vorstandes zu Anfang dieses Jahres niedergelegt hatte, eine Neuwahl vorzunehmen ist; da er auch verhindert ist, am Neuphilologentage teilzunehmen, so mußte für den Vortrag „Zu Friedrich Diez' Gedächtnis" [1]) ein Ersatz gesucht werden. Zur Übernahme des Vortrags habe sich Professor Stengel (Marburg) freundlichst bereit erklärt, der zugleich eine Diez-Ausstellung im Versammlungssaale veranstaltet habe. Auf seinen Vorschlag wurde hierauf Professor Stengel mit Stimmen-

---

[1]) Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages (15. März 1794).

*

einheit in den Vorstand gewählt und nahm die Wahl dankend an, in der Hoffnung, daß der sechste Neuphilologentag schön und gemütlich verlaufen werde, „ohne Rücksicht auf die Berufsstellung". — Aus den weiteren Mitteilungen und den sich an diese anschließenden, zum Teil recht lebhaften Erörterungen ist Folgendes hervorzuheben. Professor Stengel berichtet, daß die von der Berliner Versammlung (i. J. 1892) angenommenen Wätzoldt-Rambeauschen Thesen den deutschen Regierungen übermittelt worden, und daß von fünf von ihnen Antworten eingelaufen seien; doch seien auch diese nicht von unmittelbar praktischem Nutzen für unsere Sache. — Des Weiteren wurde angeregt, es solle seitens der Versammlung eine Eingabe an das preußische Kultus-Ministerium wegen Urlaubs-Erteilung zum Besuche des Neuphilologentags gemacht werden, da diese in den einzelnen Provinzen verschieden gehandhabt werde. — Ferner wird seitens des Ortsausschusses bedauert, daß keine bestimmten Regeln über die Geschäftsführung des Vorstands aufgestellt, sowie daß die Akten aus Berlin erst eine Woche vor der diesjährigen Versammlung dem Vorstande zugekommen seien. In Bezug auf diese beiden Punkte wird von der Versammlung auf Antrag Stengels beschlossen:

1) Die Leitung des VI. Neuphilologentags zu beauftragen, zur Vorbereitung für den VII. Neuphilologentag eine auf Grund der bisherigen Erfahrungen erwachsene Dienst-Praxis auszuarbeiten.
2) Von seiten des jeweils letzten Neuphilologentags soll bei sämtlichen deutschen Regierungen Urlaub für den Besuch des nächsten Neuphilologentags erwirkt werden.

Eine längere Debatte veranlaßte hierauf die von der Vorversammlung zu erledigende Feststellung der Reihenfolge der angemeldeten Vorträge. Im wesentlichen spitzte sich diese zu der Frage zu, ob dem Vorstande die Feststellung der Reihenfolge anheim gegeben werden solle, oder ob die Versammlung selbst sich bis ins Einzelne darüber schlüssig zu machen habe. Für den letzteren Fall stellte Herr Dr. Römer (Frankfurt) den prinzipiellen Antrag, einen Wechsel zwischen wissenschaftlichen und praktischen bezw. methodischen Vorträgen eintreten zu lassen. Da eine große

Anzahl von Anträgen aus der Mitte der Versammlung gestellt wurden, so daß die Möglichkeit einer Einigung an diesem Abend ausgeschlossen schien, wurde schließlich mit großer Mehrheit der Beschluß gefaßt, die Auswahl und Anordnung der Vorträge dem Vorstande zu überlassen. In dessen Namen versprach sodann Geheimer Hofrat v. Sallwürck, daß er sich die im Verlaufe der Debatte gegebenen Anregungen zur Direktive nehmen werde.

Am Dienstag, den 15. Mai, Vormittags 9¼ fand die Eröffnung des sechsten Neuphilologentages in der Aula des Großh. Gymnasiums durch Professor Müller statt. Nachdem er die Gäste, besonders die anwesenden Ehrengäste, begrüßt hatte, wies er auf die Verbindung zwischen der alten und der neuen Philologie hin, auf das, was diese jener verdanke und auf das beiden gemeinsame Ziel der Humanität. Was innerhalb der neuen Philologie im besonderen die Gemüter bewegt, dafür bildet seit etwa 12 Jahren der Neuphilologentag den Mittelpunkt zum friedlichen Gedankenaustausch. Der Neuphilologentag ist auch ein nationaler Tag, getragen von dem Gedanken an das gemeinsame Vaterland. „In der Gegenwart wirken wir, aus dem Altertum haben wir die Anregung geschöpft, für die Zukunft wollen wir die Ergebnisse weiter tragen. Möge das, was hier geschieht, Nutzen bringen in jeder Weise; möge der heutige Tag gesegnet sein für die Gegenwart wie für das junge Geschlecht der Zukunft!“ Er gedenkt hierauf der uns von vielen Seiten zuteil gewordenen Förderung, seitens des Landesherrn, der Großh. Regierung und der Residenzstadt Karlsruhe, sowie der Großh. Oberschulbehörde und begrüßt deren anwesende Vertreter. Auch dem Oberhofbibliothekar Hofrat Brambach, der eine Ausstellung von Handschriften der Großh. Hofbibliothek veranstaltet hat, sowie den Verfassern der beiden vom Karlsruher Neuphilologischen Verein gewidmeten Festgaben — romanische und germanische Handschriften —, endlich allen, die durch Übersendung von eigenen oder von Verlagswerken dem Neuphilologentage zu nützen suchten — sprach er den Dank der Versammlung aus. Mit dem Wunsche, daß — nach dem Ausspruche des Herrn Dr. Römer in der Vorversammlung — jeder ein Maximum von geistigem und sittlichem Gewinn vom Karlsruher Neuphilologentage mit hinwegnehmen

möge, erklärt er den sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentag für eröffnet.

Hierauf begrüßt Herr Geheimrat Joos, Direktor des Großherzoglichen Ober-Schulrats, die Versammlung, zugleich im Namen des Großherzoglichen Unterrichts-Ministeriums. Er erblickt in der Wahl des diesjährigen Versammlungsortes eine Anerkennung der Förderung, welche die badische Unterrichts-Verwaltung seit Jahren der Pflege der neueren Philologie angedeihen läßt, und weist auf die für die Entwickelung des höheren wie des mittleren Schulwesens in Baden maßgebenden Grundsätze hin, welchen auch die humanistischen Schulen ihre erfolgreiche Entwickelung verdanken. Den Arbeiten des Neuphilologentages wünscht er gedeihlichen Fortgang und gute Früchte.

Im Namen der Stadt Karlsruhe bringt Bürgermeister Siegrist warme Worte der Begrüßung den Vertretern eines Zweiges der modernen Wissenschaft dar, der in ganz hervorragender Weise belebend, fördernd und veredelnd auf das geistige Leben unserer heutigen Zeit einzuwirken vermag, sowie den unermüdlichen Mitarbeitern auf dem hochwichtigen praktischen Gebiete der Schule.

Nachdem Professor Müller den Vorrednern den Dank der Versammlung ausgesprochen, wird in die Tagesordnung eingetreten, und zwar ergiebt sich aus den Beratungen des Vorstandes folgende Reihenfolge für die drei in Aussicht genommenen Sitzungen am Dienstag Vormittag, Nachmittag und Mittwoch Vormittag (unter Weglassung der nicht zum Vortrag gelangten Redner):

Erste Sitzung am Dienstag Vormittag:

1. Professor Stengel (Marburg): Zu Friedrich Diez' Gedächtnis;
2. Professor Scheffler (Dresden): Bild und Lektüre;
3. Professor Varnhagen (Erlangen): Über Miniaturen in einigen romanischen Handschriften;

Zweite Sitzung am Dienstag Nachmittag:

4. Professor Schröer (Freiburg): Über neuere englische Lexikographie;
5. Professor Sarrazin (Freiburg): Neueres von und über Viktor Hugo;

6. Professor Beyer (Freiburg): Badische Volkskunde (nachträglich angemeldet);

Dritte Sitzung am Mittwoch Vormittag:

7. Professor Beyer (München): Über Lautschulung in meinem Anfangsunterricht;
8. Direktor Walter (Frankfurt): Über schriftliche Arbeiten im fremdsprachlichen Unterricht nach der neueren Methode;
9. Oberlehrer Dr. Banner (Frankfurt): Was muß zur künftigen Gestaltung des neuphilologischen Studiums geschehen? (bezw. „Die neuesten Strömungen auf dem Gebiete der modernen Philologie und die daraus sich ergebende Reform in Unterricht und Vorbildung").

Es ist nicht zu verkennen, daß mit dieser Anordnung eine gewisse Abwechselung von rein wissenschaftlichen und praktischen bezw. methodischen Stoffen, wenigstens zwischen den drei Sitzungen erreicht war, während dies innerhalb der ersten Sitzung sogar für die einzelnen Themata zutrifft. Andrerseits war es gewiß auch wieder zweckentsprechend, den 7. und 8. Vortrag (Beyer und Walter) unmittelbar aufeinanderfolgen zu lassen, schon im Interesse der Vereinfachung der Diskussion, worauf dann der Bannerische Vortrag wegen der allgemeineren, zusammenfassenden Gesichtspunkte einen passenden Abschluß der Debatten bildete. Allerdings lag in diesem Falle die Gefahr nahe, daß — was auch in der That eingetreten ist — für dieses Thema, dem von allen Seiten besonders reges Interesse entgegengebracht wurde, die Zeit zu knapp würde.

Den Reigen der Vorträge eröffnete somit Professor Stengel mit dem den Mitgliedern unserer Sektion bereits aus einem früheren Vortrage des Redners bekannten Thema „Über Friedrich Diez".[2]) Indem er zunächst auf den Stand der romanischen Forschung vor dem Auftreten des Altmeisters einging, ließ er diesem eine lichtvolle Darstellung des Lebens und Wirkens des Gefeierten folgen, mit besonders pietätvoller Betonung des trefflichen Charakters und der allgemeinen Wertschätzung, deren er sich nach Gebühr schon bei Lebzeiten erfreute. Ein weiteres Eingehen auf diesen Vortrag

[2]) S. Hochstiftsberichte Bd. X. S. 330 ff.

erscheint aus dem erwähnten Grunde an dieser Stelle überflüssig. Doch verdienen die auf die Persönlichkeit des trefflichen Mannes bezüglichen Schlußworte eines seiner hervorragendsten Schüler hier eine Stelle zu finden: „Wohl selten hat ein großer Gelehrter sich so schlichtes Wesen, so offenen und kindlichen Sinn bewahrt, wie Diez. Jederzeit bereit, die geringsten Verdienste anderer, besonders junger Anfänger, anzuerkennen, wies er das Lob für seine eigenen Verdienste zurück. Als während der sechziger Jahre sein Ruf in weitere Kreise drang, sogar der Orden pour le mérite ihm zu Teil wurde, war er es, der mit einem Male in der 3. Auflage seiner Grammatik, Raynouard für den „Gründer der romanischen Philologie" erklärte. Einwände prüfte er stets behutsam. Milde und freundlich gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, anspruchslos in seiner äußeren Lebensstellung wie in wissenschaftlichen Arbeiten, dachte er stets nur an die Sache. Das schönste Beispiel für seine sachliche Auffassung ist im kritischen Anhang zum etymologischen Wörterbuch überliefert. Den Zauber, den er ausübte, empfanden alle seine Schüler. Er war ihnen gleichzeitig ein sittliches Vorbild, dem nachzustreben sie sich bemühten. So störte denn auch kein Mißklang die Harmonie des in diesen Wochen angestimmten Lobgesanges. Die Schwesterwissenschaften können die romanische Philologie beneiden wegen der sittlichen Persönlichkeit des Altmeisters. Er wird unser Leitstern bleiben für und für. Indem wir ihm folgen, wissen wir, daß wir uns auf der rechten Bahn befinden."

Die mit großem Beifall aufgenommene Rede wurde durch die schon genannte Ausstellung einer großen Anzahl von Bildern und sonstigen Erinnerungszeichen an den Altmeister der romanischen Philologie — ähnlich wie dies Professor Stengel in kleinerem Umfange bei seinem hiesigen Vortrage gethan — aufs wirksamste unterstützt.

Ich übergehe nun zunächst den Schefflerischen Vortrag, um ihn im Zusammenhange mit den übrigen methodischen Inhalts (7. bis 9.) zu besprechen, und lenke Ihre Aufmerksamkeit gleich auf denjenigen „Über Miniaturen in einigen romanischen Handschriften", zu welchem nach einer kurzen Frühstückspause Professor Varnhagen (Erlangen) an der Hand der zur Ansicht

vorliegenden Abdrücke die nötigen Erläuterungen gab. Die vorliegenden 24 Lichtdrucke von Miniaturen gehören vier verschiedenen französischen Handschriften des 15. und des 16. Jahrhunderts an, und zwar je einem Horarium in Erlangen und Maihingen, sodann einer französischen Übersetzung des italienischen Fiore di Virtù in Maihingen, einer Handschrift mit 6 Miniaturen zu Petrarcas Trionfi, endlich 12 Miniaturen zu einer Kanzone Petrarcas auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Lichtdruck 1—6 ist aus der Erlanger Handschrift; Nr. 7 aus einem mit Randverzierungen versehenen Drucke der Erlanger Bibliothek, ähnlich den Randverzierungen der Erlanger Handschrift; Nr. 8—11 sind aus der ersten, Nr. 12—16 aus der zweiten Maihinger Handschrift; Nr. 17—24 gehören zur Berliner Handschrift.[3])

Die Nachmittagssitzung wurde bald nach drei Uhr unter dem Vorsitze Professor Stengels mit Professor Schröers Vortrag „Über neuere englische Lexikographie" eröffnet. Das Verhältnis des Philologen und Schulmannes zum Wörterbuch ist ein doppeltes: das des Benutzers und das des Mitarbeiters; das letztere ist von besonderer Wichtigkeit, darum will Redner die neueren Philologen zu Mitarbeitern am englischen Wörterbuche gewinnen. Auf allen Gebieten der englischen Philologie hat die heute zu Recht bestehende Methode es verstanden, sich Geltung zu verschaffen und den Dilettantismus zu verbannen, nur nicht in der Lexikographie, zumal in der neuenglischen. Die Zahl der lexikographischen Beiträge, die auf der Höhe der Forschung stehen, ist in Einzelschriften eine verschwindend geringe. Die Kritiken bestehen in stichprobenartiger Prüfung, die im wesentlichen auf dem Standpunkte des Benutzers steht; nur ganz vereinzelt haben hervorragende Fachgenossen die Bedeutung dieser Unternehmungen richtig beleuchtet. Viele kennen sie nicht einmal.

Die lexikographischen Vorarbeiten dieses und des vorigen Jahrhunderts sind heute unzureichend. Alle ihre Versehen und

[3]) Der Vortrag ist in erweiterter Gestalt nebst den 24 Lichtdrucken erschienen: „Über die Miniaturen in vier französischen Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts auf den Bibliotheken in Erlangen, Maihingen und Berlin." (Erlangen, F. Junge. 1894.)

Druckfehler werden in Handbüchern nachgedruckt. Von diesen müssen wir uns daher im Prinzip emanzipieren und auf das achten, was Murrays New English Dictionary on historical principles seit einem Jahrzehnt bietet. Das Prinzip der Wahrheit und Genauigkeit ist auch auf die englische Lexikographie zu übertragen, auch hier sind die Zeugnisse kritisch zu verwerten. Die Zeugnisse der Sprachgeschichte aber sind im Gegensatze zu anderen historischen Zeugnissen direkte, die Sprachquellen selbst, die auch ungleich nachhaltiger sind, als die anderer geschichtlichen Quellen. Die englische Lexikographie aber hatte mit Vorliebe indirekte statt direkte Quellen herangezogen. Namentlich ist dies von dem heute noch so beliebten Johnson zu sagen. Und doch ist die Forderung, aus den Sprachquellen selbst die Sprache zu studieren, hier ebenso selbstverständlich wie in den anderen Disziplinen. Da bezeichnet nun Murray einen Wendepunkt, nicht sowohl durch Reichhaltigkeit als durch die strenge Durchführung des Prinzips, nur aus den Quellen zu arbeiten. Was er enthält, ist mindestens ebenso wichtig wie was er nicht enthält. Die Tilgung bezw. Auslassung von — nach Skeat — sogenannten „Wortgespenstern", Wörtern, die ein Scheindasein führen, ohne wirklich zu existieren, ist ein Hauptverdienst Murrays.

Wie das Ideal eines Wörterbuches beschaffen sein müsse, hat vor kurzem H. Paul in München in einem akademischen Vortrage gezeigt. Diesem Bilde gegenüber wirken die Leistungen der deutschen, französischen und englischen Lexikographie niederschlagend. Murray kommt ihm am nächsten, ohne jedoch das Ideal zu erreichen; doch handelt es sich in der Hauptsache darum, daß er auf dem richtigen Wege ist: bei jedem Worte wird von ihm nach der Etymologie die Bedeutung schrittweise von Jahrhundert zu Jahrhundert beigebracht. In nicht seltenen Fällen verzichtet er darauf, für eine Bedeutungsabteilung die Bedeutungseinsätze zu formulieren; er läßt die Belege selbst sprechen. Die Erklärung der Bedeutungen ist schwer, aber nicht wesentlich für uns. Das einzelne Wort wirkt nur im Zusammenhange des Satzes, eine unmittelbare Vorstellung erhalten wir nur aus dem Vorkommen im Belege. Für Ausländer ist die Deduktion aus Belegen seitens des Lexikographen gefährlich.

Übersetzungen — in zweisprachigen Wörterbüchern — sind ja überhaupt unzureichend, wo es sich nicht um bestimmt feststehende Begriffe handelt, oft sogar unmöglich oder doch ungenau, weil sich die Bedeutungen nicht immer in ihrem ganzen Umfange decken. Nur aus den Belegen ist es möglich, die allgemein giltigen (usuellen) Grundbedeutungen eines Wortes von den gelegentlichen (okkasionellen), die es unter dem Einflusse des Zusammenhangs hat, zu unterscheiden. Trefflich ist hierin Hoppes Supplement-Lexikon, das durch die Mitarbeit des denkenden Benutzers viel gefördert wurde. Dieses Wörterbuch zeigt, daß das Interesse und die Möglichkeit für Mitarbeit in Deutschland gegeben ist. Im Anschluß an die vorhandenen Vorarbeiten müssen wir sammeln und in Fachzeitschriften veröffentlichen. In erster Linie ist diese Mitarbeit im Anschluß an Murray zu empfehlen. Die englische Romanlitteratur, insbesondere die der letzten zehn Jahre, müßte reichlicher exzerpiert werden. Eine solche Arbeit hat den Vorteil, daß sie mit dem Lehrberuf aufs innigste zusammenhängt und die Freude am Sprachunterricht hebt.

Redner verbreitet sich hierauf über die neueren lexikalischen Erzeugnisse außer Murray, der wohl als Muster dienen kann, aber noch nicht als Führer; denn seine Vollendung dürfte noch ein Menschenalter erfordern. Als weitere Hilfsmittel sind daher zu nennen: Für Etymologie in erster Linie S k e a t; sodann das ohne Autor bei Cassel in London erschienene Cyclopedian Dictionary und Whitleys Century Dictionary (New York 1889—1891); letzteres ist als das spätere und, weil von einem Stabe von Mitarbeitern unterstützt, das empfehlenswertere, während allerdings die Belege des ersteren brauchbarer sind. Was dort nicht belegt ist, wäre hervorzuheben und an Murray zu senden. Von zweisprachigen Wörterbüchern kommen hier F l ü g e l und M u r e t inbetracht. Flügels Universal Dictionary, weit weniger umfangreich als Muret, ist das Werk eines Siebzigers, dessen Hauptthätigkeit in die Zeit vor der Entwickelung der englischen Philologie fiel. Obwohl wir daher an ihn nicht die Anforderungen wie an einen Lexikographen von heute stellen dürfen, ist er doch mit höchsten Ehren als ein Vorkämpfer der neueren Lexikographie zu nennen. Er bringt stets Belege bei, sein Werk ist eine Fundgrube für die

neuenglische Sprachkenntnis und daher ganz unentbehrlich. Murets „Encyklopädisches Wörterbuch“, ein Unternehmen in großem Maßstabe, von zahlreichen Mitarbeitern unterstützt, dürfte, wenn es erst glücklich fertig ist, das reichhaltigste von allen sein. Da er jedoch nicht die von Murray und Flügel gelehrte Methode befolgt, haftet ihm der Mangel der früheren Wörterbücher an, er bedeutet also gegenüber letzterem einen Rückschritt. Auch vermißt Schröer bei Muret die oben angedeutete Scheidung zwischen okkasioneller und usueller Bedeutung, während er für technologische Begriffe Dankenswertes bietet.

Zum Schlusse weist Redner den Einwand, daß zur Mitarbeit oft die Hilfsmittel fehlen, als nur teilweise richtig, zurück; die nötigen Texte, Schulautoren, seien leicht zu beschaffen, und was die lexikalischen Werke betreffe, so sei zu wünschen, daß jede Schulbibliothek diese besitze, da dadurch in erster Linie der Schule genützt werde.

In der an den Vortrag sich anschließenden kurzen Diskussion weist Professor Schipper (Wien) auf den weit verbreiteten Webster hin, der die den deutschen Wörterbüchern fehlende Eigentümlichkeit der bildlichen Darstellungen aufweist, wodurch die Worterklärung bedeutend erleichtert wird. Professor Fels (Hamburg) empfiehlt an Stelle des durch mehrfachen Nachdruck unzuverlässig gewordenen Webster das Wörterbuch von Ogilvie.

Hierauf teilte Professor Sarrazin (Freiburg) „Neues von und über V. Hugo“ mit. Der vor mehr als 10 Jahren aus dem Leben geschiedene Dichter wurde damals sehr gefeiert; jetzt haben sich die Meinungen zu seinen Ungunsten verschoben. Es ist an die Stelle der kritiklosen Bewunderung eine keineswegs wohlwollende Kritik getreten Eine Biographie V. Hugos ist trotz der vielen vorhandenen Arbeiten heute noch nicht möglich. Es wäre zunächst sein äußerst umfangreicher Briefwechsel, natürlich mit Auswahl, zu veröffentlichen. Es müßte ferner mehr als bis jetzt geschehen die Aufmerksamkeit der Hugo-Forschung sich auf das Studium der Stilentwickelung bei dem Dichter richten, und es müßten einzelne dunkle und schwer aufzuhellende Punkte in seinem Lebens- und Werdegange klar gestellt werden. Von dem, was das letzte

Jahrzehnt in dieser Hinsicht gebracht hat, ist als epochemachend für die Biographie des Dichters das vierbändige Werk von Edmond Biré zu nennen. Der Verfasser hat seit 1883 alle wertvollen Quellen benutzt; mit Ausnahme des vor wenigen Monaten aufgefundenen Journal de l'Exil (1852—56) hat er kaum ein Zettelchen unbeachtet gelassen. Für die Textkritik ist es geradezu eine Offenbarung zu nennen, daß Biré ein vollständiges Exemplar des Conservateur Littéraire, einer halbmonatlichen Zeitschrift, gefunden hat. Sie erschien vom Dezember 1819 bis März 1821 in Heften von etwa 40 Seiten, die meist aus Hugos Feder geflossen sind. Diese Entdeckung ist deshalb von höchstem Werte, weil Hugo später diese Jugendarbeiten wesentlich entstellt abgedruckt hat, um den Anschein zu erwecken, als ob er in seinen litterarischen Ansichten nie geschwankt hätte. Das Hauptergebnis von Birés Forschung ist: er hat den Nachweis erbracht, daß nicht alle Darstellungen der Historiographen des eitlen Dichters falsch sind, sondern daß die von Hugo selbst diktierten autobiographischen Aufzeichnungen voll von Irrtümern sind, weshalb dieses Quellenwerk nur mit der allergrößten Vorsicht benutzt werden darf. (Redner bezieht sich hier auf: V. Hugo, raconté par un témoin de sa vie, herausgegeben von seiner Frau, 2 Bände 1863). Diese Zweifel sind übrigens nicht neu; zudem hat Biré sich nicht mit einer objektiven Darstellung seiner Ergebnisse begnügt. Er steht vielmehr im Bannkreise einer royalistisch-klerikalen Weltanschauung. Von dieser Tendenz ausgehend, hat er zwei fixe Ideen: V. Hugo ist ein Renegat, dessen Wandlungen aus Selbstsucht und krankhafter Eitelkeit hervorgingen; ferner ist er kein Original, sondern ein Nachtreter, der fälschlich auf ein hohes Piedestal gestellt wurde. Biré geht sogar soweit, Hugos Patriotismus zu verdächtigen und den in Frankreich auch heute noch gefährlichen Verdacht zu erwecken, er habe die französische Armee beschimpft. Alle diese und ähnliche Beschuldigungen sucht Redner ins rechte Licht zu setzen, wobei er Biré nicht immer den Vorwurf tendenziöser Fälschung ersparen kann, besonders auch in der Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden Briefe Hugos. Immerhin hat er einige wichtige Punkte richtig gestellt, wie er beispielsweise den Grund für den im Jahre 1843 einge-

tretenen Stillstand in Hugos dichterischem Schaffen in zwei Ereignissen erkennt: dem Tode seiner Tochter Alexandrine und dem bekannten Ehebruchskandale; dadurch hat er sich das Verdienst erworben, ein gutes Stück Hugo-Legende zerstört zu haben, an deren Entstehung der Dichter selbst mit schuld ist. Hieran schloß der Vortragende noch einige Bemerkungen über Hugos Farbensinn, dessen Zersetzung manche sonst unverständliche poetische Bilder des greisen Dichters erkläre.

Professor Meyer (Freiburg) sprach hierauf über „Badische Volkskunde". Auf dem Gebiete der Volkskunde ist Deutschland, und im besonderen Baden, hinter den meisten übrigen Staaten zurückgeblieben. Die Heimat eines der hervorragendsten Dialektdichters, Hebels, besitze nicht einmal ein Idiotikon dieses Dialekts. Auch in vielen anderen Richtungen der Volkskunde seien in Baden kaum Anfänge vorhanden, während man anderwärts durch Vereine und Zeitschriften diese zu fördern suche. Zum gleichen Zwecke haben sich vor kurzem drei Freiburger Germanisten, außer dem Vortragenden die Professoren Kluge und Pfaff, zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, der „Alemannia", um das in Baden noch vorhandene reiche Material an Sagen und Gebräuchen, besonders auch Volksspielen, zu veröffentlichen und zu bearbeiten. Zu diesem Zwecke wurde ein Fragebogen ausgearbeitet, durch dessen Beantwortung jedermann die Mitarbeit ermöglicht ist. Eine Besprechung der einzelnen Punkte dieses Fragebogens bildete den wesentlichen Inhalt des Vortrags, mit dem die zweite Sitzung ihren Abschluß fand.

Die Mittwochs-Sitzung war nach der Aufstellung der Rednerliste ganz den Fragen des Schulunterrichts gewidmet, die dann des weiteren vom Standpunkte der Reform in einer auf 5 Uhr nachmittags anberaumten nichtoffiziellen Versammlung (im Hotel Monopol) erörtert wurden. Da die Frage nach der Förderung des mündlichen fremdsprachlichen Unterrichts durch Anschauungsmittel in enger Berührung mit den Vorträgen dieses Tages steht, so ist hier der geeignete Ort zur Besprechung des Vortrages von Professor Scheffler (Dresden): „Bild und Lektüre", der schon für frühere Verbandstage angesetzt war. Im Anschluß an den von ihm inzwischen veröffentlichten Vortrag hatte Redner schon in

Dresden durch eine Ausstellung zu zeigen versucht, wie die bildliche Darstellung langatmige Erläuterungen zu ersparen geeignet sei, und wie sie die Lektüre in nutzbringender Weise zu ergänzen vermöge. Was dort durch Darstellungen zu Moliere, Shakespeare und Dante gezeigt wurde, war hier — in zwei Ausstellungssälen — auf Moliere beschränkt, sowie auf einige andere in erster Linie für den französischen Unterricht in Frage kommende Abbildungen. Für einen derartigen Anschauungsunterricht sei nun vor allem die Forderung aufzustellen, daß nicht deutsche Bilder verwendet, sondern daß französische Bilder, d. h. solche, die in Frankreich für den dortigen Unterricht geschaffen sind, zu Grunde gelegt werden. Redner hat eine Reihe solcher Veröffentlichungen kommen lassen, sogenannte Cahiers d'enseignement — für die Unterstufe — zunächst zur Geschichte, wie Jeanne Darc, Charlemagne u. a. m. Er macht ferner aufmerksam auf W. v. Seydlitz' „Allgemeines historisches Porträtwerk" (Bruckmann, München), das 1888 begonnen, bereits in zweiter Auflage vorliegt und besonders für die Schulpraxis geeignete Bilder enthält (z. B. zum Abschnitt über die Vorherrschaft Frankreichs unter Ludwig XIV., sodann zur Revolutionszeit, zu den Freiheitskriegen u. s. w.). Auch verschiedene Kunstrichtungen sind darin vertreten (Kopf von Henri IV.), ferner Abbildungen zur Kostümgeschichte u. a. m. Jedes einzelne Blatt ist zum Preise von 40 Pfg. zu erhalten; auch sind bequeme Hüllen dafür erfunden worden, wodurch die Bilder beim Herumreichen geschont werden. Sodann ist die von Jacquemin herausgegebene „Iconographie générale et méthodique du costume du IV$^e$ au XIX$^e$ siècle" zu nennen, welche weniger Gewicht auf die Kopfbildung legt, dafür aber für die Kostümkunde von hohem Werte ist. In dieser Hinsicht verdient auch Racinet Erwähnung, dessen Werk sich mehr für eingehendes Studium der Einzelheiten eignet. Sie alle aber illustrieren in trefflicher Weise die Lektüre Molieres. (Vgl. die Schilderung des Elégant jener Zeit in der Ecole des Maris I, 1; ferner findet sich die Abbildung eines Cabinet [Geheimschrank], einer Ruelle [Bett] u. ä.)[4]) Der Vortragende weist ferner

[4]) Vgl. auch Lacroix „Dix-septième siècle: Institutions, usages et costumes. Lettres, sciences et arts."

auf Abbildungen geschichtlich wichtiger Gebäude hin, so zur Revolution: die Bastille, Plan des Temple; sodann Theater: Comédie française. Auch Wappen, Orden — die Ehrenlegion in ihren verschiedenen Wandlungen im Laufe der Geschichte —, Münzen, Bilder Napoleons I. u. s. w. sind in Abbildungen vorhanden, alles zur Besprechung sowie zur Anknüpfung von schriftlichen Übungen geeignet; aber auch zum Abzeichnen mögen die Schüler veranlaßt werden.

Direktor Walter (Frankfurt) spricht im Anschluß an den Vortrag den Wunsch und die Hoffnung aus, daß — in Anbetracht der außerordentlichen Bedeutung dieser Anschauungsmittel für den Unterricht — den Schulen die Möglichkeit zur deren Anschaffung geboten werde. Es sei im Falle großer Beteiligung von Anstalten auch zu erwarten, daß die Verleger billige Lieferungen veranstalten. Professor Beyer bemerkt, er habe in München schon lange auf solche Weise mit guten Erfahrungen unterrichtet; auch Geh. Hofrat v. Sallwürck erklärt, daß es ähnlich in Baden schon geschehe. Schließlich wird folgende von Professor Scheffler und Direktor Walter vorgeschlagene Resolution angenommen: „Der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag erklärt es für äußerst wünschenswert, daß — wie in Baden schon begonnen worden ist — sämtlichen höheren Schulen die Mittel zur Anschaffung von authentischen Bildern und anderen Anschauungsstoffen zur Verfügung gestellt werden behufs Einführung der Schüler in Kultur, Kunst und modernes Leben der fremden Völker.“

Die dritte Sitzung — am Mittwoch Vormittag unter dem Vorsitz des Geh. Hofrat v. Sallwürck — wurde eröffnet durch Professor Beyers (München) Vortrag: „Die Lautschulung in meinem Anfangsunterricht“. Dieser bereits für den Berliner Neuphilologentag angekündigte Vortrag ist in etwas erweiterter Form als Beitrag zu einer Jubiläumsschrift der städtischen höheren Handelsschule zu München[5]) erschienen. Während in dem

---

[5]) Sonderabdruck bei Otto Schulze, Köthen 1893.

dort mitgeteilten Unterrichtsverfahren die methodischen Einzelheiten [6]) behandelt werden, will Redner hier nur die Erfahrungen vortragen, die er mit der Einschulung der französischen Sprachlaute in Verbindung mit der Lautschrift gesammelt hat. [7]) Indem er zuerst die Vorfrage beantwortet, ob überhaupt Phonetik in der Schule zu verwenden sei, weist er entschieden den Gebrauch der rein theoretischen, lediglich wissenschaftlichen Lautkunde zurück, die sich in — für den Schüler unverständlichen — Ausdrücken bewegt, ohne zunächst praktischen Zwecken zu dienen; dagegen fordert er die angewandte, den Zwecken der Schulen dienende Lautkunde, die rasch und sicher nachhilft, wo die Nachahmung allein nicht ausreicht. Mit dieser kann in kurzer Zeit überraschend viel erreicht werden, unter der Bedingung jedoch, daß der Lehrer sie richtig zu handhaben versteht, und unter der Voraussetzung, daß er selbst die nationale Aussprache völlig beherrscht und einen sicheren wissenschaftlichen Einblick in die lautliche Natur der zu lehrenden Fremdsprache besitzt.

Hierauf wendet sich Redner der Entwickelung seines eigentlichen Themas zu, indem er zeigt, welche Beobachtungen und Erfahrungen bei Einschulung der fremden Laute sowohl als Einzelgebilde wie im Sprachgefüge von ihm gemacht wurden. Eines weiteren Eingehens auf diese Darlegungen bedarf es hier um so weniger, als sie bereits in extenso außer an dem oben genannten Orte auch in der Vietorischen Zeitschrift „Die neueren Sprachen“ (Bd. II. S. 35 u. 165 ff.) bekannt gegeben sind. Dagegen mögen gleich hier die in der Reformerversammlung — am Nachmittag desselben Tages — gegebenen Ausführungen desselben Redners über die noch immer vielumstrittene Frage des Gebrauches der Lautschrift, als die in jedem Falle beachtenswerte

---

[6]) Lautschulung — Lautschrift — Lesen — Übersetzen aus der Fremdsprache — Sprechübungen nebst Unterrichtssprache — Rechtschreibung und schriftliche Arbeiten — Vokabeln — Grammatik — Sachkunde nebst Anschauungsunterricht — Singen — Übersetzung aus dem Deutschen.

[7]) An der höheren Handelsschule zu München in sechs wöchentlichen französischen Stunden mit 30 Schülern; Lehrbuch: H. Löwe, Lehrgang der französischen Sprache. Teil I. Berlin 1885 — in drei Anfängerklassen.

Ansicht eines kompetenten und erfahrenen Fachmannes, in möglichster Kürze angefügt werden. Zu der Lautschulung durch das Ohr, die in dem vorstehenden dargelegt ist, erwies sich diejenige durch das Gesicht, nämlich die Lautschrift, mit der Zeit als unentbehrlich, vorzugsweise zum Zwecke der häuslichen Wiederholung des in der Schule Geübten. Denn die gewöhnliche orthographische Schrift verwirrte nur die Schüler, welche sich an den einfachen, rein phonetisch geübten Laut gewöhnt hatten. Es wurde dazu im großen und ganzen die verständige Lautschrift genommen, deren sich seit Jahren die Zeitschrift „Le Maître Phonétique“ mit Vorteil und Erfolg bedient. Die Schüler lernten mit Hilfe dieser Umschrift, die sie Laut für Laut und Wort für Wort an der Tafel entstehen sahen, fabelhaft rasch und sicher. Sie zeigten Interesse an der Sache und eine derartige Freude daran, daß verschiedene Schüler in ihren Mußestunden freiwillig versuchten, neue leichte Stücke in Lautschrift niederzuschreiben. Die methodische Darbietung dieser Lautschrift geschah durch Vorsprechen des Stückes bei geschlossenem Buche, hierauf deutsche Übertragung, dann mehrfache langsame Wiederholung des französischen Satzes, worauf die eigene Lautarbeit der Schüler begann. Dabei wurde das „gebildete Sprechfranzösisch“ zu Grunde gelegt, le langage de tous les jours, während die mehr theoretischen Formen des Litterarfranzösischen, bezw. des höheren Vortragsstils, mit ihrer weit größeren Anzahl „Bindungen“ den oberen Klassen vorbehalten wurden. Die Lautschrift darf aber ebenfalls nur von einem tüchtigen, geübten Lehrer gehandhabt werden; dann verwirrt und stört sie den Schüler nicht, auch nicht in der Aneignung der heutigen Orthographie (?). Auch ist sie heute nicht mehr zeitraubend, da jetzt Lauttafeln vorhanden sind.

An den ersten Teil dieses Vortrags, dessen zweite Hälfte wegen der kurzen am Vormittage zur Verfügung stehenden Zeit (30 Minuten für jeden Redner) auf den Nachmittag (Reformersitzung) verschoben werden mußte, schloß sich sofort derjenige des Direktors Walter (Frankfurt) „Über schriftliche Arbeiten im fremdsprachlichen Unterricht nach der neueren Methode“.

Die schriftlichen Arbeiten nach der bisher üblichen Methode bestehen hauptsächlich aus Übersetzungen aus dem Deutschen in die

fremde Sprache, wodurch vor allem Sicherheit in der Grammatik angestrebt wird.

Die Erfahrung lehrt nun, daß jahrelang fortgesetztes Übersetzen einerseits nicht im gewünschten Grade grammatische Sicherheit herbeiführt, andererseits aber in den seltensten Fällen das idiomatische Gepräge der fremden Sprache wiedergiebt. Nicht nur Schüler, nein, auch Studenten und Lehrer, die auf diese Weise die fremde Sprache herstellen, müssen sich z. B. von Engländern, denen sie ihre Übersetzungen vorlegen, sagen lassen: „That is grammatically right, but we don't say so.“ Damit ist also gesagt: „Das ist kein Englisch.“ Wenn wir nun die fremde Sprache in ihrer ganzen Eigenart in uns aufnehmen, also wirkliches Französisch und Englisch lernen wollen, so müssen wir von Anfang an darauf bedacht sein, unsere Gedanken in die entsprechenden fremdsprachlichen Ausdrucksformen einzukleiden. Dies geschieht nicht durch eine fortwährende Vergleichung zweier Sprachen, wie sie das Übersetzen erfordert, sondern durch ein Vertiefen in die fremde Sprache selbst, durch die Nachahmung der gesprochenen und gelesenen Sprache. Wir können kein besseres Französisch und Englisch machen, als die Franzosen und Engländer selbst; also müssen wir von eignem gewagten Konstruieren der fremden Sprache absehen und uns auf deren Nachahmung verlegen.

Der Sprachunterricht nach der neueren Methode sucht demgemäß von Anfang an Sprachstoff aus den verschiedenen Gebieten der Anschauung, sowie aus Erzählungen und Gedichten zu gewinnen und diesen Stoff durch vielfache Verarbeitung zum sicheren Besitz der Schüler zu machen; die Erlernung der fremden Sprache geschieht also auf mündlichem Wege durch Nachahmung, und demgemäß müssen auch die schriftlichen Übungen hergestellt werden. Erfolgt die Spracherlernung zu gleicher Zeit durch Nachahmungs- wie durch Konstruktionsübungen, so durchkreuzen sich diese beiden grundverschiedenen Wege der Sprachaneignung und hemmen, wie die Erfahrung lehrt, die schnellere Erlernung der Sprache nach Wort und Schrift. Das Übersetzen muß daher, wenn nicht überhaupt, so mindestens so lange als nur irgend möglich völlig ferngehalten werden; dagegen sind die Nachahmungsübungen möglichst vielseitig

zu gestalten. Der geistige Gewinn, den das Übersetzen in die fremde Sprache ergeben soll, wird ebenso und noch mehr durch die freien Sprachübungen erzielt, wie durch die Fortschritte der Methodik zur Genüge dargethan ist. Und was die Kenntnis der Grammatik anlangt, welche das Übersetzen vermitteln soll, so ist diese ebenso und in noch höherem Grade durch die Übungen zu erlangen, welche in und an der fremden Sprache in der größten und anregendsten Abwechselung und Vielseitigkeit vorgenommen werden. Durch diese Nachahmungsübungen wird nicht nur wirkliche Sprachkenntnis erzielt, sondern zugleich die erforderliche Kenntnis der Grammatik vermittelt.

An der Hand von Schülerheften aus der Bockenheimer Realschule zeigt nun der Redner, in wie mannigfacher Weise sich diese Übungen gestalten lassen.

Im ersten Jahre sind die Übungen möglichst einfach; es genügt sogar hier, wenn nur Diktate gegeben oder der mündlich angeeignete Stoff aus dem Gedächtnis niedergeschrieben wird. Doch außer diesen Übungen ließ der Redner noch manche andere anfertigen, z. B. Rechenaufgaben, Beantwortung französisch gestellter Fragen, Beschreibung von Teilen der Hölzelischen Anschauungsbilder, vergleichende Übungen zwischen Laut und Schrift, und eine Anzahl grammatischer Übungen. Die letzteren bestanden im Konjugieren ganzer Sätze z. B. j'ai laissé mes livres dans ma chambre; j'allais me promener avec mon père, Gegenüberstellung von Einzahl und Mehrzahl, Aufsuchen von Beispielen für bestimmte grammatische Gesetze u. a. m. Außer diesen Arbeiten wurden die Wandtafeln ausgiebigst benutzt. Geschieht dies regelmäßig, so läßt sich die Zahl der schriftlichen Arbeiten wesentlich verringern und dadurch Zeit für den Unterricht gewinnen. Auch für den Lehrer ist eine Verringerung der Korrekturen erwünscht, zumal die Durchsicht der freien Arbeiten von Klasse zu Klasse viel mehr Zeit und Kraft in Anspruch nimmt als die der Übersetzungsübungen.

In Quinta treten zu den genannten Arbeiten, die natürlich von Stufe zu Stufe, der weiteren Aneignung des Sprachstoffes entsprechend, schwerer werden, folgende neue Übungen hinzu: Freie Wiedergabe von mündlich behandelten Anschauungsstoffen, z. B.

l'Ecole, la Maison, l'Ile (Herbstbild), l'Etang (Winterbild); Selbstbilden von Fragen nach den verschiedenen Teilen eines Satzes; Umformungen von Erzählungen (Verwandlung aus der Einzahl in die Mehrzahl, aus dem männlichen ins weibliche Geschlecht, aus der Gegenwart in die Vergangenheit und umgekehrt). Freie Satzbildungen nach bestimmten grammatischen Gesichtspunkten, z. B. Sätze über Quantitätsadverbien; Gebrauch von celui-ci; celui-là u. s. w.; Ersatz der Substantive durch Pronomina; Verwandlung von aktiven Sätzen in passive u. a. m. Bei den letzteren Arbeiten, zu welchen die Hölzelischen Bilder mit großem Nutzen verwandt werden, lassen sich verschiedene Übungen anstellen, welche die vielfachen Verbindungen des Verbums mit Subjekt und Objekt vorführen und dem Schüler Gelegenheit geben, in den verschiedenen Ausdrucksformen Sicherheit zu gewinnen. So erhält der Schüler die Aufgabe, mit Wechsel der Zeiten oder Wechsel der Ausdrucksweise (bejahend, verneinend, fragend, fragendverneinend) oder beides vereint, entsprechende Sätze zu bilden, für welche ihm der durchgearbeitete Sprachstoff stets Anhaltspunkte bietet.

Solche Konjugationssätze oder auch einzelne Verben werden in gleicher Weise zu mannigfach abwechselnden Konjugationsübungen verwertet, welche in hohem Grade geeignet sind, die auf induktivem Wege erworbenen grammatischen Kenntnisse zu prüfen und zu befestigen.

In Quarta werden diese Übungen fortgesetzt und erweitert; die unregelmäßigen Zeitwörter, welche aus dem Sprachstoffe gewonnen werden, benutzt man zu den mannigfachsten Übungen. So läßt man eine Anzahl unregelmäßige Verben herausziehen, die dann folgendermaßen konjugiert werden: 1) Wechsel der Person; 2) Wechsel der Person und Zeit; 3) Wechsel der Person, Zeit und Redeform. Ferner schreibt der Schüler aus dem Gedächtnis Sätze nieder, in denen bestimmte unregelmäßige Zeitwörter vorgekommen sind, deren Form er zu bestimmen hat. Dieselbe Bestimmung der Form nimmt er ebenso an Verben, welche aus einem Abschnitte des Lesestoffes herausgezogen werden, vor. Der Schüler stellt Beispiele zusammen, in denen der Konjunktiv vorkommt und gewinnt hierbei in gemeinsamer Arbeit mit dem Lehrer die Hauptgesichtspunkte für die Anwendung des Konjunktivs.

Neben diesen grammatischen Übungen werden die früher bezeichneten Sprachübungen fortgesetzt und erweitert. Zu den Beschreibungen des durchgenommenen Anschauungsstoffes treten Inhaltsangaben erzählender Stoffe hinzu. Außerdem muß nun der Schüler soweit gefördert sein, daß er folgende Arbeiten ausführen kann: Diktat von leichten, noch nicht gelesenen Stoffen; Beantwortung von französisch gestellten Fragen aus einer soeben französisch vorgetragenen, noch nicht gelesenen Erzählung; freie Wiedergabe einer soeben durchgenommenen französisch vorgetragenen Erzählung.

In der Tertia (4. Jahrgang) werden letztere Arbeiten noch eingehender geübt, da hier der Schüler eine größere Selbstthätigkeit an den Tag legen muß, zu der er auf Grund der vielseitigen Verarbeitung des Sprachstoffs und der Verfügung über einen schon umfangreichen idiomatischen Sprachschatz befähigt ist. Vergleicht man hier die einzelnen Schülerarbeiten, so treten die vielfachen Abweichungen der Form und des Ausdrucks mehr und mehr hervor; denn gerade durch derartige dem Gehöre nach verarbeitete Erzählungen oder Anschauungsstoffe wird der Schüler veranlaßt, die in ihm erweckten Vorstellungen durch entsprechende, ihm geläufige Wendungen und Ausdrücke wiederzugeben. Zu obigen Übungen treten noch hinzu: Abfassung von Briefen (z. B. Neujahrsglückwunsch), Beschreibungen bisher noch nicht besprochener Anschauungsbilder, und als Übergang zu dem durch die Lehrpläne vorgeschriebenen Übersetzen: freie Wiedergabe von deutsch vorerzählten Stoffen.

Die Versuchsklasse in Bockenheim ist in dieser Weise vier Jahre unterrichtet worden und wird jetzt in gleicher Weise weitergeführt; nur wird das Übersetzen wegen der Reifeprüfung gelegentlich zu üben sein. Die Erfahrung in der obersten Klasse des englischen Kursus hat gezeigt, daß Schüler, welche auf diese Weise einen festen Sprachstoff erworben haben, auch ohne langes Üben im Übersetzen bessere Leistungen zu Tage fördern, als die, welche von Anfang an übersetzt haben.

Trotzdem ist es zu wünschen, daß in den Abschluß- und Reifeprüfungen von einer Übersetzung in die fremde Sprache Abstand genommen und dafür eine freie Arbeit verlangt wird, welche sich an den ganzen neuen Betrieb des Sprachunterrichts eng anlehnt.

Bleibt die Übersetzung als Schlußleistung bestehen, so ist Gefahr vorhanden, daß durch lange fortgesetzte Übersetzungsübungen die Sprachaneignung an und aus der Quelle der Sprache selbst Schaden erleidet, wie ebenfalls die Erfahrung gelehrt hat. Wird aber die Spracherlernung auf diesem direkten Wege weiter fortgesetzt, so muß der Schüler mit der immer wachsenden Kenntnis des Ausdrucks, der Sprachform und des Sprachinhalts mehr und mehr befähigt werden, sich in der fremden Sprache freier zu bewegen und die für die oberen Klassen der Oberrealschulen und Realgymnasien vorgeschriebenen, verschiedenen Gebieten entnommenen Aufsätze gewandter und leichter herzustellen, als es nach der bisherigen Übersetzungsmethode überhaupt möglich ist. Bei der weiteren Ausbildung dieser Methode für den Klassenunterricht wird man stets darauf achten müssen, wie die natürliche Erlernung der Muttersprache vor sich geht, bezw. wie jemand, der im Auslande Sprachstudien treibt, sich dort die fremde Sprache aneignet, aber selbstverständlich unter Berücksichtigung des Alters und der dem Lernenden zur Verfügung stehenden Zeit. Thatsache ist, daß der Schüler nach dieser Methode die Sprache schneller mündlich und schriftlich gebrauchen lernt und weniger Zeit dafür aufzuwenden hat, als nach dem bisher im allgemeinen angewandten Lehrverfahren.

Seine Wünsche faßt der Redner in folgenden zwei Thesen zusammen:

1. Freie Schreibübungen im Anschluß an die Lektüre sind als Ersatz der Übersetzungen aus dem Deutschen zuzulassen.
2. Es ist zu wünschen, daß in den Abschluß- und Reifeprüfungen an Stelle der bisherigen schriftlichen Übersetzungen dem Ziele der Schule entsprechende freie Arbeiten gestattet werden.

An diese beiden mit großem Interesse aufgenommenen Vorträge knüpfte sich alsbald eine lebhafte Diskussion, in der manche gegnerische Ansichten im einzelnen zum Ausdruck kamen, während im ganzen eine erfreuliche Zustimmung der Anwesenden zu den klaren und eingehenden Darlegungen beider Redner zu erkennen war. Aus dem vielen Beachtenswerten, das diese Diskussion bot,

mögen hier nur wenige Punkte von allgemeinerem Interesse herausgehoben werden. Anstatt auch deutsch Erzähltes durch die Schüler in der fremden Sprache wiedergeben zu lassen (Vortrag Walter), hält ein Redner es für besser, einen den Schülern bekannten Stoff in französischer Form zu bieten und darnach frei arbeiten zu lassen; so läßt er beispielsweise von Schülerinnen Regnierische Übersetzungen von Stellen aus Schiller wiedergeben, mit weit größerem Erfolge als grammatisch zugespitzte Übersetzungsaufgaben. Ein anderer hat sich gefreut, daß das Deutsche im französischen Unterricht möglichst gemieden werden soll, und möchte es gänzlich daraus beseitigt wissen, eine Ansicht jedoch, die sich nicht allgemeiner Zustimmung zu erfreuen schien. Von Interesse war ferner die von mehreren Rednern auf Anregung einer bezüglichen Bemerkung Walters mitgeteilte Erfahrung, daß in einzelnen Anstalten statt der Wandtafeln, die bis zu einer gewissen Höhe mit schwarzer Farbe bestrichenen Wände des Schulzimmers die Möglichkeit bieten, viele Schüler gleichzeitig unter leichter Kontrolle seitens des Lehrers und der Mitschüler schreiben zu lassen. Geh. Hofrat v. Sallwürk sah bereits vor vielen Jahren in einer Brüsseler Schule die ganze Klasse in dieser Weise gleichzeitig beschäftigt; allerdings durfte die Zahl der Schüler einer Klasse dort höchstens 25 betragen. — Professor Förster (Bonn) stellt im Anschluß an den Beyerischen Vortrag und auf Grund der von ihm sowohl an Studenten als Schülern gemachten Erfahrungen folgende These auf: „Die praktisch phonetische Schulung hat mit dem Deutschen zu beginnen, und zwar in den Volksschulen; solange das aber nicht möglich ist, in den untersten Klassen der höheren Schulen.“ — Über die Stellung der preußischen Lehrpläne zur Phonetik in der Schule äußert sich Professor Kühn (Wiesbaden) dahin, daß phonetische Belehrungen in der von Beyer vorgeschlagenen Weise durchaus nicht unter den Begriff der durch diese Lehrpläne ausgeschlossenen theoretischen Unterweisungen fallen; ebensowenig sei die Lautschrift damit verboten, nur dürften die Schüler sie nicht selbst anwenden, sondern müßten sie an aufgehängten Lauttafeln (System Vietor) lernen. — Professor Sarrazin weist auf die Schwierigkeiten der Korrektur freier Arbeiten hin,

die von Beyer und Walter — im Schlußwort — bestätigt werden; demgegenüber wird mehrfach die Notwendigkeit betont, daß die Lehrer der neueren Sprachen weniger Unterrichtsstunden zu erteilen haben sollten. — In der nach Schluß der Diskussion erfolgten Abstimmung über die vorerwähnte These Försters wird sie mit allen gegen eine Stimme angenommen. Die beiden Walterischen Thesen finden hierauf einstimmige Annahme.

Es folgt nunmehr der Vortrag des Oberlehrers Dr. Banner (Frankfurt):

„**Die neuesten Strömungen auf dem Gebiete der modernen Philologie und die daraus sich ergebende Reform in Unterricht und Vorbildung**", über den Herr Dr. Banner selbst berichtete:

„Ich betrachte es als eine Ehrenpflicht des sechsten Neuphilologentages zu Karlsruhe — so etwa äußerte ich mich daselbst — nochmals auf die tief in unser Studium eingreifenden Beschlüsse des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages zurückzukommen, über die in dem zweijährigen Zwischenraume von Pfingsten 1892 bis Pfingsten 1894 fast unablässig hin- und herdiskutiert worden war. Die bedeutsamen, von einer achtunggebietenden Zahl deutscher Neuphilologen angenommenen Waetzoldtischen Thesen sind mittlerweile den Regierungen unterbreitet worden und werden wohl nicht verfehlen, auf die Gestaltung des Staatsprüfungsreglements und somit auf die des Betriebs der neueren Sprachen an Schule und Universität ihren Einfluß zu üben. Ja, in seinen weitesten Konsequenzen erfaßt, scheint mir dieser Einfluß auf eine Umgestaltung unseres höheren Schulwesens hinzuführen.

Die wichtigste unter den Waetzoldtischen Thesen ist zweifellos die Forderung eines mindestens einjährigen Aufenthaltes des Kandidaten der neueren Philologie in dem Heimatsgebiet derjenigen Sprache, deren Studium er sich zur Aufgabe gemacht hat. An dieser Forderung nun in erster Linie scheitert — wenn wir von den tieferen Gründen absehen wollen — für die Neuphilologen der Nebeneinanderbetrieb des Französischen und Englischen als Hauptfächer. Da es in der Natur einer Fortentwickelung liegt, daß die Zahl der Einzeldisziplinen eines Faches sich eher vermehrt als

vermindert, von der eigentlichen Studienzeit also nicht leicht ein Abzug gemacht werden kann, und da ferner ein wirklich fruchtbarer Aufenthalt im Auslande recht kostspielig zu sein pflegt, so würden den Jüngern der neueren Philologie durch nichts zu rechtfertigende Opfer an Geld und Zeit auferlegt sein, die den anderen Studierenden erspart bleiben. Außerdem pflegt in sehr vielen Fällen der gleichzeitige praktische Betrieb zweier fremder Sprachen die Fertigkeit in jeder von beiden einigermaßen zu beeinträchtigen. Endlich aber sollen ja ebenfalls nach einer in Berlin angenommenen These die Anforderungen an unser Wissen neben dem Können thatsächlich derartig gesteigert werden, daß von einer ausgiebigen Beschäftigung mit dem Englischen und Französischen zu gleicher Zeit auch schon deshalb im Ernst nicht mehr die Rede sein kann.

Und so kam ja auch Waetzoldt schon dazu, eine Trennung der beiden Disziplinen für das zu erwartende Prüfungsreglement in Aussicht zu stellen. Sicherer von Erfolg wäre es ja vielleicht gewesen, wenn er diesen Punkt mit in seine Thesen aufgenommen hätte. Allein auch so ist zu hoffen, daß das mit zwingender Notwendigkeit sich Ergebende geschieht. Doch ist mit der von Waetzoldt angedeuteten Möglichkeit einer Zusammenlegung jeder der beiden inbetracht kommenden Sprachen für sich mit anderen Fächern nach freier Wahl meines Erachtens der Sache nicht gedient. Erwägen wir all das, was nach den anderen Waetzoldtischen Thesen von dem Studierenden des Englischen oder Französischen verlangt werden soll, und ich unterschreibe seine Forderungen samt und sonders und noch einige darüber hinaus, so ist die sich ergebende Konsequenz die Beschränkung auf ein einziges Hauptfach. Die Möglichkeit der Wahl eines einzigen Hauptfaches erscheint mir bei der steten Erweiterung und Vertiefung jedweden Wissenszweiges ohnehin höchst erstrebenswert, insbesondere weil nur so von einer begeisterten Hingabe an ein Lieblingsstudium, das doch wohl jeder echte Jünger der Wissenschaft sich über kurz oder lang auf seinem Studiengang erkürt, weil nur so von wirklich wissenschaftlichem Arbeiten in der späteren Berufsthätigkeit, weil nur so endlich von der notwendigen dauernden Fühlung mit den Vertretern unserer Fächer auf der Universität die Rede sein kann.

Unserer Verwendbarkeit in der Schule aber braucht dadurch kein Eintrag gethan zu sein; das verhüten die Nebenfächer. Jedoch auch da möchte ich eine Wandlung sich vollziehen sehen, von der ich glaube, daß sie nur zu unserem Heile und zum Heile des Ganzen ausschlagen kann. Nicht in das Belieben des Einzelnen soll die Wahl der Nebenfächer gestellt werden, nicht, wie bisher so oft, soll der Marktwert, der augenblickliche Schulbedarf hier für den Studierenden maßgebend sein dürfen. Maßgebend einzig und allein ist ihre Zugehörigkeit zu den Hauptfächern. Und so möchte ich auch den bei unseren Universitätsprofessoren und zwar mit Recht so anrüchigen Begriff der „Nebenfächer" durch den Namen „Ergänzungsfächer" ersetzt sehen. Wäre doch auch nur so eine Durchführung der für uns gewünschten Ausbildung vollständig gewährleistet. Wir sollen nach aller Wunsch fortan auf der Universität neben der eigentlich sprachlich-historischen Ausbildung eine gründliche Kenntnis der Realien, der Geschichte und Geographie, der Litteratur- und Kunstgeschichte, der Sitten und Bräuche des fremden Volkes erhalten. Wer aber soll bei der unseren Neuphilologen bisher zu teil gewordenen Ausbildung imstande sein, den Studierenden diese Kenntnisse zu übermitteln? Da möchte man es denn unter den jetzigen Verhältnissen für angemessen erachten, wenn die Professoren der Geographie, der politischen Geschichte, der Kunstgeschichte und verwandter Disziplinen veranlaßt würden, bei der Aufstellung ihres Lektionsplanes künftighin in einzelnen Vorlesungen regelmäßig auch das Interesse der neuphilologischen Studentenschaft zu berücksichtigen. Sie würden dann notwendig auch der neusprachlichen Prüfungskommission aggregiert werden, und der Examinand hätte vor ihnen die erforderliche Ausbildung in den zu seinem Hauptfache gehörigen Ergänzungsfächern nachzuweisen. Bei dieser Organisation wäre dann auch die Gefahr beseitigt, der die Studierenden der neueren Philologie mehr ausgesetzt sind als andere, der Gefahr einseitiger Ausbildung. Noch besser freilich wäre ihr vorgebeugt, wenn auch bei uns für jede der Disziplinen an einer Universität mehrere Dozenten vorhanden wären, von denen dann mitunter zwei oder drei über den gleichen Stoff läsen. Solange wir aber derartig glückliche Zustände noch nicht haben, möchte das

Heranziehen der Professoren anderer Zweige für unsere Ausbildung und etwa ein mindestens einmaliger Wechsel der inländischen Universität neben dem Besuch einer ausländischen als annehmbare Abhilfe erscheinen.

Zu den „Ergänzungsfächern" des Französischen nun würde in erster Linie das Lateinische zu rechnen sein, dessen gründliche Kenntnis ebenso wie die wenigstens einer Schwestersprache den auf germanischem Gebiet Geborenen zu einem wissenschaftlichen Betrieb einer romanischen Sprache doch wohl unentbehrlich ist. Dazu würden als Ergänzungsfächer dann noch etwa Geographie, Geschichte und selbstverständlich auch Englisch treten, während dem Englischen als Hauptfach notwendig Deutsch, Geographie, Geschichte, Französisch und mit Vorteil auch Lateinisch als Ergänzungsfächer beigesellt werden dürften. Immerhin wird der deutsche Romanist sich nimmer auf so sicherem Boden bewegen wie der Anglizist. Ein Letztes, das Fühlen im romanischen Sprachgeist, wird dem Deutschen in der Regel vorenthalten bleiben, ein Letztes, das ihm in der germanischen Schwestersprache natürlich nicht verschlossen ist. Gerade deshalb aber muß ihm ein tieferes Eindringen in das Romanische nach der historischen Seite hin besonders wertvoll und somit der kräftige Betrieb des Lateinischen als erstes Bedürfnis erscheinen.

Das nun weist dem deutschen Romanisten als Vorbildungsstätte das humanistische Gymnasium zu, insbesondere nachdem durch die neuen preußischen Lehrpläne in den Realgymnasien das Lateinische noch weiter eingeschränkt worden ist, als es dort schon ohnehin war. Sind wir aber auf einen Zuzug von Gymnasialabiturienten für das Studium der romanischen Sprachen zu rechnen gezwungen, so müssen wir mehr noch als bisher verlangen, daß diesen eine bessere Vorbereitung im Französischen zu teil werde. Allein damit sieht es gegenwärtig ganz besonders übel aus, und, daß dem so ist, haben wir Neuphilologen uns selbst zuzuschreiben. Allzu vertrauensseliges Hoffen auf den für uns wirkenden Druck der öffentlichen Meinung ließ uns gerade in dem entscheidenden Jahre 1891 mit dem zu solchem Zwecke doch in erster Linie geschaffenen Neuphilologentage nicht in die Arena treten. Und die Folge war eine Einschränkung der neusprachlichen Lehrstunden auf

der ganzen Linie. Empfindlicher aber als die Einbuße einiger Lehrstunden, die durch deren richtigere Verteilung auf die einzelnen Klassen vielleicht als ausgeglichen betrachtet werden darf, ist auf den Gymnasien die Beseitigung der mündlichen Prüfung und die Einführung eines schriftlichen Tentamens, wie es in Anbetracht der in den anderen Sprachen gestellten Aufgaben als durchaus minderwertig erscheinen muß. Wenn man als Zielleistung eines deutschen Gymnasialabiturienten im Französischen die befriedigende Übertragung eines nicht zu schwierigen französischen Textes in die Muttersprache mit Hilfe eines Wörterbuchs ansehen soll, so ist das aus einer schablonenmäßigen Angleichung des Französischen an das Griechische, nicht aber aus den Zielen des französischen Unterrichts selbst heraus zu erklären.

Soll das Französische im Gymnasialorganismus irgend welchen selbständigen Wert beanspruchen, so muß ihm meines Erachtens eine ihm als moderner Sprache eigentümliche Aufgabe neben der der alten zugewiesen werden. Es dürfte der darauf verwendeten Zeit, es dürfte insbesondere dem Wunsche der Mehrheit der Gymnasialbesucher entsprechen, wenn wir neben dem Verständnis des geschriebenen Wortes im Französischen auch das Verständnis des gesprochenen und bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit des eigenen Ausdrucks in der fremden Sprache hier dem Schüler mit ins Leben geben. Das Eindringen in die griechischen Litteraturwerke erschließt dem Schüler die ewigen Muster künstlerisch abgeklärter Darstellungsform, die Einführung in die weit sprödere römische Schriftwelt verleiht dem Schüler wie sonst nichts die Fähigkeit, sich in fremde und fremdeste Denk- und Ausdrucksweise hineinzufinden; das Französische aber eröffnet ihm die Möglichkeit, neben der Muttersprache eine zweite, praktisch verwendbare, mündlich und schriftlich handhaben zu lernen. Das freilich erfordert Zeit zu ergiebigem Unterricht in der Schule und noch mehr Zeit zu ausgedehntester Übung im Hause. Hier und dort aber wird die Zeit von den beiden anderen Sprachen in Anspruch genommen, im höchsten Maße vom Lateinischen und, wie mir scheint, zu einem Teile ohne rechten Zweck. Dieser Teil ist die stilistische Arbeit in den Oberklassen. Schriftliche wie mündliche Übersetzungsübungen

sind bei einer so schwierigen Sprache, wie es das Lateinische ist, gewiß unentbehrlich, um ein sicheres Verständnis der Schriftwerke zu erzielen. Was aber über dieses Ziel hinausgeht, ist Zeit- und Kraftvergeudung. Und wenn man die kläglichen, aber recht erklärlichen Resultate der stilistischen Arbeiten in den Oberklassen überschaut und dabei doch die Mehrzahl der Schüler mit den von Stufe zu Stufe schwieriger werdenden Litteraturwerken schließlich zu Rande kommen sieht, so darf man hier doch wohl ohne Übertreibung von einer Sisyphusarbeit reden. Und so geringe Einbuße der lateinische Unterricht, auch wenn er dieses Ziel fallen ließe, vertragen könnte, sie würde genügen, um dem Französischen die Möglichkeit zu verschaffen, seine schöne Sonderaufgabe wenigstens einigermaßen zu lösen und den Schüler zur leidlichen Handhabung einer fremden, gesprochenen Sprache bis zu einem gewissen Grade heranzubilden. Um aber dieses Ziel vollständig zu erreichen, dazu müßte freilich ein breiterer Raum zur Verfügung stehen, als ihn das Lateinische ohne Schädigung seiner eigentlichsten Wirksamkeit abgeben kann. Vielleicht nun führt das immer mächtigere Vordringen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweige im Gymnasiallehrplan endlich zu einer richtigen Sonderung zwischen den philologisch-historischen und den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, zu einer Sonderung, die ja nicht gar so früh einzutreten, sondern sich etwa auf die drei Oberklassen von Gymnasial- und Realanstalten zu erstrecken hätte. Vielleicht finden sich die Medizin, die ja doch bei den Gymnasiasten immer noch die nötige Seh- und Handfertigkeit vermißt, und die Mathematik, die sich ohnehin von der philosophischen Fakultät loszulösen strebt, zu einer gemeinsamen Fakultät zusammen, die eine ausreichende Vorbereitung ihrer Jünger von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweiganstalt erwartet, während alle auf ein Zurückgehen ins Altertum hingewiesenen Studien auf der anderen Seite die Vorbildung zu suchen hätten. Gemeinsam wäre auf jeden Fall der Unterbau, und zwar mit Französisch, und dies nach der Reformmethode. Denn vom psychologischen Standpunkte aus ist doch wohl sicherlich der jetzigen Aufeinanderfolge der Sprachen diejenige vorzuziehen, in der auf die Muttersprache eine fremde lebende in einer der ersten

menschlichen Spracherlernung angepaßten Methode folgt, dann eine tote, auf die jene vorher erlernte fremde Sprache zurückgeht, und zuletzt die uns am fernsten stehende. Wollten wir freilich auch noch das Englische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand betrachten, so würde dies dann allerdings als germanische Sprache zwischen Muttersprache und Französisch treten. In den späteren Klassen würden bei der Gabelung dann auf der einen Seite die klassischen Sprachen, auf der anderen die mathematischen Fächer im Vordergrunde stehen. In beiden Abteilungen gleichermaßen bedacht wäre allein das Französische. Mit ihm empfinge der Schüler seine eigentlichste sprachliche Ausbildung von unten bis oben, und nicht mit Unrecht. Denn obzwar es unserem patriotischen Herzen vielleicht wohl thäte, wenn statt seiner eine andere unter den vielen Sprachen in unserem Unterricht zu einer derartig dominierenden Stellung bestimmt wäre, so ist es doch nicht zu leugnen, daß keine dazu in gleichem Maße geeignet ist. Sie hat gleichzeitig an und für sich den Wert einer internationalen Verkehrssprache, für uns Deutsche dem Englischen gegenüber weit mehr den Charakter einer fremden Sprache und darum den größeren Anspruch auf schulmäßigen Betrieb, ohne diesem doch die gleichen Schwierigkeiten entgegenzustellen wie die alten Sprachen, und endlich als logisch bildender Gegenstand gleich hohen Wert wie das Lateinische und zwar ebenso unbestreitbar, wie es von den klassischen Philologen noch immer bestritten wird.

Selbstverständlich wird nun der Mathematiker in den oberen Klassen nicht ohne jede klassische Bildung bleiben, wie umgekehrt der Philologe nicht ohne mathematische; vielmehr wird dann erst auf der philologisch-historischen Anstalt diejenige Art mathematisch-naturwissenschaftlicher Unterweisung sich herausbilden, die für den künftigen Laien in diesen Fächern mehr Wert hat, als die streng theoretische Ausbildung, die er jetzt dem Mathematiker und Mediziner zuliebe in Kauf nehmen muß. Dann wird endlich das humanistische Gymnasium aufhören dürfen, das Mädchen für alles zu sein und unter der Last seiner Privilegien buchstäblich hinzusiechen. Denn solange diese Privilegien allesamt dem Gymnasium erhalten bleiben, obwohl ein Teil von ihnen auch anderwärts, nach der jetzigen

Organisation auf dem Realgymnasium, zu erlangen ist, ist weder dieser noch jener Anstalt geholfen. Nur eine reinliche Scheidung allein kann da von Nutzen sein. Hier die Vorbereitung für Bau-, Berg-, Forst-, Post- und Steuerbeamte, für Mathematiker und Naturwissenschaftler und möglichst für eine der sogenannten oberen Fakultäten, jedenfalls für die Mediziner, dort die für die anderen Berufe, dann haben wir zwei lebensfähige Gebilde, die die beiden Strömungen unseres gegenwärtigen Lebens wiederspiegeln, ebenbürtig nebeneinander. Dann giebt es für kein Fach mehr zwei so heterogene Vorbereitungen, wie augenblicklich für die neueren Sprachen, sondern immer nur eine geeignete. Dann endlich hört auch der so leidige Berechtigungskampf zwischen den Schulen auf, von dem auf anderem Wege schwerlich ein Ende abzusehen sein möchte." —

In der sich an diesen Vortrag anschließenden Diskussion ergriffen die Universitätsprofessoren Schipper und Förster das Wort, um in längerer Auseinandersetzung der Ansicht entgegenzutreten, als ob die Vertreter der Universität — wohl infolge der Vorgänge auf dem Berliner Neuphilologentage — den Bestrebungen der Reform feindlich gegenüberständen. Da die Redner auch gegen einzelne Forderungen des Vorredners bezüglich der Gestaltung des neusprachlichen Studiums mehrfache Widersprüche äußern, so stellt Professor Stengel den Antrag, diese Frage einer Kommission behufs eingehender Prüfung und Berichterstattung an den nächsten Neuphilologentag zu unterbreiten. Nach einstimmiger Annahme dieses Antrags wird die Kommission zusammengesetzt aus den Herren Banner, Fetter (Wien), Förster, Vietor und Walter.

Nach Schluß der Debatte teilt noch Direktor Fetter (Wien) mit, daß seit kurzem in Österreich die Kandidaten für neuere Sprachen nur in einem Hauptfach (Französisch oder Englisch) geprüft werden, sowie, daß die wöchentliche Stundenzahl der neusprachlichen Lehrer an dortigen Realschulen nur 17—18 beträgt.

Nachdem hierauf der Vorsitzende sämtlichen Vortragenden den Dank der Versammlung ausgesprochen, wird als Versammlungsort für den siebenten Neuphilologentag — Pfingsten 1896 — Hamburg

gewählt. Den Vorstand für ihn bilden die Herren: Fels (Hamburg), Förster (Bonn), Müller (Karlsruhe).

Reformversammlung: Am Mittwoch Nachmittag um 5 Uhr vereinigten sich noch etwa 60 Herren zu einer „Reformsitzung“ im Hotel Monopol, die unter Leitung des Rektor Dörr (Solingen) bis 8 Uhr dauerte. Es galt hier solche Fragen, besonders methodischer Art, zu erörtern, die in den allgemeinen Sitzungen gar nicht oder nur flüchtig berührt worden waren. In erster Linie wurde die Frage der lautlichen Schulung einer Besprechung unterzogen, deren Ergebnis dahin zusammengefaßt wurde: 1. Lautliche Schulung ist notwendig, sowohl im fremdsprachlichen als im muttersprachlichen Unterricht. 2. Trotz der vorhandenen Schwierigkeiten ist größtmögliche Einheit der Aussprache zu erstreben. — Nachdem Professor Beyer hierauf den bereits mitgeteilten zweiten Teil seines Vortrags „Über die Lautschrift“ bekannt gegeben hatte, entspann sich von neuem eine lebhafte Diskussion, besonders über deren Verwendbarkeit in der Schule. Als ihr Ergebnis wurde festgestellt: 1. Das Mündliche ist im Unterricht sehr stark zu betonen. 2. Das Schriftliche hat dagegen mehr zurückzutreten. 3. Fleißiges Hospitieren bei Fachkollegen ist zu empfehlen. — Es schloß sich hieran noch eine Besprechung über die Auswahl der Lektüre, welche zu dem Schlusse führte, daß sorgfältig hergestellte Ausgaben, die in die Kenntnis von Sitten und Kultur des fremden Volkes einführen, sowie ein Kanon für die Lektüre wünschenswert sind. Auf dem nächsten Neuphilologentag sei dann die Frage zur Diskussion zu stellen: Welche Autoren und Ausgaben sollen in der Schule gelesen werden?

Es erübrigt noch, in Kürze der seitens der Feststadt gebotenen Veranstaltungen zur Unterhaltung der Gäste zu gedenken. Diese bestanden, außer den obligaten Festessen am 15. und 16. Mai, in einer vortrefflichen Vorstellung im Großherzoglichen Hoftheater („Hänsel und Gretel“, sowie „Die Puppenfee“), an welche sich eine gemütliche Versammlung in einem Biergarten anschloß. Ferner vereinigte ein solenner Kommers sämtliche Teilnehmer am Verbandstage mit der Karlsruher Bürgerschaft am Abend des 16. Mai im

großen Saale der Festhalle bis in die späten Nachtstunden, was jedoch einen Teil der Gäste nicht hinderte, am folgenden Tage, nach Besichtigung der Handschriften-Ausstellung in der Großherzoglichen Hofbibliothek, noch einer Einladung des Ortsausschusses zu einer Festfahrt nach dem vielgerühmten und doch manchem noch unbekannten Baden-Baden Folge zu leisten. So nahm der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag ein seines ganzen Verlaufes würdiges, friedliches und allseitig befriedigendes Ende.

---

2.

## Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In dieser Abteilung sprachen am

24. August Herr Hermann Junker über „Das Goethefamilienbild";

12. September Herr Ferdinand Knörk über „Die Reichssturmfahne".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbildnis von Herrn Hermann Junker.**

Angesichts dieses für die Zeit, in der es geschaffen wurde, geradezu typischen Kunstwerks, wie auch in Hinsicht auf die darauf dargestellten Personen, bleibt es ein Rätsel wie es fünfviertel Jahrhundert hindurch verschollen, oder sagen wir, gänzlich unbeachtet bleiben konnte. Einige Umstände mögen wohl daran schuld gewesen sein: das sehr geschwärzte Bild ließ vor allem die Unterschrift des Malers vermissen, die Porträtähnlichkeit der Einzelnen wurde in Zweifel gezogen, und da die Plaudrerin Bettina, genannt das Kind, von dem Gemälde sprach, so galt das gerade bei den Maßgebenden damals als ganz unzuverlässig, so wenig Glauben schenkte man ihr. Man that Bettina aber, wie so manchmal, auch hier Unrecht.

Der jetzige Besitzer des Bildnisses, Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Herman Grimm, äußerte noch gegen Hermann Rollett, den Herausgeber der Goethebildnisse, seine Bedenken über die Echtheit des Bildes, sowohl als Porträtbildnisses wie als eines Werkes des vermuteten Meisters Seekatz. Durch die Auffindung der Vorskizzen einerseits, wie auch einer Aufzeichnung in dem Tagebuche des alten Herrn Rat Goethe, beides neuerdings im Nachlaß der Enkel Goethes gefunden, nicht minder auch durch eine Notiz aus dem am 16. Mai 1795 an ihren Sohn geschriebenen Brief der Frau Rat wurde jedoch ganz unwiderleglich festgestellt, daß die Familie Goethe hier dargestellt sei, und ich selbst wurde im Juli dieses Jahres, als ich in Berlin war, um eine Kopie von dem Bilde anzufertigen, Veranlassung zur Entdeckung der eigenhändigen Unterschrift des Meisters Seekatz.

Rollett schrieb noch in seinem Werke über „Goethebildnisse“ über das angeführte Gemälde Folgendes:

„Ölgemälde von Johann Konrad Seekatz, Maler, geboren 1719 zu Grünstadt (in der Pfalz), gestorben 1768 zu Darmstadt als Hofmaler, wohin er 1753 aus Frankfurt a. M. berufen worden war.

Familiengemälde. In der Mitte die Mutter, daneben der Vater, im Hintergrund Knabe und Mädchen.

Das einzige Bildnis Goethes aus seinem Kindesalter wird in diesem Gemälde von Seekatz gesucht, und in der That ist der Ausführer desselben in vielfacher Berührung mit dem Goethischen Vaterhause gewesen. Der Knabe Goethe kam öfters in Aufträgen seines Vaters in des Malers Werkstätte, und dies Gemälde müßte vor des Meisters Berufung nach Darmstadt, also wahrscheinlich im Jahre 1753, entstanden sein; denn später — 1759, als Seekatz im Giebelzimmer des Goethehauses zu Frankfurt a. M. für Graf Thoranc arbeitete, war Goethe schon erwachsener als er in der Kindesgestalt dieses Bildes erscheint.

Die erste Nachricht von diesem unter allen Umständen interessanten Gemälde erhalten wir durch Bettina von Arnim in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (Berlin 1835), wo Bettina — im II. Teil, Seite 279 — im November 1810 von Goethes

Mutter, der „Frau Rat", an Goethe schreibt: „„Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbilde von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt ist"", u. s. w.

Das Bild soll — nach einer Mitteilung in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1877, Nr. 26 — „vor nicht langer Zeit" in Frankfurt a. M. zu sehen gewesen sein; der Besitz war jedoch nicht angegeben. Es dürfte dieses letztere Gemälde aber wahrscheinlich nur eine Kopie oder ein ganz anderes Bild gewesen sein, denn das Original ist im Besitze der Tochter Bettinas, der Frau Gisela Grimm, geb. von Arnim, zu Berlin.

Auf meine spezielle Anfrage, die ich im Interesse der Sache bezüglich dieses unter den vorhandenen Umständen für die Absicht der vorliegenden Monographie jedenfalls besonders wichtigen Gemäldes stellte, erhielt ich am 3. April 1877 die nachfolgende bemerkenswerte — wenn auch für den fraglichen Hauptpunkt nicht positiv entscheidende Antwort von dem Gatten der Besitzerin, dem geschätzten Schriftsteller Herman Grimm:

„„. . . Allerdings ist ein Bild von Seekatz im Besitze meiner Frau, welches für ein Goethisches Familienstück im Schäferkostüme gehalten wird. Auch könnten die Dinge wohl passen, wenn die Hauptperson, die die Mitte einnehmende Dame, irgendwie auf Frau Rat zurückzuführen wäre. Dies scheint mir unmöglich; bei den Kindern und dem Manne könnte man sich bei einiger Phantasie schon eher hineinfinden, den Rat, sowie Goethe und seine Schwester als Kinder dazu, vor sich zu haben. Das Ganze ist so gelb und dunkel, daß eine Photographie danach nicht zu machen ist.""

Nicht mit Unrecht weist übrigens Professor Dr. Karl Julius Schröer in seinem lebendigen Vortrag über „Goethes äußere Erscheinung" (Wien 1877) S. 10—11 darauf hin, daß in diesem Bilde vielleicht eine Erinnerung an folgenden von Bettina („Briefwechsel", II., S. 255) erzählten hübschen Moment erhalten ist: — „Der Vater der Frau Rat, Stadtschultheiß Textor, hatte bei Wolfgangs Geburt in seinem wohlgepflegten Garten vor dem Bockenheimer Thor einen Birnbaum gepflanzt. Als der in Blüte stand,

wurde bei einem Familienfeste der grüne Sessel der Frau Rat unter denselben gebracht, mit Bändern und Blumen geschmückt, und Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, trat vor und hielt eine Anrede an den Sessel, auf dem die Mutter so schöne Märchen zu erzählen wußte." „„Es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste."" —

Wenn diese Erzählung nicht etwa eine der vielen von Bettinas Phantasien ist, deren konstatiertes Vorhandensein veranlaßt, daß man „nicht leicht wagen darf, auf den „Briefwechsel mit einem Kinde" als eine zuverlässige Quelle sich zu berufen", so dürfte sie geeignet sein, für dies Gemälde im Sinne eines Bildnisses Goethes aus seiner Kindheit zu sprechen.

(Im „Kataloge der [Berliner] Goethe-Ausstellung 1861" wird übrigens dieses Gemälde — S. 11, Nr. 23 — in folgender, sonderbar wieder einen Zweifel bezüglich des Malers bekundender Weise angeführt: „Goethes Eltern, Goethe selbst und dessen Schwester im Hintergrunde. Ölbild eines unbekannten [!] Meisters. Im Besitze der Frau Gisela Grimm, geb. von Arnim.")"

Friedrich Zarncke stützt sich in seinem Buche „Verzeichnis der Goethebildnisse" auf Vorstehendes und spricht sich so aus:

„Unechte, zweifelhafte, verschollene Jugendbilder.

I. Goethe als Kind in Schäferkleidung.

Ölgemälde, welches Joh. Konr. Seekatz zugeschrieben wird und dann wohl vor dessen Abgange nach Darmstadt 1753 gemalt sein muß. Es stellt den vermeintlichen Knaben Goethe mit seinen Eltern und seiner Schwester unter einem Baume dar.

Aus dem Nachlasse der Frau Rat an Bettina gelangt, jetzt im Besitze der Tochter derselben, Frau Gisela, geb. Freiin von Arnim, der Gattin von Herman Grimm in Berlin.

Vgl. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, 3. Aufl., herausgegeben von H. Grimm, S. 374, wo Bettina schreibt: „sie [Goethes Mutter] ließ sich auch noch die Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem F a m i l i e n g e m ä l d e v o n S e e k a t z, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner

Schwester und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt ist.“ Herm. Grimm bezweifelt — wie ich glaube mit Grund — die Richtigkeit dieser Annahme. Vgl. Rollett, die Goethe-Bildnisse S. 19b.“

Da erschien die Sammlung der Briefe der Frau Rat, und Herr Dr. Heinrich Pallmann, hierselbst, angeregt durch einen bestimmten Hinweis auf das Bild aus einem der Briefe, nahm Veranlassung, nach Weimar zu schreiben, um zur Nachforschung nach ihm anzuspornen. Herr Dr. Pallmann schrieb damals an Herrn Professor Suphan (7. Oktober 1889): „Seite 38,8 Familienporträt. In „Bettinas Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“, erste Ausgabe, Bd. II S. 279 steht, daß nach dem Tode der Frau Rat ein Familienbild von Seekatz (Herr und Frau Rat, Wolfgang und Cornelia als Schäfer gekleidet in einer anmutigen Gegend) in den Besitz der Bettina übergehen sollte. Ich habe mich bis jetzt vergeblich bei den Erben Bettinas (Graf Oriola) bemüht, mehr über dieses Bild zu erfahren, vielleicht hat eine Anfrage Ihrerseits bei Herrn Professor Dr. Herman Grimm mehr Erfolg.“ Zu näherem Aufschluß darüber hatte Herr Dr. Pallmann die Freundlichkeit, mir selbst auf mein Ersuchen am 27. August d. Js. mitzuteilen:

„Am 16. Mai 1795 schreibt die Frau Rat an ihren Sohn (Briefe S. 83): „Ich habe verschiedene Sachen, die mir den Auszug erschwören würden — und vor die ich auch keinen Platz im neuen Quartir finden könte — Als da ist das berühmte Puppenspiel, unser Familienportrait, wovon wenigstens die Rahme — und das Bret zum übermahlen noch tauglich ist.“

Über dieses Bild finden sich dann noch in den Anmerkungen (S. 373) zwei Briefstellen von Bettina an Achim von Arnim und von diesem an jene. Erstere Stelle (ohne Datum 1808) erzählt, daß Melina für Bettina „im Ausruf der alten Goethe“ ein Andenken, ein Familienporträt, die Alte und ihr Mann als Schäferin und Schäfer u. s. w. gekauft habe. Die zweite Stelle, vom 17. November 1808, beschreibt das Bild näher, wie im Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, 3. Aufl., S. 374. Beide briefliche Mitteilungen sind von Herrn Geh. Rat Dr. Herman Grimm an Suphan geliefert worden.“

Diese nun von Herrn Dr. Pallmann ausgegangene Anregung brachte wieder neues Leben in die Angelegenheit. Als nun Herr Dr. Heinemann sein Werk über die Frau Rat schrieb, erteilte ihm Herr Professor Grimm die Erlaubnis zu einer Reproduktion des Gemäldes an passender Stelle. Durch das Zusammentreffen der vorerwähnten Umstände und durch die veröffentlichte Nachbildung des Gemäldes in Heinemanns Buch war das Bild gleichsam wieder entdeckt und aus seiner langjährigen ruhmlosen Ruhe dem Interesse der Allgemeinheit, namentlich dem der Goetheverehrer, aufs neue überwiesen worden.

Dr. Heinemann schreibt darüber:

„Das Familienbild.

Es giebt von der gesamten Familie Goethe ein Porträt, das Seekatz 1761 oder 1762 gemalt hat. Bettinas Schwester Melina von Guaita erstand es nach dem Tode der Frau Rat für Bettina. Achim von Arnim beschreibt es in einem Briefe von 1808 folgendermaßen:

„Die alte Goethe sitzend, als wenn sie eben in großer Pracht eine Geschichte erzählte, der Alte steht neben ihr als Schäfer, eine Hand in der Brust in die Jacke gesteckt, während er die andere an den Rippen herunterschleichen läßt, er macht ein Gesicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu stark seinen Effekt. Der alte junge Goethe steht in der Nähe, giebt aber auf beide nicht Achtung, sondern bindet ein rotes Band um ein Lämmchen, seine Schwester steht daneben und im Hintergrunde als Genien die verstorbenen Kinder der Goethe."

Durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsrates Herman Grimm, des Besitzers des Bildes, ist es uns möglich geworden, eine Reproduktion des Familiengemäldes in Heliogravüre beizugeben.

Dazu folgende Notiz:

Seite 34. Familienbild. Das Bild ist kurz vor dem 24. September 1762 entstanden, wie die von Herrn Professor Zarncke mir gütigst mitgeteilte Notiz auf S. 34 beweist. Die Größe des Originals beträgt nach Angabe des Herrn Besitzers 75 zu 50 cm. Die Annahme, daß die fünf Genien rechts im

Hintergrunde die früh verstorbenen Geschwister Goethes darstellen sollen, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß deren nur vier gewesen sind; siehe auch Br. 373."

Da wollte es ein glücklicher Zufall, daß Herr Geh. Rat Dr. C. Ruland, der verdienstvolle Direktor des Goethe-National-Museums zu Weimar, unter dem Nachlaß der Enkel Goethes zwei Tuschzeichnungen fand, welche Seekatzens Vorstudien zu dem Familienbildnisse darstellen.

Nach Vollendung meiner Kopie und bei dem großen Interesse, welches das Original mit vollem Recht hervorrief, war es mir darum zu thun, die kargen Aufzeichnungen, welche sich über die Entstehung des Bildes fanden, durch genauere Daten zu erweitern und zu bereichern. Ich schrieb deswegen an Herrn Dr. Ruland. Dieser war so liebenswürdig mir in folgendem Briefe vom 18. August 1894 alles mitzuteilen, was er darüber wußte. Der Brief lautet:

„Ihr Brief hat mich sehr interessiert, wenn es auch für mich seit Jahren feststand, daß das Grimmische Bild das von Seekatz 1762 gemalte Goethische Familienbild ist. Darum hat mir doch die Bestimmung der beiden — sehr interessanten — Originalskizzen große Freude gemacht, und ist die Auffindung von Namen und Jahreszahl eine nicht minder willkommene Bestätigung.

Weiterer archivalischer Nachweis dürfte sich wohl nicht mehr beibringen lassen. Was Heinemann erzählt, kann nur auf dem beruhen, was ich seiner Zeit mitgeteilt hatte, über die vom alten Goethe besessenen Bilder, auf Grund seines eigenhändigen Ausgabebuches.

Möglich wäre es ja, daß sich noch im Goethe-Archiv dies oder jenes vorfände, aber ich glaube es nicht, weil die Papiere aus der alten Frankfurter Zeit sich ursprünglich in einem Wandschrank der Goethischen Bibliothek vorfanden, und erst von mir an das Archiv überwiesen wurden. Darunter war manches Interessante, aber, soviel ich mich erinnere, nichts auf Seekatz bezügliches. Das wichtige und einzig archivalische Beweisstück wird also wohl der Eintrag des alten Herrn bilden:

1762 24. Sept. domino Seekatz pro pictura familiae 60 fl bei diesem Anlaß (occasione praecedente) erhielt die Frau ein

Geschenk von fl 4; — genau wie zu Dürers Zeiten, der sich bei Ablieferung des bestellten Altarbildes noch einen Rock oder dergleichen für seine Frau geben läßt.

Die endgiltige Bestimmung der beiden Entwürfe hat mir wieder einmal bewiesen, welch feiner Kenner mein Freund Prestel war. Als ich ihm seiner Zeit die Blätter zeigte, sagte er sofort: „die scheinen Frankfurter Gewächs", — und rieth mir, sie in der Gegend von Nothnagel, Trautmann und diesen Leuten zu suchen. Schuchardt, der Verfasser des lustigen Katalogs der Goethe'schen Sammlungen, hatte nicht einmal erkannt, daß beide Entwürfe dieselbe Komposition darstellen, und verzeichnete den einen unter „Watteau", den andern als „Unbekannt".

In einem neulich von mir veröffentlichten kleinen Aufsatz habe ich erwähnt, daß auf der einen Zeichnung doch noch eine Spur Porträtähnlichkeit der Frau Rat vorhanden ist, während von einer solchen auf dem Ölbilde blutwenig mehr übrig blieb."

Später schickte mir Herr Dr. Ruland auch ein Exemplar der Weimarer Zeitung, worin er sich über die Skizzen näher aussprach. Zuvor erwähnt er einige andere Schenkungen und Erwerbungen des Museums und fährt dann fort:

„Grade darunter haben zwei Tuschzeichnungen Platz gefunden, die schon im vorigen Jahrhundert sich in Goethes Besitz befunden hatten, über deren Ursprung aber jede Tradition verloren war; Schuchardt verzeichnet die eine als Parkszene in Watteau's Manier", die andere einfach als „unbekannt". Es war klar, daß beide Blätter Entwürfe zu demselben Gemälde, im Schäfergeschmack des vorigen Jahrhunderts, waren, und von einem deutschen Künstler herrührten; der Unterzeichnete hatte an einen in französischer Schule gebildeten Frankfurter Künstler wie Nothnagel oder Kraus gedacht. Erst wenige Tage vor der Versammlung der Goethe-Gesellschaft machte ihn ein befreundeter und bewährter Kenner[1]) darauf aufmerksam, daß die zwei pastoralen Gruppen in heiterer Parklandschaft nichts Anderes seien als die Originalentwürfe zu dem von Seekatz 1762 gemalten Bilde der Familie Goethe. Im Vordergrund

[1]) Herr Oberhofmeister H. v. Donop.

plaudern Herr und Frau Rat, er im galanten Schäferkostüm, sie mit dem Schäferstab im Arm (eine Auffassung, welche bei dem ausgeführten Ölgemälde weggelassen ist), während etwas zurück Wolfgang und Cornelia sich um ein Lamm beschäftigen; noch mehr im Hintergrund sollen einige leicht angedeutete Kindergestalten an jung verstorbene andere Geschwister des Dichters erinnern. Das Ölbild selbst, für welches Herr Rat am 24. September 1762 dem biederen Seekatz 60 fl. bezahlte, befindet sich bekanntlich im Besitze von Geh. Rat Herman Grimm; die in Heinemanns Buch über die Frau Rat veröffentlichte Photographie läßt keinen Zweifel über das Verhältnis der Zeichnungen zu dem Bilde; nicht uninteressant ist, daß bei dem zweiten, sorgfältiger ausgeführten Entwurf Seekatz den beiden Hauptfiguren viel mehr Porträtähnlichkeit gegeben hat, als auf dem Ölbilde selbst. Geh. Rat Grimm (d. h. seine verstorbene Frau) hat das Gemälde dem Goethe-National-Museum zugedacht: mit den beiden Entwürfen vereinigt, wird es eine der wichtigsten Reliquien aus der frühen Frankfurter Zeit bilden."

Damit wäre nunmehr alles erschöpft, was zur Geschichte des Goethefamilienbildnisses dienen könnte, denn aus dem Briefwechsel des Herrn Rat mit Seekatz geht nichts Eingehenderes hervor, und so kommen wir also an die Betrachtung des Bildes selbst.

Eine von einem Freunde des Hochstiftes geschenkte Summe wurde auf Veranlassung von Herrn Professor V. Valentin, unserem Vorsitzenden des Akademischen Gesamt-Ausschusses, für Herstellung einer Kopie des Goethefamilienbildnisses verwendet: das Originalbild war von Prof. Grimms Frau (geb. von Arnim) noch bei Lebzeiten dem Goethe-National-Museum in Weimar bestimmt worden. Herr Professor Valentin trat mit Herrn Geh. Rat Dr. Grimm, dem Besitzer des Gemäldes, in schriftliche Unterhandlung und erhielt die Erlaubnis für Anfertigung einer Kopie. Der Besitzer knüpfte aber die Bedingung daran, daß, da das Originalgemälde in schlechtem Zustande sei, diese Kopie in seinem Hause zu Berlin gemalt werden müsse. Ich wurde mit der Aufgabe betraut und begab mich im letzten drittel des Monats Juli d. J. dorthin. Ich fand das Bild in sehr kläglichem Zustande vor: es war durch Staub und Rauch ganz geschwärzt, hatte hunderte von kleinen aus

den Poren der Holztafel, worauf es gemalt ist, ausgeschwitzten Harzwärzchen, zwei Sprünge und eine beträchtliche Anzahl von Blasen, welche daher rühren, daß das Bild längere Zeit in der Nähe eines heißen Ofens gehangen haben muß, und von denen ein großer Teil eingedrückt ist. Glücklicher Weise hat ein guter Firnis das Bild vor weiteren Zerstörungen geschützt.

Ehe ich an meine Arbeit ging, war es meine erste Sorge, das Bild von Schmutz zu reinigen. Dies gelang mir so vollkommen, daß es, dank des trefflichen Firnisses, welcher die Farben intakt erhalten hatte, in voller Frische wieder hervortrat. Gerade inbezug auf die leuchtende Pracht der Farben ist das Gemälde eines der besten des Meisters überhaupt. Es geht ein warmer Goldton über das Ganze, welcher Luft, Landschaft, Personen und Tiere harmonisch mit einander verbindet. Ohne irgendwie bunt zu sein, schimmert es in reichen feinen Farbtönen, und die Verteilung von Licht und Schatten, die Einordnung der Kontraste von hell und dunkel ist unvergleichlich schön.

Vortrefflich ist es dem Künstler gelungen die Personen zu charakterisieren. Mit feinem Humor ist der alte Rat aufgefaßt; er, der würdevolle, etwas eckige Mann, findet sich nicht so ganz in seine Schäferrolle: er bleibt auch in der Verkleidung kaiserlicher Beamter von Repräsentation; er ist sehr porträtähnlich. Sehr glücklich ist die Auffassung der Frau Rat: wie sie im Hause das alles durchdringende belebende Element war, so ist sie es auch hier auf diesem Bilde: sie führt das Wort, ihr Mienenspiel, mehr noch die deutende Hand, lassen vermuten, daß sie eine Art Prologus zum besten gab, welcher sich auf die Örtlichkeit bezieht, wo sie versammelt sind. Meiner Auffassung nach handelt es sich nämlich um eine kleine Aufführung der Kinder, zu welcher Wolfgang ein Lamm mit Blumen schmückt, auch Cornelia, welche bei ihrem Bruder steht und einige Blumen in Händen hält, hat ganz den Ausdruck von jemandem, der noch einmal im Geiste durchgeht, was er zu sagen hat: die ganze Haltung ist eine sich zur Aktion vorbereitende. Die Mutter scheint mit dem Vorhaben der Kinder vertraut, der Vater nicht, und das erklärt auch die auffallende Stellung und seinen Gesichtsausdruck, der nicht unfreundlich dem Kommenden entgegen-

sieht und sich — natürlich mit Vorbehalt — daran zu erfreuen die Absicht hat. Der Ort, auf welchen der Finger der Frau Rat zeigt, ist wohl als die Bühne oder die Szenerie, wo das Spiel stattfinden wird, aufzufassen. Die Schafe, welche im Vordergrund lagern, der Schäferstab und der federgeschmückte Hut auf dem Korbe haben dann auch in dem Spiele sicherlich ihre Bedeutung, und man kann sie als Requisiten auffassen. Es ist ganz im allegorisierenden Geschmack der Zeit, daß auch die verstorbenen Kinder der Familie auf dem Bilde erscheinen, und erst recht im Geschmacke der Zeit liegt die Anbringung des Bächleins mit kleinem Wasserfall, welches als Acheron bezeichnet werden kann und die Lebendigen von den Toten scheidet. Was die beflügelten Genien da hinten treiben, ist ein kleines anmutiges Bildchen für sich. Auf einem Felsblock sitzt ein Kindchen, einen Blumenkorb auf dem Knie haltend, ein zweites hat ein Blümchen daraus genommen und kitzelt mit dem Würzelchen das schlafende dritte Kind; das vierte und fünfte stehen dabei und haben sich allerlei zu erzählen.

In seinem Briefe an Hermann Rollett schreibt hier Prof. Dr. Grimm u. a.: „Auch könnten die Dinge wohl passen, wenn die Hauptperson, die die Mitte einnehmende Dame irgendwie auf Frau Rat zurückzuführen wäre, dies scheint mir unmöglich." — Darauf möchte ich mir die Erwiderung erlauben, daß ich vor einigen Jahren das im Besitze der Ur-Urenkelin der Frau Rat, Frau Heuser-Nicolovius in Köln befindliche, einzige unzweifelhafte Porträt der Frau Aja kopierte und ihre Züge demnach so recht studieren konnte, und daß mir ferner ein Abguß des ausgezeichneten Medaillons Melchiors zugehört: beide Bildnisse mit dem auf dem Seekatzischen Gemälde vergleichend, bin ich imstande auszusprechen, daß nur die Nase auf dem Familienbild etwas zu lang ist, ihre Grundform aber durchaus den genannten Bildnissen entspricht, ebenso wie Augen, Mund und die Gesichtsform; allerdings ist Frau Rat auf dem genannten Bilde schlanker gemalt als sie vielleicht in Wirklichkeit war: aber sollte es damals nicht gegangen sein, wie es noch heute geht, daß der Maler „auf Wunsch" ab und zu geben mußte?

Sehr ähnlich ist Wolfgang, der zu jener Zeit 13 Jahre zählte; wie er vor dem Bockenheimerthor die Märchensesselszene inszenierte,

so ist er wohl auch hier als Erfinder des Spiels zu betrachten. Von Corneliens Antlitz ist uns die Zeichnung erhalten, welche Goethe auf den Rand eines der Korrekturbogen zum Götz entworfen hat. Dieser Profilkopf hat freilich schärfere Züge als derjenige auf dem Bilde von Seekatz, allein wer kann da entscheiden, welcher von beiden der ähnlichere ist, wo weitere Bildnisse zum Vergleiche gänzlich fehlen?

Die Landschaft, im römischen Stile gehalten, zeigt dieselben Säulen unter teils zerfallenem Gebälk, wie sie auf den Prospekten zu sehen sind, welche auf dem Vorplatze des Goethehauses zu Frankfurt aufgehängt waren: vielleicht hat der Künstler auf Wunsch des Herrn Rat solche auf dem Familienbild angebracht. Sehr effektvoll heben sich die Figuren auf dem dunklen Eichengebüsche im Vordergrund ab, einige Stufen führen abwärts zum Wasser, über dessen glänzende Fläche weg eine alte Brücke, ein Turm und fernabschließende Gebirgszüge den Blick ins Weite lenken.

Auf eine merkwürdige Weise haben wir auf dem Gemälde den Namen von Seekatz mit der Jahreszahl 1762 aufgefunden, den bis dahin niemand gesehen hatte, wodurch auch der Zweifel an der Ächtheit des Bildes entstand (siehe z. B. vorstehende Stelle aus dem Katalog der Berliner Goetheausstellung 1861). Zu Füßen der Frau Rat etwas nach der Seite hin befindet sich ein großer Stein; vor diesem liegt ein unbestimmt gemaltes Etwas, was ungefähr wie der Kopf eines Hasen aussieht; in Ungewißheit darüber, was das wohl sein könne, rief ich Herrn Geh. Rat Dr. Grimm herbei, der es für unfertig gemalte Steine hielt; er nahm zur besseren Untersuchung der Sache darauf seine große Lupe, und indem er an der Stelle herumstudierte, sah er auf einmal den dicht dabei auf der schmalen Schattenseite des Steines ganz unauffällig und klein angebrachten Namen des Künstlers „J. C. Seekatz 1762“: seine und meine Freude darüber waren groß, denn nun stand es ja unwiderleglich fest, daß wir einem ächten Bilde des Meisters gegenüberstanden, während andrerseits die aufgefundenen Skizzen in Weimar unwiderleglich darthaten, daß das Gemälde in der That die Familie Goethe vorstellt.

Die außerordentliche Schönheit des Bildes veranlaßte mich dem Meister bis in die Eigenart seiner Pinselführung zu folgen,

und so entstand denn nicht blos eine das Ganze auf das getreuste wiedergebende Nachbildung, sondern eine auch die virtuose Mache des Originales im Faksimile nachahmende Kopie.

In seinem von mir gewünschten und mir gewährten Gutachten über meine Arbeit schreibt Herr Geheimer Rat Professor Dr. Grimm:

Sehr geehrter Herr!

Mit Vergnügen bestätige ich, daß die von Ihnen gemalte Kopie des Goethischen Familienbildes von Seekatz dem in meinem Besitze befindlichen Originale durchaus entspricht. Ihre Arbeit wurde dadurch sehr erschwert, daß das Gemälde von einer Menge feiner Risse durchzogen ist, die seine Wirkung beeinträchtigen. Erst nach einer gründlichen, ohne Zweifel sehr mühevollen Restauration, die vornehmen zu lassen ich mich einstweilen nicht entschließen kann, wird es seine anfängliche Beschaffenheit wieder gewinnen. Ihre Kopie giebt nun gleichsam den Anschein wieder, den das Gemälde vielleicht darbot, als es von Seekatz 1762 vollendet worden war.

Hochachtungsvoll

Herman Grimm.

Berlin, den 31. Juli 1894.

* * *

2. **Die Reichssturmfahne** von Herrn Ferd. Knörk.

Trotz der Bedeutung der Heraldik als Hilfswissenschaft der Geschichte und Kunstgeschichte ist sie von jeher nur von wenigen gepflegt, im allgemeinen aber sehr vernachlässigt worden. Wir können uns bei solcher Sachlage allerdings kaum wundern, wenn in Fällen, in denen die Heraldik ein öffentliches Interesse wachrief, allgemeine Unkenntnis herrschte, und daß speziell über die „Sturmfahne" des deutschen Reiches, obwohl sich vielfach Anlässe zu einer genaueren Untersuchung boten, nur wenig bekannt geworden ist. Solche Anlässe boten sich, als 1492 der neugeschaffene Herzog von Württemberg sein Wappen um die Reichssturmfahne mehrte; als 1692 die neunte Kur Hannover mit dem Reichsbanner belehnt werden sollte; so war es 1848 und 1870, als der Neuzeit entsprechend eine deutsche Trikolore zusammengestellt wurde.

In allen diesen Fällen, welche auch die hohe Politik interessierten, handelte es sich um die Frage: wie war die Sturmfahne gestaltet, und welche Farben hatte sie?

Der Gebrauch der Fahnen als Feldzeichen ist allerdings uralt, jedoch erst mit dem Christentume wird die Anwendung allgemeiner dadurch, daß Kirchenfahnen d. h. mit Heiligenbildern und frommen Psalmenstellen bestickte Fahnen namentlich im Kampfe gegen Ungläubige als Kriegsbanner geführt wurden. Weithin berühmt waren die Fahnen verschiedener Heiliger, so die Standarte des heiligen Petrus, welche des öfteren vom Papste an Fürsten geschickt wurde, um deren Feldzügen eine besondere Weihe zu geben. Auch Karl der Große scheint diese geführt zu haben, wenigstens wird er auf dem ungefähr gleichzeitigen Mosaik im Lateran zu Rom dargestellt, wie er eine grüne mit Kleeblättern und bunten Kreisen bestickte Fahne vom heiligen Petrus empfängt. Von Bedeutung für die Deutschen ist sie nicht gewesen; dagegen hören wir von einem anderen kirchlichen Banner, der Fahne des heiligen Michael, daß es die Stelle eines Bundeszeichens einnahm: Widuchind berichtet in seinen sächsischen Geschichten, daß unter Heinrich I. wie unter Otto I., als es galt die Ostgrenze des Reiches gegen die Ungarn zu schützen, die Fahne des heiligen Michael inmitten der deutschen Mannen flatterte und „wo die wehte, da hatte noch nie der Sieg gefehlt".

Der angelus penes quem victoria, der Erzengel Michael, von dem ein altes Kirchenlied singt:

> o magne heros gloriae, dux Michael,
> protector sis Germaniae,

mochte deshalb den christlichen Deutschen besonders zusagen, weil er, der Drachentöter, ihnen die Erinnerung an den in Volksgesängen und Sagen gefeierten Sigurd, an den Weltenvater Odin wachrief. Und wie fest dieses Produkt altdeutscher Mythe und christlicher Legende wurzelte, erkennen wir daraus, daß heute noch der „deutsche Michel" lebt.

Ob noch fernerhin das Michaelsbanner im Felde erschien, ist nicht festzustellen: die Geschichte erwähnt seiner nicht mehr.

Dagegen finden wir zur selben Zeit die Kunde von einem anderen Feldzeichen, der heiligen Lanze.

Wann sie in den Besitz der deutschen Kaiser gekommen, wissen wir nicht. Nach Liutprand soll sie Otto I. von dem Burgunderkönige erhalten haben, Widuchind dagegen erwähnt sie schon unter Konrad I. als zu den Reichsinsignien gehörig. Die Spitze, in welche ein Nagel vom Kreuze Christi eingelassen ist, befindet sich heute noch in k. k. Schatze zu Wien.

Lange Zeit hindurch, ehe sie Reichsreliquie wurde, galt sie als Hauptzeichen der deutschen Heere: ihr schrieb man den wunderbaren Erfolg bei Birten 539 zu; in der Schlacht auf dem Lechfelde 955 ergreift König Otto sie selbst und führt seine Mannen zum erhofften Sieg über die Ungarn, und noch zur Zeit Heinrichs IV. ist sie das Zeichen der kaiserlichen Partei.

Mochte der hohe Wert der heiligen Lanze es bedenklich erscheinen lassen, sie dem wechselnden Schlachtenglücke anzuvertrauen, so müssen wir annehmen, daß es Zweckmäßigkeitsgründe waren, welche das größte Heiligtum des Reiches in die sichere Hut des Reliquienschreines legten und ein anderes heiliges Zeichen, das Kreuz, an seine Stelle setzten. Längst schon war der Gebrauch des Kreuzes auf den Reichsmünzen gäng und gäbe, und auch in den Kämpfen der aufständischen Polen wurde nach Thietmar das Kreuz gebraucht: — Ex parte gentili crucem sanctam erigebant: eiusdem auxilio hos vinci sperabant (Mon. Germ. S. S. III.) — vielleicht in Form der damals üblichen kirchlichen Kreuzfahnen, wie wir sie z. B. in der Hand des Schutzpatrones des Reiches zu Bamberg und auf den Externsteinen gewahren.

Klarer wird uns der Gegensatz, in welchen die Kreuzfahne zur heiligen Lanze tritt, aus der Schlacht auf dem Pleichfelde am 11. August 1086. Hier standen sich der vom Papste und einem Teile der deutschen Fürsten abgesetzte Kaiser Heinrich IV. und der Gegenkönig Herimann gegenüber. Jener führte als Feldzeichen die heilige Lanze, dieser aber nach der Chronik des Bernold: crucem in quodam plaustro erectam et rubro vexillo decoratam.

Auch Barbarossa hat schon vor dem Kreuzzug eine Kreuzfahne geführt, denn nach der Schlacht bei Legnano berichten die Mailänder siegesfroh nach Bologna: scutum imperatoris, vexillum, crucem et lanceam habemus (Prutz). Während des Kreuzzuges

selbst führt das deutsche Heer das signum vivificae crucis neben den victrices aquilae (S. S. XX. S. 495).

Zu besonders hohem Ansehen gelangte die Kreuzfahne durch die Kreuzzüge und trat mehr und mehr als nationales Sonderzeichen auf. Wir wissen, daß man bei der großen Verschiedenartigkeit der Kreuzfahrer bald dahin kam, die Kreuze verschiedenfarbig zu wählen, wie Roger von Hoveden bei dem Vertrage von Gisors berichtet, daß die Engländer weiße, die Franzosen rote und die Flandern grüne Kreuze nahmen. Ähnlich mag es sich für die Deutschen gestaltet haben, so, daß man das (weiße) Kreuz in den Grund der roten Königsfahne (fano imperialis), die nachmals nur noch als Blutbanner bei Belehnungen gebraucht ward, setzte.

Auch sonst erhielt sich der Gebrauch von Kreuzen in den deutschen Heeren. Philipp Mousket nennt z. B. die Deutschen faus croisiés (S. S. XXVI. V. 21889); das Reichsheer vor Neuß trug rote Kreuze, und noch zur Zeit Frundsbergs mußten dessen Landsknechte ein rotes Kreuz auf dem Wamse tragen.

Die rote Fahne mit weißem Kreuze aber tritt von nun ab als die führende Fahne, als des Reiches Sturmfahne auf. Sie schwebte dem Kaiser Heinrich VI. voran bei seinem Einzuge in Rom; Pitro d'Ebulo hat sie uns in seinem carmen de bello Siculo als eine langgestreckte zweizipfelige Fahne überliefert: ähnlich gewahren wir sie auf Kaisermünzen, und beschrieben wird sie als confanus (Kriegsfahne) . . . . erat rubens habens crucem albam intus.

Deutlich und klar nennt Wolfram von Eschenbach in seinem Willehalm die Kreuzfahne eine Reichsfahne:

> Mit rehte soll des riches fahn
> das kriuze tragen.

Gleichzeitig giebt Matthäus Parisius, eine Hauptquelle jener Zeit, als Wappen des deutschen Königs Heinrich rechts im gelben Felde den schwarzen kaiserlichen Adler, links ein weißes Kreuz auf rotem Grunde.

Diese Sturmfahne finden wir wieder bei dem Heere Rudolfs von Habsburg, als es galt, die Ostmark gegen Ottokar zu verteidigen. Bei der Schlacht auf dem Marchfelde berichtet das chronicon Salisburiense:

Verum exercitus regis romanorum tribus distinguitur aciebus et signis totidem. nobiles austrie dividebantur in duas turmas, una portavit vexillum romane aquile, sub vexillo austrie altera militavit. alia turma victoriosissime sancte crucis insignia iuxta morem imperii sequebatur. sub hoc signo salvifico rex romanorum militavit.

Das chron. Colm. beschreibt die Farbe des Kreuzes als weiß: omnis exercitus regis rodolphi alba cruce desuper utebatur. Während nun das Heer Rudolfs eine rote Sturmfahne mit weißem Kreuze hatte, führte Ottokar ebenfalls eine Kreuzfahne:

darobe swebt ein sturmvan
der was gruene als ein gras
darinn ein kriuz gesniten was.

(Reimchronik 16060.)

Es ist also klar, daß die Sturmfahne als solche nicht als Sonderzeichen anzunehmen ist, wohl aber, daß die Tingierung rot und weiß hier im Gegensatz zu der Fahne Ottokars als deutsche Sonderfarbe aufgefaßt werden muß.

Dieselbe Fahne treffen wir in der Schlacht bei Göllheim, wo Adolf und Albrecht um die Königskrone rangen. Beide sind in die gelben, mit Adlern bestickten kaiserlichen Gewänder gehüllt, beide führen dieselbe Sturmfahne:

nu pruevet was do geschach:
in einer farb man sach
iedweders sturmvanen schinen.
kunig Albrecht het den sinen
gepruevet begarbe
daz velt in rotter farbe:
darinne was enmitten
ein wizes kriuz gesniten.
weder mehr noch min
heten die gegen in
iren sturmvanen bereit. (Reimchronik 72633.)

Wichtig für die nachfolgenden Streitereien über das Sturmfahnenlehen ist das Vorkommen der roten Kreuzfahne in der Schlacht bei Mühldorf. Als es hier am 28. September 1322 zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Österreich zur Entscheidung

kam, wurden beiden signa imperialia aquilifera vorangetragen, im Heere Ludwigs sogar mehrfach, da nicht der König, sondern mehrere Ritter in königlichem Schmucke einherritten. Die Sturmfahne aber trug Konrad von Schlüsselburg, der sich derart auszeichnete, daß Ludwig ihm Burg und Stadt von Gröningen zu Lehen gab.

Eine weitere Kunde von der alten Sturmfahne erhalten wir bei dem Leichenbegängnisse Karls IV. zu Prag 1378. Im Leichenzuge werden getragen: 1. ein Panier daz haißt daz Fuirpanier daz was rott sidin, dann folgen die Fahnen der Länder, die Karl IV. besaß, darnach der schwartz Adler des richs in ainem guldin feld, darnach fürt man den fan des hailgen richs ein wizz krütz mit ainem langen zagel in einem rotten veld. Diese Fahne befindet sich sehr wahrscheinlich noch heute im Domschatze von St. Veit zu Prag. Das Schatzverzeichnis von St. Veit aus dem Jahre 1387 führt nach den Insignien Karls IV. auch eine Fahne mit einem weißen Georgenkreuz an. Dieses weiße leinene Kreuz soll nach Bock noch im Domschatze zu Prag vorhanden sein. Es wäre also möglich, daß außer der heiligen Lanze noch ein zweites Originalstück der Feldzeichen des alten Reiches, die fast verschollene rote Reichssturmfahne mit dem weißen Kreuze erhalten ist. Bekanntlich führt die Schweiz ebenfalls ein derartiges Bundesbanner; es soll dies die alte Reichssturmfahne sein, wie es in einem Liede aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts heißt:

Schwyz das thun ich loben:
ei sie thund den ehren gleich,
wo sie ziehend in das felde,
so führen sie das heilig reich.

Lilienkron giebt dazu folgende alte Erklärung: darzu die von Schwyz vor alten ziten thaten ein groß hilff einem römischen Kaiser gen Eligurt und an ander ende und warent da also mannlich daß ihnen der Kaiser gab in ihr roten panner das heilig riche, das ist alle wapen der marter unseres Herren Jesu Christi.

An Stelle der roten Fahne mit weißem Kreuz trat eine andere: das sogenannte Georgenfähnlein, weiß mit rotem Kreuz. Ist eine derartige Umkehrung der Tinkturen schon eine der Heraldik

*

eigentümliche Erscheinung, so konnte eine Verwechselung mit dem namentlich unter der Regierung Friedrichs III. sich mächtig entwickelnden Georgsorden bezw. dessen Abzeichen leichter stattfinden. Man hatte nur noch eine dunkle Ahnung von der Kreuzfahne, man hielt sich aber an das gegenwärtige, und so läßt es sich erklären, daß bei dem Einzuge Friedrichs III. in Rom, bei dem Einreiten Karls V. in Bologna, die Georgenfahne neben dem kaiserlichen Adler fliegen konnte, während alle anderen Fähnlein abgelegt werden mußten.

Dieselbe Erinnerung an das Kreuzbanner spricht sich aus, wenn bei der Belagerung von Ingolstadt 1549 das teutsch Geschwader das Georgenfähnlein und des Kaisers Majestät Rennfahn führt, wenn das Heer gegen die Türken unter dem „Panier des hlg. Creutzes“ zu führen ist, wenn das Georgenbanner aufgeworfen wird, weil in Abwesenheit des Kaisers das Adlerpanier nicht fliegen durfte.

Je mehr das nationale Bewußtsein schwand, namentlich durch die vielen inneren Kämpfe, desto mehr schwand auch die Erinnerung an die Kreuzfahne. Auch die Georgenfahne trat völlig in den Schutz des Georgenordens, der auch späterhin das Kreuz ablegte und in der Fahne den St. Georg als Drachentöter führte. Von seinem Standpunkte hatte auch Kulpis dann Recht, die Georgenfahne eine privilegierte Ritterfahne zu nennen. Allein noch der kaiserliche Adler stellte die Einigkeit des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation dar und das eigentlich auch nur auf dem Römerberge zu Frankfurt am Main.

Dieses vollständige Vergessen der Reichssturmfahne führte denn auch zu dem offiziellen Irrtume des württembergischen Fahnenlehens. Eine spätere Zeit, die wußte, daß Konrad von Schlüsselburg[1]) mit Gröningen belehnt worden war, weil er „Vanführer im großtetigen Siege“ Ludwigs des Baiern gewesen, nahm in völliger Außerachtlassung der alten Sturmfahne, welche Konrad ge-

[1]) Konrad von Schlüsselburg, mit den Württembergern versippt, trat Gröningen an diese ab um 6000 Pfd. Heller. Es ist daher möglich, daß statt des grünen Schwenkels ein roter (wegen des wehringer Rotes) gebraucht ward. Die Adlerfahne des Reiches trug keinen derartigen Schwenkel.

tragen, das Wappen Gröningens nigra aquila uniceps in campo flavo quem supra tamen transit viridis limbus (Crusius) für die spätere kaiserliche Fahne und kombinierte daraus die Sage von dem Reichssturmfahnenlehen.

Der schwarze Adler im goldenen (gelben) Feld und, nach diesem Wappen, die Farben schwarz-gelb waren das einzige äußere Zeichen des Heiligen römischen Reiches bis an dessen Auflösung 1806.

Als im Jahre 1848 der neuerweckte Einheitsgedanke nach einem Symbole suchte, da nahm man kurzer Hand die durch die deutsche Bewegung hochgetragenen Farben der Burschenschaft schwarz-rot-gold als Trikolore an. Man fand, daß schwarz, gelb und rot in der Reichsgeschichte als Farben vorkamen: also waren schwarz-rot-gold die Farben des alten Reiches. Unter den vielen Erklärungen, die für die geschichtliche „Abstammung" von Schwarz-Rot-Gold versucht worden sind, ist die aus den hohenstaufischen Farben die interessanteste. Sie beruht auf einer Verwechselung mit der noch heute gebrauchten Trikolore des württembergischen Volkes. Dieses Schwarz-Rot-Gold ist dem Wappen des Königs Friedrich entnommen und zeigt seine früheste Anwendung in dem württembergischen Verdienstkreuze von 1814—15.

Am 10. Juli 1848 wurde die Kriegsflagge der deutschen Marine bestimmt. Sie sollte bestehen aus drei gleich breiten Streifen, deren oberer schwarz, der mittlere rot und der untere gelb sein sollte. Im rechten Oberecke sollte der Doppelaar in einem viereckigen gelben Felde, dessen Seite 2/5 der Breite der Flagge, sich befinden. Diese Flagge erschien bekanntlich niemals mangels einer Reichsflotte, und auch die schwarz-rot-goldenen Farben erschienen nur einmal von Reichswegen 1866 als Armbinden der Bundesarmee.

Ebensowenig wie die schwarz-rot-goldene folgt auch die schwarz-weiß-rote Trikolore der geschichtlichen Tradition. Doch kann man immerhin diese als Zusammenziehung der Sturmfahne mit dem schwarzen Adler ansehen, ebenso wie jene als eine Vereinigung des Adlerbanners mit der Blutfahne verteidigt wird.

Auf die Anwendung der neudeutschen Reichsfarben brauche ich nicht näher einzugehen, sie ist allgemein bekannt.

**

Es bleibt nur noch übrig, dreier Fahnen zu gedenken: der rot-gelben Fahne, des Straßburger Stadtbanners und des Marschallpaniers. Alle drei haben eine, wenn auch beschränkte Stellung im deutschen Heere gehabt.

Mehrfach finden wir in unseren Quellen eine rot-gelbe Fahne genannt. So erwähnt Albertinus Mussatus bei dem Römerzuge Heinrichs VII. eine aurea flamma, die durch die Abbildungen des gleichzeitigen codex balduini trevirensis eine genaue Erklärung erfährt. Wir erblicken hier des öfteren an der Spitze des Heereszuges eine lange rot und gelb gespaltene Wimpelfahne; jedoch dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß diese erst nach der Krönung zu Mailand erscheint. Mussatus erklärt die aurea flamma nicht, was darauf deutet, daß sie ihm, dem Italiener, bekannt war. Hingegen giebt der Glossator des Sachsenspiegels folgende Erklärung (60. Artikel):

„Zum dritten hat das Reich ein Fahnen, die forne roth und hinden gel. Bey dem roten wird bedeut die wahre liebe die er in Gott, zu Gott und allen rechtfertigen liuten haben soll. Bey dem gelben aber die rechtfertigkeit, welche er an den getöteten Leichnamen üben soll, dann die gelbe fahn bezeichnet den tod, den er den bösen anlegen soll als uns die Meister der Artzney schreiben."

Wenn wir auf derartige Erklärungen stoßen, können wir mit Sicherheit behaupten, daß die Erklärung nur ein Deckmantel der Unwissenheit des Autors ist. So auch hier. Dem Deutschen ist die Fahne unbekannt, der Italiener kennt sie, d. h. die Fahne ist in ihrem Ursprunge als italienische zu betrachten. Damit deckt sich auch, daß (nach Crusius) die Schwaben „im vorzug und verlorenen hauffen" ein Banner, rot und gelb, führten „symbolum vitae et mortis". Der Vorzug der Schwaben bei dem Reichsheere ist aber eigentlich nur bei den Römerzügen anzunehmen. Daß aber die rot-gelbe Fahne mit den italischen Kämpfen zusammenhängt, ersehen wir schon aus dem Eneit (der etwa 1190 vollendet wurde) Heinrichs von Veldeek. Der Herr Turnus

„. . . . . der randes an
ein zeichen furd er an der Hand
daz waz gele unde rot."

Die Miniature zeigt uns das Feldzeichen als rot und gelb gespaltene Fahne. Rot und gelb sind nun die Farben Roms heute noch (s. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom).

Wir haben also in der gelb-rot gespaltenen Wimpelfahne das Feldzeichen vor uns, das bei den Römerzügen den kaiserlichen Heeren voranflatterte und deshalb der geschichtlichen Bedeutung halber als Reichssturmfahne genannt werden muß.

Späterhin noch wurden die Farben, oft in Verbindung mit weiß, bei der Krönung des römischen Königs angewendet, z. B. als Decken der über den Römerberg gelegten Brücken.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch die 1870 bei der Beschießung verbrannte Stadtfahne Straßburgs, welche bei Reichskriegen den ersten Rang unter den Bannern der Reichsstädte einnahm, und die Marschallsfahne, welche die Grafen von Pappenheim führten. Sie wird des öfteren „das (schwarz-weiße) Rennpanner mit den zwei Schwertern" genannt. Eine Bedeutung aber für das Reich hat weder sie noch die Straßburger Fahne gehabt.

---

3.

## Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprach am

15. Mai Herr Dr. Carl Heinrich Müller über

1. „Die Methoden zur absoluten Tonhöhebestimmung";
2. „Den Stühlerischen Perspektographen".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

### 1. Die Methoden zur absoluten Tonhöhebestimmung von Herrn Dr. C. H. Müller.

Einleitung.

Die Hauptaufgabe der Akustik besteht darin, die Schwingungen tönender Körper nach Form und Zahl zu bestimmen. Die Be-

stimmung der Form soll nicht unser Gegenstand sein, sondern die Feststellung der Zahl d. h. die Tonhöhe. Man unterscheidet nun zunächst absolute und relative Tonhöhen, je nachdem die reine Schwingungszahl oder bloß ihr Verhältnis zu irgend einem willkürlich gewählten Vergleichstone ins Auge gefaßt wird, wie z. B. bei den musikalischen Tonintervallen. Hier soll bloß von absoluten Bestimmungen gesprochen werden. Im Verlaufe der Darstellung wird es übrigens klar werden, daß fast jede Methode der absoluten Tonhöhebestimmung wesentlich vereinfacht werden kann, wenn man sie zu relativen Messungen benutzt, indem alsdann gewisse Konstanten aus der Messung bezw. Rechnung herausfallen.

Endlich hat man zu unterscheiden zwischen subjektiven und objektiven Bestimmungsmethoden. Bei den ersteren spielt das Ohr die entscheidende Rolle, während bei den letzteren das Gehör geflissentlich aus dem Spiele gelassen wird, um einem besser ausgebildeten Sinne, dem Auge, die Entscheidung zu überlassen.

Alle beruhen darauf, einen Tonkörper von möglichst einfacher Beschaffenheit ganz oder nahezu in Einklang mit dem vorgelegten Tonkörper zu bringen.

## I. Subjektive Bestimmungen.

a) Monochord. Absolute Bestimmungen durch das Monochord sind die bekanntesten und ältesten. Die ganze Theorie der Musik hat sich an diesem Instrumente entwickelt. Übrigens hat man es erst verhältnismäßig spät, vor etwa zwei Jahrhunderten, verstanden, absolute Messungen mit diesem Instrumente anzustellen. Den Anstoß dazu verdankt man Mersenne, dem Entdecker der bekannten Saitengesetze. Die eigentliche Lösung hat Brook Taylor in seiner berühmten Formel gegeben: für den Grundton

$$n = \frac{1}{2}\sqrt{\frac{p \cdot g}{s \cdot l}}.$$

Hierin bedeutet: p die Masse des spannenden Gewichts im absoluten Maße, g die Beschleunigung der Schwerkraft, s die Masse der Saite im absoluten Maße und l deren Länge.

Eine Vergleichung der Dimensionen zeigt, daß n eine absolute Zahl sein muß, wie ihre Definition verlangt (Verhältnis einer Sekunde zur Periode der Schwingungen). Es ist nämlich

$$n = \frac{1\,\text{Secunde}}{2}\sqrt{\frac{p}{s}\cdot\frac{g}{l}},$$

woraus die Dimensionszahlen:

$$T^1\sqrt{\frac{M^1}{M^1}\cdot\frac{L^1 : T^2}{L^1}} = D^0.$$

Die Taylorische Formel ist das älteste Beispiel aus der Akustik dafür, daß eine Tonhöhebestimmung auf Längenmessung (denn auch g ist in erster Linie eine Länge) und eine Wägung zurückgeführt wird. Bekanntlich hat in dieser Lösung die neue Methode des Unendlich-Kleinen einen ihrer ersten Triumphe gefeiert. Taylor veröffentlichte die Abhandlung in seinem Methodus incrementorum, 1715 London. Das gewöhnliche Monochord ist wenig brauchbar, am besten ist das große Monochord von Weber (Poggend., Ann. d. Phys. Bd. XV, 1829). Das Prinzip des Monochordes ist auch dazu benutzt worden, geaichte Tonmesser (Sonometer) zu konstruieren, die indessen meist in Vergessenheit geraten sind, weil sie die Stimmung nicht hielten. Gewissermaßen sind das Klavier und alle Saiteninstrumente mit fester Stimmung derartige Sonometer.

b) Stimmpfeife. Sie ist eine gedeckte Lippenpfeife, deren Stempel eine Teilung trägt, so daß die Längen der Luftsäulen bestimmt werden können, für welche ein Einklang mit dem zu messenden Tone besteht. Die Schwingungszahl des Grundtons einer solchen Luftsäule wird bestimmt nach der Formel

$$n = 1\,\text{sec.}\,\frac{v}{4\,l}.$$

Hierin bedeutet v die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls in der Luft = 344 m pro sec. für 18° C., 2 die Länge der Luftsäule.

Die Länge l ist gleich der Hälfte der stehenden Welle und gleich dem Viertel der laufenden Welle in der Luft.

Die Betrachtung der Dimensionen zeigt

$$T^1\cdot\frac{L^1}{T^1} : L^1 = D^0.$$

Diese Methode hat beträchtliche Mängel, so bequem sie auch ist, indem aus guten Gründen die Länge der Luftsäule bei genauen Rechnungen eine Korrektion erfahren müßte. Sie ist daher mehr für geaichte Stimmpfeifen im Gebrauch, namentlich findet man häufig eine chromatische Tonleiter auf dem Stempel eingegraben (Daniel Bernoulli 1762).

c) Eine gewisse Berühmtheit hat Scheiblers Stimmgabel-Sonometer erlangt, obwohl er längst nicht mehr so sehr im Gebrauche ist wie früher. Hier wird zum erstenmale das akustische Phänomen der Stöße dazu benutzt, um recht genaue absolute Bestimmungen zu machen. Scheiblers Sonometer enthält eine Reihe geaichter Stimmgabeln, etwa eine Oktav, deren Tonhöhen so geregelt sind, daß die Differenz der Schwingungszahlen zweier aufeinanderfolgenden Gabeln 4 beträgt. Somit liefern je zwei Folge-Gabeln 4 Stöße. Indem man nun den zu messenden Ton mit dem Stimmgabelsatze vergleicht, läßt sich leicht durch Beobachtung der Stöße angeben, in welches Intervall er hineinfällt. Das Nähere ist nachzusehen in dem Werke: „Der physikalische und musikalische Tonmesser. Erfunden und ausgeführt von H. Scheibler, Seidenwaren-Manufakturist in Crefeld. Essen, Bädecker, 1834." Weitere Litteratur, auch über die anderen Methoden, in Bindseils Akustik, Pisko, die neueren Apparate der Akustik, Wien 1765: wertvoll durch historische Bemerkungen.[1])

d) Methode der Differenz-Töne (Melde, Wiedemanns Annalen Bd. 51. 1894). Hierbei sind Vergleichstöne nötig, etwa eine Stimmgabelreihe, wie sie von Appunn geliefert wird. Bildet ein tönender Körper mit dem Vergleichskörper ($n_1$) den Differenzton $n_2$, so ist die gesuchte Zahl

$$n = n_1 + n_2,$$

falls der fragliche Ton höher als der Vergleichston ist. Melde hat diese Methode bei der Bestimmung hoher Töne mit Vorteil angewandt.

---

[1]) Für die akustische Litteratur wichtig ist hier auch der Abschnitt „Akustik" in dem großen Handbuche der Physik, welches einen Teil der „Encyklopädie der Naturwissenschaften" bildet. Die Physik (in 3 Bänden) ist herausgegeben von Winkelmann, der Abschnitt Akustik bearbeitet von Melde.

e) Appunns Zungen-Sonometer übertrifft Scheiblers Sonometer an Handlichkeit. Statt der Stimmgabeln sind geaichte Zungen in einen Windkasten derart eingesetzt, daß sie einzeln angeblasen werden können. Im übrigen ist die Methode ganz die von Scheibler. Zu bemerken ist nur, daß die Zungen in ihrer Aichung nicht so unveränderlich sind als Stimmgabeln. Trotzdem sind die Fehlergrenzen sehr gering, sodaß die Appunnischen Sonometer für den praktischen Akustiker unentbehrlich geworden sind. Der ältere Appunn in Hanau, mit phänomenalem Gehöre begabt, lebt nicht mehr, sein Sohn aber arbeitet in derselben Richtung weiter. Doch werden diese Sonometer auch in Marburg von dem Instrumentenmacher Brambach angefertigt.

f) Schließlich erwähne ich die Sirene nur ganz kurz. Sie ist für praktische Arbeiten nicht recht anwendbar. Ihre Resultate sind nicht genau genug, weder bei Zahnsirenen noch bei Lochsirenen. Auch die Anwendung von elektrischen Sirenen in der Neuzeit hat keine wesentliche Verschärfung gebracht.

Alle diese subjektiven Methoden haben den Hauptnachteil, daß sie 1) ein feines Gehör voraussetzen, selbst bei den Stößen, (was nicht immer zugegeben wird), und daß 2) häufig eine Unsicherheit in der Bestimmung der Oktavenlage eintritt, namentlich wenn der vorgelegte Tonkörper eine wesentlich andere Tonfarbe hat als das Sonometer. Es ist dann selbst für den geübten Akustiker schwer festzustellen, welche Ober- oder Unteroktav er auf dem Sonometer gezogen hat. Denn bei geaichten Sonometern zumal steht ihm ja gewöhnlich nur eine Tonreihe zur Verfügung, die innerhalb einer Oktav liegt. Man hat daher schon lange nach objektiven Methoden der absoluten Tonhöheberechnung gesucht.

## II. Objektive Bestimmung.

Es handelt sich zunächst um die Herbeiführung gewisser einfacher Formen, aus denen man vermittels Beobachtung durch das Auge Schlüsse auf die Tonhöhe machen kann.

a) Die graphische Methode. Den ersten Anstoß hierzu verdankt man Wilh. Weber[2]) (Melde, Schwingungskurven. Leipzig,

[2]) Vgl. W. Weber in dem Artikel „Akustik“ aus dem Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von G. Schilling.

Barth. 1864. § 17, S. 83) schon aus dem Jahre 1830, wonach sich die Schwingungen eines ausgiebig schwingenden Körpers vermöge eines Schreibstiftes auf eine berußte Tafel in Form von Sinoiden aufzeichnen können. Den ersten brauchbaren Vibrographen hat aber Duhamel konstruiert, dessen Apparat den Grundzügen nach bis jetzt beibehalten worden ist. (Schraubentrommel, 1859.) Die graphische Methode leidet an dem Übelstande, daß sie neben dem Tonschreiber noch einen Zeitmesser bedarf, der ebenfalls parallel der Sinuslinie seine Marken eingräbt, oder daß ein Vergleichskörper vorhanden ist, der seine Wellen neben dem fraglichen Tonkörper eingräbt. Außerdem ist die Auszählung der Wellen nicht so einfach. Immerhin hat Melde in der mehrfach erwähnten hochinteressanten Abhandlung (Wiedemanns Annalen Bd. 51, 1894) guten Gebrauch von ihr zur Bestimmung hoher Töne gemacht. Er läßt die beiden Tonkörper ihre Wellen auf eine angefettete Glasplatte schreiben und zählt die zu gleichen Strecken gehörigen Wellen unter dem Mikroskope aus (vibrographisch-mikroskopische Methode).[3])

b) Die optische Methode erleichtert die Sache nicht wesentlich, indem das Vibrationsmikroskop von Lissajous (aus dem Jahre 1835) nur eine sehr beschränkte Anwendbarkeit, nämlich für einfache Intervalle besitzt.[4]) Die stroboskopische Methode endlich, die mit intermittierender Beleuchtung arbeitet, ist in ihrer Anwendung so umständlich, daß sie eigentlich nur ausnahmsweise, dann aber mit vorzüglichen Resultaten benutzt wird.

c) Die Resonanz-Methoden sind diejenigen, die in der Neuzeit an Bedeutung gewinnen, namentlich deswegen, weil die zu messenden Größen die denkbar einfachsten sind: Längen und allenfalls noch Massen.

1) Meldes Methode. Er benutzt die durch Resonanz erzeugten Kundtischen Staubfiguren (Wiedemanns Ann. 1892) zur Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit in membranösen Körpern.

---

[3]) Eine interessante Umänderung der Schraubentrommel hat Noack in Gießen ersonnen, indem er die Trommel durch ein schweres Kegelpendel von bekannter Schwingungsdauer drehen läßt (Zeitschr. für phys. Unterricht 1894).

[4]) Wegen der Schwingungskurven.

Durch Resonanz entstehen bei genau geregelter Länge der Luftsäulen longitudinale Resonanzschwingungen. Die Länge der stehenden Welle läßt sich durch die Kundtischen Figuren messen, und da sie in Reihen nebeneinander auftreten, mit allen Mitteln der Meßkunst bestimmen. Ein Teil zwischen zwei Folgeknoten ist nun anzusehen als eine beiderseits geschlossene Luftsäule, die ihren Grundton giebt, daher

$$n = \frac{v}{2l}.\ ^{5)}$$

Dieser Ton stimmt nach dem Resonanzgesetze mit dem Tone des Hauptkörpers überein.[6])

2) Eine Methode des Referenten benutzt ebenfalls eine Resonanzerscheinung, wie sie zuerst von Melde wahrgenommen worden ist. Sie tritt sehr hübsch auf an Meldes Stimmgabel-Apparat. (Erste Anwendung in den Ann. der Phys. 1875, bei der Tonhöhebestimmung für Gipsstäbe.) Ganz analog der Meldischen Methode bestimmt man hier die Länge einer stehenden Welle, was mit aller Schärfe geschehen kann, da man ja ein Repetitionsverfahren mit allen Kunstgriffen der Beobachtung benutzen kann. Nicht minder scharf läßt sich die Masse der Saite und des spannenden Gewichtes durch die Wage bestimmen. Nun schwingt eine Resonanzwelle zeitlich genau so wie die Grundschwingung einer Saite. Somit ist die Taylorische Formel anwendbar. Die Periode der Saite ist nach dem Resonanzgesetze gleich der Periode des Hauptkörpers.

Die Regelung der Resonanzwellen geschieht gewöhnlich nicht durch Veränderung der Länge, sondern der Spannung.

* * *

## 2. Über den Stühlerischen Perspcktographen von Herrn Dr. C. H. Müller.

Dieser Apparat ersetzt einen Storchschnabel (Pantographen) und erlaubt insbesondere irgend ein Naturobjekt in Malerper-

---

[5]) $l$ = stehende Welle = $\frac{1}{2}$ der laufenden Welle in der Luft.

[6]) Bis jetzt hat sich die Methode der Staubwellen nur bei longitudinal schwingenden Körpern mit Vorteil anwenden lassen. Vgl. Melde, Wiedemanns Annalen Bd. 51, 1894.

spektive aufzunehmen. Der Preis des vollständigen Instruments nebst Tragkasten beträgt 50 Mk. Hierzu gehört ein Begleitschriftchen nebst zwei Heften mit Übungsvorlagen (Verlag von Knorr & Hirth in München). Der Gebrauch des Perspektographen beruht auf folgender Eigenschaft eines elastischen Fadens (Gummi). Befestigt man einen solchen Faden an einem Ende und dehnt ihn durch Ziehen am anderen Ende aus, so erleidet jedes Molekül eine Verschiebung, welche dem Abstande vom Befestigungspunkte proportional ist. Markiert man nun auf einer Gummischnur einen Punkt durch eine Perle und befestigt in größerer Entfernung einen Zeichenstift, so wird dieser auf einem untergelegten Zeichenblatte eine Figur beschreiben, welche derjenigen genau ähnlich ist, die von der Perle beschrieben wird. Durch verschiedene Stellung der Perle kann man auch verschiedene Vergrößerungen des Objektes erreichen, über dessen Umriß man die Perle hinwegführt. Durch geeignete Handhabung lassen sich auch Verjüngungen erzielen. Wenn man nun endlich einem räumlichen Gegenstande gegenübersteht, so ist es möglich, sofort eine zentral-perspektivische Aufnahme auf das Papier zu bringen. Dabei muß das Auge durch ein einfaches Diopter in derselben Lage erhalten bleiben.[1])

4.

## Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

### a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

[1]) Durch Herrn Hartmann (Bockenheim) wurde Referent auf den Perspektographen von Ritter (Frankfurt a. M.) aufmerksam gemacht. Das Instrument, welches in der Technischen Anstalt von Hartmann & Braun (Bockenheim) hergestellt worden ist, gestattet, aus Grund- und Aufriß eines architektonischen Gegenstandes eine perspektivische Ansicht des letzteren graphisch zu entwerfen.

mit Wahlrecht:

Herr Adolf Fuld, Rechtsanwalt, hier.

„ Dr. Karl Th. Wolff, Rechtsanwalt, hier.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

In dieser Sektion sprach am

21. Mai Herr Dr. N. Brückner über „Die öffentliche Kinderfürsorge und ihre Reform".

---

5.

## Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Die Abteilung für Schöne Wissenschaften hat, mit Genehmigung des Akademischen Gesamt-Ausschusses vom 10. August 1894, ihren Namen in den einer Abteilung „für Deutsche Sprache und Litteratur (DL)" geändert.

In dieser Abteilung sprach am

9. Mai Herr Direktor Dr. K. Rehorn über „Felix Dahns „Julian der Abtrünnige"".

## III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1893/94.

Die Fachabteilungen haben auch im verflossenen Jahre rege Thätigkeit entfaltet: die Mitteilungen hierüber liegen in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes" vor. Was die sonstige Thätigkeit der Akademischen Abteilung des Hochstiftes betrifft, wie sie durch Satz 4 der Satzungen vorgeschrieben wird, so ist im einzelnen folgendes zu bemerken:

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1893/94 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. R. Koser aus Bonn: Friedrich der Große.
2. Herr Professor Dr. C. Cornill aus Königsberg i. Pr.: Der israelitische Prophetismus.
3. Herr Professor Dr. O. Behaghel aus Gießen: Aus dem Leben der deutschen Sprache einst und jetzt.
4. Herr Professor Dr. B. Litzmann aus Bonn: Das deutsche Drama der Gegenwart und die naturalistische Bewegung.
5. Herr Dr. J. Ziehen aus Frankfurt a. M.: Theaterwesen und Bühnendichtung im alten Athen.
6. Herr Professor Dr. E. Zitelmann aus Bonn: Römisches Recht und deutsche Kultur.
7. Herr Dr. Max Quarck aus Frankfurt a. M.: Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland, England und Frankreich seit 1830.

8. Herr Professor Dr. J. Volkelt aus Würzburg: Ästhetische Fragen der Gegenwart.

Auch in diesem Winter waren die Vorträge von der regsten Teilnahme des Publikums getragen. Der Zudrang war vielfach so stark, daß der Saal des Konservatoriums, der nach dem großen Saale des Saalbaues der die meisten Hörer fassende Saal in Frankfurt ist, nur allzuoft nicht ausreichte, um allen, die hören wollten, Platz zu gewähren. Es mußte daher für den kommenden Winter auf Abhilfe gedacht werden. Diese ist zunächst in der Weise gesucht worden, daß die früher gewährten, in den Satzungen nicht gebotenen Berechtigungen, die Mitgliedkarte auf ein unselbständiges Familienglied zu übertragen und ein zweites unselbständiges Familienglied unentgeltlich einzuführen, beschränkt werden mußten. Ebenso wird der Zutritt von Nichtmitgliedern an höhere Bedingungen geknüpft: auf diese Weise kann voraussichtlich erreicht werden, daß die Mitglieder des Hochstiftes, die den Vorträgen folgen wollen, auch wirklich Platz finden. Die Teilnahme von Familienmitglieder soll durch Ausgabe von Beikarten zu sehr mäßigen Preisen ermöglicht werden. Diese Maßregel hat keinen finanziellen Zweck: sie wird vielmehr die Einnahme voraussichtlich etwas verringern, dafür aber die Möglichkeit, daß die wirklichen Interessenten den Zutritt gesichert erhalten, wesentlich vergrößern. Auch im vergangenen Winter haben die Vorträge ihre Aufgabe, das Interesse für wissenschaftliche Behandlung wichtiger Fragen in weitere Kreise zu tragen und so ein wesentliches Element ihrer Weiterbildung zu werden, in bester Weise erfüllt. In erster Linie haben wir dies der freundlichen Bereitwilligkeit zu danken, mit der die Herren Dozenten dem an sie ergangenen Rufe gefolgt sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Lehrgänge des Hochstiftes für viele der an den benachbarten Universitäten wirkenden Professoren eine willkommene Erweiterung ihrer Lehrthätigkeit und ihrer Lehrwirkung geworden sind und sich dort für das Schaffen ebenso einbürgern, wie sie es hier für die dankbare Aufnahme des in vortrefflicher Weise Gebotenen längst gethan haben. Wir sprechen daher den Herren, die uns im letzten Winter ihre Kräfte geliehen haben, auch hier unseren wärmsten Dank aus.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen haben innerhalb des Hochstiftes selbst es ermöglicht die Thätigkeit einiger Sektionen nach ganz bestimmten Richtungen hin zu unterstützen. Die von der juristischen Sektion übernommene Aufgabe, die verschiedenen Gebiete des Frankfurter Rechtes so durchzuarbeiten, daß je einzelne Mitglieder der Sektion je ein einzelnes Rechtsgebiet behandeln, hat weitere Förderung erhalten; das Ergebnis dieser Thätigkeit soll veröffentlicht werden und eine Feststellung und Bearbeitung des Frankfurter Rechtes ergeben, wofür es eine der neueren Gesetzgebung Rechnung tragende Darstellung noch nicht giebt. Der von der volkswirtschaftlichen Sektion angeregte volkswirtschaftliche Kongreß hat am 8. und 9. Oktober 1893 stattgefunden. Die Teilnahme war seitens der Gemeinde- und Staatsbehörden, Arbeiter und Unternehmer, Gelehrten und kaufmännischen Korporationen von hier und auswärts eine außerordentlich große. Die Verhandlungen liegen ausführlich in dem mit Beihilfe des Hochstiftes herausgegebenen Berichte vor, der in den „Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes" erschienen ist: „Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittelung in Industrie- und Handelsstädten". Berlin 1894. Otto Liebmann. 8°. 223 S. Dort ist in der Einleitungsrede des Vorsitzenden des Akademischen Gesamt-Ausschusses der vom Hochstifte bei der Berufung des Kongresses festgehaltene Standpunkt hervorgehoben, daß es den Ort bietet, wo jeder seine Ansicht vertreten und wissenschaftlich begründen kann: sobald es sich jedoch um praktisches Eingreifen in die Bewegung der Gesellschaft handelt, tritt das der Pflege der Wissenschaft gewidmete Hochstift bescheiden zurück und überläßt solche praktische Thätigkeit den zu ihrer Ausführung berufenen Organen des sozialen Lebens (S. 7). In diesem Sinne haben auch die Verhandlungen des Kongresses gewirkt: eine große Zahl deutscher Städte ist seitdem mit Benutzung des durch die Verhandlungen und den Bericht gebotenen Materials (im Anhang des letzteren befinden sich die amtlichen Verhandlungen aus Stuttgart, Mainz und Frankfurt a. M., welche die dortige städtische Arbeitsvermittlung betreffen) zur Errichtung städtischer Arbeitsnachweise geschritten, und die Ministerien von Preußen, Württem-

berg und Bayern haben Mitte des Berichtsjahres den Gegenstand der Verhandlungen den ihnen nachgeordneten Behörden zur Beachtung empfohlen. Außerhalb des Hochstiftes hat dieses auch im verflossenen Jahre den in erster Linie durch Mitglieder des Hochstiftes ins Leben gerufenen „Volksvorlesungen" seine Teilnahme bewiesen. Der vom Hochstift geleistete Beitrag bildet jetzt einen ständigen Posten im Haushaltsplan. Der Verlauf der Volksvorlesungen war auch im letzten Winter ein sehr erfreulicher. In erster Linie wurden die dem Zwecke am meisten entsprechenden Lehrgänge von je drei Vorträgen gefördert: gelegentlich trat, wo Raum dafür blieb, auch ein Einzelvortrag ergänzend ein. Es wurden 20 Vorlesungen und zwar 2 Einzelvorträge und 6 Vortrags-Reihen zu je 3 Vorlesungen gehalten. Die letzteren behandelten:

1. Die große Zeit der deutschen Malerei zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. und das Städelische Institut.
2. Telegraphie, Fernsprechwesen, elektrische Beleuchtung.
3. Die Ernährung des Menschen.
4. Die Vorgeschichte der modernen Arbeiterbewegung von 1789 bis 1848.
5. Das städtische historische Museum, kunstgewerbliche und historische Erläuterung zu den wichtigsten Gegenständen.
6. Die Verbreitung der Tiere und Pflanzen auf der Erdoberfläche.

Auch in diesem Jahre hat eine Ausstellung stattgefunden: das Erscheinen des hundertsten Geburtstages des deutschen Malers Julius Schnorr von Carolsfeld gab die Veranlassung, eine Ausstellung von Werken dieses Meisters zu veranstalten. Ein Bericht darüber liegt in der Skizze zu dem Einleitungsvortrage vor, die oben S. 1* ff. abgedruckt ist und auf die hiermit verwiesen wird. Für das bessere Verständnis wurde ein Katalog hergestellt, der in seiner sorgfältigen Ausarbeitung für die Wissenschaft ebenso einen bleibenden Wert beanspruchen darf wie er durch seine schöne Ausstattung und die reiche Beigabe von Nachbildungen von Werken Schnorrs das Interesse des Bücherfreundes erweckt. Der im vorigen Jahre ausgegebene Faustkatalog ist nur noch in einer

kleinen Anzahl von Exemplaren vorhanden, weshalb der Preis für deren Bezug erhöht werden mußte.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsgegenstände. Die Goethebibliothek, die allmählich die ganze klassische Litteraturperiode mit Goethe als deren Mittelpunkte zu umfassen bestimmt ist, hatte sich im abgelaufenen Verwaltungsjahre eines besonders reichen Zuwachses zu erfreuen. Durch die Güte einiger unserer Mitbürger, die dem Gedeihen der in ihrer Art einzigen Spezialbibliothek des Hochstiftes verständnisvolles Interesse widmen, wurde ihr eine hochbedeutende Sammlung von Lessingschriften einverleibt. Die Herren Konsul Becker, Baron L. v. Erlanger, Sanitätsrat Dr. Herxheimer, Wilh. Meister, Victor Mössinger, die Direktoren der Höchster Farbwerke und Frau Baronin v. Villani vereinigten sich zum Ankauf der etwa 750 Bände und 30 Blätter (Lessingbildnisse) umfassenden Lessingbibliothek, die der verstorbene kgl. Auktionskommissar Müller in Berlin im Laufe langer Jahre gesammelt hatte, und überwiesen sie dem Hochstift als Geschenk. Der hohe Wert dieser Sammlung beruht nicht nur in ihrem Umfang, der den der Lessingbibliothek zu Wolfenbüttel doppelt übertrifft und sie würdig der berühmten Sammlung des Herrn Landgerichtsdirektors Lessing zu Berlin an die Seite stellt, sondern auch in der Vollständigkeit, mit der die ersten Ausgaben und seltenen Stücke vertreten sind, wie in dem vorzüglichen Erhaltungszustande der alten Drucke.

Auch an dieser Stelle sei den Gebern für ihre hochherzige Opferwilligkeit der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die ordnungsmäßige Vermehrung betrug etwa 1260 Bände, so daß die Bibliothek mit dem Gesamtzuwachse dieses Jahres von 2010 Bänden, nach Ausscheidung der Dubletten, jetzt weit über 9000 Bände umfaßt. Die Sammlung der Faustschriften ist bis auf 1100 Bände vermehrt.

Ausgeliehen wurden 237 Werke mit 291 Bänden. In der Bibliothek selbst wurden ungefähr 900 Bände, vielfach von auswärtigen Gelehrten, benutzt.

**

Durch das rasche Wachstum der Bibliothek wird natürlich der Raummangel immer empfindlicher. Ein Teil der Bücher mußte bereits, so gut es gehen wollte, in den Bureauräumen untergebracht werden. Die provisorische Heranziehung des bisherigen Lesezimmers kann auch nur vorübergehende Aushilfe gewähren, abgesehen davon, daß so die Bibliothek in drei ganz von einander getrennten Räumlichkeiten, in verschiedenen Stockwerken untergebracht ist.

Die Errichtung eines Bibliotheksgebäudes auf dem hinter dem Goethehause liegenden Grundstücke erscheint daher immer dringender geboten.

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geschenke sind unter den „Einsendungen" verzeichnet. Herrn Kupferstecher Paul Barfus, München, verdanken wir, wie in früheren Jahren, eine Anzahl meisterhaft von ihm ausgeführter Kupferstiche. Über die Vermehrung der zur stilgemäßen Ausstattung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände findet sich Näheres im Bericht der Goethehauskommission.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Lesezimmer liegen jetzt 97 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar aus dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 18, der Philosophie und Pädagogik 6, der deutschen Litteraturgeschichte 8, der Kunstwissenschaft und Archäologie 12, der Sprachwissenschaft und Philologie 12, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 4, der Heilkunde 5, der Jurisprudenz 8, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 135 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung. Die Gesamtzahl ist gegen das Vorjahr um 4 gewachsen. Eine größere Anzahl gerade der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschriften gelingt es bereits jetzt im Austausche gegen die Hochstiftsberichte von Verlegern und Redaktionen zu beschaffen. Mit der wachsenden Bedeutung unserer Berichte wird

dies hoffentlich in steigendem Maße der Fall sein. Die Benutzung dieses wertvollen Materials wird eine wesentliche Erleichterung erfahren, sobald die neuen Räume bezogen sein werden, die dem Hochstift durch die Liberalität der städtischen Behörden zur Verfügung gestellt worden sind, um das Goethehaus zu entlasten. In dem bisherigen für den Zweck eines Lesezimmers in jeder Weise ungeeigneten Raum konnte weder eine übersichtliche Aufstellung noch eine solche Benutzung stattfinden, die das Lesen zu einer erfreulichen und erfolgreichen Thätigkeit hätte gestalten können.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden mit Rücksicht auf die durch die Lehrgänge gebotenen zahlreichen sonstigen Vorträge zunächst nur die zwei von den Satzungen vorgeschriebenen Feiern von Goethes und Schillers Geburtstagen statt. Am Schillertage sprach Herr Professor V. Valentin von hier über „Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans“ (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 19*—38*), am Goethetage Herr Professor Edmund Goetze aus Dresden über „Hans Sachs und Goethe“, durch dieses Thema zugleich an die vierhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Hans Sachs erinnernd (vgl. Berichte 1895, Heft 1, S. 6*—21*). Die Faustausstellung gab Veranlassung, durch einen einleitenden Vortrag in ihr Verständnis einzuführen: die Lösung dieser Aufgabe übernahm Herr Dr. O. Heuer, der wesentlich zu dem Zustandekommen der Ausstellung beigetragen hatte. Er behandelte „Faust in der Geschichte, Sage und Dichtung (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 39*—52*). An dem Goethetage verschönerte auch dieses Mal wieder der Sängerchor des Lehrervereins in gewohnter trefflicher Weise die Feier mit einem sie ein- und ausleitenden Gesange. Am 13. Dezember 1893 waren es dreißig Jahre, daß Friedrich Hebbel die Augen schloß: dies gab Veranlassung zu einer Erinnerungsfeier. Herr Fritz Lemmermeyer aus Wien schilderte in seinem Vortrage „Hebbel als nationalen Dichter“ (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 52*—66*.) Im Besitze des Hochstiftes befinden sich als wertvolle Bestandteile der Porträtsammlung von Rahl die Bilder von Hebbel und seiner Frau: in gutem Lichtdruck nachgebildet sind beide dem

Digitized by Google

ersten Hefte als bedeutungsvoller Schmuck beigegeben, während zur Erläuterung Frau E. Mentzel eine treffliche Charakteristik der beiden Gatten entwarf: sie ist in den Litterarischen Mitteilungen (Berichte 1894, Heft 1, S. 35—69) abgedruckt.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1894 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften erleidet keinerlei Unterbrechung. Die durch das freundliche Entgegenkommen des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft in Weimar gestattete Nachbildung von Goethes Leipziger Silhouetten ist ausgeführt worden: die Blätter sind nun in dem Studierzimmer angebracht und tragen dazu bei, ihm seinen ursprünglichen Charakter wiederzugeben.

Der bisherige gute Fortgang der Thätigkeit der Akademischen Abteilung läßt uns beim Beginne des neuen Arbeitsjahres dieses mit der Hoffnung betreten, daß das Hochstift auch fernerhin imstande sein werde, die ihm vorgeschriebenen Ziele immer mehr zu erreichen.

**Der Akademische Gesamt-Ausschuß.**

## IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1893/94.

Da die im vorjährigen Berichte (Bd. 9 S. 99) geschilderte Sachlage in dem verflossenen Geschäftsjahre keine Änderung erfuhr, mußte sich die Wirksamkeit der Kommission wiederum auf Vorbereitungen und Entwürfe für die Ausstattung der in absehbarer Frist freiwerdenden Räume des Goethehauses beschränken. Diese Forschungen und Erwägungen, deren Schwerpunkt in der Ergründung und Feststellung von Einzelfragen liegt, wurden besonders in den Sitzungen der Subkommissionen nach Kräften gefördert. Durch diese vorbereitende Thätigkeit ist eine sichere Grundlage für die dereinstige Ausführung gewonnen.

Die bevorstehende Verlegung des Sitzungssaales in die neuen Hochstiftsräume ermöglicht es, die Herrichtung des großen Zimmers im ersten Stock demnächst in Angriff zu nehmen.

Durch die Güte eines unserer Mitbürger, dessen Name leider auf seinen ausdrücklichen Wunsch ungenannt bleiben muß, ist die Kommission in den Stand gesetzt, diesem stattlichsten Raume des Hauses eines seiner wertvollsten Erinnerungsstücke wieder einzufügen, das Goethische Familienbild in der trefflichen Kopie von Hermann Junker (vgl. die Kunstbeilage dieses Heftes, sowie Junkers ausführliche Abhandlung S. 42 ff.). Dem ebenso hochherzigen wie bescheidenen Spender sei an dieser Stelle der wärmste Dank der mit der Hut und Pflege des Dichterhauses betrauten Kommission ausgesprochen. Wenn etwas geeignet ist, ihren Eifer in der oft mühseligen Kleinarbeit auch unter ungünstigen Verhältnissen stets wach zu halten, so ist es diese werkthätige Teilnahme

aus den Kreisen der Frankfurter Bürgerschaft, da sie die berechtigte Hoffnung giebt, daß es in nicht allzuferner Zeit gelingen werde, das ehrwürdige Haus, in dem Frankfurts größter Sohn geboren wurde, vollständig so wieder herzustellen und einzurichten, wie es war, als der Herr Rat und seine Gattin darin walteten, als Wolfgang in dem Giebelzimmer seine Jugendwerke schuf. Dann wird es für die vielen Tausende, die es jährlich, aus allen Weltgegenden besuchen, auch beredtes Zeugnis von dem echten Frankfurter Bürgersinne ablegen, der pietätvoll das Gedächtnis des großen Toten bewahrt.

Unsere Sammlungen von Erinnerungsgegenständen erfuhren ferner eine wertvolle Bereicherung durch ein sehr seltenes Dokument, das Diplom der Goethe am 7. November 1825, zum 50jährigen Doktorjubiläum, von der Universität Jena verliehenen medizinischen Doktorwürde. Wir verdanken es der Güte des Herrn Heinrich Eduard Stiebel, hier.

Von andern Geschenken ist besonders hervorzuheben die gleichzeitig mit einer größeren Anzahl von Photographien aus dem Weimarer Goethehause von Frau Professor Hedwig Müller zu Weimar gestiftete Totenmaske Schillers.

## V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1894 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

### Geschichte.

*Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung Lindau i. B. 1884 bis 1888. Geschenk des Herrn Henry Homburg.

†Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 32. Jahrg. Prag 1894.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XIV. Jahrg. 1894. Mit 2 Abbildungen und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1894.

*Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler und Dr. F. Hanschel. 17. Jahrg. Heft 2 und 3. Leipa 1894.

†Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. Bd. 1 Heft 1. Herausgegeben von Dr. G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg. 1894.

†Dasselbe. Heft 2. Herausgegeben von Dr. Eduard Anthes 1894.

*Akademischer Verein Deutscher Historiker in Wien. Bericht über das IV. Vereinsjahr (1892—93) Wien.

*21. Bericht des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 1893. Leipzig 1894.

## Philosophie und Pädagogik.

*Schwarz, H. Was will der kritische Realismus. Eine Antwort an Herrn Professor Martius in Bonn. Leipzig 1894.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnen-Verein. Bericht 8. April 1894

## Volkswirtschaft.

*Monatsberichte des Statistischen Amtes zu Dresden. 1894.

*Jahres-Bericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1893 Frankfurt a. M. 1894.

## Naturwissenschaften.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Prof. Dr. M. Menzbier. Année 1893 et année 1894 nr. 1. Moscou 1893/94.

†Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern aus dem Jahre 1893. Bern 1894.

†Sechzehnter Jahres-Bericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für das Jahr 1893. Erstattet von der Direktion. Hamburg 1894.

†39. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über die Vereinsjahre 1892—94. Kassel 1894.

†78. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden für 1892/93. Emden 1894.

*Höfer, H. Die Entstehung der Blei-, Zink- und Eisenerzlagerstätten in Oberschlesien. Leoben 1893.

*Thorkelsson, Jon. Supplement til Islandske Ordboger. Tredje Samling, Reykjarik 1894.

*Goppelsroeder, Friedr. Über Feuerbestattung. Vortrag, gehalten im Naturwissenschaftlichen Vereine zu Mülhausen i. E. Nebst Anhang und 5 Abbildungen. 1890.

## Litteratur.

*Haehnel, K. Goethes Faust im Gymnasialunterricht. Leitmeritz 1894.

*Popek, A. Der falsche Demetrius in der Dichtung (Fortsetzung). Linz 1894.

*Kühnemann, Eug. Herder, Kant und Goethe. S.-A. a. d. Preuß. Jahrbb. Bd. 77. Heft 2. 1894.

*Büchner, Alex. Alfred Tennyson. Le poète lyrique épique et dramatique. Hâvre 1894.

*Thomasius, Christ. Von Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701. Herausg. von A. Sauer. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 51. N. F. Nr. 1. Stuttgart 1894.

*Wolfskehl, K. Germanische Werbungssagen. 1. Hugdietrich. Jarl Apollonius. Gießener Dissertation. Darmstadt 1893.

*Ellinger, Georg. E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1894.

*Goethe. Iphigenie auf Tauris. Herausgegeben von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

* — Dichtung und Wahrheit. Herausgegeben von H. Schiller. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

*Golther, W. Deutsche Heldensagen. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

* — Götterglaube und Göttersagen der Germanen. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

## Programme etc. von Hochschulen, Instituten, Vereinen.

*Gießen, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894 und W.-S. 1894/95.

* — Vorlesungsverzeichniß. S.-S. 1894 und W.-S. 1894/95.

*Freiburg, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

* — Wiedersheim, R. Über die Vorbildung unserer akademischen Jugend an den humanistischen Gymnasien. Festrede. 1894.

*Heidelberg, Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Jena, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Leipzig, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Tübingen, Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Göttingen, Universität. Index Scholarum. S.-H. 1894/95. De Plauti Vidularia commentationem praemisit Frid. Leo.

*Prag, Deutsche Karl-Ferdinands-Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Innsbruck, Universität. Personalbestand und Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Darmstadt, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Hannover, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Braunschweig, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution to July 1891. Washington 1893.

*Proceedings of the United States National Museum. Vol. XV, 1892. Published under the Direction of the Smithsonian Institution. Washington 1893.

*Memoirs of the National Academy of Sciences. Vol. VI. Washington 1893.

*Jahresbericht des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins für das Jahr 1893.

*Bericht der Lese- und Redehalle der Deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1893. Prag 1894.

*Sechzehnter Jahresbericht des Dr. Hoch'schen Conservatoriums zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1894.

*Jahres-Bericht des Sängerchors des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. über das 16. Vereinsjahr 1893/94. Bearbeitet von Julius Bauß.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1893. Frankfurt a. M. 1894.

## VI. Veränderungen im Mitgliederbestande
in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1894.

### A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Carl André, Musikalien-Verleger, Offenbach a. M.
2. Th. Aronstein, Dr. phil., Sprachlehrer, Offenbach a. M.
3. J. Collin, Dr., Privatdozent, Gießen.
4. Franz Haushalter, Dr., k. bayer. Oberzollassessor, München.
5. Hugo Hecht, Prokurist, hier. (Mk. 12.)
6. H. Keller, stud. chem., hier.
7. Adalbert Lunglmayr, Privat-Apotheker, München.
8. Friedr. Naumann, Pfarrer, hier.
9. Albert Peiser, Kaufmann, hier.
10. Carl Redlich, Dr., Realschuldirektor, Hamburg.
11. Heinrich Schmidberger, Direktor der Handelsschule für Mädchen, hier.
12. Frl. Julia Schramm-Bauendahl, hier.
13. Paul Sonnekalb, Versicherungs-Beamter, Erfurt.
14. Frau Minna Stern, Ww. des Dr. und Realschullehrers, hier.
15. Frau Sophie Stern, Privatiere, hier.
16. J. Thorwart, Direktor der Genossenschaftsbank, hier.
17. Eduard Uhland, städtischer Oberbeamter, München.
18. Ludw. Vanino, Dr. phil., Universitäts-Assistent, München.
19. Wilhelm Veith, cand. prob., hier.
20. Emil Voswinkel, Kaufmann, hier.
21. Carl Theod. Wolff, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
22. Phil. Zimmermann, städtischer Lehrer, hier.

B. Gestorben:

1. Eduard Cuyrim, Dr. jur., Justizrat, hier.
2. Aug. Dassel, Piano-Fabrikant, Berlin.
3. Franz Josef von Denzinger, Oberbaurat a. D., München.
4. Wilhelm Feist, Kaufmann, hier.
5. August Ritter von Frankl, Professor, Wien.
6. Carl Fritsch, Oberlehrer, hier.
7. Albert Junker, Konditor, hier.
8. Hermann Mayer, Kaufmann, hier.
9. Alex von Middendorf, Kais. Russ. Staatsrat, Dorpat.
10. Eduard von Moor, Königl. Bayr. Oberst a. D., München.
11. Louis Schmidt-Hänsel, Kaufmann, hier.
12. Moritz Abraham Stern, Universitäts-Professor, Zürich.
13. Bernh. Stern, Dr. med., hier.
14. Frau Louise Unzer, Ww., Privatiere, hier.
15. Louis Wertheimber, Bankier, hier.
16. Josef Wilbrand, Professor, Dr. med., Gießen.
17. Paul Zeiller, Bildhauer, München.

33 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

## II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

### Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Pfarrer Friedrich Naumann, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. Karl Rehorn, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Ewald Böcker und als Schriftführer Herrn Dr. Fritz Rehorn.

In dieser Abteilung sprachen am

14. November Herr Dr. A. Krüger über
„Stella und Mattabruna, ein italienisches Volksbuch";

24. November Herr Dr. Arthur Pfungst über
„Dr. Emil Reich: Ibsens Dramen";

12. Dezember Herr Direktor Dr. K. Rehorn über
„Der Mythus von Ögir".

* * *

*

Die eingesandten Berichte lauten:

**1. Stella und Mattabruna, ein italienisches Volksbuch von Herrn Dr. A. Krüger.**

Die Kenntnis der italienischen Volksbücher hat sich bisher nur in bescheidenen Grenzen gehalten, da sie zu wenig zugänglich sind und es an einem Sammelwerke dieses Zweiges der italienischen Volkslitteratur bis jetzt fehlt. Jahrhunderte weit zurückreichend, haben sich die italienischen Volksbücher, sofern sie der Menge gefielen, in ihrer Eigenart bis auf den heutigen Tag erhalten und sind dem Volke immer eine nie versiegende Quelle der Anregung gewesen, so daß auch sie in nicht geringerem Grade als die übrigen Erzeugnisse der Volkspoesie Einblick gewähren in die gemeinsamen Interessen, die Gewohnheiten und Anschauungen des Volkes, dessen innerste Eigenart sie damit widerspiegeln. Ihre Wurzel haben die italienischen Volksbücher in den Gesängen der cantori di piazza des 14. und 15. Jahrhunderts, die ihre Lieder auf den öffentlichen Plätzen aus dem Stegreife vortrugen und sich dabei ganz den Anforderungen und Bedürfnissen des Volksgeschmackes anzupassen wußten. Dank diesen Volksdichtern wurden die epischen Stoffe von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von König Artus und seiner Tafelrunde durch ganz Italien verbreitet, während gerade hier im Gegensatz zu den anderen abendländischen Ländern für eine nationale ritterliche Ependichtung kein günstiger Boden vorhanden war, da in Italien ein freies Bürgertum blühte, so daß weder Rittertum noch ritterliche Stoffe in das Herz des Volkes tiefer einzudringen vermochten. Aber auch in anderer Hinsicht wußten jene Volksdichter dem Geschmacke ihres Publikums Rechnung zu tragen, und so enthalten die italienischen Volksbücher neben Stoffen aus dem klassischen Altertum und Legenden oder rein biblischen Erzählungen auch zahlreiche Schwänke und Episoden aus der Lokalgeschichte, besonders Mord- und Banditenhistorien.

Diese Volksdichtungen sind seit Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts oft gedruckt, wobei sie im Format wie in der Ausführung der beigefügten Holzschnitte stets ein konservatives Verhalten beweisen. Ihr gewöhnlicher Umfang beträgt vier meist

zweispaltige Blätter in Quart, doch finden sich auch Volksbücher von 6, 8 und mehr Blättern. Mehrere Holzschnitte bei einem Volksbuche sind selten, die ältesten Drucke entbehren ihrer zum Teil; spätere Ausgaben zeigen gewöhnlich auf den Titelblättern einen meist grob ausgeführten Holzschnitt, auf dem eine oder mehrere Episoden der Erzählung dargestellt sind. In den früheren Ausgaben fehlt gewöhnlich die Angabe über Jahr und Ort des Druckes, höchstens ist am Ende der Name des Druckers vermerkt; auch bei späteren Drucken ist das Jahr der Ausgabe nicht immer angegeben, der Druckort ist jedoch selten ausgelassen: er findet sich auf dem Titelblatte oder am Ende oder an beiden Stellen, gewöhnlich mit dem Vermerk „Con licenzia de' Superiori" versehen. Die Frage nach dem Verfasser ist bei der Mehrzahl dieser Volksdichtungen ganz illusorisch. Vielfach sind diese Schriften völlig anonym erschienen. Ist der Name des Herausgebers vermerkt, so hat man es bei jüngeren wie älteren Drucken gewöhnlich mit einem Bearbeiter zu thun. Diese Herausgeber oder Bearbeiter machten sich ihre Aufgabe allerdings meistens sehr leicht, indem sie die alten Gedichte inhaltlich nur selten änderten, dafür aber der Sprache ein ihrer Individualität entsprechendes Gepräge aufdrückten, so daß die italienischen Volksbücher im Laufe der Zeit arge Entstellungen erfuhren.[1])

Eingekleidet wurden diese volkstümlichen Stoffe gewöhnlich in die Form der ottava rima. Nach der glänzenden Epoche des 14. Jahrhunderts diente diese Dichtungsform einer Sprache, die sich keineswegs auf der Höhe vollendeter Ausdrucksweise bewegte. Kurz und treffend sagt Mussafia von jenen Gedichten: „Ihre Sprache ist oft ungleichartig, schillernd; neben der toskanischen — nunmehr allgemein litterarischen — Form zeigt sich bald der mundartliche Idiotismus, bald der rohe unverarbeitete Latinismus, ihr Stil springt jähe vom ungeschickten Streben nach künstlerischer Vollendung zu alltäglicher, selbst trivialer Einfachheit."[2]) Und wie der Stil leidet auch die Versform, vor allem der Reim, häufig unter dem

---

[1]) Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Litt. XI, 314.

[2]) Berichte der Kaiserl. Akademie zu Wien, phil.-hist. Klasse 1865, LI, 590.

Einflusse dieser saloppen Darstellungsweise, so daß sich nicht selten Ersatz des Reimes durch Assonanz, vielfach sogar grobe Reimverstöße vorfinden. So muß es denn erklärlich erscheinen, daß sich die gelehrten Schriftsteller Italiens im 16. Jahrhundert voll Verachtung von diesen „Pöbelstoffen" abwandten.[3]) Auch den öffentlichen Schauspielen, den rappresentazioni, wurde ein gleiches Schicksal zu teil, da sie ihre Stoffe und ihre Entwickelung meist jenen bunten volkstümlichen Erzählungen verdankten und gleich diesen ihre dialogisch vorgeführten Legenden und Geschichten in die Form der Oktave kleideten, wodurch die dramatische Lebendigkeit naturgemäß eingeengt und einem kräftigen Aufblühen des Dramas entgegengetreten wurde.

Zwei deutsche Bibliotheken enthalten größere Sammlungen italienischer Volksbücher; es sind dies die Bibliotheken zu Wolfenbüttel[4]) und zu Erlangen.[5]) Außerdem finden sich vereinzelte Exemplare auf einigen anderen Bibliotheken in Deutschland.[6]) Von den italienischen Volksbüchern wollen wir eines näher betrachten, das sich in jenen beiden Sammlungen vorfindet und litterarhistorisch nicht ohne Interesse ist, insofern es mit der Schwanensage in Zusammenhang steht: es ist das Volksbuch von der Königin Stella und Mattabruna.[7]) Dieses Volksbuch ist seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten häufig gedruckt worden: 17 Ausgaben sind im ganzen bekannt, wovon die zu Erlangen befindliche die älteste zu sein scheint und von Varnhagen mit den übrigen Erlanger Drucken um das Jahr 1500 angesetzt wird.[8])

---

[3]) Sauer, Geschichte der ital. Litt., S. 122.

[4]) Beschrieben von G. Milchsack und A. D'Ancona in Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVII, Bd. 187, S. 79—292.

[5]) H. Varnhagen, Über eine Sammlung alter italienischer Drucke der Erlanger Universitätsbibliothek.

[6]) H. Varnhagen, Poema italicum quod inscribitur la Storia de la Biancha e la bruna. Edidit et commentariolum de libris aliquot popularibus italicis in bibliotheca regia Monacensi et in bibliotheca regia Berolinensi asservatis subjecit H. V.

[7]) Veröffentlicht in Publications of the Modern Language Association of America, Bd. VII Nr. 4, S. 174—199.

[8]) Varnhagen, a. a. O., S. 13.

Auch Passano[9]) zitiert einen Druck aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, dessen Titel „Storia della Regina Stella e Mattabruna" mit demjenigen aller folgenden Ausgaben übereinstimmt, während der Erlanger Druck mit dem kürzeren Titel „Storia di Mattabruna" allein steht. Die Anzahl der Oktaven giebt Passano bei der von ihm erwähnten ältesten Ausgabe auf 60 an, während die meisten übrigen Ausgaben einschließlich der zu Erlangen befindlichen 79 Oktaven zählen. Demnach beträgt die gewöhnliche und wohl auch ursprüngliche Oktavenzahl 79, und es ist nicht unmöglich, daß Passanos Angabe über die Zahl der Oktaven in der von ihm zitierten ältesten Ausgabe ungenau ist, denn für seine Nachweise mußte Passano oft auf Angaben anderer zurückgehen, wodurch Irrtümer bei ihm leicht unterlaufen konnten.[10])

Der Inhalt unseres Gedichtes ist folgender: Stella ist die Gattin des Königs Oriano zu Belfiore in Spanien. Beide sehen eines Tages, am Fenster stehend, eine Bettlerin mit zwei Kindern vorübergehen, bei welchem Anblick der König Gott flehentlich bittet, auch seiner Gemahlin einen Sohn zu schenken. Stella bringt darauf drei Knäblein und ein Mädchen zur Welt, jedes mit einer silbernen Kette um den Hals, die vor gewaltsamem Tode schützte; ein Knabe hatte außerdem an seinem Körper das Zeichen, später König von Spanien zu werden. Jedoch des Königs Mutter Mattabruna, haßerfüllt gegen Stella, nimmt ihr die Kinder und übergiebt sie ihrem Diener Guido mit dem Geheiße, sie zu ertränken.

„Doch solltest du dich," spricht sie, „unterfangen
An andre zu verraten, was du weißt,
Auch wohl in Furcht, das Herz voll Angst und Bangen,
Entfliehn der That, die dich die Herrin heißt,
Zur Strafe ließ ich sicherlich dich hangen,
Falls deine Thorheit meinen Plan zerreißt."
Drauf Guido ihr entgegnet ohne Zagen:
„Für Euch, o Herrin, würd' ich alles wagen!"

Mit den Kindern, die er in seinem Mantel birgt, begiebt sich Guido alsdann in den Wald und legt die Kinder hier, von

---

[9]) Novellieri Italiani in verso, Bologna 1868, S. 82.

[10]) Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Litt., Neue Folge II, 107.

Mitleid ergriffen, am Ufer eines Flusses nieder. Mattabruna schiebt der Königin unterdessen vier junge Hunde unter, zeiht sie des Ehebruchs und benachrichtigt den König. Dieser will die Gattin in seinem Schmerz zwar nicht sogleich zum Tode verdammen, wie Mattabruna ihm rät, befiehlt aber sie einzukerkern, und die arme Stella wird nun von Mattabruna unter Fußtritten und Faustschlägen zum Gefängnis gezerrt.

Die Kinder sind unterdes im Walde von einem Einsiedler gefunden worden, der sie in seine Klause bringt. Hier findet sich alsbald eine Hirschkuh ein, die der Einsiedler freundlich anzulocken weiß, damit sie die Kinder säuge.

Und an der Hirschkuh Brüsten satt sich tranken
Die Kinder, bis ihr Hunger war gestillt,
Worauf sie dann in süßen Schlummer sanken.
Dem Einsiedler es nun vor allem gilt,
Für seine Huld dem güt'gen Gott zu danken;
Die besten Kräuter auch ist er gewillt
Im Wald zu suchen, damit ihre Säfte
Aufs frische stets erneu'n der Hirschkuh Kräfte.

Die Hirschkuh eilte nicht sobald von hinnen,
Als Nährerin blieb sie den Kindern treu;
Sie wußte aller Liebe zu gewinnen
Und zeigte niemals weder Furcht noch Scheu.
So mochte wohl manch liebes Jahr verrinnen,
Mit frischem Grün der Wald sich kleiden neu,
Seit jener Klausner konnt' die Kinder retten,
Die groß und größer wurden mit den Ketten.

Stärker und größer jedoch als alle übrigen ward einer unter den Knaben, den der Klausner gern mit sich nahm, wenn er seine Einsiedelei verließ. Bei einer solchen Gelegenheit kommt Triadasse, ein Waldhüter von gigantischer Gestalt und ein ergebener Diener Mattabrunas, zur Klause des Einsiedlers und sieht hier voll Erstaunen die lieblichen Kinder. Schnellt eilt er nach Belfiore zu Oriano, ihm das Wunder mitzuteilen. Doch da dieser in seinem Schmerze um Stella niemanden sehen will, vermag Triadasse nicht zu ihm zu gelangen.

Da tritt ihm Mattabruna just entgegen,
In stummer Scheu verneigt er sich geschwind.
„Willkommen sei mir," spricht sie, „wackrer Degen,
Welch' Dinge weißt du, die geschehen sind?"
Worauf Triadasse spricht: „Auf schnellen Wegen
Bin ich hierher geeilet wie der Wind.
Im Wald erblickte ich drei schöne Knaben,
Die alle Gold- und Silberketten haben."

Verwundert hört ihn Mattabruna sprechen,
Kaum fassen kann sie solche Neuigkeit.
Wohl mußte Guido ihr die Treue brechen,
Der Stellas Kinder nicht dem Tod geweiht.
Drum soll ein andrer sie an Stella rächen,
Und zu Triadasse spricht sie: „Sei bereit
Nicht zu verraten, was du hier gesehen;
Zurück in deine Wildnis mußt du gehen."

Dann befiehlt sie Triadasse, ihr alsbald die Ketten zu bringen und die Kinder zu töten. Der Waldhüter eilt zu den abermals allein gebliebenen Kindern zurück und nimmt die Ketten an sich, schont aber das Leben der unschuldigen Kleinen. So kommt er wieder zu seiner Herrin, vorgebend, ihren Befehl erfüllt zu haben. Mattabruna legt die Ketten in einen Kasten, darauf dringt sie so lange in den König, bis dieser zugiebt, Stella zum Tode zu verurteilen. Als der Einsiedler mit dem größeren Knaben zurückgekommen, sind die übrigen Kinder noch in Furcht und Angst und erzählen, was geschehen. Da fleht der Klausner Gott um Hilfe:

„O Herr, durch welchen alles ist entstanden,
Ich bitte Dich, laß werden offenbar,
Wes sind die Kinder hier, in welchen Landen
Sind sie geboren? Du allein fürwahr
Weißt, wem die Knaben kamen einst abhanden."
Als das Gebet also vollendet war,
Ein Engel spricht: „Oriano sind sie eigen,
Du sollst ihr Dasein länger nicht verschweigen.

Gieb allen Kindern erst der Taufe Segen,
Sodann begieb dich eilig in die Stadt,
Denn auf den Scheiterhaufen will man legen
Der Kinder Mutter, Stella, siech und matt

Durch lange Haft in finsteren Gehegen,
Obwohl sie Böses nie begangen hat.
Die Wahrheit ist's, die du hiermit erfahren,
Nun geh' und schütze Stella vor Gefahren."

In der nun erfolgenden Taufe werden die Knaben Tasso, Oriano und Ullianfurian, das Mädchen Belpome genannt. Tasso soll nach des Engels Geheiß für seine Mutter kämpfen. Noch im Besitze seiner Kette und mit einem Bärenfell bekleidet, ist er voll Mut und Kühnheit. Nachdem Belpome in ein Kloster gebracht ist, brechen die Brüder auf.

Und alle drei schnellfüßig fürbaß gingen,
Der Eremit gab ihnen das Geleit;
Nicht rasch genug kann Tasso vorwärts bringen,
Schon dünkt er sich ein Held im Kampf und Streit,
Denn seiner Mutter will er Rettung bringen.
Bei ihrer Ankunft sehn sie schon bereit
Die Menge, welche Lust zu schaun verspüret,
Wie man die Königin zum Tode führet.

Der edle Fürst Oriano war zugegen
Mit Mattabruna und mit ihrem Troß.
Im Herzen mußte jeder Mitleid hegen,
Der Stella sah, die Thränen viel vergoß.
Nicht wollte sich der Schmerz des Königs legen,
Seit er der armen Gattin Tod beschloß,
War Stella doch sein liebes Weib gewesen;
Nun ward das Urteil über sie verlesen.

Nach dem Urteilsspruch läßt Mattabruna ausrufen, daß Triadasse gegen jeden kämpfen würde, der das Urteil über Stella für falsch erklärte. Tasso tritt sogleich als Kämpfer gegen Triadasse vor und streckt ihn mit einem Schlage tot nieder.

„Mit Gottes Hilfe habe ich gerettet
Die Königin," so jubelt Tasso laut.
Der Klausner drauf zum König spricht: „O hättet
Ihr Eurer argen Mutter nie getraut!
Befreit die Gattin schnell, die man gekettet
Und die im tiefsten Elend Ihr geschaut;
Nicht Hunde sie gebar, dagegen Söhne,
Die Euch erhalten sind voll Jugendschöne."

Und nun enthüllt der Einsiedler dem Könige alle Falschheit seiner Mutter. Mattabruna wird eingekerkert, und Stella aus Angst und Not befreit. Schnell ruft jetzt der Einsiedler die Brüder samt ihrer Schwester herbei, um sie mit ihren Eltern wieder zu vereinen, dann heißt es zum Schluß:

Die Gatten freudig in die Arme schlossen
Die lang vermißte frohe Kinderschar,
Denn nun war allen Leid und Harm verflossen;
Erfreut ward jeder aus dem Volk gewahr
Orianos edle jugendliche Sprossen,
Von denen Tasso Stellas Retter war.
Vereint war jetzt Oriano mit den Seinen,
Und alle mußten voller Rührung weinen.

Es hat der Klausner drauf die Stadt verlassen,
In seinen Wald ist er zurückgeeilt.
Doch nicht vermochte Stella je zu hassen
Des Königs Mutter, die gefangen weilt
Und die sie milde bittet freizulassen;
Der große Rat jedoch ihr Herz nicht teilt,
Geviertteilt mußte Mattabruna sterben:
Wer Böses thut, wird Gutes nie erwerben.

Es erübrigt nun noch, das bereits angedeutete Verhältnis unseres Gedichtes zur Schwanensage klarzulegen. Wie man die altfranzösischen Kreuzzugsepen durch Anfügung der sagenhaften Vorgeschichte vom Schwanenritter, der als Ahn Gottfrieds von Bouillon hingestellt wurde, neu zu beleben suchte, so erfuhr auch die Sage vom Schwanenritter ihrerseits wieder eine Erweiterung, die in der Erzählung von den Schwanenkindern bestand. Die früheste Fassung dieses Stoffes tritt uns im „Dolopathos" des lothringischen Mönches Johannes de Alta Silva entgegen.[11]) Die siebente Erzählung dieser lateinischen Prosa berichtet von einem Jünglinge, der sich bei der Verfolgung eines weißen Hirsches im Walde verirrt. An einer Quelle findet er eine Jungfrau mit einer goldenen Kette in der Hand. Er entreißt ihr diese und gewinnt sie dadurch zur Gattin, worauf sie ihm aus den Sternen

[11]) Oesterley, Dolopathos, 1873.

die Geburt von sechs Söhnen und einer Tochter weissagt. Die Mutter des Gatten legt ihr indessen sieben junge Hunde unter und befiehlt einem Diener die Kinder zu töten. Dieser aber setzt sie mitleidig im Walde aus. Hier werden sie von einem greisen Philosophen gefunden und von einer Hirschkuh genährt. Die ihrer Kinder beraubte Mutter läßt der Gatte mitten in seinem Schloß bis an die Brust eingraben. Nach sieben Jahren werden die Kinder von ihrem Vater auf der Jagd entdeckt und verfolgt, entschwinden aber seinen Blicken wieder, und er erzählt nun, zurückgekehrt, seiner Mutter von dem seltsamen Begegnis. Dem Diener, der das Leben der Kinder einst geschont, wirft die böse Alte seine Untreue vor und befiehlt ihm die Ketten der Kleinen sofort herbeizubringen. Der Diener geht in den Wald und überrascht die Kinder, wie sie als Schwäne auf einem Fluß umhertreiben, während die Schwester am Ufer ihre Ketten bewahrt. Er nimmt ihr diese mit Ausnahme ihrer eigenen fort und bringt sie seiner Herrin, die einem Goldschmied heißt, eine Schale daraus zu verfertigen. Allein der Goldschmied vermag die Ketten weder zu schmelzen noch zu zerschlagen, nur ein Kettenring zerspringt; daher nimmt er, um die Schale herstellen zu können, von seinem eigenen Golde hinzu und behält dafür die Ketten.

Die Schwäne haben sich unterdessen auf dem Schloßteiche ihres Vaters niedergelassen und werden hier auf Befehl des Schloßherrn sorgsam gehegt und gepflegt. Die Schwester bettelt im Schloß um Speise und giebt davon den Brüdern und der verstoßenen Frau, ohne in ihr die Mutter zu ahnen. Auf die Tochter aufmerksam geworden, läßt sie der Herr des Schlosses zu sich kommen, bemerkt an ihrem Halse die goldene Kette und fragt sie nach ihrem Geschick. Sie erzählt, was sie weiß, und setzt durch ihre Worte die Alte und ihren Diener in große Furcht. Letzterer will das Kind töten, wird aber von seinem Herrn daran gehindert und gesteht nun das ganze Verbrechen ein. Auch die Mutter des Schloßherrn wird durch Martern zu einem Geständnis gezwungen und hierauf zu der nämlichen Strafe verurteilt, welche die endlich befreite Gattin so lange erdulden mußte. Durch die wieder herbeigeschafften Ketten erhalten die Brüder die menschliche Gestalt zurück

bis auf den einen, dessen Kettenring zerbrochen war. Dieser mußte Schwan bleiben und schloß sich einem seiner Brüder an. Von ihm, sagt Johannes, wird die Sage bis in Ewigkeit währen, wie er an goldener Kette das Schifflein mit dem Ritter führte.

Wenn der Schwanenritter am Schluß dieser Erzählung ohne nähere Beziehung auf Gottfried von Bouillon erwähnt wird, so ist dies darauf zurückzuführen, daß im Dolopathos überhaupt keine Namen genannt werden, und wohl kaum — wie Gaston Paris meint — darauf, daß der Schwanenritter für Johannes noch eine geheimnisvoll auftauchende Gestalt gewesen sei.[12]) Die französische gereimte Übersetzung des Dolopathos, von dem Trouvere Herbers im 13. Jahrhundert verfaßt, richtet sich in der Namenlosigkeit der einzelnen Geschichten nach ihrem Vorbilde, und nur ergänzend wird von Herbers noch erwähnt, daß der Schwanenritter später das Herzogtum Bouillon erworben habe.[13]) Auch eine deutsche Prosanachbildung des Dolopathos — wenn auch nur von sechs Erzählungen — ist vorhanden, und die hier wiedergegebene Erzählung von den Schwanenkindern entspricht ziemlich getreu dem Original.[14]) Am Schluß ist hinzugefügt: „Von dem selbygen swane vynt man in andern schryften vyl ebenthure geschreben, dy hy her nich gehört.“ Jedenfalls können wir dem Schluß der Erzählung des Johannes wohl entnehmen, daß zur Zeit der Abfassung des Dolopathos, nach Oesterley mutmaßlich um 1184, die Schwanenritterbranche mit den altfranzösischen Kreuzzugsepen bereits verbunden war. Zeugnisse gleichzeitiger Chronisten rechtfertigen diese Annahme. So erwähnt Wilhelm von Tyrus im neunten Buche seiner Historia Hierosolymitana die Sage vom Schwan, mit der Gottfrieds Geschlecht verknüpft sei, als allgemein bekannt, und Lambert d'Ardres sagt in seiner Geschichte der Grafen von Guines, daß den Ahnherrn der Familie Bouillon ein Schwan herbeigeführt habe. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Schwanenritterbranche damals schon durch die Geschichte von den

---

[12]) Romania XIX, 317, Anm. 1.

[13]) Brunet et Montaiglon, li Romans de Dolopathos, S. 345.

[14]) Altdeutsche Blätter I, 128 ff. — „Die sieben Schwanen“ in Bechsteins Märchenbuche sind dieser Übersetzung des Dolopathos entnommen.

Schwanenkindern weiter ausgebaut war. Das geschah erst später im 13. Jahrhundert durch zwei Versionen, die nach den verschiedenen Namen der Mutter des Schwanenritters von G. Paris „Eliore" und „Beatrix" genannt sind. Die Darstellung im Dolopathos unterscheidet sich von diesen beiden Versionen durch größere Einfachheit, sie ist noch frei von dem ritterlichen Element, das uns in den französischen Chansons entgegentritt. Daraus ergiebt sich für die Erzählung im Dolopathos der Charakter größerer Originalität, der auch besonders durch das Festhalten älterer Züge gewahrt geblieben ist. Während in Elioxe, der älteren französischen Version, die Gattin bei der Geburt ihrer Kinder stirbt, bleibt sie im Dolopathos am Leben, um viel Schmach und Leid zu erdulden. Die Gestalt der unschuldig verfolgten Frau wie auch die angebliche Geburt der sieben Hunde ist dem Dolopathos mit der jüngeren französischen Version Beatrix gemeinsam, während die überirdische Natur der Mutter, die bei Elioxe zwar weniger bestimmt zur Geltung kommt und nur gelegentlich hervorgehoben wird, vor allem aber das friedliche Auftreten der Schwester als Retterin ihrer Brüder Züge sind, die neben dem Dolopathos nur die Version Elioxe aufweist. Mithin nimmt die Erzählung im Dolopathos eine Mittelstellung zwischen beiden Versionen ein und wird daher der ursprünglichen Form des Märchens von den Schwanenkindern entsprechen oder doch nahe kommen.

An verwandten Überlieferungen fehlt es nicht. Nach einer irischen Volkssage, die sich überarbeitet in Thomas Moores Irischen Melodieen und bei Otway findet, werden die Kinder des Fürsten Lir, drei Söhne und eine Tochter, von der bösen Stiefmutter in Schwäne verwandelt und erlangen erst nach Jahrhunderten die menschliche Gestalt wieder.[15]) In dem Grimm'schen Märchen „die sechs Schwäne", welchem „die weißen Schwäne" von Andersen entsprechen, werden die in Schwäne verwandelten Brüder durch Hemden aus Sternblumen gerettet, welche ihre Schwester in sechs Jahren, ohne zu sprechen und zu lachen, für sie näht; nur einer der Brüder behält schließlich einen Schwanenflügel, da an seinem

[15]) Romania XXI, 62.

Hemd ein Ärmel fehlt. In ähnlicher Weise enthält sich auch in anderen Märchen die Schwester des Sprechens, um ihre in Raben oder Enten verwandelten Brüder zu retten. Alle diese Märchen ergeben sich leicht als Variationen einer Grundform zu erkennen; der Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß zeigt dabei zugleich an, ob die Verwandlung mit oder ohne Schuld der Kinder erfolgte.

Die Schwanenverwandlungen, meist an Gewänder, Ketten oder Ringe gebunden, nehmen unter den Tierverwandlungen in Sage und Märchen eine hervorragende Stellung ein. Das angelegte Gewand kann das Tier einerseits zurückhalten, gewissermaßen verhüllen, andrerseits — und das ist der gewöhnliche Fall — erfolgt gerade dadurch die Tierverwandlung, während das Ablegen des Gewandes die menschliche Gestalt wieder zum Vorschein kommen läßt. Die drei Valkyrjen, welche Wieland nach der Völundarkvidha am Wolfsee fand, hatten ihre Schwanenhemden, mit denen sie von Süden her über den Schwarzwald geflogen warer, neben sich liegen und spannen Flachs; durch Verlust der Hemden wurden sie Wielands und seiner Brüder Gemahlinnen, flogen aber im neunten Jahre wieder davon. Ähnlich erzählen verschiedentliche Märchen von drei Schwanenjungfrauen, denen die Gewänder geraubt werden, wodurch gewöhnlich die schönste als Gattin gewonnen wird, um indes meist nach sieben Jahren den Gatten wieder zu verlassen.[16]) Von solch badenden Schwanenjungfrauen hat Schwandorf seinen Namen.[17]) An Stelle der Schwäne treten in einem finnischen Märchen drei Gänse,[18]) denn „aus den Schwänen hat die spätere Volkssage Gänse gemacht“.[19]) Doch auch Tauben und Enten treten in ähnlicher Weise auf. So erschienen nach dem mittelhochdeutschen Gedicht „Friedrich von Schwaben“ dem am Brunnquell lauschenden Wieland drei Tauben, die ihre Gewänder ablegten, um zu baden.

---

[16]) Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen, Nr. 5; Meyer, Märchen, Nr. 39; Meyer, Schwäbische Märchen, Nr. 7; Grimm, Deutsche Mythologie I, 354 f.

[17]) Schöppner, Bayrisches Sagenbuch, Nr. 588.

[18]) Schreck, Finnische Märchen, Nr. 5.

[19]) Simrock, Deutsche Mythologie, S. 471; Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 48.

Es waren Angelburg und ihre Gefährtinnen. Wieland bemächtigte sich der Gewänder und wählte Angelburg zur Gattin. Ein russisches Märchen erzählt von dreißig Enten, die durch ihre am Seeufer liegende Hemdchen zu wunderschönen Mädchen wurden.[20]) Die Donauweiber in den Nibelungen wurden von Hagen überrascht, ihrer Gewänder beraubt und um das Schicksal der Nibelungenfahrt zu den Hunnen befragt. Sie weissagten den Untergang aller und

„swebten sam die vogele vor ihm ûf der fluot“ [21])

oder nach der Münchener Handschrift wie die „wild' Enten“.[22]) Vermutlich ist das Schwanenhemd eine ursprüngliche Schwanenhaut, wie denn in einzelnen Märchen den Schwanenjungfrauen nicht Gewänder, sondern ausdrücklich Flügel entwendet werden.[23]) Dieses Schwanenhemd aber ist sowohl ein Attribut der Schwanenjungfrauen, die ihrem Ursprung nach als in der Natur fortlebende Mädchenseelen aufzufassen sind, wie auch der Nornen und der Valkyrjen, welche letztere nicht allein auf ihren Goldrossen, sondern auch im Federkleid des Schwans Luft und Wasser durcheilen. So wird Brunhild mit dem Schwan auf der Welle verglichen, und wenn sie erzählt, daß der mutvolle König ihr und anderen Valkyrjen die Gewänder unter eine Eiche tragen ließ, soll damit wohl gesagt werden, daß er sie in seine Gewalt bekam.[24])

Dem Gewand entgegen, das nach beiden Seiten hin in Tier und Mensch umgestalten kann, bewahrt die angelegte Schwanenkette den Träger vor der Verwandlung. Darin kommt die Schwanenkette dem Schwanenring gleich, wie Notker den goldenen Armring nennt, welchen Wildeber als Mensch trug, um nicht Tier werden zu müssen.[25]) Demnach vermögen Ring und Kette die Tiergestalt gewissermaßen zu fesseln. Doch trifft dies nicht für die Mutter der Schwanenkinder zu, die ja nach dem Dolopathos durch Verlust der goldenen Kette wie sonst die Schwanenjungfrauen durch Verlust

---

[20]) Kletke, Märchensaal II, 72.

[21]) Nib. 1476, 1.

[22]) v. d. Hagen, Schwanensage, S. 543.

[23]) Grimm, Deutsche Mythologie I, 355; Schreck, Finnische Märchen, Nr. 5.

[24]) W. Grimm, Deutsche Heldensagen, S. 394.

[25]) ib., S. 30 u. 395.

der Gewänder als Gattin gewonnen wird. Indem sie sich mit einem irdischen Wesen vermählt, verliert sie ihre Schwanennatur, um sie auf ihre Kinder wieder zu vererben.

Wie der Schwan in der germanischen Mythologie als schicksalsverkündender Vogel gilt und noch heute der Ausdruck „es schwant mir" zur Bezeichnung einer Vorahnung üblich ist, war auch den Schwanenjungfrauen die Gabe der Weissagung eigen, so bei den Donauweibern, so auch bei der Mutter der Schwanenkinder. Auch hierin berühren sich die Schwanenjungfrauen mit den Schicksalsmädchen und Valkyrjen, denen ebenfalls die Gabe der Weissagung innewohnt und die gleich jenen im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Aus all diesen Beziehungen aber ergiebt sich unschwer ein germanischer Ursprung des Schwanenkindermärchens, dessen älteste Fassung G. Paris in der einfachen, anmutigen und poetischen Version des Dolopathos sieht,[26]) die nach ihm neben den sicherlich orientalischen Erzählungen im Dolopathos der abendländischen Volksüberlieferung angehört,[27]) und zwar wahrscheinlich der Überlieferung des lothringischen Landes.[28])

Die jüngere französische Version Beatrix[29]) hat die ältere völlig zurückgedrängt und die allgemeinste Verbreitung gefunden. Oriant und Beatrix herrschen in Lillefort, einer Insel im Meer. Einst reizt die junge Königin der Anblick einer armen Frau, die mit ihren Zwillingskindern am Schlosse vorübergeht, zu der Äußerung, daß eine Frau unmöglich zwei Kinder zugleich empfangen könne ohne Ehebruch. Das soll ihr zum Verhängnis werden, denn bald darauf giebt sie selbst sechs Söhnen und einer Tochter, sämtlich mit silbernen Ketten um den Hals, das Leben. Die Mutter Oriants, Matabrune, nimmt ihr die Kinder und befiehlt ihrem Diener Markus sie zu ertränken. Dann folgt die Unterschiebung der Hunde und die Rettung der Kinder durch einen Einsiedler. Der Förster Malquarree, Matabrunens Vertrauter, entdeckt die Kinder und berichtet hiervon der Matabrune, auf deren

---

[26]) Romania XVII, 526, Anm. 2 und ib. XIX, 315 ff.
[27]) ib. II, 502.
[28]) ib. XIX, 316.
[29]) Hippeau, La Chanson du Chevalier au Cygne, I. Paris 1874.

Befehl er zu den Kindern zurückeilt und durch Wegnahme der Ketten ihre Verwandlung in Schwäne bewirkt. Doch ein Knabe, der mit dem Einsiedler abwesend war, ist gerettet. Dieser sucht lange vergeblich Schwester und Brüder, bis er sie endlich auf dem Weiher des väterlichen Schlosses findet, wo er mit ihnen das Brot teilt, das man ihm täglich im Schlosse schenkt..

Damit die Schwäne ihre frühere Gestalt nie wiedergewinnen, giebt Matabrune die silbernen Ketten einem Goldschmied, der daraus eine Schale verfertigen soll. Aber schon aus einer Kette macht dieser zwei Schalen, von denen er eine nebst den übrigen Ketten zurückbehält. Dem Einsiedler wird darauf durch einen Engel verkündet, daß der vor der Verwandlung bewahrte Knabe in die Stadt gehen soll, um dort seine nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft zum Tode verurteilte Mutter zu retten. Nachdem ihn der Einsiedler auf den Namen Elyas getauft hat, erscheint der Knabe, mit Blättern bekleidet und gleich dem jungen Parzival über alles Neue und Ungewohnte, das sich seinen Augen bietet, aufs höchste erstaunt, vor dem König und erklärt sich bereit, gegen jedermann, der die Königin verleumde, zu kämpfen. Malquarree wird von ihm überwunden und getötet, und Elyas giebt sich seinen wiedervereinten Eltern zu erkennen. Den Schwänen legt Elyas die alsbald herbeigeschafften Ketten um und giebt ihnen so bis auf einen, dessen Kette fehlt, die menschliche Gestalt zurück. Oriants Mutter flieht auf ein festes Schloß, das von Elyas eingenommen wird. Nachdem man Matabrune gezwungen ihre Schandthaten einzugestehen, wirft man sie zur Strafe in die Flammen. Von seinem Vater auf den Thron erhoben, überläßt Elyas alsbald einem seiner Brüder die Herrschaft, um auf Befehl eines Engels mit dem Schwane fortzuziehen. Der Schwan führt ihn auf das hohe Meer. Nach mancherlei Abenteuern kommt Elyas nach Nymwegen zum Kaiser Otto, womit der Übergang zur Schwanenritterbranche gegeben ist.

Der Unterschied dieser Version von Elioxe liegt einerseits in der gänzlichen Verschiedenheit der Namen, andererseits in der mannigfachen Auslassung und Einfügung von Episoden. Die Schwanennatur der Mutter ist entgegen der Version im Dolopathos bei beiden Bearbeitungen nur noch erkenntlich aus der auf den

goldenen oder silbernen Schwanenketten beruhenden Doppelnatur der Kinder. Während am Eingang der älteren französischen Fassung das Finden der Gattin im Walde, sowie die Weissagung der Mutter über die Geburt ihrer Kinder noch beibehalten ist, beginnt Beatrix mit einem Gespräche beider Gatten, das nebst seinen Folgen an eine Reihe anderer Sagen erinnert, deren bekannteste die von Bucelinus mitgeteilte Sage vom Ursprung der Welfen ist. Auch hier behauptet Irmentrud, des Grafen Isenbart von Altorf Gemahlin, als ein armes Weib unweit Altorf Drillinge zur Welt gebracht, daß dieses eine schändliche Ehebrecherin sei. Bald darauf kommt die Gräfin selbst mit zwölf Knäblein nieder, von denen sie elf sogleich in einen Bach zu werfen befiehlt, um so den Verdacht ehelicher Untreue, der, wie noch heute auf dem platten Lande, im Mittelalter bei Vielgeburten häufig gehegt wurde, von sich abzuwenden. Der Graf aber rettet seine Kinder, indem er der Dienerin begegnet, die Welfe oder junge Hündlein zum Bach zu tragen vorgiebt, weshalb er bestimmt, daß seine Nachkommen auch fortan Welfen heißen sollen. Ähnliches erzählen noch zahlreiche andere Sagen.[30]) Während in Elioxe wie auch im Dolopathos die Schwester die Retterin ihrer Geschwister ist, ist es in Beatrix der Knabe Elyas, der wohl durch Einwirkung des für die bedrängte Fürstin kämpfenden Schwanenritters auch zum Retter seiner unschuldig leidenden Mutter gemacht wurde.

Die Fassung, welche die Legende von den Schwanenkindern in der Version Beatrix erhalten hat, blieb die Norm für spätere Nachahmungen, die in einer wallonischen Bearbeitung des vierzehnten Jahrhunderts ihre ausgeprägte Form gefunden haben.[31]) Auch das niederländische Volksbuch über den „Ridder met de Zwaen“, dem 16. Jahrhundert angehörend und noch heute beliebt, enthält die Geschichte von den Schwanenkindern und ebenso das gleichzeitige englische Volksbuch „Helias, knight of the swan“.[32])

---

[30]) Vgl. die umfassende Zusammenstellung Reinhold Köhlers in K. Warncke, Die Lais der Marie de France, Halle 1885, S. LXIV ff.

[31]) Reiffenberg, Le Chevalier au Cygne et Godefroid de Bouillon, I, Brüssel 1846.

[32]) Thoms, Collection of Early Prose Romances, III, London 1828.

*

Inhaltlich jenen gleich, jedoch jüngeren Datums sind die vorhandenen deutschen Volksbücher vom Schwanenritter. Neben dem Volksbuche ist der Stoff von den Schwanenkindern in England auch noch in einer dem 14. Jahrhundert angehörenden mittelenglischen Romanze „Cheuelere Assigne“ bearbeitet, welche der Version Beatrix bis zur Rettung der Schwäne folgt, nur daß hier der Name des Schwanenritters Elyas mit Enyas vertauscht ist, wie auch in einer gleichzeitigen lateinischen Prosalegende der Schwanenritter Eneas genannt wird.[33]) In Spanien ward die Schwanenkinderlegende gegen Ende des 13. Jahrhunderts in die „Gran Conquista de Ultramar“ aufgenommen, einer weitläufigen Prosakompilation über den ersten Kreuzzug. Die Eliore oder Beatrix der französischen Trouveres ist hier Isomberte, die Tochter des Königs Popleo, wonach G. Paris diese Version „Isomberte“ benennt, die nach ihm aus einer zwischen der ersten und zweiten französischen Version stehenden französischen Quelle geschöpft sei.[34])

Was den Ursprung der italienischen Fassung der Schwanenkinderlegende anbetrifft, so ergiebt sich aus dem Gesagten, daß sie der französischen Version Beatrix am nächsten steht. Der Schwanenritter selbst ist in Italien nicht heimisch geworden, weshalb wohl auch aus dem italienischen Gedichte die in der Quelle auf ihn hinweisenden Beziehungen verwischt worden sind. Nirgends ist daher die Rede von Schwänen; die Schwanenverwandlung der ihrer Ketten beraubten Kinder und alles, was damit zusammenhängt, hat der italienische Bearbeiter einfach unterdrückt. Nur zwei Namen sind aus der französischen Vorlage beibehalten, Mattabruna und Oriano, die übrigen sind sämtlich geändert. Für Beatrix ist Stella als Name der Gattin Orianos wohl deshalb gewählt, weil sich die Gestalt der unschuldig verfolgten Frau in der italienischen Litteratur mit diesem Namen gewissermaßen verkörpert hat.[35]) Belfiore, wo Oriano als König von Spanien herrscht, begegnet uns

[33]) Vgl. Herrigs Archiv LXXVII, 169 ff.

[34]) Romania XIX, 321.

[35]) Varnhagen, Über eine Sammlung alter ital. Drucke der Erlanger Universitätsbibliothek, S. 50.

auch in einem Märchen aus den Abruzzen als Name eines Knaben, der später König von Spanien wird.[36])

Inhaltliche Änderungen wesentlicher Art hat die italienische Bearbeitung sonst nicht aufzuweisen. Varnhagen hebt besonders hervor, daß der Italiener die sieben Kinder der Redaktion Beatrix in vier umgeändert habe, da er gehört haben mochte, daß bei Menschen höchstens Vierlinge, nicht aber Siebenlinge vorkämen.[37]) Es giebt jedoch eine altfranzösische Bearbeitung unserer Sage, in der auch nur von vier gleichaltrigen Kindern die Rede ist, nämlich in dem handschriftlich zu Turin vorhandenen Gedichte „Sone de Nansay" (oder Nausay), im Anfang des 14. Jahrhunderts auf Veranlassung einer von den brabantischen Herzögen abstammenden Dame de Baruth von einem gewissen Branque verfaßt. Folgende Inhaltsangabe der Einleitung ist diesem Gedichte vorangestellt: „Houdouranz . . . . . eut puis espousée Matabrune, la plus male femme qui fust, si en ot le roi Oriant, et Oriant ot Elouse, si en ot IV fieus à un lit et nasqui cascuns atout une cainette d'or; Matabrune haoit Elouse, si esraye (= arrache) l'un enfant sa cainnette, si devint chisnes, dont n'en ose plus faire. Li chisnes s'en vola en l'aighe desous Galoches; che fust li chisnes qui mena Elias son frere c'on apielle le chevalier au chisne." [38]) Wie hier die ursprünglichen sieben Schwanenkinder auf vier beschränkt sind, so können wir auch annehmen, daß diese Änderung bereits in der französischen Vorlage des italienischen Dichters vorhanden war und letzterer kaum durch rein logische Gründe zu einer solchen Änderung veranlaßt sein dürfte, daß somit die „Storia della Regina Stella e Mattabruna" nicht eine direkte Bearbeitung der altfranzösischen Redaktion Beatrix ist, wie sie uns in Hippeaus Publikation vorliegt. Weiter giebt Varnhagen an gedachter Stelle an, daß Feen den Kindern der Beatrix gleich nach der Geburt Ketten umlegten, während diese in der italienischen wie in anderen Fassungen gleich mit auf die Welt gebracht

---

[36]) Finamore, Tradizioni popolari Abruzzesi, I, 103 f.

[37]) Varnhagen, a. a. O., S. 50.

[38]) Scheler, Le Bibliophile Belge, I, 257.

würden. Varnhagen folgt in dieser Angabe G. Paris, der allerdings nur von einer Fee spricht, die den Kindern der Beatrix nach der Geburt Ketten umhing.[39]) Demgegenüber lesen wir aber in Hippeau's Text:

> Au naistre des enfants VII fées i avoit,
> Qui les enfans destinent que cascun avenroit.
> Ensi que li uns enfes après l'autre naissoit,
> Au col une caïne de fin argent avoit.[40])

Hieraus geht ein Umlegen der Ketten seitens der Feen keineswegs hervor, wie auch Hippeau selbst bei der Inhaltsangabe des Gedichtes sagt, daß die Kinder der Beatrix schon bei der Geburt Ketten am Halse trugen.[41]) Der Irrtum beruht jedenfalls auf einer Verwechslung mit der spanischen Bearbeitung unseres Stoffes, wo den Kindern der Isomberte die Ketten nach der Geburt durch einen Engel umgehängt werden.[42])

Wenn in der „Storia della Regina Stella e Mattabruna" das ursprünglich selbständige Märchen von den Schwanenkindern, nachdem es der Schwanenrittersage als Erweiterung gedient, von ihr wieder losgelöst erscheint, so hat dieser Stoff auch sonst in ähnlicher Weise neue eigene Triebe geschlagen, wie in der erwähnten mittelenglischen Romanze „Cheuelere Assigne", die mit unserem Gedichte auf der nämlichen Grundlage beruht, ohne sich an die Schwanenrittersage direkt anzulehnen. Die zersetzende Kraft der Zeit trennte die Stoffe, die sich einst zu einem Ganzen zusammenfügten, und wie einerseits das Märchen von den Schwanenkindern wieder selbständig auftritt, so zeigt sich auch andrerseits der Schwanenritter in den deutschen Bearbeitungen des Mittelalters ohne jene sagenhafte Vorgeschichte seiner Ahnen, welche gleich den Vorfahren der zwölf Pairs oder der Ritter der Tafelrunde erst ihren Nachfolgern das Dasein verdankten.

*  *
*

---

[39]) Romania XIX, 322, 323, 324.

[40]) Hippeau, a. a. O., I, 5 f.

[41]) ib. S. IV.

[42]) Romania XIX, 320.

**2. Dr. Emil Reich: „Ibsens Dramen"[1]) von Herrn Dr. Arthur Pfungst.**

Es ist gewiß eine interessante Aufgabe der Frage nachzugehen, welchen Umständen Ibsens Dramen ihren außerordentlichen Erfolg in so vielen Ländern und nicht am wenigsten in Deutschland zu verdanken haben. Diese Ursachen können teils äußerer Natur sein, teils in der Vortrefflichkeit der Werke selbst liegen, teils von beiden Faktoren bedingt werden, und der Litterarhistoriker, der es mit der Untersuchung der Frage ernst nimmt, wird manche Schwierigkeit finden, wenn er diese beiden Gebiete streng von einander abgrenzen will. Dr. Emil Reich hat sich daher ein großes Verdienst durch die Veröffentlichung seines Buches erworben, weil er viel Material zur richtigen Beurteilung Ibsens und seiner Werke geliefert hat, auf Grund dessen es keinem, der sich mit Ibsen beschäftigen will, schwer fallen wird, in die Absichten des Dichters tiefer einzudringen, zu sehen, was er gewollt, und zu beurteilen, was er erreicht hat. — Wir wollen an der Hand der Ausführungen im Buche Reichs einen Blick auf einige Dramen des nordischen Dichters werfen und seine Ausführungen kritisch beleuchten. Reich ist sich klar darüber, daß sein Unternehmen leicht Mißdeutung und Mißbilligung erfahren könnte. Er räumt selbst ein, daß eine gute, über Erlebnisse und Schöpfungen eines hervorragenden Geistes vollen Aufschluß gewährende Biographie, die uns zeigt, wie ein Dichter wurde, erst dann möglich sein kann, wenn er selbst und seine Zeitgenossen bereits der Vergangenheit angehören. Andrerseits stellt sich Reich gar keine so hohe und umfassende Aufgabe. Er will lediglich zeigen, welchen Eindruck Ibsens Dramen auf ihn gemacht, welche Ideen sie in ihm erweckt haben. Er sucht zunächst die Persönlichkeit des Dichters und die Umstände, unter welchen er aufgewachsen ist, zu schildern und dann das Verhältnis des Dichters zu seinen Werken zu erklären. — Bei wenigen Dichtern sind so viele subjektive Züge in die Werke übergegangen, wie bei Ibsen, und bei vielen seiner Dichtungen wäre es geradezu unmöglich zu

---

[1]) Dr. Emil Reich: Ibsens Dramen; sechzehn Vorlesungen. Dresden und Leipzig: E. Piersons Verlag 1894.

einem wahren Verständnis zu gelangen, wenn man nicht die Lebensschicksale des Dichters berücksichtigte. Nach Reichs Darstellung mengt sich dänisches, deutsches und schottisches Blut mit einigen norwegischen Tropfen in der Familie Ibsen. — Der am 20. März 1828 zu Skien geborene Knabe, der nach seinem, als Schiffskapitän ertrunkenen, Großvater Henrik getauft wurde, darf wohl trotzdem als echter Norweger betrachtet werden, da das Geschlecht bereits durch vier Generationen im Lande ansässig war. Ibsens Geschlecht zählte in dem kleinen Orte an der Südküste zu den Erbangesessenen und Tonangebenden, denn auch die Mutter Maria Cornelia war die Tochter eines begüterten Kaufherrn, dessen Name Altenburg schon auf die deutsche Abstammung hinweist. Im Charakter scheinen die Eltern wenig Ähnlichkeit besessen zu haben. Der Vater reich begabt, witzig, Geselligkeit liebend; die Mutter ernst, opferfreudig, verschlossen, — Charakterzüge von der frommen Großmutter her. Das Städtchen besaß zwar blos 3000 Einwohner, doch läßt dort schon die Nähe des Meeres die Verhältnisse nicht zu solcher Kleinlichkeit herabsinken, wie im Binnenlande.

Die erste Jugendzeit scheint recht angenehm gewesen zu sein; aber als Henrik 8 Jahre zählte, trat in seiner Familie eine finanzielle Katastrophe ein, welche sie in empfindliche Armut stürzte und sie zwang, sich auf einen Bauernhof Wendstöb, nicht weit von Skien, zurückzuziehen. Reich ist der Ansicht, daß dieser plötzliche Szenenwechsel einen solchen Eindruck auf den Knaben gemacht habe, daß er ihn sein Lebtag nicht mehr vergessen konnte, und sagt: „Damals senkte sich jene verbitterte, oft geradezu menschenfeindliche Stimmung in sein Herz, die ihm heiteren unbekümmerten Lebensgenuß verwehrte, ihn vielmehr rauhe steile Bahnen nach aufwärts wandeln ließ. Damals durchschaute sein junger Geist zuerst die Lebenslüge, damals lernte der als Patrizier geborene Plebejer die Heuchelei verachten, die sich vor dem Mächtigen beugt, den Gefallenen verhöhnt. Der Trieb nach eigener Geltung seines Wesens, nicht dessen als was er betrachtet wurde, die Bevorzugung des Seins vor dem trügenden Schein, der unbändige Drang nach Wahrheit, wie nach Behauptung der Individualität, mußte sich infolge solcher Erfahrungen früher und heftiger noch als sonst entwickeln.“

Als Henrik 14 Jahre alt war, kehrte seine Familie nach Skien zurück, wo er die Realschule besuchte. Schon zwei Jahre später mußte er — statt seine Absicht, Maler zu werden, verwirklichen zu können — als Apothekerlehrling nach dem kleinen Orte Grimstad wandern, um sobald als möglich selbst sein Brod verdienen zu können. Hier schuf Ibsen seinen dramatischen Erstling: „Catilina“, von dem die erste Auflage 1850 pseudonym in Christiania erschien. Doch verschwand sie bald darauf in dem Laden eines Kleinkaufmanns, der sie von dem durch bitterste Nahrungssorgen gequälten Verfasser als Packpapier erworben hatte, nachdem kaum dreißig Exemplare abgesetzt waren. Inzwischen war es Ibsen endlich geglückt die Universität besuchen zu dürfen. Er bereitete sich gleichzeitig mit Björnson in Heldbergs Studentenfabrik in Christiania für die Hochschule vor. Ibsen war zu jener Zeit nach verschiedenen Richtungen hin litterarisch thätig. Unter anderm schrieb er für das erste Arbeiterblatt Norwegens, das aber bald unterdrückt wurde. Im November 1851 wurde er an die neu gegründete Bühne in Bergen als Theaterdichter berufen und im folgenden Jahre, nach einer Studienreise nach Kopenhagen und Dresden, zum Theaterinstruktor ernannt. Er schrieb dort eine Reihe von Stücken, welche in keiner Weise hervorragend sind. — 1856 ließ er das Drama „das Fest auf Solhaug“ aufführen, welches solchen Erfolg hatte, daß die Bergenser dem Autor nach der Aufführung ein Ständchen brachten. Im Sommer 1857 kehrte er nach Christiania zurück.

Im Jahre 1863 ging das „Norwegische Theater“ der Hauptstadt zu Grunde, und ein ziemlich prekärer Posten als ästhetischer Konsulent am „Christiania Theater“ hielt den brotlos gewordenen Dichter, der vorher die „Kronprätendenten“ geschrieben hatte, notdürftig über Wasser. Da sein Gesuch um eine Dichterpension, wie sie in Dänemark mehrere Schriftsteller bezogen, und wie sie in Norwegen damals Björnson vom Staate bewilligt erhielt, kein Gehör fand, sah er die kläglichste Misere an sich herankommen, so daß seine Freunde sich bemühten ihm ein kleines Einkommen als — Zollbeamter zu verschaffen. Im Jahre 1864 gelang es ihm ein Reisestipendium zu erlangen; aber mehr als sein persönliches

Mißgeschick bekümmerten ihn zu dieser Zeit die politischen Zustände seiner Heimat. Er hatte stets von einem Großskandinavien geträumt und mußte jetzt mit ansehen, wie Norwegen das dänische Brudervolk, das sich gegen die Übermacht zweier Großmächte zu wehren hatte, allein und im Stiche ließ. Dieser, wenn auch mehr ideelle, „Treubruch" Norwegens machte einen furchtbaren Eindruck auf Ibsen, welcher, in tiefster Seele verwundet, am 2. April 1864 Christiania verließ, um sich einem unsteten Wanderleben hinzugeben. Reich sagt über diesen Wendepunkt in des Dichters Leben: „Wenn Ingrimm und Hohn seither in Ibsens Dramen so häufig vorwalten, so ist die psychologische Begründung in dieser schwersten Enttäuschung zu suchen, die ihm zu teil ward, als er unvorsichtig genug noch einmal an einen idealen Aufschwung geglaubt hatte. Seine nationale Gesinnung, sein Vertrauen auf die Menschen, so weit es überhaupt vorhanden war, erlitt damals einen argen Stoß. — Das Jahr 1864 bedeutet den wichtigsten Wendepunkt in Ibsens Leben und Schaffen."

Nachdem Ibsen seine Heimat verlassen hatte, begab er sich zuerst auf vier Jahre nach Rom, dann nach Dresden und München.

Wir wollen nun dasjenige Stück betrachten, welches er an dem eben erwähnten Wendepunkte seines Lebens geschaffen hat, weil es mehr als alle früheren und späteren das tiefste Wesen seiner Persönlichkeit enthüllt — „Brand", welches 1866 erschienen ist und in der Heimat des Dichters mehr Popularität errungen hat, als alle seine anderen Stücke.

D e r k ä m p f e n d e I b s e n ist so recht in „Brand" verkörpert, dem unerbittlichen Priester, der auf seiner Forderung: „Alles oder Nichts" unerschütterlich beharrt, ob auch Alles dadurch zu Grunde geht. — Brand, aus einer liebeleeren Ehe stammend, hat nie Liebe empfunden, und das ist sein Geschick, sein Verhängnis. Die desolaten Verhältnisse im Elternhause machen ihn zu dem, was er ist. Reich sagt mit Recht: „Die schwindeltiefen Rätselfragen der Vererbung in geistiger und leiblicher Beziehung, mit denen wir uns als Kinder moderner Weltanschauung notwendig auseinandersetzen müssen, werden in „Brand" mit schaudernden Ernst aufgeworfen. Neben der hypothetisch hingestellten direkten Vererbung des Triebes

zum Bösen gelangt in dieser philosophischen Dichtung die unbestreitbare sozusagen indirekte Vererbung durch die geistige Atmosphäre des Elternhauses und erste entscheidende Jugenderinnerungen zur Erörterung."

Und weiter: „Brand will neue Menschen schaffen, dazu muß vor allem die alte Lügensaat gänzlich ausgeräudet sein; mit finsterer Strenge gegen sich und andere strebt er diesem Ziele nach, und weil er (freilich auf seine Art) die Menschheit liebt, haßt er die Menschen. Gleich anfangs offenbart sich sein Charakter im Kontrast mit dem Bauer, klar und scharf, eckig und spitzkantig, ein schonungsloser Feind aller Halbheit, besonders jener heute so weit verbreiteten des rechten echten Kirchengängers, der gläubig, weil das so herkömmlich, doch, indes seine Lippen sich zur Religion bekennen, im Herzen und im Handeln von dem materialistischen Grundsatz geleitet wird:

> Man hat ja doch ein Leben nur,
> Ist das vorbei, ist alles aus.

..... Den Kompromiß, wozu das praktische Leben beständig nötigt, den Geist des Akkordes hält der Dichter des „Brand" für das Gefährlichste. .... Wie Kjelland übrigens im „Johannisfest" einen Pastor seiner Vaterstadt Stavanger als „Morten Kruse" porträtiert haben soll, empfing Ibsen, wenngleich in minderem Maße, durch einen Seelsorger seines Heimatortes Skien die Anregung zu seiner Dichtung. Launners trat 1856 aus der Staatskirche aus, legte, obwohl vermögenslos und Familienvater, sein reich dotiertes Amt nieder und stiftete eine freie apostolisch-christliche Gemeinde, wobei ihn gewiß (wie Ibsen) Kierkegaards Feldzug beeinflußte. Als sehr interessant sei eine Äußerung Ibsens an seinen Biographen Henrik Jäger hier verzeichnet: „Kierkegaard war zu sehr ein Stubenagitator, Launners dagegen war gerade ein solcher Freiluftagitator, wie Brand es ist." In seiner Abschiedspredigt hatte Launners sich mit ganz verwandter Schärfe ausgesprochen wie Brand, da er seiner Mutter den geistlichen Trost verweigert."

Reich hat „Brand" gewiß richtig erklärt und tief erfaßt, aber er ist doch in seiner Kritik zu mild, wenn er sagt: „Zeigt Brand

trotz des Mangels an schonender Liebe im großen und ganzen doch, wie wir sein sollen . . . . ." Dem muß doch widersprochen werden. Der Absolutismus in Brands Weltanschauung wirkt peinlich auf den Leser. Er hat einen Beigeschmack von Orthodoxie, der uns nicht zusagt. Ibsen hat zu Georg Brandes geäußert, er hätte nicht notwendiger Weise einen Priester zum Helden wählen müssen; ebensogut hätte es auch ein Mann der Wissenschaft sein können. Ich glaube, daß Ibsen in diesem Punkte nicht richtig geurteilt hat. Ein wahrer Mann der Wissenschaft hätte kaum zu einem derartigen Absolutismus gelangen können, wie Brand. Das kann nur der Priester, der mit festgefügten Begriffen umzugehen gewohnt ist, an welchen die Jahrtausende spurlos vorübergegangen sind. Wenn sich daher Brand auch nicht direkt mit religiösen Fragen der Gegenwart beschäftigt, so ist doch sein ganzer Charakter verzerrt im Geiste seines Amtes gehalten, und aus diesem Grunde berührt uns der Charakter häufig peinlich. Es ist etwas vom Geiste der Inquisition in Brand. Wenn er nur seine fanatischen Ideen verwirklichen kann — dann mag alles in Trümmer gehen. Furchtbar ist die Szene, wo ihm der Mutter Tod gemeldet wird. „Gott ist so hart nicht, wie mein Sohn!" diese ihre letzten Worte sind dem Leser aus der Seele gesprochen. — Gewiß, als Symbol in unsere Zeit gestellt, die überall zu Kompromissen bereit ist, mußte Brand große Wirkung üben, und in Norwegen hat Ibsen thatsächlich mit seinem Stücke mächtigen Eindruck gemacht. Auf uns wirkt der Charakter nicht einheitlich; er hinterläßt ein Gefühl, wie es uns etwa die Erzählung von der Verteidigung Mailands gegen Barbarossa macht, wenn wir lesen, daß die Verteidiger ihre Kinder auf die Wälle stellten, um den Feind am Vordringen zu hindern! Teils müssen wir den unerhörten Heroismus bewundern, teils wirkt der Fanatismus, der alles menschliche Empfinden von sich abgestreift hat, erkältend. Die letzten Worte des Stückes: „Er ist Deus caritatis" zeigen, daß sich der Dichter dieser Thatsachen wohl bewußt gewesen ist.

An sich ist „Brand" ein Stück von grandiosem Tiefsinn, das von ungeheuerer Dichterkraft getragen, einen mächtigen Eindruck hinterläßt. Es wäre eine interessante Aufgabe dieses Stück mit

„Michael Kohlhaas" zu vergleichen: auf der einen Seite Brand, der sein Lebensideal bis zur letzten Konsequenz verteidigt, auf der anderen Michael Kohlhaas, der dasselbe mit seinem Rechtsideale thut.

Es ist natürlich unmöglich in dem engen Rahmen einer kritischen Darlegung sämtliche Stücke heranzuziehen, welche der fruchtbare nordische Dichter geschaffen hat und mit denen sich Reich eingehend beschäftigt. Ich möchte daher nur noch ein Drama herausgreifen, um Reichs Auffassung zu beleuchten. Und zwar möchte ich das wählen, über welches in Deutschland am meisten gestritten worden ist, nämlich „Nora". Bei der analytischen Betrachtung, welche Reich diesem Werke widmet, geht er davon aus, daß die Frauenemanzipation Ibsen so sehr bewegt habe, daß er sich tiefer und tiefer mit der Frage beschäftigen mußte: „Was ist die Ehe, und was sollte sie sein?"

Meiner Ansicht nach muß jeder Kritiker, der sich mit Nora beschäftigt, das Thema von zwei durchaus verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten: nämlich erstens von dem ethischen und zweitens von dem ästhetischen. Daß Reich es unterlassen hat, einen scharfen Strich zwischen diesen beiden Gebieten zu ziehen, ist meines Erachtens der Fehler in seiner Darstellung, welche im Übrigen fast alles weitaus überragt, was in Zeitschriften und Tagesblättern über den Gegenstand geschrieben worden ist. Es wären gewiß viele Mißverständnisse vermieden worden, wenn man immer die beiden Gesichtspunkte streng von einander getrennt hätte. Die merkwürdigste Eigenschaft des Stückes ist gewiß die, daß uns der ethische Gehalt beständig so sehr fesselt, daß wir in Gefahr stehen, unser nüchternes Urteil über den rein künstlerischen Wert, sei es nun nach der guten oder schlechten Seite hin, zu verlieren. Der richtige Kritiker muß sich daher vor allem darüber klar werden, daß er weder den ethischen Gehalt aus ästhetischen Gründen, noch den künstlerischen Wert des Stückes aus ethischen Gründen bestimmen darf. Reich vermengt beides. — Wir wollen nun zunächst die ethische Seite der Frage unberücksichtigt lassen und uns der künstlerischen ausschließlich zuwenden. Sehen wir vor allem was Reich sagt:

„Ein Puppenheim war Noras und Helmers Häuslichkeit; das Wort sagt alles und enthält schon die straffe Verurteilung solcher Ehen in sich. Nora wird von ihrem Gatten als hübsche Puppe betrachtet, als kleine Singlerche, als fröhliches Eichkätzchen, dessen drollige Kapriolen ihm Spaß bereiten, derber ausgedrückt, als gut dressiertes Haustier, dessen Besitz recht viel Anlaß zum Vergnügen bietet. Von einer wirklichen Ehe tragen die kirchlich und gesetzlich anerkannten Beziehungen Helmers zu seinem Weibe blos den Namen. Ebenso bitter als wahr meint Nora in der großen Auseinandersetzung am Schluß: „Ich lebte davon, daß ich Dir Kunststücke vormachte . . . . . „es ist unglaublich wie teuer einem Manne solch ein Geschöpfchen zu stehen kommt" — scherzend spricht Helmer da seine innerste Herzensmeinung aus; für ihn ist Nora „eine Sache, keine Persönlichkeit". . . . . Hierauf zeichnet Reich den Charakter Torvald Helmers und konstatiert, daß er ein Mensch mit vielen Schwächen, jedoch auch mit vielen Vorzügen ist. In Geldfragen von skrupulösem Feingefühl hat er als junger mittelloser Beamter ein Mädchen ohne Mitgift aus Liebe geheiratet. Er giebt deshalb den Staatsdienst auf und sucht sein Brot als Rechtsanwalt zu verdienen, doch will er sich mit keinen anderen Geschäften befassen, als solchen, die rein und anständig sind. Acht Jahre lang besteht er ungebeugt den Kampf mit dem Leben ohne der Versuchung zu erliegen. „Sein stark entwickeltes Ehrgefühl ist jedoch nicht das eines trockenen Pflicht- und Aktenmenschen, ein ausgeprägter feiner Kunstsinn wohnt ihm inne, und er wußte sehr gut, auf wie viel er Verzicht leistete, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. Als Gatte zärtlich und zuvorkommend, liebt er sein Eichkätzchen auch jetzt warm. Verläßt Nora schließlich diesen Eheherrn, so müssen die gewichtigsten Gründe für sie sprechen, sollen die Zuschauer mit ihr sympathisieren. Von geistiger Unbefriedigung, weil Nora an Bildung ihren Gatten überragte, keine Spur, eher möchte das Umgekehrte zutreffen. Sie ist ein munteres verzogenes Kind, dessen Schelmerei niemand zürnen kann, dem jedoch die schlimmen Eigenschaften solcher reizender Herzenseroberer nicht fremd sind, ihre Naschsucht und Verlogenheit charakterisiert sie ebenso als Kind, wie ihre liebenswürdige Naivität und Fröhlichkeit, Heuchelei und Ver-

stellung, beide Helmer so gründlich verhaßt, zählen zu den Mitteln, von denen Nora ohne Bedenken Gebrauch macht. Ihr Bild ist durchaus nicht geschmeichelt.

Zum Ueberfluß meint sie noch, es ist doch reizend, wenn man sich fein kleiden kann. Nora vereint in sich die drei, dem weiblichen Geschlecht so oft vorgeworfenen Fehler: Putzsucht, kindische Genäschigkeit, Lügenhaftigkeit. . . . . Wenn Nora in einem solchen Dasein nicht gänzlich verflacht, in ihrem Geist noch etwas anderes sich birgt als Puppengedanken und ihr Herz insgeheim scheu und ängstlich nach anderer Zärtlichkeit verlangt als jener, mit der man Puppen schön thut, wenn sie auf das Wunderbare harrt, das Große, Herrliche, was einmal in ihr Leben treten und ihm einen neuen Inhalt geben soll, sie weiß nicht, welchen, aber sie fühlt so lebhaft, einen grundverschiedenen, so beweist dies, daß ursprünglich eine reichere, tiefere Natur in ihr webt, ein traumhaft schlummernder Kern ihres Wesens, zu dem noch keiner durchdrang, auch sie selbst nicht. Unter der leichtsinnigen Hülle ruht wie ein träumendes Dornröschen die echte Nora, ein schlafbefangenes Kind, noch mit sich und der Welt unbekannt.“ — Reich verfolgt auf diese Weise Schritt vor Schritt die Entwickelung des Stückes und kommt zu dem Schluß, daß der Schritt, den Nora schließlich unternimmt, erklärlich erscheine, ja, daß die Umwandlung Noras nicht blos wahrscheinlich, sondern n o t w e n d i g sei, weil dieser Frau die Zärtlichkeiten ihres Mannes nie genügten, daß sie vielmehr auf das Wunderbare acht lange Jahre gewartet habe.

Wir sehen, wie Reich das Stück erklärt und wie er in dem plötzlichen Entschlusse Noras, bekanntlich dem Kernpunkte des Stückes, um welchen sich der Streit der Meinungen stets gedreht hat, keinen Fehler finden kann. Diese Auffassung scheint mir nicht zutreffend zu sein. Die Frage ist doch wohl so zu stellen: „Hält der Zuschauer die Nora, wie er sie am Anfang des Stückes kennen lernt, für fähig, einen solchen Schritt zu thun?“ Mit anderen Worten: Ist es dem Dichter gelungen, unsere Zustimmung in der Weise zu erlangen, daß wir ohne weiteres geneigt sind zuzugeben: Nora mußte so und nicht anders in diesem Augenblicke handeln? In der Beantwortung dieser Frage muß ich mich im Gegensatz zu

Reich dahin aussprechen, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, uns von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Wir beurteilen bekanntlich den Charakter eines jeden Menschen, indem wir aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen generelle Schlüsse ziehen. Nun ist es gerade die Aufgabe des Dichters die einzelnen Züge im Charakter seines Helden, aus welchen wir gezwungen sind unser Mosaikbild zusammenzusetzen, derart zu gruppieren, daß uns eine spätere Handlung des Helden niemals unwahrscheinlich vorkommen darf. Es muß daran festgehalten werden, daß wir nichts über den Helden wissen, als was uns der Dichter von ihm mitzuteilen vermag. Der Dichter ist so unsere einzige Informationsquelle, und wenn wir zu einer anderen Schlußfolgerung gelangen wie er, d. h. wenn wir irgend eine spätere Handlung des Helden mit früheren Handlungen nicht in Einklang zu bringen vermögen, dann sind wir wohl berechtigt, den Dichter eines ästhetischen Fehlers zu zeihen. — Im Leben geschieht es häufig, daß wir von Personen Handlungen begehen sehen, welche uns nach früheren Beobachtungen unwahrscheinlich dünken müssen. In solchen Fällen müssen wir uns eingestehen, daß wir falsch beobachtet haben. Wenn wir aber bei einem Helden eines Kunstwerkes zu diesem Schlusse kommen, dann liegt ein Fehler des Autors vor. Von diesem Fehler kann ich Ibsen nicht freisprechen. Wir würden gewiß manche unüberlegte Handlung Noras im entscheidenden Wendepunkt des Stückes verstehen, weil wir aus ihrer Vergangenheit wissen, zu welchen Unbesonnenheiten sie schon fähig war, aber wir können uns nimmermehr glauben machen, daß sie einen Entschluß von solch ungeheurer ethischer Höhe faßt, wie das Verlassen von Mann und Kindern, unter dem Gesichtspunkte der Motivierung betrachtet, welche sie ihrem Schritte giebt. Meines Erachtens kommt erschwerend hierbei in Betracht, daß der Heldin kein derartiger Fall vorgeschwebt hat, sondern daß sie durch eine Art genialer Konzeption, für welche mir alle Vorbedingungen zu fehlen scheinen, quasi als Entdeckerin eines neuen ethischen Gesetzes den entscheidenden Schritt thut. — Ich möchte hier an zwei andere Dichtwerke erinnern, welche zu einem Vergleiche nach zwei Richtungen hin herangezogen werden können: „Emilia Galotti" und „Heinrich IV". — Emilia er-

mutigt ihren Vater zu der entscheidenden That, indem sie auf jenen römischen Vater anspielt, der in einem ähnlichen Falle in einer ganz bestimmten Weise zu handeln gewußt.[2]) Lessing hat damit in sehr glücklicher Weise jene Klippe umschifft, an welcher Ibsen gescheitert ist. Der Zuschauer von Emilia Galotti hält die That des Vaters durchaus nicht mehr für so unerhört, als es der Fall gewesen wäre, wenn Emilia nicht daran erinnert hätte, daß solche Fälle schon dagewesen; während es gerade das Gefühl ist: eine solche That, wie diejenige Noras, ist noch nie dagewesen, — welche den Zuschauer an der Möglichkeit zweifeln läßt.

Was nun Shakespeares Heinrich IV. anbetrifft, welchen wir auch als Beispiel heranziehen wollen, um eine andere Seite des Gegenstandes zu beleuchten, so wollen wir durch den Vergleich die Frage zu klären suchen, ob der Dichter berechtigt ist, seinen Helden Handlungen begehen zu lassen, welche der Zuschauer bis zu dem entscheidenden Momente für unmöglich gehalten hat. Prinz Heinz führt bekanntlich mit Falstaff und den anderen Genossen ein höchst zügelloses und unwürdiges Leben. Am Ende des Stückes, durch den Tod seines Vaters zum Thron berufen, weist er Falstaff und die übrigen Genossen im Gefühle seiner Majestät verachtungsvoll von sich. Shakespeare hat wohl herausgefühlt, daß diese plötzliche Wandlung dem Zuschauer unwahrscheinlich erscheinen müsse und hat daher im ersten Akt folgende Stelle eingeführt:

Ich kenn' Euch alle und unterstütz' ein Weilchen
Das ungebundne Wesen Eures Treibens.
. . . . . . . .
So wenn ich ab dies lose Wesen werfe
Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
Um wie viel besser als mein Wort ich bin;
Und wie ein hell Metall auf dunkelm Grund
Wird meine Bessrung, Fehler überglänzend,
Sich schöner zeigen und mehr Augen anziehn,
Als was durch keine Folie wird erhöht.
Ich will mit Kunst all' mein Vergehen lenken,
Die Zeit einbringen, eh's die Leute denken.

---

[2]) „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte . . . . .“

Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß in dem Heinz der „Schenke von Eastship“ ein ganz anderer Kerl steckt, als es den Anschein hat.

Mit diesen Betrachtungen wollen wir das Reichische Buch verlassen. Es erübrigt noch, zu bemerken, daß es mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben ist, und allen denen, die sich mit dem Leben und den Werken Ibsens näher beschäftigen wollen, nicht warm genug empfohlen werden kann.

* * *

### 3. Der Mythus von Ögir von Herrn Direktor Dr. K. Rehorn.

„Ein Mann heißt Ögir oder Hlêr; er bewohnte das Eiland, das nun Hlesey heißt, und war sehr zauberkundig. Er unternahm eine Reise nach Asgard; und als die Asen von seiner Fahrt erfuhren, ward er wohl empfangen, jedoch mit allerlei Sinnenverblendungen. Und am Abend, als das Trinken beginnen sollte, ließ Odhin Schwerter in die Halle tragen, die waren so glänzend, daß ein Schein davon ausging und es keiner anderen Beleuchtung bedurfte, während man aß und trank. Da kamen die Asen zu ihrem Gelage und setzten sich auf ihre Hochsitze, die da zu Richtern bestellt waren. . . . Ögir däuchte alles herrlich, was er sah. Alle Wände waren mit schönen Schilden bedeckt, da war auch kräftiger Meth und des Trankes genug. Als Ögirs Nachbar saß Bragi, und während sie tranken, tauschten sie Gespräche. Da sagte Ögir von manchen Geschichten, die sich vordem bei den Asen zugetragen.“

So berichtet die jüngere Edda in dem Abschnitte überschrieben „Bragis Gespräche (Bragaroedhur)“.

Die ältere Edda berichtet weiter:

Es war im Spätsommer, nach der Sonnenwende um die Zeit der Leinernte, da wollten die Asen zu Ögir fahren zu gastlichem Schmause; aber die geschüttelten Stäbe erklärten: Ögirn fehle der Braukessel.

Da fuhr Thor hinab, Ögir den Besuch der Götter anzukündigen. Der Riese war aber den Asen übelgesinnt; darum ersann er rachsüchtig eine List und forderte Sifs Gatten auf: „Schaff mir den Kessel, so braue ich alsbald Bier euch darin.“

Aber die Götter wissen keinen Braukessel zu beschaffen; da giebt Tyr dem Thor rettenden Rat:

„Im Osten der Elivâgar, am Ende des Himmels, wohnt der Riese Hymir, Tys Stiefvater, der besitzt einen Kessel eine Raste tief.“ Alsbald fahren die beiden von Asgard aus den Tag entlang; sie treten in Hymirs Halle und erwarten des Jötun Ankunft. Spät kommt dieser von der Jagd heim; sobald er in den Saal tritt, erschallen Eisberge; Eis ist des Greises Backenwald. Hinter einer Säule haben sich die Gäste geborgen, aber die Säule zerspringt vor des Riesen Blick; der Balken bricht entzwei, und acht Kessel stürzen herab; sieben zerbrechen; nur ein hartgeschmiedeter bleibt heil. Da treten die Gäste hervor, argwöhnisch betrachtet sie der Riese; wenig Gutes ahnt er, da er Thor mit den Blicken mißt. Doch läßt er drei Stiere sieden; zwei verzehrt Thor allein, ehe er schlafen ging.

Für die nächste Abendmahlzeit muß der Fischfang die Speise liefern. Thor ist bereit, mit hinaus zu rudern, wenn Hymir ihm einen Köder biete. Aus der Herde mag sich Thor seinen Köder wählen; alsbald reißt er einem schwarzen Stiere das Haupt ab und ins Meer hinaus rudert er mit dem Jötun. Zwei Walfische fängt Hymir; an des Bootes Hinterteil ködert aber Thor mit dem Stierhaupte die den Göttern verhaßte länderumgürtende Midgardschlange. Tapfer zog Thor den gewaltigen schimmernden Giftwurm zum Schiffsrande auf; mit gewaltigen Hammerschlägen traf er das felsenharte Haupt; „Felsen krachten, Lüfte heulten, die alte Erde fuhr ächzend zusammen; da senkte sich in die See der Fisch“.

Nicht geheuer war es dem Riesen auf der Heimfahrt; mißgelaunt fordert er seinen Genossen auf, entweder die beiden Walfische zu tragen oder das Boot festzubinden; da hebt Thor das Schiff samt der Ladung und dem eingedrungenen Wasser, trägt auch die Fische in des Thursen Felsgeklüft. Aber noch will ihn der Riese nicht für einen starken Mann erkennen, wenn er nicht den Kelch, den er ihm zeigt, zerbräche. Da ergreift Thor den Kelch: sitzend zerschlägt er damit die Felsen, schleudert ihn durch die Säule, aber der Kelch bleibt unverletzt; nun aber springt er

auf, und mit Asenkraft schwingt er ihn gegen Hymirs Haupt; da brach der Becher entzwei, aber heil blieb Hymirs Helmsitz.

Noch eine Probe bleibt zu bestehen, ob die Gäste den Kessel aus Hymirs Halle zu tragen vermögen. Zweimal vergeblich versucht Tyr den Kessel vom Boden zu lüpfen; da faßt Thor ihn am Rande: den Estrich des Saales tritt er durch, den Kessel stülpt er sich aufs Haupt; an die Knöchel schlagen die Kesselringe.

Nicht weit sind sie gekommen; Thor blickt hinter sich und sieht Hymirs ganzes Volk, das sie verfolgt; da hebt Thor den Hafen von den Schultern, ergreift den Hammer und erschlägt Hymirs ganzes Geleite. „Kraftgerüstet kam er zum Göttermahl und hatte den Hafen, den Hymir besessen: daraus sollen trinken die seligen Götter Äl in Ögirs Hause jede Leinernte."

Nun bereitete Ögir den Asen ein Gastmahl, sie kamen alle, Odhin und sein Weib Frigg, Bragi und Idun und die anderen alle; Thor war auf der Ostfahrt, doch sein Weib Sif war zugegen. Aber Baldur fehlte; durch Lokis Ränke war er zur Hel gefahren; darum war Loki den Asen verhaßt.

In Ögirs Halle war leuchtendes Gold aufgeschichtet, das diente statt brennenden Lichtes; das Äl trug sich von selber auf; der Ort hatte sehr heiligen Frieden. Da suchte Loki in die Halle einzudringen; Ögirs Diener Funafeng wollte ihm wehren, da erschlug ihn Loki. Voll Zorn rannten die Asen wider Loki und verfolgten ihn in den Wald, ohne ihn zu erreichen; kaum saßen sie wieder beim Mahle, da kehrt auch Loki zurück, schiebt den anderen Diener Ögirs beiseite und dringt in der Asen Versammlung. Mit Schweigen wird er empfangen; er aber schweigt nicht, sondern der Reihe nach überschüttet er die Götter und die Göttinnen mit giftigen Schmähreden. Sie können des Lästerers sich nicht erwehren; da tritt Thor ein; nun ergreift Zagen den frechen Gast; mit bösem Gruß an Thor will er entweichen; aber die Asen ergreifen ihn; mit den Eingeweiden seines eigenen Sohnes Nari wird er gebunden, eine Giftschlange wird über seinem Antlitze aufgehängt, deren Geifer hernieder tropft; Lokis Weib, Sigyn, setzt sich neben ihn und fängt mit einer Schale die Gifttropfen auf. Ist die Schale gefüllt und Sigyn will den Inhalt weggießen,

so fallen einzelne Tropfen in Lokis Angesicht; dann windet sich Loki so fürchterlich, daß die Erde zittert; die Menschen nennen diese Erschütterung Erdbeben.

Soweit der Hauptbericht der Edda; zahlreiche Nebenumstände sind an anderen Stellen angeführt und tragen dazu bei, das Bild zu ergänzen und zu beleben.

Es ist durchaus dramatischen Charakters. Zwei Hauptpersonen treten hervor: Ögir und Thor.

Ögirs Heimat ist die Insel Hlesey (Lässöe im Kattegat); von dort aus beherrscht er sein Reich, nämlich das Meer, soweit es gebändigt ist von der Gewalt des Lichts und der Sonnenwärme; zu der Sommerzeit ist die Asengewalt die herrschende, und die ruhige Fahrt über die nicht von Winterstürmen erregten Wogen ist in Ögirs Reich gestattet. In dieser Zeit herrscht Friede zwischen Ögir und den Asen; sie besuchen sich in der Zeit zwischen der Sonnenwende und der Leinernte; aber gerade die Lebhaftigkeit der Friedensversicherung verrät die Anzeichen des beiderseitigen Mißtrauens.

Und in der That ist der Friede nur ein trügerischer. Schon der Name Ögir bezeichnet das „Grausende", „Schauerliche" seines Wesens; wie der Name des griechischen Okeanos, so berührt sich auch Ögirs Name unmittelbar mit dem Begriffe der Furcht und des Grausens; das rauschende und brausende Element erregt die Vorstellung von eines Gottes unmittelbarer Nähe.

Zudem ist Ögir vom Jötungeschlecht. Sein Vater ist Fornjotr (der alte Riese), der ganz ins Dunkel zurücktritt; wo er aber erwähnt wird, deutet sein Name auf einen Zusammenhang mit bösen Geistern und schadenstiftenden Dämonen.

Gleicher Natur sind Ögirs Brüder, Hlêr und Loki.

Seit Ögirs Besuch bei den Asen sind schlimme Dinge geschehen; Baldur ist gefallen durch Lokis Hinterlist; keine Mühe hat es vermocht, den Götterliebling aus Hels Gewalt zu lösen. Darum mißtraut auch Ögir der Asenfreundschaft, da sie seiner Einladung folgen und zum Schmause erscheinen, Götter und Göttinnen.

Er empfängt sie in seiner Halle, in der Tiefe seines Elements. Leuchtendes Gold ist aufgehäuft; denn alles Gold, das in die Meerestiefe versinkt, kommt in Ögirs Besitz; in stillen Nächten

leuchtet sein Glanz wohl herauf bis zur Oberfläche und läßt die drunten schlummernden Schätze ahnen. Wie in Odhins Saale die blanken Schwerter, so verbreitet hier das gleißende Metall die gewünschte Helle, wie das bleiche Licht in dem Wasserhause Grendels und seiner Mutter.

Zu diesen Schätzen gehört auch der Ögirhelm, dessen Glanz Grausen erweckte, der von Ögir den Namen hat und den auch Ögir getragen haben mag, gleich wie die Walkyrie Krimhilt den Schreckenshelm trug; auch Sigurd trug den gleichen, den er aus Fafnirs Erbe gewann, wie in der Heldensage noch Ecke, Ortnit und Dietrich. Jedoch, führten nicht auch Athene und Apollo die Ägis, den, wenn auch nicht wortverwandten, so doch in seiner Wirkung gleichen Schild? ist es nicht gestattet, auch an den unsichtbar machenden Helm Plutos zu denken? u. s. w.

Unheimlicher jedoch, als Ögir selbst, ist Rân, sein Weib. Schon ihr Name bedeutet „Raub“. Sie führt ein Netz, mit dem sie Totes und Lebendes als ihre Beute hinabzieht. Auch sie ist nach Schätzen lüstern; wer in Râns Säle zur Herberge kommt, in dessen Händen soll man Gold sehen: darum verteilt auch Fridhiof einen Goldreif unter seine Genossen, als Ögir ihm und seinen Mannen Verderben droht:

„Gut ist's Gold zu haben,
Geht man auf die Freite,
Naht mit leeren Händen
Nicht der blauen Rân.
Kalt ist sie zu küssen,
Flüchtig zu umarmen,
Doch die Meerbraut fesseln
Wir mit lauterm Gold.“

Wie Freyja die in der Schlacht Gefallenen empfängt und Hel die auf dem Lande Gestorbenen aufnimmt, so zieht Rân die Ertrunkenen in ihr Netz: „zu Rân fahren“ die Versinkenden; „bei Rân sitzen“ sie in der Tiefe.

Wie des griechischen Okeanos Söhne und Töchter die Flüsse und Gewässer sind, so hat auch Ögir mit Rân neun Töchter erzeugt. Auch hier ist wohl zunächst an die Flüsse zu denken, die noch jetzt unverkennbar Ögirs Namen tragen. Die Edda nennt

aber besonders die Meereswoge Ögirs tobende Tochter; Helges Schiff wurde von ihr angefallen, aber Sigrun kam aus den Wolken kühn und riß das Langschiff aus Râns Hand. Râns Töchter waren auch die wilden Weiber, die auf Hlesey Thors Schiff zerschellten, Thialfi vertrieben und Thor selber mit Eisenkeulen trotzten, dafür aber von ihm erschlagen wurden.

Grausamkeit und Blutdurst bilden das Wesen dieser Wassergeister: alles Lebende, das in ihre Gewalt kommt, ist rettungslos verloren; nur eines stärkeren Gottes Macht kann noch Hilfe bringen. Aber auch gegen Ihresgleichen sind sie unerbittlich, wenn einer von ihnen gar an das Land gestiegen ist, mit den Menschen freundschaftlichen Umgang gepflogen hat und nun zu seinem heimischen Element zurückkehrt.

Etwas anders geartet ist die Natur des Nek und der Nixe, mit denen die Sage die Flüsse und Seen bevölkert. Sie unterhalten mit ihren Nachbarn, den lebenden Menschen, freundlichere Beziehungen; die in dem feuchten Elemente Versinkenden und Ertrinkenden zieht der Nek wohl an sich, aber er giebt ihnen nicht den Tod: gütig und erbarmungsvoll nimmt er sie in seine Behausung auf und gewährt ihren Seelen gastliche Herberge.

So treten also die Götter in Ögirs Reich; aber die Umgebung ist ihnen unheimlich; sie fühlen sich in fremdem Element — denn hier hat auch Loki noch Zutritt, den sie doch mit allem Rechte grimmig hassen. Zwar ist ihm von dem ersten Diener Ögirs, Funafengr, der Eingang verwehrt worden; Loki hat ihn aber erschlagen und ist geflüchtet; trotz des Zorns und der Verfolgung der Asen kehrt er zurück; der andere Diener, Eldir, wagt nicht, ihn zurückzuhalten. Nun tritt Loki in die Halle und lästert die versammelten Götter und Göttinen mit frechen Schmähworten. Aber noch ist die Asenmacht nicht gebrochen; zu rechter Zeit kehrt Thor von der Ostfahrt zurück und übt an dem Verhaßten eine zwar fürchterliche aber verdiente Rache für alte und neue Unthaten.

Die Hauptfigur in dem Ögirmythus ist zweifellos Thor. Er trägt die Botschaft zu Ögir, die den Besuch der Asen ankündigt; er übernimmt den schwierigen Auftrag, der den Besuch der Asen überhaupt möglich macht, und holt den Braukessel bei Hymir; er

erlöst die Götter nicht nur aus peinlichster Lage, sondern bewahrt sie sogar vor Schimpf und Schande.

Kaum eine von Thors Riesenfahrten ist ein gleicher Beweis seines Asenmutes und führt ihn in solche Gefahren wie diese, da er seiner Todfeindin, der Midgardschlange, zum erstenmal ins Auge schaut.

Zwar bergen schon Hymir, der Dämmerer, und seine Umgebung Schrecken genug. Seine Wohnung ist an der Grenze des Lichts, östlich der Elivâgar, der urweltlichen Eisströme. Unter seinem Tritte schallen die Eisberge; er selbst ist uralt; sein Bart ist starrendes Eis; sein Blick, die Gewalt des alles zersprengenden Frostes, bringt die Säule zum Bersten und den Tragbalken zum Falle. Seine Heerde sind die Eisberge, die Stiere, deren Haupt Thor abreißt. Sein Bereich liegt bereits ganz in den Schrecken des ewigen Winters.

Aber noch weiter hinaus liegt die Midgardschlange, die Thor erst aufsuchen und bändigen muß, bevor er den Braukessel heimtragen darf. Bei ihr sind die Fischplätze, an denen die Walfische zu fangen sind; nicht umsonst warnt Hymir seinen unheimlichen Gast vor dem alles erstarrenden Froste, der draußen herrscht. Da aber dieser sich nicht abschrecken läßt, muß der Jötun ihn wohl oder übel begleiten; unwirsch und mürrisch sucht er des Gottes Vorhaben zu vereiteln; auch, nachdem der Giftwurm schon von dem Hammerschlage schwer getroffen und zum mindesten betäubt und unschädlich in der Tiefe des Meeres verschwunden ist, sucht Hymir noch durch List und Ränke den Gott zu verderben. Die jüngere Edda berichtet sogar: Hymir habe in dem entscheidenden Augenblicke, als Thor das Haupt der geköderten Schlange über den Schiffsbord gezogen und auf das wut- und giftschnaubende Ungeheuer zum Todesstreich den Hammer geschwungen habe, das Schiffsseil, an dem der Köder hing, gekappt und so die Schlange vor dem äußersten gerettet.

Aber noch will Hymir den Braukessel nicht hergeben; zuvor muß erst Thor den Kelch an des Riesen Haupt zerschmettern. Dieser Kelch ist wohl als das feste Eis zu verstehen, das die Sunde und Buchten in Hymirs Reich mit einer festen Decke gefangen hält. Nun wird ihm der Braukessel zu teil, die geöffnete See, eine Raste, d. i. eine Meile tief, in der das Äl, d. i. das

Wasser, aus- und einfließt, „das Äl trug sich selber auf; alle Gäste rühmten, wie gut Ögirs Leute sie bedienten".

Vor einer Störung des Friedens in Ögirs Halle durch die Midgardschlange sind die Schmausenden gesichert; aber den heimkehrenden Thor verfolgt noch das ganze vielhauptige Gesinde Hymirs, das Treibeis und die schwimmenden Eisberge; erst muß er dieses ganze Gefolge erschlagen, da erst kann er den Braukessel den in Ögirs Halle versammelten Asen zutragen, die fortan jedesmal zur Zeit der Leinernte als Ögirs Gäste zechen werden.

Damit sind wir mitten in die Poesie des Himmel, Erde und Meer umfassenden Naturmythus getreten, der die ganze germanische Mythologie umfaßt und erfüllt.

Loki ist gefesselt; die Midgardschlange ist geschreckt, aber nicht unschädlich gemacht. Schon wiederholt ist, wie erwähnt, Thor in Kampf mit dem Meere getreten; in Utgardsloki hat er die See bis zur Ebbe getrunken, hat die Katze vom Boden gehoben; auf Hlesey hat er die wilden Weiber erschlagen; nun hat er sogar mit den furchtbaren Hammerschlägen das Haupt des die Tiefe beherrschenden Ungeheuers getroffen. Aber diese Zusammenstöße sind nur Vorspiele des letzten Entscheidungskampfes. In der Endkatastrophe, die mit der Götterdämmerung anbricht, wird Thor nochmals seiner Feindin begegnen; die Schlange wird tödlich getroffen werden; doch auch Thor wird ihrem Gifte erliegen. Die Erde wird in das Meer versinken; aber Thors Söhne Modi und Magni haben des Vaters Hammer überkommen; in ihnen leben des Vaters Tugenden, Asenmut und Asenstärke neu auf. Eine neue Erde wird aufgehen und die jungen Asensöhne werden mit des Vaters Hammer Schutz und Segen über sie verbreiten.

Da seh ich auftauchen zum andern Mal
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen;
Die Fluten fallen, darüber fliegt der Aar,
Der auf dem Felsen nach Fischen weidet.
Da werden unbesät die Äcker tragen,
Alles Böse bessert sich, Baldur kehrt wieder.
In Heervaters Himmel wohnen Hödur und Baldur,
Die walweisen Götter: wißt ihr, was das bedeutet?

## 2.

## Abteilung für Geschichte (G).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat Herold.

Die Sitzungen am 31. Oktober, 22. November und 12. Dezember waren der gemeinsamen Lektüre und Interpretation der Lex Salica gewidmet.

Zur Einführung hielt Herr Professor Dr. Oelsner am 31. Oktober einen Vortrag:

### Zur Textgeschichte des Salischen Gesetzes.

Der Vortragende wies im Eingange vergleichend auf die im vergangenen Winter gelesene Germania hin, mit welcher die späteren Volksrechte darin übereinstimmen, daß auch sie nicht vorübereilende Ereignisse, sondern das Zuständliche des altgermanischen Lebens zur Anschauung bringen, sodaß die Leges sich zu den Chroniken verhalten, wie die Germania zu des Tacitus Annalen und Historien. Nur daß wir es in der Germania mit der subjektiven Darstellung eines Beobachters zu thun haben und die Dinge durch die Augen eines dritten sehen, während die Gesetzbücher uns mittenhinein in das volle Leben ihrer Zeit stellen und in Weistümern und Satzungen uns zuvörderst ein Bild der rechtlichen, besonders kriminalrechtlichen Vorgänge, aber damit zugleich auch einen wertvollen Einblick in die Verfassungs- und Kulturverhältnisse gewähren. Diese sachlichen Ergebnisse gerade der Lex Salica, des ältesten und wichtigsten jener Rechtsdenkmäler, im einzelnen zu verfolgen, werde nun Aufgabe der Lektüre sein; der einleitende Vortrag dagegen solle das Gesetz nur als Schriftwerk, von seiner litterarhistorischen und formalen Seite, betrachten.

Vor etwa 350 Jahren erfolgte dessen erste Veröffentlichung durch Bischof Jean Tillet (Johannes Tilius) von Meaux, aus dessen Besitz auch die Annales Tiliani stammen. Nur wenig später, 1557, gab Herold den Text nach einer jetzt verlorenen Fuldaer

Handschrift zu Basel heraus. Seitdem brachte jedes neue Jahrhundert neue Editionen, die meisten das 19. Jahrhundert, von Wiarda, Walter, Feuerbach, Pardessus, Waitz, Merkel, Behrend, Holder, Hessels (1880), während die schon von Pertz vorbereitete Ausgabe in den Monumenta Germaniae noch immer aussteht. Ihr bleibt wohl auch die endgiltige Textgestaltung vorbehalten; denn wenngleich das große Werk des englischen Professors Hessels durch fast erschöpfendes Material, durch die synoptische Nebeneinanderstellung der verschiedenen Rezensionen und durch den beigefügten Kernischen Wortkommentar sich für die Benutzung äußerst förderlich erweist, so fehlt es doch noch an einer gründlichen kritischen Durcharbeitung, aus welcher sich die Filiation der nahezu 70 Handschriften genau erkennen ließe.

So viel steht fest, daß von dem Gesetz, das dem 5. Jahrhundert entstammt, keine einzige auch nur entfernt zeitgenössische Überlieferung existiert. Nur eine und die andere Abschrift rührt aus dem 8. Jahrhundert her, gerade die besten stammen erst aus dem 9. Jahrhundert. Nicht aus dem Alter der Manuskripte ist daher ein Rückschluß auf die Ursprünglichkeit des Wortlautes gestattet, sondern nur aus inneren Merkmalen.

Sehr ungleich ist in ihnen die Kapitelzahl: von 65 Kapiteln in sechs Handschriften steigt sie in 53 Texten (darunter denen der Emendata, einer vielfach nur stilistischen Überarbeitung) auf 70, in einer (dem Heroldischen) auf 80, endlich in sieben auf 99. Zum Teil beruht dies auf der Zerlegung einzelner Kapitel in mehrere, während im Gegensatz hierzu manches andere Kapitel, wie in unserer modernen Gesetzgebung, durch neue Paragraphen erweitert ist. Zum größeren Teile jedoch sind die neuen Abschnitte nachweisbare Zusätze späterer Merovinger, und zwar besonders derjenigen drei Könige, deren in den unten anzuführenden Prologen ausdrücklich in diesem Sinne gedacht wird, Chlodwigs I., Childeberts II. und Chlothars II., Zusätze, die Pertz bereits in den Monumenten als „Capitula Pacto Legis Salicae addenda“ gesondert herausgegeben hat.

Mehrere Umstände sprechen dafür, daß die Lex in ihrer ursprünglichen Form nur 65 Kapitel enthalten hat. Besonders

beweisend ist die Angabe eines der erwähnten Prologe, daß die Verfasser in budice (Pertz: codice) do mitio fristatio stehen geblieben wären; die letzteren drei Worte bilden nämlich die Überschrift des 66. Kapitels. Auch schließt der Text in einigen Codices wirklich mit Kapitel 65, und dieser Punkt gilt daher mit Recht als Zeugnis für deren hohen Wert, zumal wenn er mit anderen Merkmalen, namentlich mit anderen Weglassungen, zusammentrifft.

Während im ganzen übrigen Gesetze nämlich nicht der geringste Einfluß des Christentums wahrzunehmen ist, enthalten die Kapitel 13 und 55 in mehreren Handschriften Bestimmungen kirchlichen Charakters. Mitten zwischen rein germanische Eheverbote, z. B. zwischen Freien und Unfreien, sind hier kanonische Vorschriften gegen Verwandtenehen aufgenommen; ebenso in den Abschnitt 55 über Leichenberaubung Strafbestimmungen gegen Priester-, Diakonen- und Bischofsmord, gegen Verbrennung und Beraubung von Basiliken. Alle diese Einschaltungen sind ohne Zweifel späteren Ursprungs, alle sie enthaltenden Texte daher jüngeren Datums. Die echte Gestalt des Gesetzes ist vielmehr in denjenigen Handschriften zu suchen, in welchen jene Spuren christlicher Einwirkung fehlen, und die Entstehung der Lex Salica wäre sonach vor die Zeit der Christianisierung der Franken zu setzen, welche bekanntlich in der Mitte der Regierungszeit Chlodwigs (496) ihren Anfang nahm.

Dem gegenüber kommt nun freilich das Kapitel 47 De Filtortis inbetracht, das der Vortragende ebenso wie die vorhin angeführten verlas und erläuterte. In diesem Kapitel ist, worauf es hier ankommt, von der Anberaumung eines gerichtlichen Termins zwischen zwei streitenden Parteien die Rede, und dabei heißt es — ausnahmslos in sämtlichen Codices — folgendermaßen: „Wenn die beiden Streitenden diesseits des Legeris oder des Kohlenwaldes wohnen, hat der Gerichtstag nach 40 Nächten, wenn dagegen jenseits des Legeris oder des Kohlenwaldes, nach 80 Nächten stattzufinden.“ Das entscheidende Wort ist hier Legeris = Ligeris. Haben wir darunter, wie es thatsächlich der Fall ist, die Loire zu verstehen, so können sämtliche jetzt vorhandenen Rezensionen des Gesetzes erst nach 507, d. h. nach Besiegung der Westgoten durch Chlodwig und der Ausdehnung des Reiches bis an die Loire, ver-

faßt sein. In seinen früheren Werken bemühte sich Waitz zwar, den Namen auf den Leyefluß, einen Nebenfluß der Schelde, zu deuten; doch giebt er in der dritten Auflage der Verfassungsgeschichte (1882) den gewichtigen Einwürfen Schröders nach und erkennt ein noch stärkeres Argument in dem Nachweis Soetbeers, daß die Rechnung des Solidus zu 40 (statt zu 12) Denaren, wie sie in der Lex Salica durchweg vorkommt, erst nach der Unterwerfung Galliens eingeführt worden ist.

Daß aber die vorerwähnten kirchlichen Paragraphen sich nicht ebenfalls, wie der Ligeris, in allen Handschriften finden, würde sich daraus erklären, daß das Christentum in dem nächsten Jahrzehnt nach 496 sich nicht schon in dem Maße verbreitet und eingebürgert hatte, um einen gesetzlichen Schutz für Kirchenbauten und Geistliche oder ein Verbot der Verwandtenheiraten für das ganze Reichsgebiet erforderlich zu machen.

Gleichwohl wäre es falsch, die erste Niederschrift des Salfränkischen Volksrechtes erst in die Zeit Chlodwigs zu setzen. Hiergegen sprechen die wichtigen Angaben der verschiedenen Prologe, die sich vor manchen Texten finden, insbesondere des größeren, der, wie mit Recht angenommen wird, den kleineren zur Vorlage gedient hat. Von der möglichst wortgetreuen Übersetzung, in welcher der Vortragende ihn wiedergab, sei hier nur das Wesentlichste angeführt: „Als das Volk der Franken noch im Heidentum befangen war, erließ es durch Vermittelung der Großen, die ihm damals als Leiter vorstanden, das Salische Gesetz, indem aus der größeren Zahl derselben vier hierzu ausgewählt wurden: Wisogast, Bodogast, Salegast und Widogast, aus den Orten Salchamae (chamae = heim), Bodochamae, Widochamae. Diese kamen zu dreimaliger Beratung zusammen, und indem sie alle Rechtsfälle in sorgfältiger Erörterung besprachen, beschlossen sie betreffs der einzelnen Entscheidungen in der nachfolgenden Weise. Nachdem aber König Chlodwig die katholische Taufe empfangen, wurde das, was in dem Gesetze nun weniger zutreffend erschien, durch ihn, den König und Prokonsul Chlodwig, und durch Childebert und Chlothar lichtvoll verbessert."

Der Prolog stammt, wie man sieht, aus christlicher, ja spätmerovingischer Zeit, und manches darin scheint sagenhaft. So

haben die Namen der vier Männer kaum einen geschichtlichen Wert, ja man hat sie wiederholt nur symbolisch aufgefaßt und darin die Repräsentanten der verschiedenen Volksklassen erkennen wollen: „Wiesenmann, Ackersmann, Hofmann und Waldmann", übersetzt Nitzsch, Deutsche Geschichte I, 146; ähnlich Kern bei Hessels. Dennoch enthält der Prolog unzweifelhaft einen historischen Kern. Chlodwig war, gleich seinen Nachfolgern auf dem Thron, nur ein Verbesserer des Gesetzes; seine Entstehung aber verdankt es nicht einem Fürsten, sondern dem Volke selbst, das in seinen Hundertschaftsgerichten das Bedürfnis nach einem geschriebenen Rechte empfand. Damals, als die Franken noch, auf ihre heimischen Sitze am Niederrhein beschränkt, ein einfaches Stammesleben führten, um die Mitte des 5. Jahrhunderts etwa, schufen sie jenes Rechtsbuch, das unter zeitentsprechenden Erweiterungen bis über die Glanzepoche des karolingischen Weltreichs hinaus in voller Geltung blieb. Dieses Originalwerk hat sich leider nicht erhalten, und es wird sich wohl niemals mit Sicherheit entscheiden lassen, ob es gleich den vorhandenen Überarbeitungen in lateinischer, oder nicht vielmehr in deutscher Sprache abgefaßt war. Das Deutsche bildete ja jedenfalls, wie die Sprache des täglichen Verkehrs, so auch die Sprache der Gerichte, und technische Ausdrücke aller Art gingen daher auch unübersetzt in die lateinische Fassung über. Zu ihnen gehören namentlich die sogenannten Malbergischen Glossen, einzelne den lateinischen Bezeichnungen wie zur Erklärung mit dem Worte malb (= Malberg, Berg des Mallum, Anhöhe der Gerichtsstätte) beigefügte germanische — nicht keltische — Zusätze. Manche Forscher haben diese zusammenhangslosen Worte für den restlichen Niederschlag des ehemals deutschen Gesetzbuches gehalten, und Kern vermutet sogar, dessen ursprünglicher Name sei Malberg gewesen. Viel einleuchtender indessen ist doch wohl die Erklärung, daß durch solche Ausdrücke der Muttersprache gewisse Rechtsbegriffe dem Volke gleichsam mit einem Schlage verständlich gemacht werden sollten. Denn das Fränkische war ihnen natürlich der bequemste Ausdruck ihres Denkens. Aber es hatte sich noch nicht zur amtlichen Schriftsprache entwickelt. Als solche diente den Germanen der Völkerwanderung überall das Lateinische, und dies mußte den Saliern

nach einem mehr als hundertjährigen Zusammenleben mit den nordgallischen Romanen ja geläufig genug geworden sein.

3.

## Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr F. Knörk, Architekt, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Dr. H. Pallmann.

In dieser Abteilung sprach am

19. November Herr Professor Dr. Valentin über „Eine neue Auffassung der Laokoongruppe“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Einiges zur Kritik und Ergänzung der Laokoongruppe** von Herrn Professor Dr. V. Valentin.

Zur Erkenntnis des vollen Wertes eines Kunstwerkes gehört die Erkenntnis seiner Stellung in der geschichtlichen Entwickelung der Kunst: erst durch sie gewinnt die ästhetische Betrachtung den sicheren Boden eines wirklichen Urteils, welches ohne sie zwar sehr wohl den seelischen Gehalt des Werkes darlegen, nicht aber dessen Abhängigkeit und Zusammenhang von der Welt, in welcher es entstanden ist, erfassen kann, und somit die objektive Bedeutung, welche es unabhängig von einer persönlichen Geschmacksrichtung hat, nicht zu würdigen vermag. Ein solch objektives Urteil ist

aber das Ziel der ästhetischen Betrachtungsweise, welche, wenn sie richtig gehandhabt wird, nicht auf Förderung oder Erzeugung von Gefühlsseligkeit ausgeht und von überschwänglichen Ausdrücken durchaus fern bleibt. Je bedeutsamer nun ein Werk der Kunst erscheint, eine je tiefer gehende seelische Wirkung es auf die Beschauer ausübt, um so naturgemäßer ist das Bestreben der Wissenschaft, über diese Thatsache hinaus jene den objektiven Wert feststellende Erkenntnis zu gewinnen. Von antiken Skulpturen unterliegen diesem Bestreben immer wieder aufs neue die Venus von Milo, der Apollo vom Belvedere, die Laokoongruppe. Während aber das erste dieser Werke trotz mannigfaltigster Auffassung des Gegenstandes und abweichender Bestimmung der Entstehungszeit dem subjektiven Urteil gegenüber in siegreicher Schönheit verharrt, während das zweite nach wohl übereinstimmenden Urteilen nicht mehr als auf höchster Höhe schönheitsvoller Wirkung stehend betrachtet wird, ohne deshalb die vielfach geringschätzigen Urteile der neueren Zeit als berechtigt erscheinen zu lassen, hat die Laokoongruppe das beklagenswerte Schicksal, nachdem sie bei ihrer Auffindung hohe Begeisterung erweckt, bei Winckelmann schwärmerische wonnetrunkene Verehrung genossen hatte, allmählich mehr und mehr in der seelischen Wirkung herabzusteigen, so daß sie endlich nach Fechner (Zeitschrift für bildende Kunst XIX S. 254) „lange und oft betrachtet, eine unheimliche und grausige Wirkung üben“ muß. Und ebenso umstritten blieb die Zeit der Entstehung: die Vergleichung mit Virgils Erzählung, mit der Erwähnung bei Plinius schien auf die Kaiserzeit hinzuweisen, der Charakter der Darstellungsart sowie die Wahl des Gegenstandes auf die späte griechische Zeit, welcher Bestimmung nach Auffassung anderer die Stelle bei Plinius nicht widersprach; wieder andere folgten den Künstlernamen, die sich inschriftlich teilweise wiederfinden, und glaubten darin einen sicheren Hinweis auf das erste Jahrhundert n. Chr. gefunden zu haben. Da schien es plötzlich Licht zu werden: die pergamenischen Reliefe wurden entdeckt, ein Gigant in leiblich ähnlicher Stellung fand sich, und sofort war das Urteil fertig: der Zusammenhang zwischen beiden ist unbestritten. Und in der sehr gerechtfertigten Freude über den Fund und dessen Besitz trat das pergamenische

Werk in den Vordergrund des Interesses. Das wäre nun nicht schlimm gewesen. Schlimm aber war, daß die Besonnenheit des Urteils verloren ging, und die Freude über das eine Werk sich in der Herabsetzung des anderen äußerte. „Die Laokoongruppe hat etwas Gemachtes, oder, wie man im Kunstjargon zu sagen pflegt, Gequältes, im Vergleiche zu dem freien Wurfe jenes schlangenumwundenen Giganten, sowohl im ganzen der Anordnung als auch in der mit Einzelheiten überfüllten Detailarbeit.“ Bei den Schlangen dagegen ist der Mangel dieser Detailarbeit ein ebenso schwerer Fehler wie dort ihr Vorhandensein. Sie sind „elend wurstartig“, sie erscheinen „nur wie ein mit Hede gestopfter Ledersack, der am Modell einmal gut genug sein mag“; im Gegensatz dazu ist „die Schlange der Athene, wie sie um Arm und Bein des Giganten sich schnürt, ganz Muskel in Marmor“ (Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon, Spemann 1883). Michelangelo sah zwar in der Laokoongruppe ein Wunder der Kunst und gab den Versuch, sie zu ergänzen als unerreichbar auf, was seines Schülers Montorsoli Meinung keineswegs war; Winckelmann empfiehlt der „niedrigen Nachwelt, die nichtsvermögend sei hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise verglichen werden könne, Aufmerksamkeit und Bewunderung, da in diesem Bilde mehr verborgen als das Auge entdecke und der Verstand des Meisters viel höher noch als das Werk gewesen sei“: das ist aber ein längst überwundener Standpunkt, und die Nachwelt hat, wie es Justi in seiner Studie über Laokoon (im Anhange zum ersten Bande seines „Winckelmann“) sorgfältig dargestellt hat, in immer kühneren Wendungen sich von solcher Meinung frei gemacht, bis denn endlich der pergamenische Fries die volle Berechtigung, ja den augenscheinlichen Beweis für die Geringschätzung des einst überschätzten Werkes darzubieten schien.

Bei solchem Stande der Sache mußte sich die wissenschaftliche Fragestellung ändern. Nachdem Conze die Möglichkeit der Abhängigkeit des einen Werkes von dem anderen aufgestellt und zugegeben hatte, nachdem er sich dahin entschieden, daß, wenn eines vom anderen abhängig sei, nur Laokoon vom Giganten des Frieses, nicht aber der Gigant vom Laokoon veranlaßt sein könne, und daß

daher für die Laokoongruppe die Zeit zwischen Eumenes II. (197—159 v. Chr.) und Plinius (23—79 n. Chr.) offen bliebe, so wurde diese Vermutung von dem nächsten Bearbeiter der Frage, Kekulé, sofort zur Gewißheit erhoben: Laokoon ist ein Abkömmling des Gigantenfrieses, seine Haltung ist vom Relief entlehnt. Die Entstehung wird mit Rücksicht auf Inschriften, welche den Künstlernamen geben oder doch annehmen lassen, auf die Zeit etwa um 100 v. Chr. gesetzt, und Conze erklärte, daß ihm diese Bestimmung sehr einleuchtend sei. In Kekulés Untersuchung über das Verhältnis des Laokoon zum Giganten des Frieses ist die archäologische Kritik auf jenen Standpunkt gekommen, der sie von ihrer bedenklichsten und schwächsten Seite zeigt, auf welchem sie beginnt, das Gebiet der Wissenschaft zu verlassen. Eine ganz allgemeine Ähnlichkeit wird als Grund eines Zusammenhangs nicht nur, sondern der Abhängigkeit des einen Werkes von dem anderen angenommen und für genügend erachtet, alle noch so auffallenden und lautredenden Verschiedenheiten unbeachtet beiseite zu lassen. Wo aber die Verschiedenheit so schlagend ist wie bei den Köpfen, da wird, weil man doch nicht so weit gehen kann, den alten Kopf als den gealterten aus dem jugendlichen hervorgehen zu lassen, zu einem weit ingeniöseren Mittel gegriffen: der alte Künstler muß gearbeitet haben, wie man es im 17. und 18. Jahrhundert auf den verknöcherten Akademien thatsächlich lehrte, und wie es beispielsweise die Mannheimer Akademie in einem von ihr gefällten Urteil bei Gelegenheit einer Preisverteilung drastisch genug, aber in vollstem Ernste ausgedrückt hat: „Es ist sehr seltsam eine ganz wohlproportionierte Frau oder Mädchen zu finden. Die Griechen wählten 300 Schönen, und sammelten von jeder um eine Venus zu bilden“.[1]) Nach solchem Prinzip verfährt Kekulés Zusammensteller des Laokoon. Bei seinem Vorbild, dem er die Hauptsachen entlehnt, findet er einen jugendlichen Kopf; da dieser für einen Vater und Priester nicht paßt, so sucht der armselige Künstler unter den übrigen Köpfen des Frieses, findet auch bald, was er braucht, und so erhält

---

[1]) Vgl. „Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert: V. Valentin, Über Kunst, Künstler und Kunstwerke“ (Frankfurt a. M. 1889). S. 140.

Laokoon seinen Kopf. Wie gut, daß nicht gerade jener Gigant mit dem alten Kopf das Schicksal so vieler anderer gehabt und seinen Kopf verloren hat! Dann ständen wir vor dem ungelösten Rätsel, woher ein Mensch, der die Fähigkeit hatte diese Gruppe auszudenken, wohl den Kopf eines alten Mannes hätte hernehmen sollen. So aber war das Geschick günstig, und wie auch sonst die alten Künstler von einander immer gerade die Werke gekannt und nachgebildet haben, die uns bewahrt bleiben sollten, so ist es auch hier geschehen, und die Entstehung des Laokoon tritt klar vor unsere Augen.

Auf diesem Punkte ist die Kritik glücklicherweise nicht stehen geblieben. In seinem Vortrage „Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars" (Berlin 1884) wendet sich Trendelenburg gegen Kekulés Behauptung: er zeigt die Haltlosigkeit dieser Art von gelehrter Forschung zwar nicht prinzipiell, aber doch wenigstens für diesen einzelnen Fall auf. Er weist nach, daß von einer Entlehnung der Haltung des Laokoon von der Haltung des Giganten keine Rede sein kann, weil sie durchaus verschieden ist: „Laokoon kniet nicht, sondern sitzt; sein linkes Bein ist nicht gestreckt, sondern im Knie gebogen, die Schlange ringelt sich weder um seinen linken Arm noch schnürt sie die Schenkel des rechten Beines aneinander, noch beißt sie ihm in die rechte Brust, sondern in die linke Hüfte; und endlich ist auch sein bärtiger Kopf — der des Giganten ist jugendlich unbärtig — nicht nach der der Wunde entgegengesetzten, sondern nach der gleichen Seite hin herübergeworfen" (S. 12 f.) oder richtiger: von einer machtvollen Göttin herübergezogen, während Laokoon nur unter der Wirkung des von der Schlange herrührenden Angriffes steht. Die Unterschiede des Laokoon und des Giganten lassen sich vollständiger und deutlicher in folgender Weise darstellen:

| Laokoon | Gigant |
|---|---|
| sinkt auf den Altar, | sinkt auf den Boden, |
| findet am Altar eine Stütze, | findet keine Stütze, |
| stützt den linken Fuß auf den Ballen, | stützt den linken Fuß auf die Sohle, |
| knickt das linke Bein leicht ein, | streckt das linke Bein straff aus, |
| hält das linke Bein ziemlich steil, | hält das linke Bein flach gestreckt, |

| Laokoon | Gigant |
| --- | --- |
| stützt das rechte Bein vom Sitz aus auf die Altarstufe, | stützt das rechte Bein mit dem Knie auf den Boden, |
| hält das rechte Knie höher als das linke, | hält das rechte Knie tiefer als das linke, |
| hat den Oberkörper nicht in voller Vorderansicht, | hat den Oberkörper in voller Vorderansicht, |
| hält die rechte Schulter nach rückwärts, die linke nach vorwärts gewendet, | hält die beiden Schultern in gleicher Ebene, |
| hält den Kopf stark nach links gewendet in voller Vordersicht, | hält den Kopf wenig nach links gewendet in starker Untersicht, |
| hat den linken Oberarm nicht von der Schlange umwunden, | hat den linken Oberarm von der Schlange umwunden, |
| streckt den linken Unterarm nicht aus, | streckt den linken Unterarm aus, |
| faßt mit der linken Hand die Schlange, | faßt mit der linken Hand nicht die Schlange, sondern hält die Hand ausgestreckt, |
| hat keine Flügel, | hat Flügel, |
| hat ein Gewand, | hat kein Gewand, |
| die Schlange kommt von links, | die Schlange kommt von rechts, |
| die Schlange will beißen, | die Schlange hat gebissen, |
| die Schlange will in die linke Hüfte beißen, | die Schlange hat in die rechte Brust gebissen, |
| die linke Hand greift nach der Schlange zur Abwehr, | die linke Hand greift nicht nach der Schlange und wehrt diese nicht ab, |
| wird von der Schlange allein angegriffen, | wird von der Göttin, die ihn überwunden hat, nicht angegriffen, sondern fortgerissen: die Schlange hilft der Göttin, |
| der Kopf neigt sich im schmerzlichen Gefühl der Hilflosigkeit, | der Kopf neigt sich von der Göttin zurückgerissen, |
| der rechte Arm dient zum Ausdruck des Schmerzes. | der rechte Arm faßt den Arm der Göttin, ihr schmerzerregendes Wegreißen hemmend. |

Trendelenburg erklärt, indem er eine „medizinische“ Untersuchung giebt, was eine „anatomische“ Untersuchung bedeuten soll, das infolge des Schmerzes entstehende Zurückwerfen des Kopfes als ein durchaus dieser besonderen Sachlage entsprechendes: das von der Athene zurückgerissene Haupt des Giganten kann daher nicht als Vorbild für die Haltung des Laokoonkopfes in Anspruch genommen werden, vielmehr erklären sich beide Haltungen aus der

inneren Notwendigkeit jeder der beiden Situationen. Der Gigantenkopf mit seinem Mangel an scharfer Modellierung ist deshalb nicht „von königlicher Ruhe“ (Kekulé), sondern hat dekorativen Charakter, wie es der Gegenstand und der Ort des Kunstwerkes erforderte: der Kopf des Laokoon ist voll des individuellsten, aus der Situation selbst sich ergebenden Lebens, welches in solcher Schärfe und Feinheit mit Rücksicht auf Einzelbetrachtung in der Nähe ausgeführt ist, nicht aber unter einer erdrückenden Masse von Bestandteilen einer ausgedehnten Komposition als ein einzelner Teil zu wirken hat. Trendelenburg giebt schließlich die Möglichkeit zu, „daß beide Werke völlig unabhängig von einander entstanden sind“ (S. 38), bestreitet aber mit aller Entschiedenheit, daß, wenn eine Abhängigkeit da sei, diese bei den Künstlern der Laokoongruppe liegen könne. Er behauptet geradezu: „der Künstler der Laokoongruppe könne den pergamenischen Altar nicht gekannt haben“ (S. 36). Sein Beweis ist ein indirekter. Er sagt, die Künstler des Altares, sicherlich [ist trotzdem nur Hypothese!] die besten der Zeit, hätten „einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung der bildenden Kunst Asiens genommen“. Das kann sein und könnte sein, wenn die Künstler auch nicht die besten gewesen wären. „Diesem Einfluß hätten sich auch die Künstler des nahen Rhodos nicht entziehen können, wenn sie ihren Laokoon nach Errichtung des Altars geschaffen hätten.“ Das ist falsch. Es besteht keine Notwendigkeit, daß ein bedeutendes Werk auf alle Zeitgenossen einen umgestaltenden Einfluß ausübe. Der Künstler, der insofern fertig ist als er sich seine eigenartige Richtung geschaffen hat, geht ruhig seines Weges weiter, und zwar ebensowohl, wenn er ein großer ist und deshalb nur sich vertraut, wie wenn er, minder bedeutend, sich seinen engen Wirkungskreis geschaffen hat, aus welchem er nicht heraustreten kann, ohne sein Bestes aufzugeben. Dieser Thatsache begegnen wir in der Kunstgeschichte überall, wo wir über die Künstler bestimmte Nachweise haben. Fiesole kennt Masaccio, wirkt aber ruhig in seiner Art weiter, wie lange er auch jenen überlebt. Perugino hat Lionardo, Michelangelo und wohl auch Raffaels größere Werke gekannt; er wirkt, trotzdem er länger als Lionardo und Raffael lebt, und nach Michelangelos

Deckenschöpfung noch lange malt, ruhig in seiner Weise fort, vielleicht weil er nicht folgen konnte, viel wahrscheinlicher aber, weil er nicht wollte. Dächten wir uns die Künstler der Gruppe gleichzeitig mit dem Altare, so wäre eine Einwirkung auf sie mit einiger Sicherheit nur dann anzunehmen, wenn sie noch innerhalb ihrer Entwickelung gewesen wären. Denken wir sie oder doch den Vater als fertigen Künstler, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er aus dem Friese allenfalls genommen, was ihm zugesagt, nicht aber, daß er seine ganze Richtung geändert habe, zumal er doch wohl noch bedeutender als jene „besten" Künstler war: Trendelenburg weist sehr richtig auf den größeren Gehalt der Gruppe dem Friese gegenüber hin. Trendelenburg behauptet aber weiter, „einer Zeit, die den kühnen Schwung, die hinreißende Wirkung, die mit der Malerei wetteifernde Komposition des Frieses bewundert, mußte die Laokoongruppe nüchtern, unfrei, langweilig, kurz als Rückgang von der dort erreichten Höhe erscheinen". Das ist falsch. Es giebt für die Wissenschaft nichts Gefährlicheres als mit allgemeinen Ausdrücken zu operieren wie „die Zeit". Wer ist die „Zeit"! Ist das der Inbegriff aller Gleichlebenden? Doch wohl. Haben diese alle gleichen Geschmack, gleiches Verständnis? Doch wohl kaum. Sind sie etwa alle gleichaltrig, so daß die Älteren nicht noch gleichzeitig an dem älteren Geschmack festhalten können, während die Jüngeren sich der neuen Richtung mit Begeisterung hingeben? Hat unsere Zeit nicht noch zum Teil sehr großes Gefallen an Mozartischen Opern, während die wagnerisch Fortgeschrittenen diese für veraltet und langweilig halten? Kann in dem barbarischeren Asien nicht die Freude an dem schwungvollen, aber theatralischen, dem virtuosen, aber des tieferen Inhaltes entbehrenden Friese (vgl. S. 31) eine sehr große gewesen sein, während gleichzeitig oder kurz nachher in dem hellenischeren Rhodos man Freude an einem Werk empfand, dessen „Bezüge sich dem Beschauer erst nach und nach enthüllen .... wer sich einmal darin vertieft hat, der wird stets neue Wunder finden". Dieser auf den Zeitgeschmack gebaute Grund ist also hinfällig; der folgende ist es nicht weniger: „sie [beide Werke] sind zu verschieden, als daß sie auf der gleichen Entwickelungsstufe stehen könnten". Aber die Entwickelungsstufen

der Kunst gehen mit der Zeit nicht in gleicher Front vorwärts — es geht wie bei den Künstlern, ja ist im Grunde dasselbe. Die spätere Zeit kann Werke früherer Entwickelungsstufe zeitigen, sobald es sich mit den Künstlern so verhält, wie es oben dargelegt worden ist. Dies sind also keine Gründe gegen die Möglichkeit, daß die Laokoongruppe gleichzeitig mit oder nach dem Altarfriese geschaffen ist.

Energischer als Trendelenburg weist Brunn in seiner aus dem Jahrbuch der Königlich preußischen Kunstsammlungen besonders abgedruckten Untersuchung: „Über die kunstgeschichtliche Stellung der pergamenischen Gigantomachie“ (Berlin 1884) jene Behauptung der Übereinstimmung nach Hinweis auf die Verschiedenheit mit den Worten zurück (S. 35): „Was bleibt also von Übereinstimmung übrig? Eine ganz oberflächliche Ähnlichkeit in der Wendung der Gestalten nach rechts und eine annähernde, aber keineswegs vollständige Übereinstimmung in der Haltung des rechten Armes [jedoch mit vollständiger Verschiedenheit des Grundes der Bewegung!], also einzelne Teile eines Gesamtmotives, das bereits als Gemeingut der späteren Kunst bezeichnet werden mußte und jedenfalls älter war als die Ara. Die Annahme einer Abhängigkeit des Laokoon von dem Giganten ist also nur geeignet, die wissenschaftliche Untersuchung zu verwirren, nicht zu fördern, und ist daher absolut zu verwerfen.“

Man hätte nun vielleicht erwarten können, daß weitere Untersuchungen sich bemühten, das Kunstwerk an sich zu betrachten: dies ist aber keineswegs der Fall. Das Vergleichen ist ein viel zu bequemes Mittel, als daß man darauf verzichten sollte: es bliebe sonst nur übrig in das künstlerische Wesen des Werkes selbst einzudringen, wozu die ästhetische Forschung allein den Weg suchen kann. Diese aber sucht das Werk in erster Linie aus sich heraus zu verstehen und sagt daher nicht: von welchem anderen Werke ist ein bestimmtes Motiv herübergenommen? sondern: wie erklärt sich dies einzelne Motiv im Zusammenhange des Ganzen? Das Kunstwerk ist hier kein zusammengestückeltes, sondern ein aus e i n e r Quelle entsprungenes Werk, so daß, selbst wo der Künstler eine Zuthat von außen her hinzufügt, dies doch so geschieht, daß sie als natur-

gemäßes Ergebnis ursprünglichen Schaffens in dem Werke erscheint. Auch der neueste Erklärungsversuch verzichtet auf diesen Weg: er greift nicht nur auf den Gigantenfries, sondern wiederum auf die Dichtung und zwar den Virgil zurück, wodurch denn der Zusammenhang mit alten Zeiten wieder recht hübsch hergestellt wird. Der Anatom W. Henke geht in seinem Aufsatze „Bewegungsmotive und Restauration des Laokoon" (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 236 vom 12. Oktober 1894) zunächst von dem Gigantenfries aus: „Die Verwandtschaft beider Werke ist allgemein anerkannt" — was immerhin eine etwas gewagte Behauptung sein möchte. Indessen kommt er bald zur Darlegung eines bedeutsamen Unterschiedes. Der Gigant und Laokoon zeigen beide „am Rumpf eine starke Biegung zwischen Brust und Hüften (in der Taille) nach links." Dabei erscheint jedoch ein „wesentlicher Unterschied": „Der Rumpf des Giganten bleibt bei dieser starken Biegung nach der Seite doch von oben bis unten mit seiner ganzen Vorderseite dem Beschauer zugekehrt und so auch der ebenfalls nach links hingeneigte Kopf. Beim Laokoon dagegen kommt eine starke Rotation zwischen Brust und Hüften dazu, in der Art, daß die Hüften dem Beschauer fast ganz gerade zugekehrt sind, die andere Mitte der Brust dagegen (das Brustbein) stark nach rechts hin umgedreht, und wenn das Gesicht doch wieder nach vorne steht, so beruht dies darauf, das es mit dem Halse über der Brust wieder nach links gedreht ist." Daß diese starke Drehung bei dem Giganten nicht vorhanden ist, ja, überhaupt nicht vorhanden sein kann, erklärt sich sehr einfach daraus, daß der Gigant von der mächtigen Göttin Athene am Schopf gepackt ist und nach seiner linken Seite hingerissen wird — da verbietet sich eine Drehung nach der anderen Seite hin von selbst. Nun wird aber Laokoon nicht von einer „sichtbaren Gottheit", sondern von zwei Schlangen angegriffen. Das erscheint Henke offenbar nicht bedeutend genug, daß daraus die Drehung des Oberkörpers des Laokoon nach seiner rechten Seite hin verständlich würde. Er fragt daher: „Was kann oder könnte der Mann etwa mit der anderen noch machen, um sich zu wehren, und ließe sich etwa eine Haltung des fehlenden rechten Armes denken, die dieser Absicht gedient hätte und die mit dem, was diese

vereitelt, das Motiv der Bewegungen auch im Rumpfe erklären würde?" Henke nimmt nun im Anschluß an Virgil, der den Laokoon als tela ferentem schildert, an, Laokoon habe im erhobenen rechten Arm eine Waffe, „etwa ein Messer oder Schwert", gehalten, so daß er „schnell genug versuchen" könnte, „dem Tier, das er in der Linken hält, den Kopf abzuschneiden". Freilich könnte ihn die Schlange leicht daran hindern, die Waffe zu gebrauchen: sie brauchte „nur die Hand mit der Waffe, die möglichst weit weg von seiner linken Hand und Hüfte, also von ihrem Kopfe", emporzuschleudern. Damit wäre „die Rotation in der Mitte des Rumpfes einfach passiv" erklärt. Es wird hierbei gänzlich übersehen, daß es das Charakteristische der Gruppe ist, daß der Künstler sich den Angriff von der linken Seite der Angegriffenen her kommend denkt: eine der sachlich nicht begründeten, aber thatsächlich vorhandenen Voraussetzungen, auf denen der Künstler sein Werk aufbaut. Sie steht in engstem Zusammenhang mit dem eigentlich schöpferischen Gedanken dieser Gruppe, daß der Künstler sich mit zwei Schlangen begnügt, während in anderen Bildwerken drei und mehr Schlangen erscheinen: wie der spätere Dichter die Sache erzählt, oder wie die frühere Sage sie erzählt hat, ist für den Bildkünstler weder maßgebend noch bindend, so lange sein Werk nicht die Illustration zu einer bestimmten einzelnen dichterischen Darstellung sein soll. Dieser Angriff von rechts her, der gegen die linke Seite der Dargestellten gerichtet ist, hat das Zurückweichen nach links, also nach ihrer rechten Seite hin, zur Folge: bei Laokoon kann dies nur durch die Drehung des Rumpfes erfolgen, durch die er dem drohenden Schlangenbiß zu entgehen bestrebt ist. Die Unmöglichkeit dieses Bestrebens recht augenfällig zu machen, ist eine besondere Aufgabe des Künstlers: die Drehung verbunden mit dem Zurückweichen des Körpers kann nicht weiter geschehen, so daß ein Stillstand eintreten muß; die Hand, die den Hals der Schlange ergriffen hat, wird diese im nächsten Augenblick so weit wie möglich vom Körper zurückreißen, aber der Künstler läßt den Hals der Schlange zwischen der Hand Laokoons und ihrem Kopf eine Windung machen, so daß sie sich nur strecken zu lassen braucht, und der Kopf weicht nicht mit zurück: so ist der drohende Biß zweifel-

los sicher, und der Untergang Laokoons ist besiegelt. Eine Waffe in der rechten Hand würde weder mit der Haltung des Kopfes noch mit dem Blicke zusammenstimmen: wer schlagen oder gar schneiden will, muß hinsehen, und Laokoon schaut in jeder Weise fort, nach rechts und nach oben. Wer schlagen will, muß den Arm nach der Richtung des Zieles hinwenden: dieser Wendung müßte der Rumpf folgen — der Rumpf aber wendet sich gerade nach der der Schlange entgegengesetzten Seite. Dies würde auch dadurch nicht begründet, daß das Schwanzende den bewaffneten Arm ergriffen und fortgerissen hätte: der Rumpf würde einer solchen Bewegung der Schlange nicht folgen, noch weniger aber der Kopf. Es ist vielmehr so, daß in dem rechten Arm in irgendwelcher Weise der Ausdruck der äußersten Hilfslosigkeit sich ausgesprochen haben muß: ob die neuere Erzeugung die richtige ist, bleibt dahingestellt: daß „unsere neueren Autoren“ sie als „die richtige verkünden“, ist keineswegs durchaus der Fall: in meiner Ausgabe des Laokoon (Deutsche Schulausgaben von Schiller und Valentin Nr. 7/8) ist sie abgedruckt mit der Unterschrift: „Die Laokoongruppe in richtigerer Ergänzung“. Jedenfalls versucht sie die hier allein richtige Vorstellung der Hilflosigkeit und der Empfindung davon zum Ausdruck zu bringen. Ebenda habe ich auf die Darstellung des Giulio Romano in der Saletta di Troia in Mantua hingewiesen. Hier hat der Maler thatsächlich die Absicht, die Darstellung der Erzählung Virgils entsprechend zu geben. Hier erhebt Laokoon eine Waffe und versucht die Kinder zu retten — aber wie ganz anders steht er da! Er faßt das Ziel des Schlages sofort ins Auge, der Oberkörper ist vorgebeugt und dem Tiere zugewendet, das von der Keule wirklich getroffen werden kann: eine Vergleichung der beiden Darstellungen zeigt deutlich, wie bei der Gruppe von einem Angriff Laokoons oder auch nur von einer Haltung der Waffe in kampfdrohender Stellung in gar keiner Weise die Rede sein kann — falls eine solche Vergleichung überhaupt noch notwendig sein sollte und nicht schon aus der Gruppe selbst die Hinfälligkeit dieser neuesten Annahme sich ergäbe. Weder Bildwerk noch Dichtwerk kann hier zum Verständnis helfen: es gilt in die Eigentümlichkeiten des Kunstwerkes selbst einzudringen.

Diese beruhen vor allem auf der besonderen Auffassung des Tragischen zur Zeit der Entstehung dieses Werkes und der Wirkungen, die durch ein solches tragisches Werk erreicht werden sollten; sie beruhen ferner auf dem Streben nach malerischer Wirkung, die auch in der Skulptur gesucht und der zu Liebe manches sonst als notwendig Geltende geopfert wurde: hier ist ein gemeinschaftlicher Boden für den pergamenischen Fries und die Laokoongruppe. (Vgl. meine Abhandlung: „Das Tragische in Werken hellenischer Plastik": Kunst, Künstler und Kunstwerke, Frankfurt a. M. 1889.) Sobald es sich aber um das einzelne Werk handelt, kommen die ganz verschiedenen Absichten der Künstler, die verschiedenen Bestimmungen der Werke inbetracht; eine ohne Berücksichtigung dieser Verschiedenheiten auf einzelnen zufälligen Übereinstimmungen der körperlichen Erscheinung beruhende Vergleichung und eine Schlußfolgerung aus dieser, um das Verständnis des einen Werkes durch das andere zu gewinnen, ist daher ein Verfahren, das nicht mehr den Charakter wissenschaftlicher Forschung trägt.

---

## 4.

## Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Rausenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knieß.

Am 16. November 1894 hielt Herr Dr. Knieß den nachstehenden Vortrag:

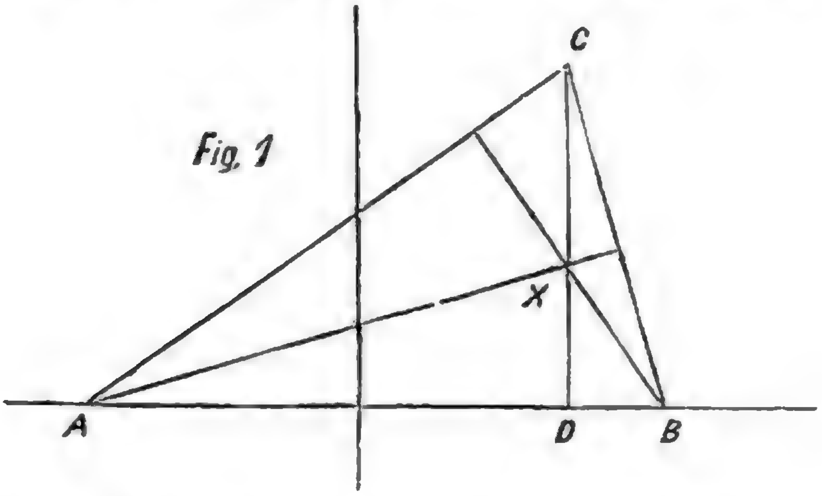
### Die Kegelschnitte und eine besondere Gruppe von Kurven vierter Ordnung als geometrischer Ort der Höhenschnittpunkte eines Dreiecks, dessen Spitze bei festliegender Basis einen vorgeschriebenen Weg durchläuft.

Vorliegende Untersuchung befaßt sich mit der Frage: Welches ist der geometrische Ort der Höhenschnittpunkte eines Dreiecks, wenn bei festgehaltener Basis seine Spitze irgend welche Kurven

beschreibt. Als Leitkurve für die Spitze des Dreiecks finden in folgendem jedoch nur die Gerade und die Kegelschnitte Beachtung, da letztere bereits die später zu betrachtenden Kurven vierter Ordnung ergeben.

Legt man sich ein rechtwinkliges Koordinatensystem zu Grunde, dessen x-Achse mit der festliegenden Basis AB (siehe Fig. 1) zusammenfällt und dessen y-Achse durch die Mitte von AB geht, so lassen sich die Koordinaten $x_1 y_1$ des Höhenschnittpunktes leicht durch die Koordinaten $x y$ des Eckpunktes C ausdrücken, wenn man beachtet, daß die Geraden $h_a$ und $h_b$ einerseits durch die festliegenden Punkte A und B hindurchgehen, andererseits auf den Dreiecksseiten

Fig. 1




senkrecht stehen. Man erhält jedoch dasselbe Resultat einfacher auf geometrischem Wege. Bezeichnet man nämlich die Basis AB mit c, so ergiebt sich aus der Ähnlichkeit der Dreiecke AXD und CDB

$$\frac{c}{2} + x : y_1 = y : \frac{c}{2} - x$$

$$y = \frac{\frac{c^2}{4} - x^2}{y_1}.$$

Andererseits ergiebt sich ohne weiteres

$$x = x_1.$$

Hierdurch sind die Koordinaten des Eckpunktes C ausgedrückt durch die Koordinaten des Höhenschnittpunktes. Läßt man nun Punkt C irgendwelche Kurve durchlaufen und ersetzt in deren Gleichung seine Koordinaten durch ihre Ausdrücke in $x_1$ und $y_1$, so ergiebt sich sofort die Gleichung der Höhenschnittpunktskurve.

## I. Die Gerade.

Die Gleichung der Geraden G, welche die Spitze C durchlaufe, habe die allgemeine Form

$$y = px + q.$$

Führt man in diese obige Ausdrücke für x und y ein, so ergiebt sich als Gleichung der Höhenschnittpunktskurve

$$x^2 + pxy + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Die Determinante des durch diese Gleichung dargestellten Kegelschnittes lautet

$$\delta = -\frac{p^2}{4}$$

und kann somit niemals positiv werden, sodaß also unter den möglichen Kurven der Fall der Ellipse ausgeschlossen ist. Dieses Resultat war von vornherein einzusehen, da die Gerade G unbegrenzt ist, mithin keine im Endlichen verlaufende geschlossene Kurve ergeben kann. Es bleiben daher nur noch die Parabel und Hyperbel oder deren Degenerationsfälle übrig. Man erhält die einzelnen Fälle am einfachsten dadurch, daß man die Gerade G alle möglichen Lagen zu der festliegenden Basis AB einnehmen läßt. Hierbei ist der Fall, daß die Gerade G auf c senkrecht stehe auszuschließen, da in diesem Falle die Kurve mit der Geraden zusammenfällt, was auch die geometrische Anschauung sofort klar macht.

Läuft die Gerade G der Basis parallel, so lautet ihre Gleichung

$$y = q.$$

Der resultierende Kegelschnitt ist eine Parabel von der Form

$$x^2 + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Um diese Gleichung auf ihre einfachste Form zu bringen, hat man nur an Stelle von y den Wert

$$y + \frac{c^2}{4q}$$

zu substituieren und erhält

$$x^2 + qy = 0,$$

eine Gleichung, welche die zu Grunde gelegte Strecke c nicht mehr enthält, so daß man stets dieselbe Kurve erhält, welchen Wert man auch c beilegen mag. Dieses Resultat ermöglicht die Konstruktion einer Parabel von gegebenem Parameter q auf folgende Weise. (Fig. 2.)

Man ziehe eine beliebige Strecke AB und beschreibe über ihr als Durchmesser einen Halbkreis. Alsdann ziehe man zu ihr im Abstand q eine Parallele MN, und von A aus Strahlen, welche

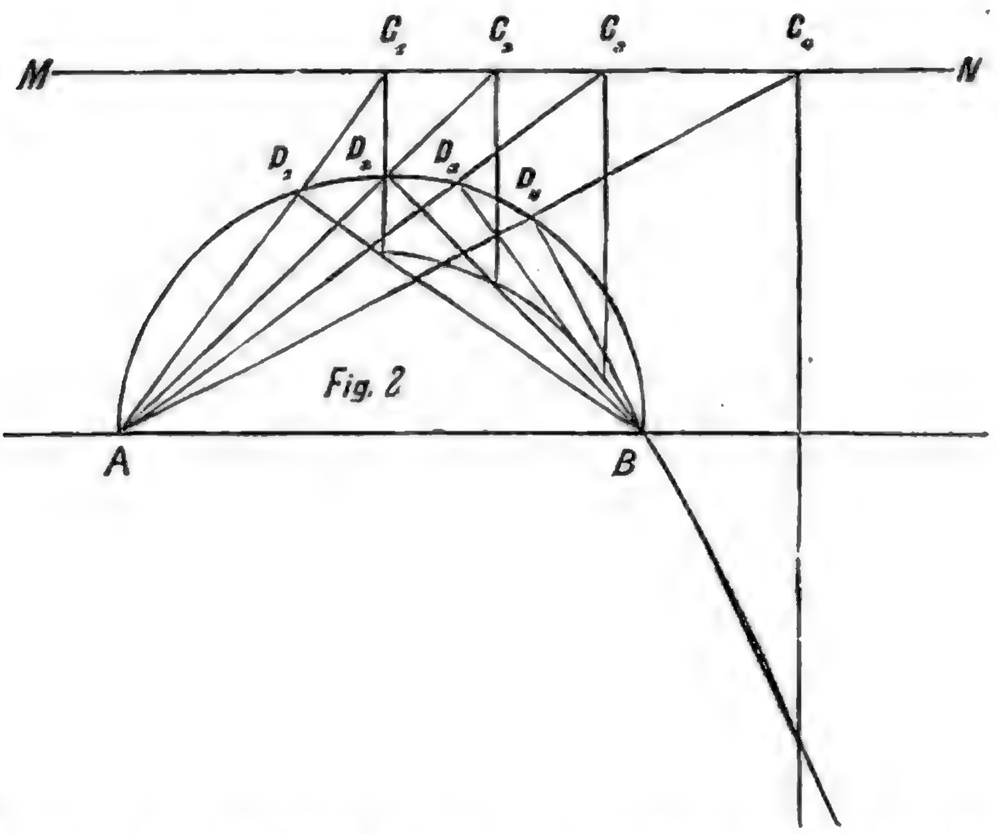


Fig. 2

den Kreis in den Punkten $D_1 D_2 \ldots$ die Parallele in den Punkten $C_1 C_2 \ldots$ schneiden. Die Schnittpunkte der in $C_1 C_2 \ldots$ auf MN errichteten Senkrechten liefern mit den von B nach $D_1 D_2 \ldots$ gezogenen Geraden die betreffenden Parabelpunkte. Analog verfahre man für Punkt B.

Geht die Gerade G durch den Punkt A hindurch (das Analoge gilt für Punkt B) und bildet mit der Basis AB einen beliebigen Winkel φ, so lautet ihre Gleichung

$$y = \frac{2q}{c} x + q$$

und die Gleichung des betreffenden Kegelschnitts erhält die Form

$$\frac{c}{2}x^2 + qx + q\frac{c}{2}y - \frac{c^3}{8} = 0.$$

Diese Gleichung läßt sich zerlegen in das Produkt

$$\left[x + \frac{c}{2}\right]\left[\frac{c}{2}\left(x - \frac{c}{2}\right) + qy\right] = 0.$$

Der Kegelschnitt zerfällt also in diesem Falle in die beiden Graden

$$x + \frac{c}{2} = 0$$

$$\frac{c}{2}\left(x - \frac{c}{2}\right) + qy = 0.$$

Die erste Gleichung stellt eine durch A gehende auf AB senkrechte Gerade, und die zweite eine durch B gehende auf G senkrechte Gerade dar.

Es bleibt nunmehr noch der allgemeinste Fall zu betrachten übrig, in welchem die Gerade G durch keinen der Punkte A oder B hindurch geht, mit der Geraden AB aber einen beliebigen Winkel $\varphi$ bildet. Ist

$$y = px + q$$

(worin p die Tangente des Winkels $\varphi$ bedeutet) die Gleichung der Geraden G, so lautet die daraus entspringende Gleichung zweiten Grades

$$x^2 + pxy + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Um die hierdurch dargestellte Hyperbel auf ihre Hauptachsen zu transformieren, setze man

$$x = x^1 \cos \delta - y^1 \sin \delta$$
$$y = x^1 \sin \delta + y^1 \cos \delta,$$

wobei $\delta$ den Drehungswinkel des Koordinatensystems bezeichnet. Diese Substitution ergiebt

$$x^2 (\cos \delta^2 + p \sin \delta \cos \delta) + y^2 (\sin {}^2\delta - p \sin \delta \cos \delta) +$$
$$xy (p \cos 2\delta - \sin 2\delta) + \frac{q^2}{p^2} - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Die Bedingungen für die Hauptachsen lautet demnach

$$p \cos 2\delta - \sin 2\delta = 0$$
$$\operatorname{tg} 2\delta = p = \operatorname{tg}\varphi$$
$$\varphi = 2\delta.$$

Dies besagt, daß der doppelte Drehungswinkel dem Winkel an Größe gleichkommt, welchen die Gerade G mit der Basis AB bildet, daß also die Hauptachsen der Hyperbel die Winkel der Geraden G mit der Basis AB halbieren. (Fig. 3.)

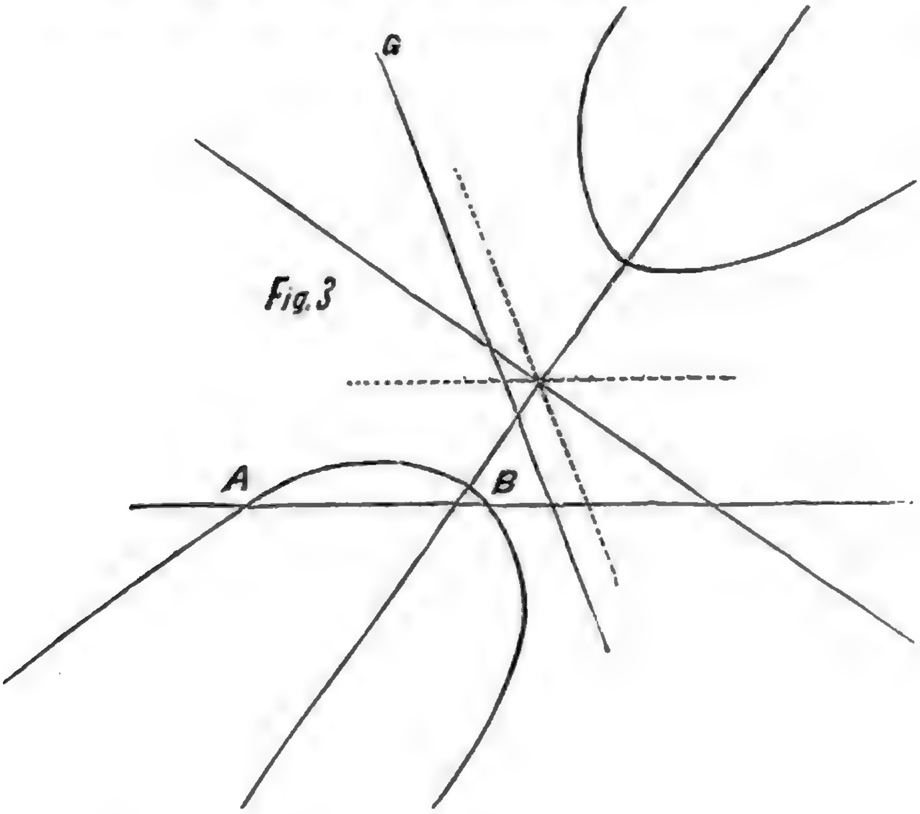


Fig. 3

## II. Die Kegelschnitte.

Die Gleichung des Kegelschnitts, den die Spitze des Dreiecks durchlaufe, habe die allgemeine Form

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Dx + 2Ey + F = 0.$$

Ersetzt man hierin die Koordinaten des Eckpunktes C durch ihre Werte in den Koordinaten des Höhenschnittpunktes, so ergiebt sich als Gleichung der Kurve der Höhenschnittpunkte

$$F(x, y) = y^2(Ax^2 + 2Dx + F) + 2y\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)(Bx + E) + C\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)^2 = 0.$$

Dies ist nicht die allgemeinste Gleichung vierten Grades, sie stellt somit nur eine bestimmte Gruppe von Kurven vierter Ordnung dar. Schon aus der Form der Gleichung geht hervor, daß die beiden Punkte A und B, also die Endpunkte der festliegenden Basis,

besondere Punkte der Kurve sein müssen. Setzt man nämlich in der Gleichung $F(x, y) = 0$ die Ordinate $y = 0$, so erhält man

$$\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)^2 = 0$$

d. h. die x-Achse schneidet die Kurve in A und B in zwei zusammenfallenden Punkten. Eine nähere Untersuchung der Gleichung zeigt, daß die drei Gleichungen

$$F(x, y) = 0$$

$$\frac{dF(x, y)}{dx} = 0$$

$$\frac{dF(x, y)}{dy} = 0$$

die gemeinsamen Lösungen

$$x = \pm \frac{c}{2} \quad y = 0$$

besitzen. Die Punkte A und B sind also in der That singuläre Punkte und die mit Hülfe der Kegelschnitte auf diese Weise hergeleiteten Kurven der Höhenschnittpunkte Kurven vierter Ordnung mit zwei Doppelpunkten. Diese Doppelpunkte können nun aber Spitzen, eigentliche Doppelpunkte oder isolierte Punkte sein, je nachdem der Ausdruck

$$K_{A,\,B} = \frac{d^2F}{dx^2} \cdot \frac{d^2F}{dy^2} - \left(\frac{d^2F}{dxdy}\right)^2$$

für einen der beiden Punkte A oder B, gleich kleiner oder größer als Null ist.

### 1. Untersuchung der singulären Punkte.

Um Aufschluß darüber zu erhalten, wann in den einzelnen Fällen eine der betreffenden Singularitäten auftritt, bezieht man am besten die Gleichung $F(x, y) = 0$ auf einen der beiden Punkte A oder B als Anfangspunkt der Koordinaten. Für Punkt B wird dies erreicht durch die Substitution

$$x = x^1 + \frac{c}{2}.$$

Schreibt man die neu erhaltene Gleichung in der Form

$$u_0 + u_1 + u_2 + u_3 + u_4 = 0,$$

worin die Indizes die Zusammenfassung der Glieder gleicher Potenz bezeichnen, so ist, da Punkt B ein Doppelpunkt der Kurve ist

$$u_0 = u_1 = 0.$$

Die Gleichung $u_2 = 0$ liefert die in dem Doppelpunkt vorhandenen Tangenten. Sind die beiden Wurzeln der Gleichung reell und von Null verschieden, so erhält man zwei reelle Tangenten, Punkt B ist in diesem Falle ein Doppelpunkt. Sind die beiden Wurzeln konjugiert imaginär, so sind es auch die beiden Tangenten und Punkt B wird zum isolierten Punkt. Sind schließlich die beiden Wurzeln reell und einander gleich, so fallen die beiden Tangenten zusammen und Punkt B wird zur Spitze. Die Gleichung $u_2 = 0$ ausgeschrieben lautet:

$$y^2\left(A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F\right) - 2xy\left(B\frac{c^2}{2} - Ec\right) + Cc^2x^2 = 0$$

oder durch $x^2$ dividiert

$$\left(\frac{y}{x}\right)^2\left(A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F\right) - 2\frac{y}{x}\left(B\frac{c^2}{2} - Ec\right) + Cc^2 = 0.$$

Diese Gleichung ist in $\frac{y}{x}$ vom zweiten Grad und liefert die Richtungen der Tangenten im Doppelpunkt. Löst man sie nach $\frac{y}{x}$ auf so ergiebt sich

$$\frac{y}{x} = \frac{c}{A\frac{c^2}{4} + Dc + F} \times$$

$$\left[Bc + E + \sqrt{\frac{c^2}{4}(B^2 - AC) + c(BE - CD) + E^2 - CF}\,\right].$$

Von der hier auftretenden Quadratwurzel hängt nun die Art des betreffenden Doppelpunktes ab. Punkt B ist beziehungsweise ein Doppelpunkt, isolierter Punkt oder eine Spitze, je nachdem die Quadratwurzel reell, imaginär oder gleich Null ist. Wann einer dieser drei Fälle eintritt, ergiebt sich aus folgender Betrachtung.

Transformiert man die ursprüngliche Kegelschnittsgleichung

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Dx + 2Ey + F = 0$$

ebenfalls in Punkt B als Koordinatenanfang und setzt nach statt-

gefundener Transformation $x = 0$, so liefert die resultierende Gleichung zweiten Grades in y die Schnittpunkte des Kegelschnittes mit der in B auf AB errichteten Senkrechten. Die Auflösung dieser Gleichung nach y ergiebt:

$$y = -\frac{B\frac{c}{2} + E}{C} + \frac{1}{C}\sqrt{\frac{c^2}{4}(B^2 - AC) + c(BE - CD) + E^2 - CF}.$$

Ist die hier auftretende Quadratwurzel reell und von Null verschieden, so schneidet die in B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt in zwei Punkten, ist sie imaginär, so schneidet die Senkrechte den Kegelschnitt nicht, und ist sie gleich Null, so hat die Senkrechte zwei zusammenfallende Punkte mit dem Kegelschnitt gemeinsam, ist mithin eine Tangente. Vergleicht man aber diese Quadratwurzel mit derjenigen, welche für die Tangenten im Doppelpunkt maßgebend war, so ergiebt sich eine vollständige Übereinstimmung und damit folgendes Resultat:

Schneidet die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt in zwei Punkten, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in A oder B einen Doppelpunkt.

Berührt die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung eine Spitze.

Hat die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte keinen Punkt mit dem Kegelschnitt gemeinsam, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung einen isolierten Punkt.

## 2. Assymptoten.

Mit der Unterscheidung der singulären Punkte ist die Mannigfaltigkeit der hier inbetracht kommenden Kurven vierter Ordnung noch nicht erschöpft. Ihre Anzahl hängt noch weiterhin von der Anzahl der Assymptoten ab, mit denen die einzelnen Kurven behaftet sein können. Da eine Kurve vierter Ordnung von der unendlich fernen Geraden in höchstens vier Punkten geschnitten werden kann, so beträgt die Maximalzahl der möglichen Assymptoten vier, doch können auch nur drei, zwei, eine oder keine auftreten. Zur Bestimmung der Assymptoten bediene man sich der Gleichung

$$u_4 = Ax^2y^2 - 2Bx^2y + Cx^4 = 0.$$

*

Dividiert man diese durch $y^4$, so ergeben die Wurzeln der Gleichung

$$A\left(\frac{x}{y}\right)^2 - 2B\left(\frac{x}{y}\right)^3 + C\left(\frac{x}{y}\right)^4 = 0$$

die reziproken Werte der vier Assymptotenrichtungen. Zwei der Wurzeln lassen sich sofort ausscheiden, da sich die Gleichung zerlegt in

$$\left(\frac{x}{y}\right)^2 \left[A - 2B\frac{x}{y} + C\left(\frac{x}{y}\right)^2\right] = 0.$$

Die Gleichung vierten Grades in $\frac{x}{y}$ besitzt also zwei gleiche Wurzeln

$$\frac{x}{y} = 0$$

d. h. die Kurve vierter Ordnung besitzt zwei auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptoten. Über diese verschafft man sich leicht Aufschluß, wenn man die Gleichung $F(x, y) = 0$ nach $y$ auflöst. Die Auflösung ergiebt

$$y = \frac{\frac{c^2}{4} - x^2}{Ax^2 + 2Dx + F} \times$$

$$\left[Bx + E \pm \sqrt{-x^2(AC - B^2) + 2x(BE - CD) + E^2 - CF}\right].$$

Soll $y$ für einen endlichen Wert von $x$ unendlich groß werden, so kann dies nur für die Wurzelwerte der Gleichung

$$\mathbf{A} = Ax^2 + 2Dx + F = 0$$

möglich sein. Dies ist eine quadratische Gleichung. Ihre Wurzeln entsprechen den vorhin nachgewiesenen auf der x-Achse senkrecht stehenden Assymptoten. Es entsprechen daher zwei reellen und verschiedenen Wurzeln zwei solcher Assymptoten, zwei reellen aber gleichen Wurzeln zwei zusammenfallende Assymptoten und konjugiert imaginären Wurzeln keine reellen Assymptoten. Die Gleichung $\mathbf{A} = 0$ erhält man aber, wenn man in die ursprüngliche Kegelschnittgleichung $y = 0$ substituiert. Ihre Wurzeln liefern somit die Schnittpunkte des Kegelschnitts mit der x-Achse. Sind die beiden Wurzeln reell und verschieden, so schneidet die x-Achse den Kegelschnitt in zwei Punkten, sind sie einander gleich, so berührt die Achse den Kegelschnitt, und sind sie imaginär, so verläuft die Achse vollständig außerhalb desselben. Da nun die festliegende Basis AB

der ursprünglichen Annahme gemäß mit der x-Achse zusammenfällt, so ergiebt sich für zwei der vier vorhandenen Assymptoten folgendes Resultat:

Schneidet die Basis AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt in zwei Punkten, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in diesen Schnittpunkten zwei auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptoten.

Berührt die Basis AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in dem Berührungspunkte eine auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptote.

Verläuft die Basis AB oder deren Verlängerung vollständig außerhalb des Kegelschnitts, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung keine reellen auf der x-Achse senkrecht stehenden Assymptoten.

Die beiden anderen Assymptoten, beziehungsweise die reziproken Werte ihrer Richtungen, ergeben sich als die Wurzeln der quadratischen Gleichung

$$A - 2B\left(\frac{x}{y}\right) + C\left(\frac{x}{y}\right)^2 = 0.$$

Löst man diese nach $\frac{x}{y}$ auf, so ergiebt sich

$$\frac{x}{y} = \frac{1}{C}\left[B \pm \sqrt{-(AC - B^2)}\right]$$

oder

$$\frac{y}{x} = \frac{1}{A}\left[B \mp \sqrt{-(AC - B^2)}\right].$$

Je nachdem die hier auftretende Quadratwurzel reell, gleich Null oder imaginär ist, hat die betreffende Kurve vierter Ordnung noch zwei Assymptoten verschiedener Richtung, zwei parallele oder keine weiteren Assymptoten mehr. Da aber die Quadratwurzel die Determinante des ursprünglichen Kegelschnitts nur mit negativen Vorzeichen enthält, so läßt sich daraus unmittelbar folgender Schluß ziehen:

Ist der Kegelschnitt eine Ellipse, so ist der Radikant negativ und die Kurve vierter Ordnung hat außer den vorhergenannten keine weiteren Assymptoten.

Ist der Kegelschnitt eine Parabel, so hat der Radikant den Wert Null und die Kurve vierter Ordnung hat zwei weitere parallele Assymptoten.

Ist der Kegelschnitt eine Hyperbel, so ist der Radikant positiv und die Kurve vierter Ordnung besitzt noch zwei weitere Assymptoten von verschiedener Richtung.

Faßt man die über die Assymptoten erhaltenen Resultate zusammen, so ergiebt sich nunmehr folgendes:

Die aus der Ellipse entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptoten. Diese können aber auch in eine zusammenfallen oder ganz fehlen.

Die aus der Parabel entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende und zwei weitere parallele im allgemeinen nicht auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptoten. Die beiden ersteren können wiederum in eine zusammenfallen oder ganz fehlen.

Die aus der Hyperbel entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende Assymptoten und zwei weitere von verschiedener Richtung. Die beiden ersteren können sich wieder auf eine reduzieren oder ganz fehlen.

Die bei den durch die Parabel erzeugten Kurven auftretenden, im allgemeinen nicht auf der x-Achse senkrecht stehenden Assymptoten können bei bestimmten Lagen des Kegelschnitts zu dem zu Grunde gelegten Koordinatensystem auch auf der x-Achse senkrecht stehen oder ihr parallel laufen. Die Richtungen dieser Tangenten waren bestimmt durch den Ausdruck

$$\frac{y}{x} = \frac{1}{A}\left[B \mp \sqrt{-(AC - B^2)}\right].$$

Dieser Ausdruck reduziert sich für die Parabel auf

$$\frac{y}{x} = \frac{B}{A}.$$

Fällt nun die Hauptachse der Parabel mit der x-Achse zusammen, so ist $B = A = 0$. In diesem Falle nimmt $\frac{y}{x}$ den unbestimmten Wert $\frac{0}{0}$ an. Bestimmt man jedoch den wahren Wert dieses Quo-

tienten mit Hilfe der Differentialrechnung, so ergiebt sich hierfür

$$\left(\frac{y}{x}\right)_{B=A=0} = \frac{C}{B} = \infty,$$

d. h. die betreffenden Assymptoten stehen auf der x-Achse senkrecht. Fällt die Hauptachse der Parabel mit der x-Achse zusammen, so fallen auch bei dieser symmetrischen Lage die beiden Assymptoten zusammen. In keinem Falle aber können von den vier möglichen Assymptoten mehr als zwei auf der x-Achse senkrecht stehen. Fällt dagegen die y-Achse mit der Hauptachse der Parabel zusammen, so ist B = 0, A dagegen von Null verschieden. Die Assymptoten sind in diesem Fall der x-Achse parallel.

### 3. Die Anzahl der Kurvenäste.

Da die Schnittpunkte von AB oder deren Verlängerung mit dem Kegelschnitte maßgebend waren für die auf der Basis senkrecht stehenden Assymptoten, so wird AB oder deren Verlängerung auch ausschlaggebend sein für die einzelnen Äste, in welche die Kurven vierter Ordnung zerfallen. Je nachdem nämlich AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt in 0, 2, 3 oder 4 Teile zerschneidet, wird die betreffende Kurve vierter Ordnung aus 1, 2, 3 oder 4 getrennt verlaufenden Ästen bestehen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die aus der Hyperbel entstehenden Kurven dennoch aus zwei Ästen bestehen, wenn auch AB oder deren Verlängerung keinen der beiden Hyperbeläste schneidet. Die beiden Äste der Kurve vierter Ordnung entsprechen in diesem Falle den beiden Hyperbelästen. Demgemäß können sich die Ellipsenkurven höchstens aus zwei, die Parabelkurven aus drei und die Hyperbelkurven aus vier getrennten Ästen zusammensetzen.

### 4. Die Anzahl der Kurven vierter Ordnung.

Um die Anzahl der auf diese Weise aus den Kegelschnitten hergeleiteten Kurven vierter Ordnung zu erhalten, gehe man zurück auf die Größe

$$K_{A,B}$$

die für jeden der beiden Punkte A oder B einen bestimmten Wert annehmen wird. Die den beiden Punkten entsprechenden Werte

von K seien $K_A$ und $K_B$. Um nun alle möglichen Kurven vierter Ordnung zu erhalten, hat man nur die verschiedenen Fälle

$$K_A \gtreqless 0 \quad K_B \gtreqless 0$$

immer zu je zweien zu kombinieren. Diese zweimal drei singulären Punkte lassen sich zunächst auf neun verschiedene Arten zu je zwei anordnen. Es sind dies die neun Fälle

| | | |
|---|---|---|
| 1. $K_A > 0 \quad K_B > 0$ | 4. $K_A = 0 \quad K_B > 0$ | 7. $K_A < 0 \quad K_B > 0$ |
| 2. $K_A > 0 \quad K_B = 0$ | 5. $K_A = 0 \quad K_B = 0$ | 8. $K_A < 0 \quad K_B = 0$ |
| 3. $K_A > 0 \quad K_B < 0$ | 6. $K_A = 0 \quad K_B < 0$ | 9. $K_A < 0 \quad K_B < 0$ |

Hiervon lassen sich noch einmal drei Möglichkeiten wegnehmen, da Fall 2 mit 4, Fall 3 mit 7 und Fall 6 mit 8 identisch ist, nur mit dem Unterschied, daß die Punkte A und B vertauscht erscheinen. Es bleiben somit nur noch folgende 6 von einander verschiedene Fälle übrig

1. $K_A > 0 \quad K_B > 0$
2. $K_A > 0 \quad K_B = 0$
3. $K_A > 0 \quad K_B < 0$
4. $K_A = 0 \quad K_B = 0$
5. $K_A = 0 \quad K_B < 0$
6. $K_A < 0 \quad K_B < 0$

Diesen 6 Fällen entsprechen:

Kurven mit {
- zwei isolierten Punkten,
- einem isolierten Punkt und einer Spitze,
- einem isolierten Punkt und einem Doppelpunkt,
- zwei Spitzen,
- einer Spitze und einem Doppelpunkt,
- zwei Doppelpunkten.

Welchen Kegelschnitt man auch zu Grunde legen mag, man erhält stets obige 6 verschiedene Kurven vierter Ordnung. Nur für die Parabel reduziert sich deren Anzahl auf fünf, da bei dieser Fall 5 ausgeschlossen ist. Eine Kurve mit zwei Spitzen kann nämlich nach Abschnitt 1 nur dann entstehen, wenn die in A oder B auf AB errichteten Senkrechten beide den Kegelschnitt berühren. Es muß somit der betreffende Kegelschnitt parallele Tangenten zulassen, was bei der Parabel nicht der Fall ist. Es ergeben sich

somit für die Ellipse und Hyperbel je 6, für die Parabel dagegen 5, im ganzen also 17 verschiedene Kurven vierter Ordnung. Da nun aber jede der 17 Kurven noch auf eine dreifache Weise mit Assymptoten behaftet sein kann, so wird ihre Anzahl verdreifacht. Es entstehen also auf diese Weise als geometrischer Ort der Höhenschnittpunkte im ganzen 51 verschiedene Kurven vierter Ordnung mit zwei singulären Punkten.

### 5. Das Zerfallen der Kurve vierter Ordnung.

Die Punkte A und B hatten bisher eine beliebige Lage außerhalb des zu Grunde gelegten Kegelschnitts. Es fragt sich nunmehr, was aus den Kurven vierter Ordnung wird, wenn die Punkte A und B auf dem Kegelschnitte liegen, d. h. wenn die Basis des Dreiecks zur Sehne des Kegelschnitts wird, den seine Spitze durchläuft.

Soll Punkt B auf dem Kegelschnitte liegen, so müssen seine Koordinaten $x = \frac{c}{2}$, $y = 0$ der Gleichung des Kegelschnitts genügen. Die Substitution dieser Werte in die ursprüngliche Kegelschnittgleichung liefert

$$1 \ldots\ldots A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F = 0.$$

Führt man den sich hieraus ergebenden Wert für F in der Gleichung $F(x, y) = 0$ ein, so läßt sich diese zerlegen in das Produkt

$$\left(\frac{c}{2} - x\right) f(x, y) = 0.$$

Hierin bezeichnet $f(x, y)$ ein Funktion dritten Grades. Die Kurve vierter Ordnung zerfällt also, wenn einer der Punkte A oder B auf dem Kegelschnitte liegt, in eine durch diesen Punkt gehende auf AB senkrecht stehende Gerade und in eine Kurve dritter Ordnung.

Soll außer Punkt B auch noch Punkt A auf dem Kegelschnitt liegen, so ergiebt sich hierfür analog obiger Ausführung die Bedingung

$$2 \ldots\ldots A\frac{c^2}{4} - 2D\frac{c}{2} + F = 0.$$

Die beiden Bedingungen 1 und 2 können jedoch nur dann nebeneinander bestehen, wenn

$$D = 0.$$

In diesem Falle aber zerfällt die Funktion dritten Grades noch weiter und zwar in eine solche ersten und zweiten Grades. Die allgemeine Gleichung vierten Grades geht dann über in die Form

$$\left(\frac{c}{2} + x\right)\left(\frac{c}{2} - x\right)\left[Cx^2 - 2Bxy + Ay^2 - 2Ey - C\frac{c^2}{4}\right] = 0.$$

Liegen also beide Punkte A und B auf dem Kegelschnitte, so zerfällt die Kurve vierter Ordnung in die beiden durch A und B gehenden auf AB senkrecht stehenden Geraden und einen Kegelschnitt. Dieser Kegelschnitt hat dieselbe Determinante wie der ursprüngliche, ist somit von derselben Art, d. h. war der ursprüngliche Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel, Hyperbel, so ist der Kegelschnitt, in den die Kurve vierter Ordnung zerfällt, wiederum beziehungsweise eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel.

Um die gegenseitige Lage der beiden Kegelschnitte zu erkennen, transformiere man deren Gleichungen auf ihre Hauptachsen. Die Gleichungen der beiden Kegelschnitte unter der Voraussetzung, daß A und B Punkte des ursprünglichen Kegelschnitts seien, lauteten

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Ey - A\frac{c^2}{4} = 0$$

$$Cx^2 - 2Bxy + Ay^2 - 2Ey - C\frac{c^2}{4} = 0.$$

Bezeichnet man nun die Winkel, um welche man das Koordinatensystem drehen muß, damit seine Achsen mit den Hauptachsen der Kegelschnitte zusammenfallen, beziehungsweise mit $\delta_1$ und $\delta_2$, so ergeben sich für die beiden Kegelschnitte die Relationen

$$\operatorname{tg} 2\delta_1 = \frac{2B}{A - C}$$

$$\operatorname{tg} 2\delta_2 = \frac{2B}{A - C}$$

mithin

$$\operatorname{tg} 2\delta_1 = \operatorname{tg} 2\delta_2.$$

Diese beiden Gleichungen besagen, daß die doppelten Drehungswinkel entweder einander gleich sind oder sich um 180° voneinander

unterscheiden, die einfachen Winkel also um einen Rechten. Daraus geht hervor, daß die Hauptachsen der beiden Kegelschnitte entweder zusammenfallen oder aufeinander senkrecht stehen.

### 6. Die 18 Kreiskurven.

Alle in Abschnitt 4 nachgewiesenen Kurven vierter Ordnung zu betrachten, würde zu weit führen. Um aber dennoch einen Einblick in ihren Verlauf zu geben, sollen zum Schlusse die aus der Ellipse hervorgehenden Kurven vierter Ordnung einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Der Einfachheit halber wurde der Spezialfall der Ellipse, der Kreis gewählt. Ist

$$(x-\alpha)^2+(y-\beta)^2-r^2=0$$

die Gleichung des Kreises, wobei $\alpha$, $\beta$ die Koordinaten des Mittelpunktes bezeichnen, so lautet die daraus abgeleitete Gleichung vierten Grades

$$F(x, y)=y^2(x-\alpha)^2+\left(\frac{c^2}{4}-x^2-\beta y\right)^2-r^2y^2=0.$$

Der für die Singularität der Punkte A und B maßgebende Ausdruck $K_{A,B}$ hat in diesem Falle den Wert

$$K_A=4c^2\left[\left(\frac{c}{2}+\alpha\right)^2-r^2\right]$$

$$K_B=4c^2\left[\left(\frac{c}{2}-\alpha\right)^2-r^2\right].$$

Hieraus ergiebt sich die Unterscheidung der Doppelpunkte auf folgende Weise

1. $K_A, K_B > 0.$

Die Punkte A und B sind isolierte Punkte. Diese Bedingung findet statt, wenn

$$\frac{c}{2}\mp\alpha>r,$$

d. h. wenn die in A oder B errichteten Senkrechten den Kreis weder schneiden noch berühren.

2. $K_A, K_B=0.$

Die Punkte A und B sind Spitzen. Die Bedingung dafür lautet

$$\frac{c}{2}\mp\alpha=r,$$

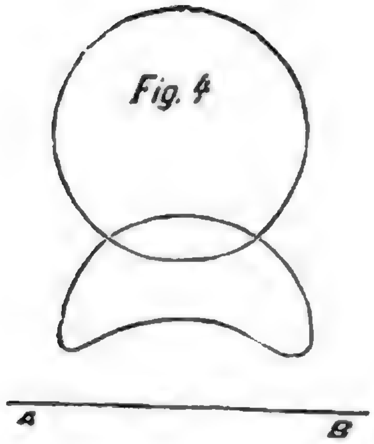


Fig. 4
A
B

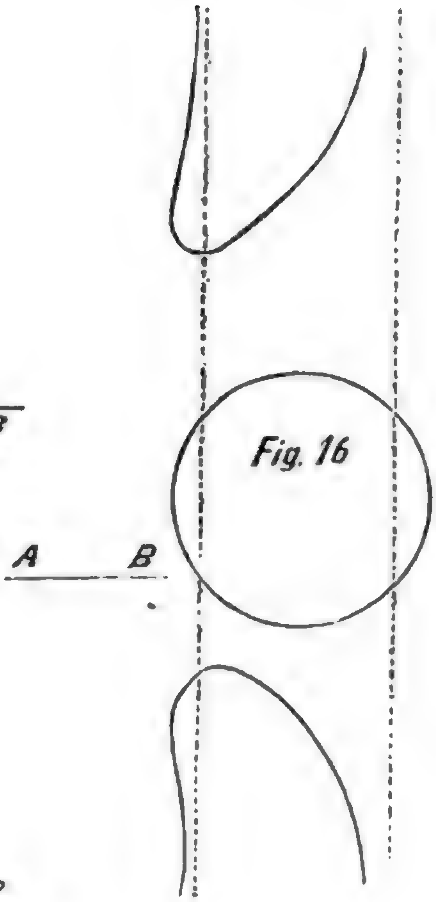


Fig. 16
A
B

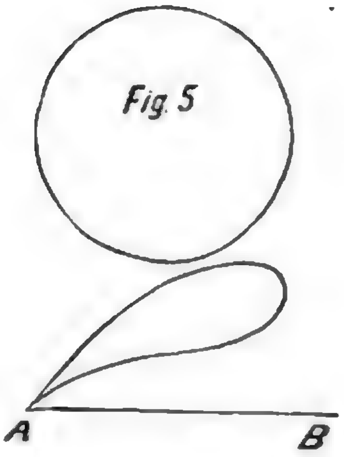


Fig. 5
A
B

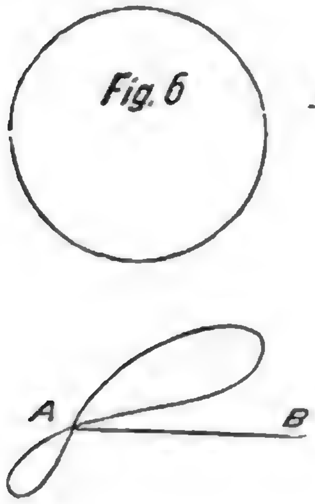


Fig. 6
A
B

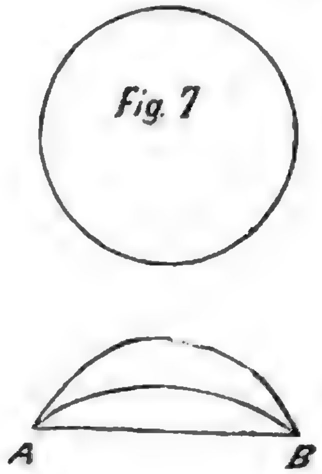


Fig. 7
A
B

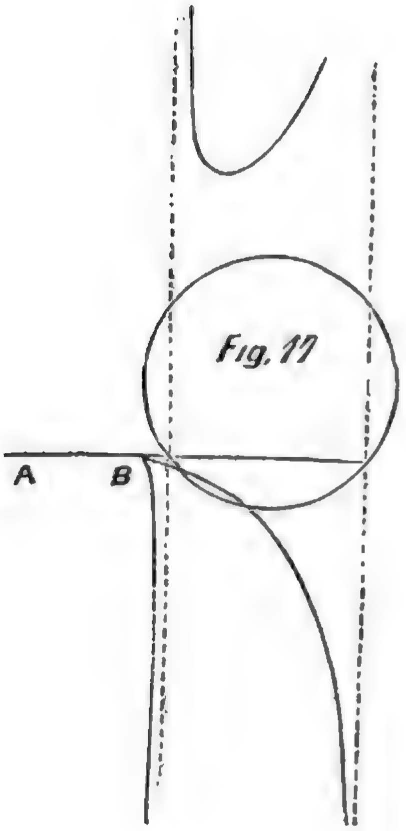


Fig. 17
A
B

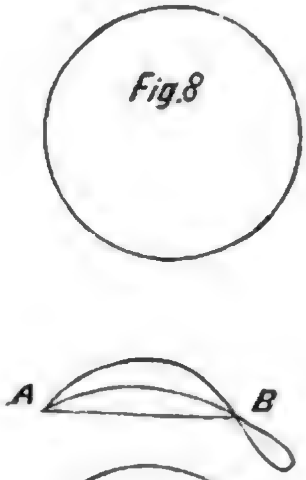


Fig. 8
A
B

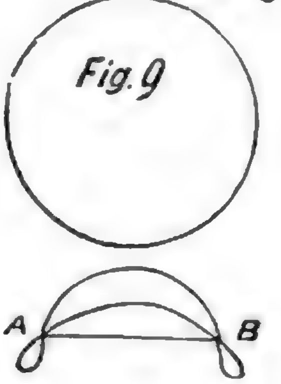


Fig. 9
A
B

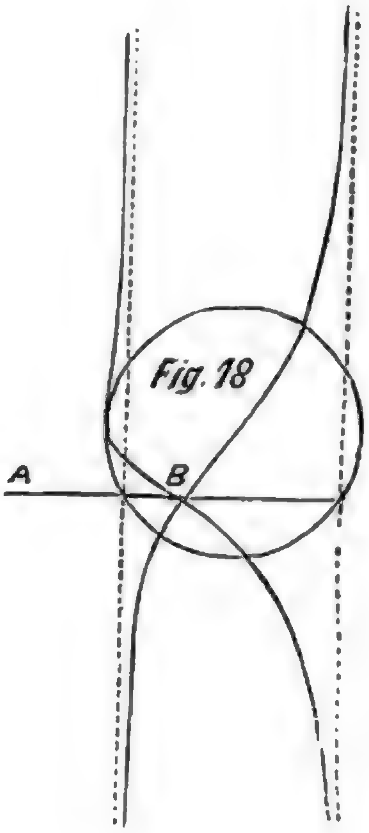


Fig. 18
A
B

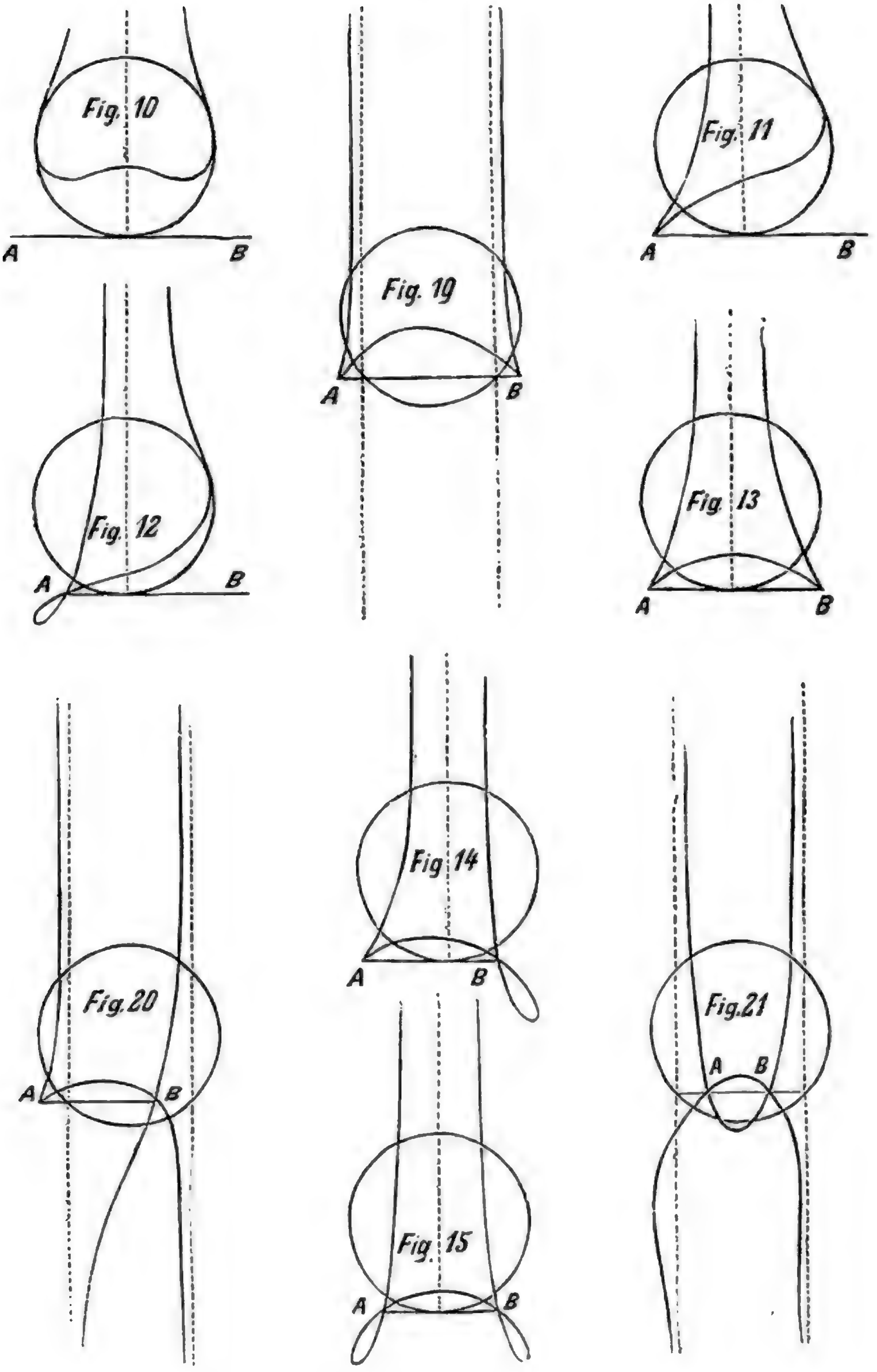


Fig. 10
A
B
Fig. 19
A
B
Fig. 11
A
B
Fig. 12
A
B
Fig. 13
A
B
Fig. 20
A
B
Fig. 14
A
B
Fig. 15
A
B
Fig. 21
A
B

d. h. die in A und B errichteten Senkrechten berühren den Kreis.

3. $K_A, K_B < 0$.

Die Punkte A und B sind Doppelpunkte. In diesem Falle ist

$$\frac{c}{2} \mp \alpha < r,$$

d. h. die in A und B errichteten Senkrechten schneiden den Kreis in 2 Punkten. Die unter 4 angeführten 6 Fälle gehen mithin über in die Form

$$1.\quad \frac{c}{2} + \alpha > r \qquad \frac{c}{2} - \alpha > r$$

$$2.\quad \frac{c}{2} + \alpha > r \qquad \frac{c}{2} - \alpha = r$$

$$3.\quad \frac{c}{2} + \alpha > r \qquad \frac{c}{2} - \alpha < r$$

$$4.\quad \frac{c}{2} + \alpha = r \qquad \frac{c}{2} - \alpha = r$$

$$5.\quad \frac{c}{2} + \alpha = r \qquad \frac{c}{2} - \alpha < r$$

$$6.\quad \frac{c}{2} + \alpha < r \qquad \frac{c}{2} - \alpha < r.$$

Die durch diese 6 Fälle dargestellten Kurven entsprechen inbezug auf ihre singulären Punkte genau den in Abschnitt 5 aufgezählten Kurven. Je nachdem aber der Kreis die Basis AB oder ihre Verlängerung schneidet, berührt oder außerhalb derselben verläuft, kann jede der 6 verschiedenen Kurven beziehungsweise zwei, eine oder keine Assymptote besitzen.

Betrachtet man zunächst diejenigen Kurven, welche entstehen, wenn die Gerade AB oder ihre Verlängerung außerhalb des Kreises verläuft, so müssen diese, da sie keine reellen Assymptoten besitzen und von einer geschlossenen Kurve erzeugt werden, ebenfalls geschlossene Ovale darstellen. Man kann aber die 6 nur inbezug auf ihre singulären Punkte unterschiedenen Kurven (Fig. 4—9) alle aus einer von ihnen entstehen lassen. Je nachdem sich nämlich die Schleifen der Doppelpunktskurve[1]) (Fig. 9) einzeln oder auch

[1]) Den einzelnen Kurven ist die Lage des erzeugenden Kreises und der festliegenden Basis annähernd beigefügt.

beide in einen Punkt zusammenziehen, entstehen daraus die Kurven mit Spitzen oder bei noch weiterer Zusammenziehung die Kurven mit isolierten Punkten.

Auch die 6 verschiedenen Kurven mit einer Assymptote (Fig. 10—15), welche entstehen, wenn die Basis AB oder ihre Verlängerung den Kreis berührt, lassen sich genau wie die vorigen aus ihrer Doppelpunktskurve herleiten. Man kann sie sich aber auch aus den vorigen dadurch entstanden denken, daß sich der eine Bogen des zwischen A und B liegenden Ovals öffnet und die beiden freien Enden alsdann assymptotisch zusammenlaufen. Auch diese Kurven können ihrer Erzeugung gemäß nur aus einem einzigen Teile bestehen.

Schneidet die Basis AB oder ihre Verlängerung den Kreis, so müssen die betreffenden Kurven sich notwendiger Weise aus zwei gesonderten Teilen zusammensetzen, da in diesem Falle der Kreis in zwei Abschnitte zerlegt wird und die Kurven in diesen Schnittpunkten Assymptoten besitzen. Auch für sie (Fig. 16—21) gilt das oben Gesagte inbezug auf ihre Ableitung aus der zu dieser Gruppe gehörenden Doppelpunktskurve. Man kann sie indessen auch aus der zweiten oder auch aus der ersten Gruppe ableiten, wenn man die Ovale beziehungsweise Schleifen nicht geschlossen, sondern assymptotisch verlaufen läßt.

---

## 5.

## Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

### a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als zweiten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Baier und als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

In dieser Sektion sprach am

14. November Herr Direktor Dr. K. Reinhardt über „Einige Fragen der lateinischen Syntax“.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor A. Caumont, als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner und als Schriftführer Herrn Oberlehrer Dr. Zander.

In dieser Sektion sprach am

31. Oktober Herr Dr. Ziehen über
„Die Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei**
von Herrn Dr. Ziehen.

Im folgenden soll von einigen Hauptvertretern der französischen Kunstschriftstellerei dieses Jahrhunderts insoweit gehandelt werden, als sie durch charakteristische künstlerische Form die Beachtung der Litterarhistoriker verdienen können; es ist sonderbar, daß auch in ausführlicheren Darstellungen der französischen Litteraturgeschichte gerade der hier vorliegende Zweig litterarischer Produktion über Gebühr vernachlässigt wird. Die große Fähigkeit der Franzosen, einen an sich spröden, äußeren Reizes entbehrenden Stoff in ansprechender Form zu behandeln, tritt auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei außerordentlich lichtvoll zu Tage und ist gerade auf diesem Gebiete für die deutsche Litteratur vielfach vorbildlich gewesen. Die entsprechende litteraturwissenschaftliche Schriftstellerei heranzuziehen liegt ja freilich den Geschichtsschreibern der Litteratur näher, weil die Besprechung etwa von Sainte-Beuve, Nisard, Scherer und Lemaître indirekt der Litteraturgeschichte wieder zu gute kommt; aber man sollte nicht vergessen, daß auch die Gegenstände der französischen Kunstschriftstellerei einen überaus wichtigen Faktor des französischen Kulturlebens betreffen, ohne dessen Verständnis ein volles Verstehen auch der französischen Litteraturentwickelung nicht wohl möglich ist: besonders in diesem Jahrhundert, eigentlich schon von 1760 an, hat sich ein großer Teil der Kämpfe des geistigen

Lebens in Frankreich auf dem Gebiete der Kunst abgespielt. Den Kämpfen, die für und wider Viktor Hugo ausgefochten wurden, und die sich unter anderem in den Vorreden seiner Dramen manifestieren, gehen die Kämpfe um Delacroix' Anerkennung zur Seite; der Klassizismus Ponsards steht mit Ingres' Kunstbestrebungen auf einer Stufe; Zolas Romane sind die praktische Durchführung ästhetischer Anschauungen, die ihr Urheber in kunstkritischen Schriften am klarsten theoretisch formuliert hat — nur wenige Beispiele von vielen, um zu belegen, daß die Kenntnis der französischen Kunstschriftsteller mittelbar auch dem Verständnis der französischen Litteraturentwickelung zu gute kommt.

Da es sich natürlich hier nicht darum handeln kann, eine Masse von Material und leere Namen aufzuhäufen, so sollen aus den verschiedenen Gattungen der Schriftstellerei nur wenige Typen herausgegriffen werden; auch über diese Typen können innerhalb dieser Skizze nur kurze Andeutungen gegeben werden.

Man wird schwerlich viel Bedeutendes auslassen, wenn man in der Geschichte der ästhetischen Studien in Frankreich auf Diderots Namen den Viktor Cousins folgen läßt.[1]) 1817 hielt er seine Vorträge „über das Wahre, Schöne und Gute“. Wie deren mittlerer Teil mit Recht als der formvollendetste gepriesen wird, so ist auch innerhalb des Abschnittes vom Schönen ein Kapitel hier als sprachliches Meisterstück besonders hervorzuheben. Der stark eklektische Charakter von Cousins Philosophie ist oft hervorgehoben worden. Wie sich schon in dieser Richtung seines Denkens also die mehr historische als spekulative Begabung Cousins äußert, so ist auch in seinen ästhetischen Vorlesungen ganz entschieden das historische Kapitel De l'art français sachlich wie schriftstellerisch das bedeutendste. Eine mächtige Rhetorik, belebt von einer unverhohlen zu Tage tretenden Tendenz, für unser Gefühl allerdings nicht ganz frei von chauvinistischer Übertreibung, macht diesen Panegyrikus der französischen Kunst des 17. Jahrhunderts[2]) zu einem

---

[1]) Vgl. Massarani, Charles Blanc, Kap. 2: La critique de l'art depuis Diderot.

[2]) In ähnlichem Sinne hat Planche in seinen später zu erwähnenden Portraits d'artistes den Bildhauer Puget behandelt.

anziehenden Litteraturwerk, so sehr man um die Richtigkeit der vorgetragenen Auffassung streiten kann, die die französische Kunst des 17. Jahrhunderts als ein Muster „spiritualistischer“ Auffassung hinstellen will. Als beau parleur (Massarani S. 139) erscheint Cousin auch außerhalb dieses Kapitels im denkbar besten Sinne des Wortes; die oft nicht übermäßig tiefgehenden Gedanken sind mit trefflicher Klarheit der Form vorgetragen, einzelne Sätze aufs glücklichste epigrammatisch zugespitzt; um nur einen anzuführen: „l'admiration est le signe d'une raison élevée, servie par un noble coeur . . . . elle est l'âme de la grande critique, de la critique féconde.“

Mit dem gerechten Stolze des Lehrers, der seine Gedanken auf fruchtbaren Boden fallen sieht, gedenkt Cousin in einer Anmerkung am Ende seines Abschnittes „vom Schönen“ Ludovic Vitets als eines würdigen Geschichtsschreibers der Kunst in dem Sinne, wie er selbst sie vorgetragen habe. Vitet konnte sich seinerseits rühmen, der einzige französische Schriftsteller zu sein, der vorwiegend durch Werke kunsthistorischen oder kunstkritischen Inhalts den Ehrenplatz in der Akademie errang (s. Gaz. d. b. a. 10, 363). Vitet entsprach den Erwartungen Cousins durch seine 1843 erschienene Studie über Eustache Lesueur, der 19 Jahre später Études sur l'histoire de l'art gefolgt sind.

In unserer auf typische Beispiele beschränkten Übersicht verdient Vitet ebensowenig nähere Besprechung wie Cousins Schüler Jouffroy, der schon vor denen seines Lehrers im Jahre 1843 einen Zyklus von Vorträgen über Ästhetik veröffentlicht hat; er hatte sie bald nach Cousin unter recht beengenden Verhältnissen gehalten (s. Massarani a. a. O. S. 38; vgl. über Jouffroy noch Gigoux, Causeries etc. S. 104 ff. — Biogr. univ. 21, 231 ff.), und die Geschichtsschreiber der Philosophie erkennen in dem Inhalt der von ihm vorgetragenen Ästhetik einen wesentlichen Fortschritt über Cousins unklaren Eklektizismus hinaus — der Form nach sind Jouffroys Vorträge neben denen seines Lehrers nicht bemerkenswert.

Dagegen von typischer Bedeutung für die Litteraturgattung sind neben Cousins ästhetischen Vorträgen, mit denen sie durch

zahlreiche polemische Beziehungen verknüpft sind,[3]) die Vorträge Taines.

Wenn der Prinz Napoleon den Schriftsteller, der dem Begründer der Dynastie eine so vernichtende Analyse seines Charakters geschrieben hat, als einen Kleinigkeitskrämer ohne Sinn für die Gesamterscheinung zu brandmarken suchte, so hat ihn Lemaître weit richtiger als „un des esprits les plus invinciblement généralisateurs qui se soient vus“ bezeichnet (Contemporains 4, 190). Den ästhetischen Vorträgen Taines kommt diese Eigenschaft zu statten; weit mehr noch als Cousin operiert Taine mit plastischen Ausdrücken, geschickt gewählten greifbaren Beispielen statt abstrakter Sätze; hatte Cousin die hottentotische Venus neben die mediceische gestellt, um die Relativität des Schönheitsideales kurz und bündig auszudrücken, so beherzigt auch Taine, daß die Vermeidung jeglicher termini technici ein Hauptgeheimnis populärer Darstellung ist; gleich im ersten Kapitel der Philosophie de l'art fesselt die geistvoll klare Kennzeichnung dessen, was Taine seine Ästhetik im Gegensatz zur alten Ästhetik nennt. La nôtre est moderne et diffère de l'ancienne en ce qu'elle est historique et non dogmatique, c'est-à-dire en ce qu'elle n'impose pas de préceptes, mais qu'elle constate des lois. Sogleich stellt sich dieser historischen Betrachtung als treffendes Beispiel für sklavisch übertriebene Naturnachahmung das Porträtwerk Balthasar Denners dar, und erst dem treffenden Vergleiche — en somme une large esquisse de van Dyck est cent fois plus puissante — folgt die allgemeine Regel, daß ni dans la peinture ni dans les autres arts, on ne donne le prix au trompe-l'œil. Nur selten, daß sich Taine in der Wahl der Beispiele vergreift, wie z. B. wenn er für die Abweichung des Künstlers von der Natur das Rubensische Kirmeßbild zitiert;[4]) im allgemeinen verdient Taine entschieden das

[3]) Diese Beziehungen treten in der Terminologie nicht nur, sondern auch in der Wahl der Beispiele zu Tage und verdienten wohl eine kritische Zusammenstellung.

[4]) Andere Irrtümer, deren einer z. B. meines Erachtens die Ausschließung der Architektur von der Nachahmung ist, betreffen Inhaltliches, nicht die Darstellung als solche.

Lob, das ihm gerade inbezug auf die Form seiner Darstellung so oft gespendet worden ist.[5])

Die letzte mir aus der französischen Litteratur bekannt gewordene allgemeine Ästhetik, die durch ihren schriftstellerischen Charakter einen Platz an dieser Stelle rechtfertigt, ist Viktor Cherbuliez' im Jahre 1892 erschienenes Buch L'art et la nature. Die Schrift tritt in der Form anspruchsloser Volkstümlichkeit auf, hält sich von dogmatischer Starrheit leidlich fern und ist reich an sehr feinen Einzelbemerkungen, wie dem schönen Satz, daß chaque talent est une hérésie individuelle. Die Feinheit seiner ersten Arbeit auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei, der unter dem frischen Eindruck seiner Orientreise herausgegebenen Causeries athéniennes, À propos d'un cheval (1860) hat Cherbuliez in L'art et la Nature nicht wieder erreicht; im einzelnen tritt sehr stark der Einfluß des Kunsthistorikers und Ästhetikers Charles Blanc hervor, dessen ästhetische Hauptschrift hier als ein eigenartiger Nebenschößling der französischen Kunstschriftstellerei auf dem Gebiete der Ästhetik noch Erwähnung verdient.

Grammaire des arts du dessin und Grammaire des arts décoratifs — schon die Titel der Blancischen Schriften legen als erste Frage nahe, ob Untersuchungen solchen Inhalts, wie sie die beiden Titel ahnen lassen, überhaupt soweit künstlerische Form annehmen, daß sie einen Platz auch in der Geschichte der Litteratur, nicht nur in der der Wissenschaft, verdienen? In Deutschland hat Gottfried Semper in seinem Buche über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten mit dieser Aufgabe einer „praktischen Ästhetik" gerungen — an Eleganz der Form ist das französische Werk seinem deutschen Gegenbild überlegen, in geschmackvoller Ausführung der Einzelheiten hat Blanc eine stilistische Gewandtheit bewiesen, der mit dem stark verkürzenden Auszug in Massaranis oben erwähntem Buche kein sonderlicher Gefallen geschehen konnte. Die treffliche Gepflogenheit französischer Verleger, ursprünglich in Zeitschriften erschienene Artikelserien später in Buchform zu allge-

---

[5]) Interessant ist das Urteil, das über Taine als „artiste" Zola in seinem Buche Mes haines (s. unten) ausgesprochen hat.

meinerer Geltung kommen zu lassen, hat wenige nützlichere Bücher verbreitet wie Charles Blancs ursprünglich in der „Gazette des beaux-arts" erschienene Grammaire des arts du dessin.[6])

2. Was die neuere Kunstschriftstellerei im Vaterlande Félibiens auf dem Gebiete der Kunstgeschichte geleistet hat, ist, soweit die Darstellungsform als Maßstab dient, in erster Linie biographischer Art. Im Mittelpunkt steht Charles Blancs Histoire des Peintres. Sie ist ein Unternehmen, ganz entsprechend dem Unternehmungsgeist des Mannes, der seinem Vaterlande im „Musée européen" den unendlich wertvollen Besitz einer Sammlung von mustergiltigen Kopien aller hervorragenden Werke der Malerei schaffen wollte: ein Werk, dessen Erscheinen sich über 18 Jahre erstreckt, an dem außer dem Herausgeber auch zahlreiche andere Kunstschriftsteller, Delaborde, Mantz, Silvestre, Viardot u. a., mitgearbeitet haben, kann nicht völlig aus einem Gusse sein, die biographische Form bringt Wiederholungen und auf Grund des dies diem docet infolgedessen auch Widersprüche mit sich, und doch geht durch die ganze Histoire des Peintres ein frischer Zug, ein immer reges Bewußtsein des großen Zusammenhanges — man muß die Schlußworte von Blancs Einleitung zur Geschichte der spanischen Schule lesen, um die große und freie Auffassung zu würdigen, von der die ganze Arbeit getragen ist. Blanc, von dessen raschem Einleben auch in ganz fremdartige Stoffe Gigoux ergetzliche Proben giebt, ist wissenschaftlich nicht nur, sondern auch schriftstellerisch mit seiner Arbeit gewachsen; die Behandlung Michelangelos hat er sich bis zuletzt aufgespart — man mag also in ihr die Kunstform, die Blanc für die Künstlerbiographie anstrebte, am bezeichnendsten ausgedrückt finden. Die Histoire des Peintres ist für viele, die die Kunstgeschichte in Biographien entweder psychologisch vertieften oder rein äußerlich auf Flaschen zogen, das Vorbild geworden; es lohnt nicht diese Nachahmer zu nennen, auch die zahlreichen Lebensbeschreibungen neuerer, namentlich französischer Künstler können unerwähnt bleiben.

---

[6]) Sehr begeistert äußert sich Massarani (S. 214): „Il y a là tel chapitre sur les cheveux et sur les fleurs qu'Ovide lui-même envierait; le poète galant . . . n'en remontrerait pas, je le maintiens, au vieux philosophe du collège de France . . . ."

**

Von Vorgängern Blancs auf dem Gebiete der Kunstbiographie würden wohl zwei typische Bedeutung beanspruchen können: Quatremère de Quinzy mit seiner Geschichte berühmter Architekten, die er, zurückgreifend auf seine Studien aus der Zeit von 1789, im Jahre 1831 veröffentlicht hat; daneben würde ich Charles Lenormants Biographie des Malers Girard für beachtenswert halten, da sie unter dem biographischen Gesichtspunkte die Kunstanschauungen der Zeit von 1789 bis 1830 in teilweise mustergiltiger Weise vorführt.

Neben den Künstlerbiographien treten in der französischen Litteratur wegen ihrer Darstellungsform nennenswerte kunstgeschichtliche Werke noch mehr als in der deutschen Litteratur zurück; im Jahre 1817 schon trat Beyle-Stendhal mit einer schrullenreichen Histoire de la peinture en Italie hervor; Arsène Houssaye, Emeric-David folgten mit ähnlichen Werken über die Malerei der Niederländer und des Mittelalters; eine Reihe sachlich sehr bedeutender, vortrefflich mit Abbildungsmaterial ausgestatteter, gewandt geschriebener kunstgeschichtlicher Monographien schließt sich an, wir brauchen sie hier nicht aufzuzählen, da sie nicht von der typischen Bedeutung sind, auf die es hier allein ankommt.

3. Wir gehen über zur zeitgenössischen Kunstgeschichte in biographisch-memoirenhafter Form, die in der französischen Litteratur durch eine Reihe hervorragender Leistungen vertreten ist; ihr Schauplatz ist die Welt der Ateliers, bald steht das Werk, bald sein Schöpfer im Vordergrunde des Interesses, und auch dieser letztere nicht ausschließlich nach der Seite seiner künstlerischen Thätigkeit. Es ist die Litteraturgattung, die bei uns etwa durch Hartmanns Bilder und Büsten, durch Pechts „Studien und Erinnerungen an deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts", auch durch Regnets Künstlerbilder vertreten ist. Aus der französischen Litteratur seien drei typische Vertreter herausgehoben: Planche, Silvestre und Gigoux; andere können nur im Vorübergehen erwähnt werden.

Planche ist wegen seiner Schärfe berüchtigt gewesen; in der That braucht man nur den Essay über Marochetti und seine Reiterstatue des Herzogs von Orleans zu lesen, und man wird finden, daß Planche diesen Ruf verdient; un cheval coiffé d'un chapeau

militaire — das ist alles, was Planche in dem Bildwerk sehen will, und die Selbstzufriedenheit des unfähigen Künstlers ist nie beißender abgeführt worden, als von Planche in diesem Essay. Ungerecht ist der Schriftsteller bei aller seiner Schroffheit im Formulieren des Urteils selten geworden; in dem Aufsatze über den Arc de triomphe de l'Etoile, 1836 veröffentlicht, tritt namentlich zu Ende die strenge Sachlichkeit Planches in eben diesem Sinne trefflich zu Tage. Die Essays sind nicht auf Zeitgenossen beschränkt; Studien über Phidias, Raffael, Michelangelo, Lionardo u. a. machen den Anfang.

Aber auch soweit sie von Zeitgenossen handeln — verdienen Planches Essays den Titel Portraits d'artistes, unter dem sie erschienen sind? So scharfsinnig ihr Urheber die Persönlichkeit aufzufassen weiß — besonders bei Pradier ist ihm das meisterhaft gelungen —: eigentlich steht ihm doch das fertige Werk im Vordergrunde selbst; der Aufsatz über Leopold Robert schiebt, so sehr das Gegenteil gerade hier nahe lag, das persönliche Moment eher zurück.

Der größte Teil der Planchischen Essays liest sich wie ein Stück Kunstgeschichte[8]) oder aber wie ein Abschnitt aus dem, was wir sofort als Salon kennen lernen werden. In der Mehrzahl der Fälle, so bei Paul Huet, dient ein Werk des betreffenden Künstlers der Darstellung als Anlaß und als Ausgangspunkt. Wollen wir einen eigentlichen litterarischen Proträtisten zeitgenössischer Künstler aus Frankreich kennen lernen, so werden die Artistes Français, Etudes d'après nature von Theophile Silvestre das belehrendste Beispiel sein; schon äußerlich weisen sie sich als Porträte aus: in jeder Studie ist ein ebenso witzig wie scharf gezeichnetes Bildnis des Künstlers eingewoben, der gerade behandelt wird; in

---

[7]) Über Planche s. bes. Biogr. Univers. 33, 470 f. und Montegut Rev. d. d. mondes v. 1. Juni 1858; namentlich an ersterer Stelle ist gut hervorgehoben, wie persönliche trübe Erfahrungen zu Planches oft hervortretender Bitterkeit Anlaß gaben.

[8]) In dieser Hinsicht wird der 1851 veröffentlichte Essay über Gericault wohl den ersten Platz verdienen; er steht unter dem Zeichen der epigrammatischen Proportion aus der Kunstgeschichte, die den Schlußsatz bildet: „Géricault est à Nicolas Poussin ce que Ribeira est à Murillo, ce qu'Amerighi est à Raphaël."

der Vorrede zur zweiten Ausgabe (Brüssel-Leipzig 1881; die erste war 1855—56 in Paris erschienen) bezeichnet Silvestre, was ihm Ziel und Bedeutung solcher Skizzen zu sein dünkt: mehr als durch alle Kritik und Theorie wird ihm Wert und Unwert der Kunstleistung durch die Kenntnis der Persönlichkeit des Künstlers erschlossen; wenn Planche nur gelegentlich auf Grund eigener Erfahrung oder fremden Zeugnisses die Personalien des Künstlers heranzog, so steht bei Silvestre das Persönliche klar und entscheidend im Vordergrund.

Theophile Silvestre hat eine scharfe Zunge. „L'éloge de Jésus-Christ le rendrait jaloux" — man kann nicht schärfer die Eitelkeit eines Nebenmenschen verspotten, und Silvestre schrieb das von Ingres noch bei Lebzeiten des allerdings allzu selbstbewußten Malers, dem er zum Schlusse als einem peintre chinois égaré en plein dix-neuvième siècle dans les ruines d'Athènes (s. übrigens über diesen Ausdruck Gigoux S. 90) den derbsten Laufpaß giebt. Und dann seine Charakteristik von Herrn Vernet! Nicht mit Unrecht läßt er sich von ihm sagen: vos procédés d'historien me semblent un peu trop sans façons. Umstände macht Silvestre allerdings mit Vernet nicht, dem peintre qui fait mal aux yeux, dem peintre sans émotion, sans poésie, sans charactère: qui comprend le paysage en officier des bureaux de l'État-major, l'histoire en sténographe, la splendeur en tapissier. Durch Decamps Ateliervisionen wird Silvestre an die ihren Nabel beschauenden Ezechiasten erinnert, — doch geht neben all dem scharfen Spott freudige Anerkennung des Guten einher; Silvestre denkt groß von seiner Aufgabe zeitgenössischer Biographie: „Il n'est pas aussi difficile qu'on le prétend de parler des vivants: il suffit d'élever son âme au-dessus de l'ambition, de l'envie et de la servilité: il suffit de haïr la sottise, d'honorer le génie et d'aimer la justice."

Auch Theophile Gautier hat eine ganze Reihe zeitgenössischer Künstler in ähnlichen Skizzen behandelt, die er zuletzt in den Portraits contemporains gesammelt hat; Charles Blanc schrieb als Parergon seiner kunsthistorischen Schriftstellerei mit sehr ruhiger Abwägung der künstlerischen Leistungen ein Buch über die Künstler

seiner Zeit: als typische Vertreter der Litteraturgattung haben beider Werke weniger Bedeutung; in dieser Eigenschaft reiht sich an Planche und Silvestre am zweckmäßigsten Jean Gigoux an. „Causeries sur les artistes de mon temps“ — unter diesem Titel tritt uns in Gigoux's 1885 erschienenem Werke der manchmal fesselnde, oft auch recht minderwertige Kleinkram aus dem Pariser Künstlerleben entgegen. Ein gewandter, vor allem ein recht behaglicher Plauderer ist der Mann, der als Künstler mit einigen Werken, wie dem Bilde des sterbenden Lionardo, reichlichen Erfolg erzielte; gekannt hat er fast alle einigermaßen bedeutenden Männer unter seinen französischen Zeitgenossen. „On peut dire que depuis cinquante ans, depuis l'époque flamboyante du romantisme, jusqu'à présent (1855), son atelier a été le rendez-vous de toutes les notoriétés de la peinture, des lettres, des sciences, de l'armée, de la politique etc.“ Entsprechend dieser Versicherung des Herausgebers geht es bunt genug zu in Gigoux's Plaudereien; von allem weiß der alte Herr zu erzählen, und meist geschieht es ohne die Schärfe, die infolge einer ausgesprochenen künstlerischen Parteistellung anderen Memoirenschreibern, wie etwa Delecluze, dem Philopömen des Davidischen Klassizismus, den Ton ihrer Erzählungen verdarb. Kein Wunder, daß Gigoux gelegentlich, wie bei der Schilderung der „rapins“ von ehemals, ein wenig zum laudator temporis acti wird; aber im allgemeinen kann man nicht harmloser Memoiren schreiben: stören kann den Leser nur gelegentlich eine höchst unschädliche Art eigenartig bescheidener Selbstgefälligkeit, in der Gigoux zuweilen an seinen Genossen im Sammler- und edlen Kunstmäzenatentum, den Grafen Schack, erinnert. Hatte Planche die Contemporains nach ihren Werken geschildert, schilderte Silvestre sie nach engster Berührung von Auge zu Auge, so betrachtet Gigoux sie, nicht gerade mit Hervorhebung des Wesentlichen, friedlich aus der Vogelperspektive.

4. Wir haben uns mit Planche, Silvestre und Genossen in den heimischen Ateliers zeitgenössischer Künstler umgesehen: folgen wir nun noch den Schriftstellern, die in der Form von Reisebeschreibungen alte und neue Kunst fremder Länder behandeln. Madame de Staël ist es, die mit ihrem Roman Corinne im Jahre

1807 dieser Litteraturgattung die Form und einen großen Teil ihrer Ausdrucksmittel gegeben hat; kein Zweifel, daß ihr, der Verfasserin von De l'Allemagne, auch in Corinne mehr die Schilderung italienischer Zustände und Denkmäler als die Fabel am Herzen lag; Corinna (II, 1) ist gekleidet wie die Sibylle des Domenichino; als rechte Sibylle geleitet sie ihren Äneas-Nelvil vom Pantheon über die Engelsbrücke nach St. Peter, zum Forum, zum Kapitol und den anderen Hügeln, zur Portikus der Octavia, den Gräbern, Kirchen und Palästen des alten und des neuen Rom, zu den Statuen und Gemälden der Stadt und dann hinunter zu Neapels Denkmälern der verschiedensten Zeitläufte und wieder nordwärts zu Venedigs und Mailands Kunstschätzen.[9])

Andere Zeiten andere Geschmacksrichtungen! Während die Zeit von 1750 bis 1820, die Blütezeit der didaktischen Poesie, für die Belehrung des poetischen Kleides nicht entbehren wollte, so warf die Folgezeit die lose Hülle dieser romanhaften Einkleidung ab — vielleicht nüchterner, doch in der Hauptsache kaum verändert, pflanzte sich die Corinne der Staël in der Litteratur der Excursions artistiques oder was für Namen sie tragen fort, um bald auf eine nackte Museographie in Form von Reiseerinnerungen beschränkt zu sein, bald sich zu mehr erzählender Haltung auszuwachsen. Valery, „bibliothécaire du roi aux palais de Versailles et de Trianon“, versuchte 1835 in einem sehr eigenartigen Buche in seine italienischen Reiseerinnerungen unter anderem auch alle möglichen kunsthistorischen und museographischen Daten einzuarbeiten; wenig später erstand der Kunst im besonderen ein französisches Gegenbild des deutschen „Kunstreisenden“ Waagen in dem ehemaligen Advokaten Louis Viardot; von ihm erschienen 1842 Les Musées d'Italie, Guide et mémento de l'artiste et du voyageur, denen 1843 und 1844 ähnlich angelegte Werke über die Museen von Spanien, England und Belgien, Deutschland und Rußland folgten. Der Schwierigkeit seiner Aufgabe ist sich der Verfasser wohl be-

---

[9]) In gewissem Sinne schließt sich der Corinna Victor Hugos Notre Dame de Paris (1831) an, in der der Herold der guerre aux démolisseurs (R. d. d. mondes 1832) dem Kriegsruf eine künstlerische That als Rechtfertigung vorausschickt.

wußt: wie diese Museographie in lesbare Formen kleiden? Nicht selten versagt ihm auch die Gewandtheit der Darstellung — man merkt, wie schwer es ist, beim Durchwandern von Museum auf Museum, Saal auf Saal, höflich einem jeden Kunstwerke ein schilderndes und beurteilendes Wort zu widmen. Bei den Merveilles de la peinture, denen er später zwei Bände widmete, hat Viardot es leichter gehabt.[10])

Viardots Vorgang fand mit mehr oder weniger starkem Betonen der Darstellungsform in der französischen Litteratur die ausgedehnteste Nachahmung: Charles Blanc sammelte die kunstkritischen Eindrücke seiner Reisen durch Spanien, Italien, England, Holland, Griechenland und den Orient in Einzelaufsätzen, unter denen die „notes au crayon“ „De Paris à Venise“ (1857) am bemerkenswertesten sind; Thoré benützte die Zeit, wo er als „Bürger“ dem unfrei gewordenen Vaterlande den Rücken kehrte, um die Museen Hollands, die Kunstschätze Englands in ähnlichen Schriften zu schildern und zu analysieren; Alfred Darcel machte seine Excursions artistiques en Angleterre et en Allemagne (1858—1862), Theophile Silvestre gab 1859 eine Schilderung von Kunst, Künstlern und Industrie in England — in letzteren Werken tritt die Darstellungsform schon so weit hinter dem sachlichen Interesse in den Hintergrund, daß die Litteraturgeschichtsschreibung Bedenken tragen kann, diese Schriften aufzunehmen. Der didaktische Roman war ein sehr bequemes Mittel gewesen, über die Sprödigkeit des Stoffes hinwegzutäuschen — als solches hatte er, wie etwa Goethen im Wilhelm Meister für seine Dramaturgie, so der Staël für die kunsthodegetische Aufgabe gedient, die ihr in Corinna am Herzen lag — wie ihr dies belebende Durchgangsstadium persönlicher Auffassung geben, wenn man nicht einen Anacharsis, eine Corinna als Medium benutzte? Die Litteraturgattung schien dieser Aporie zu erliegen, als ihr ganz unerwartet Eugene Fromentin neues Leben

---

[10]) Die Beobachtungen ethnographischer Art sind für Deutschland sehr verschiedenartig: S. 276 steht c'est en Saxe qu'on va chercher le plus pur langage allemand lorsqu'on veut l'apprendre; dagegen steht auf S. 337 z. B. die richtige Bemerkung: Bientôt Berlin dépassera Vienne . . . en activité et en lumières; il sera de tout point la première ville de l'Allemagne.

gab, indem er in kühn eigenartiger Weise sich selbst als Medium zwischen Kunstwerk und Leser stellte.

Fromentin ist in der Geschichte der französischen Malerei als einer der bedeutendsten „Orientalisten" bekannt; von der Sahara und Sahel, in denen er in jüngeren Jahren gereist ist, suchte er mit der Schreibfeder wie mit dem Malerpinsel gleich geschickt landschaftliche wie ethnographische Eindrücke festzuhalten, trat auch als Romanschriftsteller und Verfasser kleinerer Dichtungen hervor.

Lange Jahre nach der Saharafahrt brachte er als Frucht einer Reise in den Niederlanden die „Maîtres d'autrefois" mit, sein letztes Werk, dasjenige, das uns an dieser Stelle allein angeht.

Wenige Sätze aus der Vorrede genügen, um Fromentins Absicht und seine Stellung zu der Litteraturgattung klarzulegen: Je vais traverser des musées, et je n'en ferai pas la revue. Je m'arrêterai devant certains hommes; je ne raconterai pas leur vie et ne cataloguerai pas leurs œuvres .... Je dirai seulement, devant quelques tableaux, les surprises, les plaisirs, les étonnements, et non moins précisément les dépits qu'ils m'auront causés. Die volle Freiheit des Zöglings der Corinna, auf das sich zu beschränken, woran das Auge, frei von jedem Zwange, haften bleibt, daneben doch die volle Schärfe der Betrachtung, die freilich ohne Methode und System, doch mit dem Auge des selbstausübenden Künstlers in das Verständnis der Kunstschöpfung einzudringen strebt — dies der Standpunkt des Verfassers; wenn Viardot durch gelegentliche Exkurse über Alhambra, Westminsterabtei der „inévitable monotonie des descriptions de tableaux" (Musées d'Espagne, préface) zu entgehen suchte, so war bei Fromentin der geschmackvolleren Form der Darstellung von vornherein durch den Plan des Werkes ihr Recht gewahrt.

Fromentin hat ein außerordentlich feines Gefühl für die Tragweite sprachlicher Ausdrucksformen: man muß am Schlusse seiner Besprechung Hans Memlings nachlesen, wie er als unmöglich bezeichnet, für den eigenartigen Reiz der Kunst dieses Meisters die Worte zu finden; wer so sorgfältig den Ausdruck abwägt und prüft, ob er dem Gegenstande adäquat sei, muß auch für stilistische Dinge ein künstlerisches Empfinden haben: Fromentin besitzt es, eben die

Bemerkungen über Memling (man vergleiche sie mit den an sich nicht ungeschickt geschriebenen Viardots, Musées d'Espagne etc. S. 505 ff.), die sachlich freilich nicht immer unbedenkliche Analyse zahlreicher Rembrandtischer Hauptwerke, die Überleitung von einem Ruhepunkt zum andern, alles das ist mit vollendeter Darstellungskunst vorgebracht.

Die reizvolle Abwechselung tagebuchartiger Aufzeichnungen von persönlichen Eindrücken auch außerhalb des Sondergebietes der Kunst mit streng künstlerischen Untersuchungen läßt den Leser der Maîtres d'autrefois keinen Augenblick ermüden.

5. Die Kritik zeitgenössischer Hervorbringungen der bildenden Kunst findet in Frankreich ihren eigenartigsten Ausdruck in den Salons, den Berichten über die seit 1730 etwa üblichen jährlichen Kunstausstellungen; in keinem geringeren als Diderot hat die Litteraturgattung ihren Heros eponymos, und der frische Kampfesmut, die rücksichtslose Schärfe, die gewandte Polemik, die der Enzyklopädist in seinem nicht nur das Gebiet der Kunst berührenden Kampfe gegen die Bouchers, Vanloos angewandt hatte, stellte die ganze Litteratur der Salons von vornherein unter ein günstiges Zeichen, machte sie zu einem der eigenartigsten Zweige des französischen Schrifttums, mit dem dessen bedeutendste Namen verknüpft sind. In Thiers', in Guizots schriftstellerischer Laufbahn macht sich ein Salon unter den Jugendwerken bemerkbar; Gustav Planche eröffnete im Jahre 1831 mit einem durch Tony Johannot reich illustrierten Salon seine Thätigkeit als Kunst- und Litteraturkritiker. Ganz eigenartige Annalen des französischen Kulturlebens, ziehen die Salons keineswegs nur Fragen der bildenden Kunst in den Kreis ihrer Betrachtung — der naturgemäße Einfluß, den die Regierung auf das Schaffen der Künstler durch Aufträge, auf die Beurteilung ihrer Leistungen durch die Berufung einer Ausstellungsjury zu Zeiten ausgeübt hat, legte es den Verfassern der Salons nahe genug das Gebiet der Politik zu streifen, die Litteratur war durch ihre der Kunst parallele Entwickelung von vornherein dem Gesichtskreis der Kunstkritiker nahe genug gelegt — kein Wunder, daß reiches Leben in diesen Jahrbüchern des Kunstlebens herrscht.

Wer die französische Kunstkritik in ihrer Verquickung mit der Tagespolitik kennen lernen will, der muß Bürger-Thorés Salons von 1844—1848 zur Hand nehmen; als der gereifte Mann nach jahrelangem Exil diese im Jahre 1868 wieder herausgab, mit welcher Freude sieht er zurück auf die hommes actifs qui révolutionnèrent la littérature, la poésie, les arts, la philosophie, la politique, la science, zu denen auch er gehört hat, gleich begeistert leidenschaftlich auf politischem wie künstlerischem Gebiet, auf letzterem gelegentlich zur Unthätigkeit verdammt, weil ihm die Thätigkeit auf ersterem eine Zeit der Haft in Sainte Pelagie eingetragen hatte. Der Freimut der politischen Äußerungen läßt auch innerhalb der Salons nichts zu wünschen übrig; im Jahre 1848 äußerte Thoré: comment les artistes auraient-ils pu se développer sous un régime consacré à la glorification des intérêts matériels et des passions mauvaises? Und schon im Jahre 1844: tous ces bourgeois qui s'étalent partout depuis quatorze ans, que deviendront leurs images vulgaires? Bitterste politische Satire erscheint neben solchen offenen Angriffen: Horace Vernet hat die Schlacht um die Smala Abd-el-Kaders auf einer riesengroßen Leinwand verherrlicht — Thoré will gehört haben que quelque prince belligérant devait emporter en Afrique cette bonne toile roulée pour s'en faire une tente. Selbstverständlich kommt die glänzende schriftstellerische Kunst des Verfassers dem Hauptthema des Salons nicht weniger zu statten als ihrem Nebenwerk — so ist die Einleitung zum Salon von 1846 eine vortreffliche Studie über die Entwickelung der französischen Malerei von Greuze über David bis hinab auf Ingres, so ist dem Naturgefühl in dem Widmungsbrief des Salons von 1847 eine Reihe feinster Beobachtungen gewidmet.

Das Jahr 1855 mußte der Litteratur der Salons in Frankreich eine ungeahnte Erweiterung bringen; mit wehmütigem Erstaunen sah der „juif errant de l'art“ Theophile Gautier auf dem engen Raume der Weltausstellung bequem übersichtlich beisammen die Kunstschöpfungen fremder Länder, denen er vordem auf weiten Reisen nachgegangen war — er griff zur Feder und gab in den zwei Bänden seiner Beaux-arts en Europe eine sehr feinsinnige

und gewandte Übersicht über die Leistungen der verschiedenen an der Ausstellung mit Kunstwerken beteiligten Nationen; zahlreiche Beobachtungen ethnographischer Art mußten dem Vielgereisten ja gerade in diesem Zusammenhange nahe liegen.

Der alte citoyen Thoré, auch er durch langjähriges Exil zum Kosmopoliten geworden, giebt in seinen Nouvelles tendances de l'art dem Gefühl Ausdruck, daß die gänzlich umgestalteten sozialen Verhältnisse gebieterisch eine neue Kunst verlangen; mit ernsten Worten geleitet er den Romantizismus zu Grabe, beweglich mahnt er die neue Generation zum Anschluß an die Natur, ohne freilich wie Gautier auf einzelnes Vorhandene dieser Art wie François Millets Bilder hinzuweisen.

Edmond About, soeben am zeitgenössischen Griechenland zum Satiriker geworden, betritt mit seinem Voyage à travers l'exposition des beaux arts das Gebiet der Kunstkritik, dem noch mehrere seiner weiteren Arbeiten gewidmet sind: die großen Rapports über die Ausstellung werden durch die Mitwirkung hervorragender Kunstschriftsteller weit über ihren rein amtlichen Charakter hinaus zu bedeutsamen Litteraturwerken erhoben.

Und noch einen eigenartigen Nebenschößling ließ das Jahr 1855 zu Tage treten; von der großen Ausstellung abgewiesen, veranstaltete Courbet (s. Rosenberg I, 316 f., 323 f.) eine Sonderausstellung, deren Katalog ein Manifest über die von ihm vertretene Kunstanschauung voranging. Nach den verschiedensten Seiten also hatte das Jahr der ersten Weltausstellung dem litterarischen Typus der Salons eine Erweiterung gebracht — spielten doch nun auch Fragen des internationalen Völkerlebens ihre Rolle in ihm.

Aus der großen Zahl der Salons von 1855 bis zur Gegenwart, einem weit über den engen Kreis der Kunst hinausreichenden Spiegel des französischen Geisteslebens, muß wegen seiner typischen Bedeutung innerhalb der Litteraturgattung hier noch einer besprochen werden, Zolas Mon salon, 1867 erschienen, wieder abgedruckt 1879 in der Streitschrift Mes haines. In den zahlreichen Essays, die in dem Buche auf das fünffache Je les hais folgen, ist auch sonst Vortreffliches enthalten. Das Urteil über Taine als Schriftsteller wurde schon oben zitiert, maßvoll wird angesichts der berühmten

Bibelillustrationen dem „Idealisten“ Gustav Doré von Zola das Urteil gesprochen, köstlich erscheint Proudhon am Eingang seiner Musterstadt der Zukunft, trefflich setzt Zola der sozialpolitisch eingeschnürten Definition des „terrible logicien“ seine eigene Definition entgegen „une œuvre d'art est un coin de la création vu à travers d'un tempérament“. Wer Zola als schaffenden Künstler verstehen will, muß ihn auch in seiner Thätigkeit als Kritiker kennen: den psychologischen Analysen in L'œuvre stehen die kritischen Darlegungen in Mes haines ebenbürtig zur Seite; bedeutsam und fesselnd ist das ganze Buch — sein Höhepunkt ist ohne Frage der letzte Abschnitt „Mon salon“. Wieder ists Sezession; aber diesmal redet nicht ein Courbet für sich selber, sondern im Namen einer der Poesie wie der Malerei gemeinsamen Angelegenheit ergreift der Mann das Wort, der soeben mit der Confession de Claude die Bahn des „Naturalismus“ im Roman betreten hatte.

Der Inhalt von „Mon salon“ ist reichhaltig, Stimmung und Ton der Auseinandersetzung bieten willkommene Abwechselung: die wehmütige Ironie der an Paul Cizanne gerichteten Vorrede, das mit beißender Schärfe durchgeführte Bild von den 25 „gâte-sauce“, die als Jury das Ragout der Kunstausstellungsobjekte zu Tische tragen; das kurze Kapitel Ästhetik, das den oben angeführten Antiproudhon in knappen Sätzen wiederholt und dann „mein Salon“ im engeren Sinne, die Sezessionisten von 1867, Manet an der Spitze und die Realisten in seinem Gefolge — der frische Kampfesgeist, der der Litteratur der Salons seit Diderots Tagen eigen geblieben ist, tritt glänzend zu Tage in diesen Artikeln, die ursprünglich im Evénement einzeln erschienen sind.

Edouard Manet, der letzte Teil des Buches, ist nur eine Fortsetzung des Kampfes, aus dem sich Zola mit dem letzten Artikel im Evénement fechtend zurückgezogen hatte; nichts kann bitterer sein als das Bild von den Straßenjungen, die Edouard Manet unter Steinwürfen begleiten, und von den Sergents de ville ... Dieu me pardonne! il me semble que les sergents de ville ont d'énormes pavés dans leurs mains. Zola wird vom harmlos Vorübergehenden zum Aufzeichner des Thatbestandes: j'ai dressé mon procès-verbal tant bien que mal, donnant tort aux

gamins, tâchant d'arracher l'artiste de leurs mains et de le conduire en lieu sûr. Il y avait là les sergents de ville, — pardons, les critiques d'art, — qui m'ont affirmé qu'on lapidait cet homme parce qu'il avait outrageusement souillé le temple du Beau . . . . je me suis retiré, car les gamins commençaient à me regarder d'un air farouche. Ganz abgesehen von dem Urteil über Manets künstlerische Thätigkeit — unser Urteil mag sehr von dem bei Zola zu Grunde liegenden abweichen — die Form der Verteidigung ist glänzend und fordert unbedingte Bewunderung; und auch das muß man zugestehen: in dem Manne, der die Keulenschläge seiner Haines, nicht die Fleuretstiche witziger Wendungen, wie sie seine Landsleute oft bevorzugen, austeilt, in ihm lebt der Ernst des Überzeugungsmutes, der Zola lange Jahre später die allerorten über die Romanform überquellenden patriotischen Konfessionen von la Débâcle schreiben ließ. Und endlich noch eins: das innerste Verbundensein der Entwickelung von Poesie und bildender Kunst im modernen Frankreich kommt in Zolas Salon und seinem Anhang zum Ausdruck wie nirgends sonst in dieser Litteraturgattung, dem litterarhistorisch bedeutsamsten Zweige der französischen Kunstschriftstellerei.

6.

## Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

### a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Zirndorfer.

In dieser Sektion sprachen am

12. November die Herren Landgerichtsrat Dove, Dr. Wurzmann und Dr. Zirndorfer über
„Fragen der neueren Gesetzgebung auf dem Gebiete des Handels- und Verkehrsrechtes“;

26. November Herr Dr. E. Benkard über
„Frankfurter Baupolizeirecht“;
Herr Dr. L. Wurzmann über
„Patentrecht und Musterschutz“.

---

## b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:
Herr Pfarrer F. Naumann, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch und als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn J. H. Epstein.

In dieser Sektion sprachen am

15. Oktober Herr Dr. A. Brückner über
„Die Wohnungsfrage auf der letzten Versammlung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Magdeburg und das Elberfelder System auf der letzten Versammlung des Vereins für Armenpflege in Köln“;
Herr Dr. G. Schnapper-Arndt über
„Den hygienisch-demographischen Kongreß in Budapest“;

5. November Herr Dr. M. Quarck über
„Den Sozialismus und die Landbevölkerung“;

26. November Herr Franz Wirth über
„Die soziale Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen“;

17. Dezember Herr Professor Dr. L. Oelsner über
„Die schwebende Streitfrage betreffs der schlesischen Webernot im 18. Jahrhundert“;

## Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über „J. Jastrow, Das Dreiklassenwahlsystem".

* *
*

Die eingesandten Berichte lauten:

**1. Die soziale Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen von Herrn Franz Wirth.**

Die Friedensbewegung, früher über die Achsel angesehen und sogar etwas mitleidig betrachtet, hat in den letzten Jahren eine Bedeutung erlangt, an die man noch vor wenig Jahren nicht gedacht hat. Deutschland, das früher einen einzigen Friedensverein, nämlich den hiesigen, hatte, besitzt jetzt deren 22, die Frage der Abrüstung und Herstellung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtes wird sogar in den Parlamenten besprochen, die bedeutendsten Staatsmänner haben sich beifällig über die Sache geäußert, und die früher ganz gleichgiltige Presse beteiligt sich jetzt sehr lebhaft an der von den Friedensgesellschaften in Gang gesetzten Propaganda. Manche französische Blätter haben sogar einen besonderen Friedenswochenbericht eingeführt.

Seid Jahrtausenden werden Kriege geführt und ihre Schädlichkeit ist ebenfalls schon vor Jahrtausenden empfunden und erörtert worden, ohne daß sie deshalb abnahmen. Erst in der neuesten Zeit scheint eine Wendung eingetreten zu sein, weil die Verheerungen, welche Kriege in der Wirtschaft aller Völker — nicht blos der am Kriege direkt beteiligten — anrichten, größer sind als früher. Die 20 Jahre lang andauernde Geschäftsstockung, welche nicht blos Deutschland und Frankreich traf, sondern auch England, Amerika, Österreich u. a., d. h. alle Länder, deren Handel und Absatz durch den Krieg gestört waren, zeigte dies deutlich. Man sprach seiner Zeit viel von den 5 Milliarden Kriegskontribution und wunderte sich als nach einigen Jahren sich herausstellte, daß dieser Milliardensegen keiner gewesen! Sehr erklärlich, denn der Verlust, den Deutschland durch den Krieg an Produktion und Handel erlitten hatte, betrug wahrscheinlich mehr als diese 5 Milliarden. Man wurde eben gewahr, daß das durch diese repräsentierte Kapital nicht so leicht und rasch ersetzt werden konnte. In alter

*

Zeit glaubte man solchen Verlust durch Ausgeben von Staatspapieren und Papiergeld decken zu können: heute ist aber doch das Bewußtsein mehr durchgedrungen, und der französische Volkswirt Leroi Beaulieu hat es in der französischen Nationalversammlung ausgesprochen, daß viele Millionen Menschen jahrelang arbeiten müssen, bis soviel Kapital wieder erzeugt ist.

Die Friedensbewegung ist namentlich seit dem regelmäßigen Tagen der großen internationalen Friedenskongresse, d. h. seit 1889, zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgewachsen. Ihre Organisation gipfelt in den beiden Friedensbureaus zu Bern, dem „parlamentarischen" und dem „internationalen". Durch diese Versammlungen ist eine Reform des Völkerrechts, die Einsetzung eines ständigen Schiedsgerichtshofes, eine Reform der Erziehung und noch manches andere angeregt worden, was hervorragende Geister aller Völker und einen großen Teil der Parlamentsmitglieder beschäftigt.

Schiedsgerichte haben ja schon eine ganze Reihe stattgefunden. Es ist damit bewiesen, daß sie möglich sind. Es handelt sich nur darum, sie zu einer dauernden Institution zu machen. Die Folgen sind klar. Überblickt man die seit 25 Jahren in enormem Maße gestiegenen Staatsschulden — bis auf wenige alle aus Kriegen hervorgegangen —, so muß sich jedem die Überzeugung aufdrängen, daß solche Unsummen den Wohlstand eines Landes herabdrücken müssen. Frankreich hat jetzt England überflügelt und seit 25 Jahren seine Schulden mehr als verdoppelt, so daß deren Verzinsung allein nahezu eine Milliarde Franken jährlich verschlingt! Wäre nur die Hälfte davon erspart worden, so müßte Frankreich gewaltig an Wohlstand zugenommen haben. Nun kommen aber dazu noch 6—700 Millionen Kosten des stehenden Heeres. Welche Unsummen von Kapital gehen hier dem Lande alljährlich verloren! Eine Verständigung über die Abrüstung wäre demnach von weittragender Bedeutung. Selbst Offiziere, hervorragende Mitglieder des preußischen und des bayrischen Generalstabes, haben dies für nicht unmöglich erklärt, der bayrische Major Hagen hat sich im preußischen „Militärwochenblatt" sogar dahin ausgesprochen, daß dem geschichtlichen Entwickelungsgange nach der Krieg einst aufhören würde.

Um die große Masse des Volkes zu anderen, vernünftigeren Anschauungen zu bringen, ist vor allem die Erziehung dahin zu reformieren, daß nicht schon den Kindern eine hohe Meinung von dem Waffenhandwerk dadurch beigebracht wird, daß man ihnen Waffen, Bleisoldaten u. s. w. als Spielzeug in die Hand giebt. In der Schule muß auch eine Wandelung dahin eintreten, daß im Geschichtsunterricht und anderen Lehrgegenständen nicht das Kriegerische zu sehr hervortritt, sondern das wichtigere kulturelle Element. Die Kriege und Schlachten müssen natürlich aufgeführt werden, aber sie dürfen nicht wie bisher noch der Fall fast den ganzen Inhalt des Geschichtsunterrichts ausmachen. Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft müssen mehr Raum erhalten. Was wird selbst heute noch den Kindern von den Gewerben, dem Handel, den politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen der Alten mitgeteilt? Die alten Deutschen werden von den Künstlern heute noch in Tierhäuten (Ochsenhäuten, Bärenfellen) dargestellt, statt in Pelzröcken, obwohl aus der Geschichte bekannt ist, daß die Römer die ihnen früher unbekannten Pelze später selbst trugen.

Unsere Schulen leiden unter dem übermäßigen Bedarf des Heeres: überall wird gespart, nur um neue Regimenter aufstellen zu können. Ein wohlwollender Kultusminister in Preußen hatte den Fortbildungsschulen Zuschüsse bewilligt. Heute sind sie ihnen fast alle wieder entzogen. Das Patentgesetz enthält die Bestimmung, daß bei Überschuß der Bundesrat befugt ist, die Gebühren herabzusetzen. Heute noch sind sie die höchsten auf der ganzen Erde! Der Überschuß hat längst $1^1/_2$ Millionen im Jahr erreicht, aber herabgesetzt werden die Gebühren nicht!

Wie müßte die Produktion und damit der Wohlstand der Länder, besonders aber derjenige der ärmeren Volksschichten steigen, wenn jährlich auch nur ein Teil dieser Milliarden erspart und zu neuer Produktion verwendet würde! Die Höhe der Ersparnis, d. h. der Kapitalvermehrung binnen einem Jahre, zeigt dies am deutlichsten. Wie stehen wir hierin gegen England und Nordamerika zurück!

Es ist deshalb äußerst wichtig, die Überzeugung von den wirtschaftlichen Schäden der Kriege und großen Heere in den

Völkern mehr zu verbreiten, Verständnis darüber, was die unproduktive Verausgabung solcher Summen zu bedeuten hat, was Kapital ist und wie viel Schweiß und Mühe dessen Wiedererſetzung kostet.

Man muß ferner den durch Jahrtausende hindurch großgezogenen Wahn vernichten, daß Kriegsruhm das einzige Erstrebenswerte, das höchste Ziel sei, gegen welches die Erfolge in Kunst und Wissenschaft, in den großen Erfindungen und Verbesserungen auf allen nicht kriegsmäßigen Gebieten zurückträten: den Größenwahn der Völker muß man vernichten, welcher allein es möglich machte, daß man sie Jahrtausende lang auf die Schlachtbank führen konnte!

## III. Litterarische Mitteilungen.

### Neuere Goethe- und Schillerlitteratur X.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Da ich an dieser Stelle kritischen Bericht von Lesung so mancher Bücher zu geben pflege und, freilich nicht allzu oft, in die Lage komme, ein oder das andere Buch den Hochstiftsmitgliedern zur eigenen Lesung zu empfehlen, so ziemt es sich auch, hier einmal eines Buches zu gedenken, das in ganz ausgezeichneter Weise „Über Lesen und Bildung" [1]) Umschau hält und Ratschläge erteilt. Selten wird man eine gleich umfassende Kenntnis der neueren europäisch-amerikanischen Belletristik mit einer Gründlichkeit und gesunden Selbständigkeit des Urteils vereinigt finden, wie Anton E. Schönbachs Kritik unserer gegenwärtigen Zustände, Bildungsmittel und neuesten Litteratur sie bietet. Indem Schönbach unser schablonenhaftes Vielwissen der freien geistigen Ausbildung gegenüberstellt, muß seine Beobachtung von selbst zur Lebensarbeit Goethes und Schillers zurückschweifen, auch wenn er nicht eigens die Notwendigkeit erörterte, an die litterarischen Erscheinungen der Gegenwart den litterargeschichtlichen Maßstab anzulegen. Von dem Betriebe unserer Litteraturgeschichte ist freilich auch Schönbach nicht erbaut. Der überschwellende Goethekultus müsse einen Rückschlag hervorrufen, wenn „die Forschung in neuerer Litteratur falsche Wege geht, wenn sie einzelne Beobachtungen verzeichnet oder Bröckelchen veröffentlicht, die an und für sich gar nichts bedeuten, sondern nur in Massen, ausgezogen und unter größere Gesichtspunkte geordnet, ein kleines brauchbares Ergebnis liefern können.

---

[1]) Vierte, stark erweiterte Auflage. Graz 1894 (Leuschner & Lubensky).

Der Quell der Begeisterung dieser Art Arbeit ist der Fanatismus für den Quark. Das flüchtet sich umsonst hinter den wissenschaftlichen Satz, daß die Sorgfalt im kleinen auch dort nötig sei, wo man zur Zeit noch nicht ermessen könne, welchen Gebrauch die spätere Forschung davon machen werde; denn auch dieser Satz will mit verständigem Urteil angewendet werden, das nun freilich dem Philologen fehlt, dessen Blick nur bis zum nächsten Korrekturbogen reicht". Und doch bleibe der Kampf gegen den Goethekultus bedauerlich, denn in den Goethekultus haben manche noch den Rest des uns immer mehr entschwindenden Formgefühls gerettet. Wie weit ist unsere moderne deutsche Bühne bereits von jener Schillers und Goethes, deren „Atem die Kunst war, deren Ziele und Wege streng erwogen wurden", entfernt. So geneigt wir zum Lobe unseres eigenen Zeitalters seien, so sind wir doch heute keineswegs über Goethes Lebensideal hinausgekommen, „vielleicht eher davon in manchem wieder zurückgetreten. Schiller fordert eine ästhetische Erziehung des Menschen und beschreibt sein reiches weites Ideal sittlicher Bildung. Goethe stellt in sich selbst den Höhepunkt der Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts dar, den frei und vollkommen gediehenen Menschen, dessen Sinnen alles in Natur und Welt offen liegt, dem nichts zu schlecht oder klein ist, daß es nicht in einer höchsten künstlerischen Ordnung des Universums verstanden und gewürdigt werde". An Goethes Hymnus an Jovis Schoßkind („Meine Göttin") erinnert uns Schönbach, wenn er die Phantasie als das treibende Moment aller Schöpfungen des menschlichen Geistes, als die Kern- und Grundkraft aller menschlichen Geistesarbeit preist. Die neueste litterarhistorische Poetik möchte dem ganz entgegengesetzt die dichterische Phantasie nur als eine besonders geschickte Verwendung von Lesefrüchten gelten lassen, d. h. ihr Wesen mißverstehend leugnen. Verwunderlich ist mir, daß Schönbach von seiner Bücherliste gerade die Dichtung Goethes ausgeschlossen hat, in welcher dichterische Phantasie und überlegende Verstandesthätigkeit, Herzensbedürfnis und bewußte Tendenz sich so wunderbar vereinigen: „Die Wahlverwandtschaften". Gerade im Zusammenhang mit den neuesten realistischen Bestrebungen, Dichtung und exakte Naturwissenschaft im Experimentalroman zu verschmelzen,

erscheint der von einem Naturgesetz ausgehende und dieses in der sittlichen Welt widerspiegelnde Goethische Roman doppelt bedeutsam. In der italienischen Reise sieht Schönbach eine Wandelung nicht nur im Leben des Dichters (vgl. dagegen unten Nr. 73/4), sondern in der ganzen Geschichte unserer modernen Litteratur. Er stellt die Bedeutung der „großen Tour“ für die Menschen des 18. Jahrhunderts den unruhigen Streifzügen des modernen Reisenden gegenüber. Nicht ganz im Rechte scheint mir der treffliche Führer, wenn er vor der Überschätzung des „Romans Dichtung und Wahrheit“ als historischer Quelle warnt. So viel unwillkürliche Irrtümer und beabsichtigte Verschiebungen wir nun auch in Goethes Autobiographie nachweisen können, sie bleibt doch eine kulturgeschichtliche Quelle, deren Wert kaum überschätzt werden kann. Was Goethe in dem Werke als komponierender Künstler geleistet hat, das vermögen wir freilich erst jetzt durch die ins Einzelnste gehende Feststellung seines Abweichens von dem thatsächlichen Verlaufe der Begebenheiten völlig zu würdigen.

Diese künstlerische Seite, Gliederung und Aufbau, den ästhetischen Wert des Kunstwerks im Gegensatze zu einseitiger historischer Erläuterung für „die Geistes- und Herzensbildung der Schüler“ verständlich und fruchtbar zu machen, ist die Hauptaufgabe, welche sich Hermann Schiller und Veit Valentin für ihre Sammlung „Deutscher Schulausgaben“ [2]) stellen. Schiller hat in zweien der hübsch ausgestatteten Bändchen (Nr. 3 und 4) Goethes Frankfurter Jugendzeit und seine Urteile über die deutsche Litteratur aus „Dichtung und Wahrheit“, Valentin Goethes „Iphigenie auf Tauris“ (Nr. 5) herausgegeben, der er Schillers „Jungfrau von Orleans“ (Nr. 10) folgen lassen will. Valentins Einleitung zur Iphigenie behandelt ebenso klar und knapp als anziehend die dichterischen Voraussetzungen, das künstlerische Problem, die dramatische Gestaltung und den dramatischen Aufbau des Werkes. In der modernen Dichtung, sagt Valentin, erfolge die Befreiung „durch innerliche Buße und Läuterung: damit ist den Erinnyen genug gethan, und sie bedürfen keiner anderen Sühne, sie geben

[2]) Dresden 1894 (Verlag von L. Ehlermann).

die Verfolgung, die, nachdem der Verfolgte seine That gebüßt hat, gegenstandslos geworden ist, naturgemäß auf. Die Sühne durch innere Läuterung, wie sie bei Iphigenie selbst schon (durch die Todesqualen des in Aulis zum Altar geführten Opfers) erfolgt ist und wie sie nun auch bei Orestes (dessen Vorstellung das von der Schwester an ihm zu vollziehende Opfer bereits vollendet sieht) sich vollzieht, sowie der Weg, auf dem diese Läuterung gewonnen wird, ist das Neue in der Lösung des künstlerischen Problems durch den modernen Dichter".[3]) Ich möchte hinzufügen, wie falsch es ist, wenn man statt dessen so oft die Wahrheitsliebe Iphigeniens als eine christliche Tugend der antiken Moral entgegenstellt und hierin die Erneuerung der alten Sage erblicken will. Gerade dieses Hervordrängen des inneren Wahrheitsbedürfnisses, vor dem die aufgedrungene List fallen muß, ist ebenso Sophokleisch als Goethisch. Nicht umsonst verweist Pylades auf Ulysses als sein Vorbild. Wie Ulysses rät er der zur Fortführung des Kranken nötigen Mithelferin, und wie Neoptolemus dem Philoktet, vermag Iphigenie dem edlen Thoas gegenüber die ihr angelernte kluge Komödie nicht durchzuführen. Schon Laas hat in seiner Lehre vom deutschen Aufsatz diese Abhängigkeit, denn hier handelt es sich meiner Überzeugung nach wirklich um eine solche, des Goethischen Iphigeniendramas von Sophokles' „Philoktetes" betont. Durch Lessings „Laokoon" (auch ihn hat Valentin als Heft 6/7 seiner „Deutschen Schulausgaben" in dankenswerter Weise herausgegeben) war gerade diese Sophokleische Tragödie seit langen Jahren der Aufmerksamkeit Goethes besonders nahe gebracht worden. Die ganze Iphigeniensage, die nach Aulis, Tauris und Delphi weisenden alten und neuen Dichtungen über ihr Schicksal läßt Richard Förster in seinem Vortrage[4]) an uns vorüberziehen. Er rühmt Schiller, der statt gleich andern (Racine, Levezow) zu ändern mit der ein-

[3]) Vgl. darüber und über die Bühnengestaltung des Goethischen Dramas Valentins zwei Aufsätze „Kunst und Routine" im 1. und 3. Hefte der auch sonst für Goethes und Schillers Fortleben auf der modernen Bühne wichtigen „Deutschen Dramaturgie" herausgegeben von Paul Kühn. Leipzig 1894/95.

[4]) Iphigenie. Rede zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers. Breslau 1895.

fachen Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis „das Richtige that", er preist Goethes „in sich ruhendes und geschlossenes Kunstwerk". Förster meint, daß Wielands Alkeste,[5]) wie die Iphigeniendramen von Lagrange und de la Touche auf Goethe eingewirkt haben. Während aber bei de la Touche der rein natürliche geschwisterliche Instinkt äußerlich den Wahnsinn Orests beruhigt, geht bei Goethe die seelische Umwandlung und Entsühnung allmählich vor sich. Förster verweist auch auf die Werke der bildenden Kunst (Angelika Kauffmann, W. Tischbein, Hermann Heidel, Feuerbach), die durch Goethes Dichtung entstanden sind.

Wohl aus Rücksicht auf das gleichzeitig ausgegebene Iphigenienbändchen hat H. Schiller Goethes Selbstzeugnissen über Götz, Egmont und Werther, wie sie in „Dichtung und Wahrheit" stehen, auch noch solche für Iphigenie beigefügt, obwohl sie mit der Autobiographie selbst eigentlich keinen Zusammenhang haben. Daß für die Zeit von 1764 bis 1775 „Dichtung und Wahrheit" die beste deutsche Litteraturgeschichte sei, durfte der Herausgeber mit Recht behaupten. Der Lehrer wird freilich eben hierbei es an Berichtigungen und Ergänzungen, wie sie ihm reichlich und trefflich v. Loepers berühmter Kommentar und Düntzers neueste Ausgabe in Kürschners Nationallitteratur[6]) an die Hand geben, nicht fehlen lassen dürfen. Die dem ersten Teile der „Deutschen Schulausgaben" beigegebenen 14 Bilder aus Altfrankfurt werden das Bändchen auch den Lesern außerhalb der Lehrer- und Schülerkreise zu einer erfreulichen Gabe machen. Erfreulich erscheint aber auch die Mühe und Sorgfalt, welche C. A. Buchheim daran gewandt hat, um die ersten vier Bücher von Goethes Lebensbeschreibung im deutschen Texte englischen Lesern zu erschließen. Die umfangreichen Notes (108 Seiten) suchen

[5]) Goethes Verhältnis zu Wieland und Euripides hat Alfred Schöne erörtert in den Anmerkungen zu seiner Rede „Über die Alkestis des Euripides" Kiel 1895. Schöne nimmt an, daß Goethe nicht das griechische Original, sondern nur die lateinische Übersetzung von Ämilius Portus (Heidelberg 1597) kannte, da nur diese den Thanatos als mortuarum reginam bezeichnet und Goethe die Königin der Toten im Euripideischen Stücke auftreten läßt.

[6]) Bd. 98—102. Goethes Werke Bd. XVII—XX. Stuttgart 1894/95 (Union deutscher Verlagsgesellschaft).

zwar vor allem über sprachliche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, sie geben aber zugleich sachliche Erläuterungen, in denen der rühmlich bekannte Herausgeber der „German classics“[7]) ebenso Geschick in der Auswahl wie gründliche Kenntnis der einschlägigen Litteratur bewährt. Die Einleitung berichtet in knapper Weise über die Entstehungsgeschichte der Autobiographie, welche sich der ersten Cottaischen Ausgabe der Goethischen Werke von 1806/8 (sie muß als „works“ nicht als „collected works“ bezeichnet werden) anschloß. Buchheim empfiehlt „Dichtung und Wahrheit“ mit den schönen und treffenden Worten: „It combines all the advantages which the various stages of life are capable of imparting to an author's writings.“ Wenn für deutsche Leser Buchheims Ausgabe als Zeichen der wachsenden Anerkennung Goethes in England wertvoll ist, so hat die deutsche Goetheforschung mit Düntzers Ausgabe als einer nicht unwichtigen Arbeit zu rechnen. Düntzer und Kürschner haben die vier Bände von „Wahrheit und Dichtung“ — diesen Namen, behauptet Düntzer, müßte das Werk nach Goethes letzter Willensmeinung führen — mit reichem Bilderschmucke, besonders an Porträten ausgestattet. Ich würde freilich eher manch anderes Bild als z. B. die der Kaiser Franz I. und Joseph II., das von Chr. F. Weiße oder gar das von Ulysses v. Salis aufgenommen haben, von welch letzterem Goethe doch nichts weiter zu sagen hatte, als daß er ein ernster verständiger Mann kopfschüttelnd bei uns vorüber ging. Aber sinnig war es, dem 16. Buche das Bild Spinozas aus Colers Biographie von 1733 voranzustellen. Die Ansichten des Klosters auf dem Odilienberge und Offenbachs von der Mainseite (1783) bringen uns sofort „die Wahlverwandtschaften“ und Lilis gestörte Geburtstagsfeier in Erinnerung. Auf den 48 Seiten der Einleitung hat Düntzer die äußere Entstehungsgeschichte des Werkes, man möchte sagen von Tag zu Tag verfolgt, wie er dies schon 1881 in den „Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit“ mit Zuhilfenahme der Ausleihelisten der Weimarischen Bibliothek gethan hat. Für die erneute Darstellung standen ihm jetzt die neu mitgeteilten

---

[7]) Edited with introduction, notes and index. Volume XII. Goethe's Dichtung und Wahrheit. The first four books. Oxford 1894. (At the Clarendon Press).

Schemata und Zusätze der Weimarischen Ausgabe zur Verfügung, an deren Textgestaltung Düntzer scharfe Ausstellungen macht. Die freundliche Art, mit der er nun der Verdienste seines Gegners v. Loeper gedenkt, berührt doppelt angenehm, je weniger man Urbanität und Anstand bei der Kritik, die heute in Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte den Ton angiebt, voraussetzen darf. Wer unbeirrt von rechts und links nur der Sache dienend ruhig und gewissenhaft seinen Weg zu gehen sucht, der braucht auf die in Gift und Schmutz getauchten Pfeile, die dem Parteilosen von allen Seiten den Dank entgegenzischen, nicht lange zu warten.

Wenn Düntzer in manchen der vorausgehenden Bände von Kürschners trefflicher Sammlung, deren Wert als Ganzes immer mehr hervortritt, sich oft etwas zu knapp hält und mit dem Hinweise auf seine „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ begnügte, so hat er diesmal die Anmerkungen reicher ausgestattet. Gründlichste Beherrschung des ganzen Materials bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ist ja bei Düntzer selbstverständlich. Diesmal hat er aber im Kommentar auch manche oft gerügte Schwächen mehr als sonst vermieden. Seit v. Loeper seinen berühmten Kommentar in der Hempelischen Ausgabe veröffentlichte, ist gar manches Zweifelhafte richtig gestellt, Unbekanntes erhellt worden. Düntzers kommentierte Ausgabe kann so ihren Platz neben der Loeperischen behaupten und wird sich für den Teil der Leser, dem v. Loepers Anmerkungen zu viel Material bringen, jetzt als die beste Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit“ (mit der Änderung des Titels wird Düntzer gewiß nicht durchdringen) empfehlen. Wenn Düntzer die thatsächlichen Verhältnisse in Sesenheim der Goethischen Schilderung gegenüber stellt, so mag dabei auf die neuen (vgl. X, 478) „urkundlichen Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte“ [8]) von Gustav A. Müller verwiesen werden. Als kleine Beiträge zum Kommentar von „Dichtung und Wahrheit“ mag solche Andacht zum Unbedeutenden, gegen die ich für meine Person mich ablehnend verhalten muß, noch am besten zur Geltung

[8]) Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einer korrigierten Kopie und einer Wiedergabe des Falckischen Friederikenporträts sowie fünf Beigaben. Bühl 1894 (Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konkordia).

kommen. Wer sich für das Verzeichnis aller Taufen interessiert, bei denen Mitglieder der Familie Brion Paten standen sowie für Friederikens Mitschülerinnen, den Barbier und Lehrer wie die Wirte von Sesenheim, dem wird hier reiche Belehrung darüber geboten. Vermerkenswert ist die gut begründete Vermutung, daß Goethe den Kleidertausch mit dem Wirtssohn Georg Klein nicht in dem entfernteren Drusenheim, sondern dem näheren Dingolsheim vorgenommen habe. Die pietätvolle Freude, die der Verfasser an seiner Forschung zeigt, muß eigentlich alle Kritik entwaffnen, und für das von ihm in Sesenheim gegründete Goethe-Friederikenmuseum sind seine Sesenheimer Lokalforschungen ja gewiß ein willkommener Beitrag. Die Frage nach der Echtheit des von Falck veröffentlichten Friederikenbildes (das mir immer glaubwürdig schien) ist durch Müllers erneute Untersuchung nicht entschieden worden. Völlig mißlungen ist sein Versuch, aus noch vorhandenen (neueren) Liederbüchern der Sesenheimer etwas der Sammlung von Friederikens Elsäßer- und Schweizerliedchen Ähnliches herzustellen. Auch die Lieder Friederikens und Goethes, die Müller seiner eigenen Dichtung „Die Nachtigall von Sesenheim“ [9]) eingeschaltet hat, erinnern mehr an Margaretens und jung Werners frische Weisen als an Goethe und elsäßische Volkslieder. Die Dichtung weist in jeder Zeile auf ihr Vorbild, Scheffels „Trompeter von Säkkingen“, hin; man möchte sie als Variationen des von Scheffel aufgestellten Musters bezeichnen. Daß Müller „Dichtung und Wahrheit“ gegenüber sich selbständig verhalten hat, ist an sich nicht zu tadeln. Aber die Herbeiführung der Katastrophe durch Goethes Versehen, abmahnende Briefe von Mutter und Schwester dem für Friederike gemalten Bande beizupacken, ist mehr einfach als gut erfunden. Der Verstoß gegen das Zeitkostüm, die Pfarrerstochter als Fräulein ansprechen zu lassen, wäre leicht zu vermeiden gewesen. Im übrigen aber mag der frische und teilweise ganz anmutige Nachklang des oberrheinischen Trompeters immerhin neben den schon vorhandenen fünf Friederikendichtungen von der guten Gesinnung seines Verfassers freundliches Zeugnis ablegen.

---

[9]) Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Leipzig 1895 (Verlag von Walter Fiedler).

Einen wirklich schätzbaren Beitrag zum Kommentar von „Dichtung und Wahrheit“ hat Düntzer durch sein Buch „Goethes Stammbäume“[10]) geliefert. Schon 1888 hatte er in den „Grenzboten“ Mitteilungen über die Familie Textor veröffentlicht. Jetzt hat er auf Grund langer sorgfältiger und kritisch prüfender Studien versucht, ein möglichst getreues Bild der bedeutendsten Männer der Textorischen und Goethischen Familie zu geben „und zugleich den weiten Kreis der Goethischen Verwandtschaft anzuführen“. Die übersichtliche Vereinigung aller der recht zerstreuten Nachrichten ist höchst dankenswert, aber gerade Düntzers Studie zeigt auch, wie viel Material die Hochstiftsberichte für die Goethische Familiengeschichte angehäuft haben, die in dieser Ausdehnung selbst wieder ein Beitrag zur Geschichte Frankfurts geworden ist. Den interessanteren Teil der Arbeit bilden die Mitteilungen über das Geschlecht Textors, das von dem Georg Weber, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Weickersheim in Diensten des Grafen Georg Hohenlohe lebte, bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Im Dezember 1690 wurde der Heidelberger Professor Johann Wolfgang Textor als erster Syndikus nach Frankfurt berufen; sein Enkel war der Großvater von Johann Wolfgang Goethe. In der Rettung des Stadtschultheißen Textor gegen die Senckenbergischen Beschuldigungen hat Düntzer wohl zu viel Eifer entwickelt. Goethes Verse „Urahnherr war der Schönsten hold“ verraten doch, daß die Erwähnung galanter Neigungen Textors nicht bloße Erfindung Senckenbergs ist. Volgers Ableitung des Namens und der Familie Goethe aus dem Gaue Götzfeld weist Düntzer zurück. Er glaubt, daß wir über den Schmied Joachim Göthe, der von 1636 an in Sangershausen nachweisbar ist, nicht zurückgehen können; der Hufschmied Dietrich Hans Christian Göthe zu Artern in der Grafschaft Mansfeld war wohl sein Sohn. Von Goethes Großvater und Vater entwirft Düntzer ein ausführlicheres Lebensbild; beim letzteren geht er vielleicht ein paarmal zu sehr in die Goethebiographie selbst über. Für die gerechte und liebevolle Würdigung des trefflichen Johann Kaspar Goethes sei Düntzer

[10]) Eine genealogische Darstellung. Gotha 1894 (Fr. Andreas Perthes).

umsomehr gedankt, je hartnäckiger die alte Ungerechtigkeit gegen den Vater, die freilich der Sohn selbst verschuldet hat, in der Goethelitteratur fortlebt. Bei manchen Einzelheiten hat Düntzer doch wohl mehr Vermutungen als streng nachweisbare Behauptungen über die Art und Weise, wie der Herr Rat seines Sohnes Verhalten aufgenommen haben mag, zum Besten gegeben. So kann ich auch weder in Goethes Briefen noch Tagebüchern Zeugnisse dafür finden, daß der Verlust von Christianens und seinen Kindern „ihn zu rasendem Schmerz aufregte". Dagegen möchte ich aus dem späteren Verhältnis zwischen dem Dichter und seinem Vetter Dr. Melber doch folgern, daß er während dessen Studienzeit in Jena sich seines jüngeren Verwandten angenommen habe, obwohl wir kein Zeugnis dafür haben. Wie wenig das Schweigen der Tagebücher in dieser Hinsicht beweisend ist, hat jetzt v. d. Hellen in den Lesarten zu Brief Nr. 4277 und 4463 eigens vermerkt, nachdem ich schon im vorangehenden Berichte (X, 477) dies hervorgehoben hatte.

Düntzer rühmt, wie in den Tagebüchern die ganz eigenartige Ausbildung der Goethischen Lebensdarstellung deutlich vorliege, „aber sie sprechen nur dem Kundigen, der sie zu beleben weiß". Ich habe schon einmal gestanden, daß mir diese Belebung nicht leicht wird. Gewiß gewinnt man hier einen höchst lehrreichen Einblick in das ruhige systematische Leben und Arbeiten Goethes zu einer Zeit, in der die Ähnlichkeit mit seinem bedächtigen ordnungsliebenden Vater mehr hervortritt als das lebhafte Blut der Mutter. Das feste zielbewußte Streben nach Erfüllung selbstgewählter Lebensaufgaben und umfassendster Bildung spricht aus diesen trockenen Aufzeichnungen: „Beschäftigung, die nie ermattet", und zu dem bewundernswerten Aufbau des Goethischen Lebens „Sandkorn für Sandkorn reicht". Wie er in einem Briefe an Knebel zum Jahresanfang 1800 von dem Fleiße spricht, der sein ganzes Glück mache, so gesteht er einige Tage später in dem jetzt zum erstenmal veröffentlichten Schreiben an den Prinzen August von Gotha: „Wie ein Stein geschwinder fällt, je länger er fällt, so scheint es auch mit dem Leben zu gehen, das meinige wird, so still es von außen aussieht, immer mit größerer Heftigkeit fort-

gerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen, kreuzen und drängen sich, so daß es meiner ganzen Ordnungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirre entsteht." Wer das Fortrücken einer einzelnen Arbeit Goethes feststellen will, zweifelhafte Einzelheiten sichern möchte, der wird diese Tagebücher reich an Aufschluß finden. Wer aber, um von „Dichtung und Wahrheit" ganz zu schweigen, nur von den „Tages- und Jahresheften" zu den Tagebüchern übergeht, wird doch beim Durchgehen eines Bandes, wie nun die Weimarer Ausgabe[11]) wieder einen, den sechsten, bietet, das Beleben dieses Schemas nicht so leicht finden. Der neueste Band behandelt die Jahre 1816 und 1817; Herausgeber sind Ferdinand Heitmüller und Julius Wahle. Vom 21. März 1817 an sind die Eintragungen in ein besonderes Heft, nicht mehr wie seit 1797 in den Gothaischen Schreibkalender gemacht. Im wesentlichen ist der Charakter der Tagebücher dadurch nicht geändert; nur sind dem Texte gegenüber auf den halbbrüchigen Bogen die Expeditionen und Briefe eingetragen. Von Goethes Briefen sind in der Weimarischen Ausgabe Band 15 und 16 erschienen, die vier Jahrgänge 1800 bis 1803 enthaltend. Der Brief an Schiller vom 31. Dezember 1803 trägt die Nummer 4800. Die Zahl der ungedruckten Briefe nimmt mit dem Fortschreiten der Sammlung zu. Band 15 bietet 114, Band 16 sogar 142 bisher unbekannte Briefe Goethes.[12]) Der Hauptanteil davon (35) entfällt auf Christiane; 12 sind an Cotta, 7 an Karl August, je 2 an Humboldt und Fr. A. Wolf gerichtet. Daneben finden wir als Adressaten zum erstenmal veröffentlichter Briefe: Blumenbach, Hegel, Iffland, Schleiermacher, Johanna Schlosser, Steffens, Voigt, den Herzog Ernst und Prinz August von Gotha, die Herzogin Luise. Eine ganze Reihe von Billets und Briefen

---

[11]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1894 (Hermann Böhlau).

[12]) Im Inhaltsverzeichnis des 15. Bandes sind die ungedruckten Briefe von Nr. 4408 an nicht mehr mit dem zu ihrer Hervorhebung eingeführten Zeichen * versehen, während die betreffenden Nummern in den Lesarten den Vermerk tragen.

sind an Kirms gerichtet, der bei der schwierigen Theaterleitung seine festeste Stütze bildete. Es wird in der Goethelitteratur so viel Entbehrliches zu Tage gefördert. Eine zusammenfassende Charakteristik von Kirms Persönlichkeit und Thätigkeit auf Grund des neu erschlossenen Materials erscheint mir wirklich als ein Bedürfnis; eine solche Arbeit würde Wahles verdienstliches Buch über das Weimarische Theater erwünscht ergänzen. Zu Goethes Theaterleitung bringen die neu veröffentlichten Briefe manches bei, so eine recht kräftige Zurückweisung der Mutter Kotzebues, die Goethe wegen Unterdrückung der satirischen Stellen in den „Kleinstädtern" Vorwürfe machen wollte (3. März 1802). Zwei für A. W. Schlegel bestimmte Konzepte loben seinen „Jon", für den er sich von Anfang interessiert habe und der ihm durch die Mühen und Abenteuer der Aufführung gleichsam zu eigen geworden sei. Er fürchtet, die Größe des neuen Berliner Theaters werde die Repräsentationen zum spektakelhaften drängen, „da wir die Mittelstraße, durch großen Stil etwas Bedeutendes und Auffallendes hervorzubringen, wohl schwerlich so bald betreten werden". Gerne würde er, wenn nicht gar zu viel entgegenstünde, die von Schlegel übersetzte „Anbetung zum Kreuz" von Calderon in Weimar aufs Theater bringen. Die Aufführung von „Was wir bringen" hat ihm Lust gemacht, wohl einmal ein ähnliches Festspiel „mit mehr Personen für ein größeres Theater zu bearbeiten". Diese Äußerung in einem Briefe an den Grafen Brühl (28. Febr. 1801) ist wohl für die Vorgeschichte des „Epimenides" zu verwerten. Im selben Brief klagt er, daß die Deutschen die guten Eigenschaften des französischen Theaters, die ihnen selbst fehlten, so schwer zu schätzen lernten. Es sei im deutschen Volke „ein eignes Gemisch von Originalität und Nachahmung". An den französischen Übersetzer von „Hermann und Dorothea", Paul J. Bitaubé, schreibt er (19. Nov. 1800), gern würde er, wäre er nur jünger die sittlichen und geistigen Bedürfnisse der Franzosen, Sitten und Lokalitäten kennen lernen, um dann ein Gegenstück zu seinem Epos zu schreiben. Dem englischen Übersetzer von „Hermann und Dorothea", Holcroft, stellt er (29. Mai 1801) einen Aufsatz „über die vier nunmehr vor mir liegenden Übersetzungen" des Gedichtes in Aussicht. „Man kann, wie es mir scheint, nach zweierlei

Maximen übersetzen, einmal wenn man seiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zustände derselben anschaulich machen will, wobei man sich dann genau an das Original bindet; man kann aber auch ein solches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eigenen Empfindungen und Überzeugungen dergestalt verändert, daß es unserer Nation näher gebracht und von ihr gleichsam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne." Durch seine Arbeit an Voltaires „Mahomet" (s. unten M. Bernays) und „Tankred" lag Goethe damals die Frage nach der Übersetzungsart besonders nahe. Seine Gedanken darüber öffentlich zu sagen, nahm er aber erst in „Dichtung und Wahrheit" und in den Noten zum westöstlichen Divan Gelegenheit. In dem (gleichfalls bisher ungedruckten) Briefe an Maler Müller (19. Nov. 1800) meint er von den Propyläen: „Unsere Absicht dabei ist aufzuregen und zu wirken, nicht festzusetzen und zu bauen; ob wir gleich von einem Gebäude unsern Titel hergeleitet haben." Wenn hier das Verhältnis zur romantischen Schule im Hintergrunde steht, so kommt Goethe in einem in doppelter Fassung erhaltenen Briefkonzepte an W. v. Humboldt (29. Nov. 1801) auf den Bruder des Sternbalddichters, den Bildhauer Friedrich Tieck, zu sprechen. Er sei, abgesehen von den affectionibus juventutis mit ihm als Künstler und als Menschen recht wohl zufrieden. „Das schlimmste ist, daß er sich sein Leben von Grund aus zerstört, wenn ihm nicht bald ein Licht über seinen sittlichen Zustand aufgeht. Dann natürlich, wenn einer so selbstisch, rechthaberisch, ohne irgend eine Rücksicht, in den Wald hineinschreit, so erwidert ihm das Echo solche fratzenhafte Töne, die ihm freilich zu keinem Ohrenschmaus gedeihen. Nun hat der Wald unrecht! und die Welt! und ein kränklich ombrageuses Menschenfeindchen ist fertig, das viele Jahre braucht, um nur gegen sich selbst und gegen andere wieder eine vernünftige Positur zu fassen. Wer der Welt grad aus zu Leib gehen will, muß ein derbes Fell auf den Knochen haben."

Durch Heraushebung solch einzelner markanter Stellen aus den neu erschlossenen Briefen wird ja die Sammlung, deren Hauptvorzug eben in der geschlossenen Masse gegenüber der bisherigen Verzettelung liegt, freilich nicht charakterisiert. Gerade indem wir

die nach allen Seiten sich verschlingenden, so mannigfaltigen Fäden gewahren, tritt die einheitliche Persönlichkeit Goethes in ihrer imponierenden Macht hervor. Mit aufgeregtem Eifer sorgt er da für die Gründung der neuen Jenaischen Litteraturzeitung, fördert das Einzelnste beim Schloßbau und bringt seinen Willen im Theatertreiben energisch zur Geltung. Treulich hält er an dem alten mürrischen Freunde Knebel fest und findet für den Jugendgenossen Jacobi immer wieder herzliche Worte, während das frohe Gefühl vollen geistigen Verstehens und Zusammenwirkens im Höchsten den Briefen an Schiller ihr Gepräge leiht. Mit sorgender Liebe sucht er Christianen Freude zu machen und daneben beginnen schon die Beziehungen, welche nach zwei Jahrzehnten den Herausgeber von „Kunst und Altertum" in den Mittelpunkt des europäischen Geisteslebens stellen. So groß aber das Verdienst der Weimarischen Ausgabe ist, die für Goethes ganze Lebenszeit leistet, was M. Bernays und S. Hirzel für die Briefe des „jungen Goethe" vorbildlich gethan haben, so ist sie doch nach Anlage und Umfang nicht für weitere Leserkreise geeignet. Diese werden ohne Erläuterungen auf Schritt und Tritt zurückgescheucht. Es ist deshalb zu begrüßen, daß im Anschluß an die große Weimarische Briefausgabe nun „Goethes Briefe" [13]) auch für nichtgelehrte Kreise zugänglich gemacht werden sollen. Nur rein geschäftliche und amtliche Schreiben, gleichgiltige Billette sollen wegbleiben, die Briefe selbst vollständig und in unveränderter Schreibung für die Jugend in chronologischer Ordnung, für spätere Jahre nach sachlichen Gruppen (eine schwierige und bedenkliche Gliederung!) gereiht, mitgeteilt werden. Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen und Erläuterungen im einzelnen sollen die Briefe dem allgemeinen Verständnis nahe bringen. Ein Urteil über die Ausgabe läßt sich nach den paar vorliegenden Lieferungen noch nicht fällen.

---

[13]) Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Leipzig 1894 (Verlag von K. Fr. Pfau). — Gleichzeitig erscheint auch von W. v. Biedermanns trefflicher und unentbehrlicher Sammlung der Goethischen Gespräche eine neue Subskriptionsausgabe in 45 Lieferungen. Leipzig (F. W. v. Biedermann).

In dem erstmalig veröffentlichten Briefe an Steffens spricht sich Goethe über seine Naturstudien aus. „Zur Zeit, da ich den für mich einzig möglichen Weg, die Natur zu studieren einschlug, fand ich mich in der weiten Welt ganz allein. Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherlei Methoden abnötigt, um sie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber ist man überhaupt wohl einig; daß aber beim Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir suchen, als wenn wir das Gefundene ordnen, darüber scheint man nur in einem kleinern Zirkel sich zu verstehen." Die Briefstelle giebt ein für Goethes ganzes Naturstudium wichtiges Geständnis. Eine reiche Fülle neuen Materiales für Goethes Naturstudien bringen die neuesten Bände (4 und 10) der „naturwissenschaftlichen Schriften" der Weimarer Ausgabe. Dem 2. historischen Teile „Zur Farbenlehre" hat Kalischer die 17 Bunt-Schwarzdrucktafeln beigegeben, die seit 1842 überhaupt nicht mehr, in einer Gesamtausgabe der Werke noch niemals vollständig veröffentlicht worden sind. Umfangreich und vollständig ausgearbeitet sind die Paralipomena zu diesem Teile, so die „Geschichte des Newtonischen Irrtums den Ursprung der Farben betreffend". Wenn Goethe dabei die Meinung ausspricht, die Geschichte wie ein Irrtum entstanden und entstehen könne, bleibe der furchtbarste Angriff, so sehen wir auch dabei die Bethätigung seines geschichtlichen Sinnes. Merkwürdiger, meint er in einer ersten Aufzeichnung über den Tempel zu Puzzooli, sei in dieser Welt der Meinung nichts, „als daß man um Phänomene zu erklären die gewaltsamsten Mittel zu Hilfe ruft, anstatt daß man bei ruhiger Umsicht das nächste Natürliche bei der Hand gehabt hätte". Die Natur, sagt er in der Farbenlehre, „ergreifen wir nur durch Kunst, und jede Kunst muß der Natur Gewalt anthun. Ja man darf wohl sagen, indem der Mensch bestimmt ist, eine zweite Natur hervorzubringen, so darf er sich dem Sinne der ersten nicht völlig hingeben". Die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften lehrt er dagegen im zweiten Paralipomenon, sei nur dadurch möglich geworden, „daß geniale Menschen sich wieder zur Natur wandten,

sie mit Anteil beschauten, sie sich zueigneten, sie nachbildeten, belebten, vermenschlichten, vergeistigten". Die Newtonische Schule aber habe sich von der Natur wieder abgesondert, stationär und retrograd in ihren eigenen Kreis sich eingeschlossen. Für die Geschichte seiner eigenen Arbeiten in diesem Fache erhalten wir ein neues bedeutsames Schema (29. Paralipomenon); für seine mineralogischen und geologischen Arbeiten teilt der 10. Band außer Lesarten und Paralipomena 62 Aufsätze zum erstenmale aus den Handschriften mit. Rudolf Steiner hat dies neue Material, vereint mit acht bereits bekannten Aufsätzen, in drei große Gruppen geordnet: Mineralogische und geologische Grundbegriffe, Grundgesetze des Wirkens in der unorganischen Natur von der Krystallisation bis zur Bildung ganzer Gebirgsformen, Darstellungen geologischer Objekte und Phänomene unter bestimmten örtlichen Verhältnissen. Besonders scharf tritt wiederholt Goethes Abneigung gegen den Vulkanismus auch in diesen Aufsätzen hervor. Wir werden unmittelbar an die tollen Strudeleien in der klassischen Walpurgisnacht erinnert, wenn wir auf einem eigenhändigen Zettel lesen: „Daß ich einen solchen wilden willkürlichen Erdboden nicht bewohnen, wenigstens nicht betrachten werde, denn wie sieht es in meinem Kopfe aus, wenn ich mich quäle zu denken und zu imaginieren, daß durch Strecken Meilen aus dem Meere emporgehoben, dort Urländer ins Meer versenkt werden, wenn die Erde bald hie bald da klafft, um fertige unten ausgekochte Bergmassen emporzuheben, wenn das feste Tyrol reißt, der Porphyr aus der Tiefe emporsteigt, den Dolomit zerstückt und zerklüftet."

Das mineralogische Interesse bildet den Ausgangspunkt für Goethes geographische Beobachtungen, die er vor allem auf seinen Reisen anstellte. Goethe hat keine eigentlich geographische Studie verfaßt, aber Fragen der physikalischen Geographie und der Ethnographie haben ihn stets beschäftigt. Die Art wie Herman Becker „Goethe als Geograph" [14]) behandelt, ist daher durchaus gerechtfertigt und äußerst lehrreich, nur schade, daß er sich auf die deutschen

---

[14]) Berlin 1894. Programm der Margaretenschule (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

Grenzen beschränkt hat, während doch gerade die Schweizer- und die italienischen Reisen das reichhaltigste Material bieten. Wenn erst durch die sinnliche Anschauung der Gegend für Goethe die Geister der Geschichte lebendig werden (ital. Tagebuch 19. Oktbr.), so erinnert dies fast an Moltkes köstlichen Ausdruck, „dem Terrain sein Geheimnis abzuzwingen“. Goethe wäre seiner sinnlich betrachtenden Natur gemäß kaum imstande gewesen nach bloßen Beschreibungen geographisch anschaulich zu dichten wie Schiller im „Tell“. Genaue örtliche Verhältnisse legte er aber gerne seiner Dichtung zu Grunde, wie z. B. in den „Wahlverwandtschaften“. Sein Tadel des Auswendiglernens und seine Forderung nach lebendig anschaulichem Unterrichte tritt, wie Becker mit Recht bemerkt, gerade bei einem geographischen Examen hervor: als Götzens Knabe über Jarthausen den Bescheid des Lehrbuchs wiederholt, während sein Vater in gleichem Alter alle Pfade, Wege und Furten kannte ohne den Namen von Fluß, Dorf und Burg zu wissen. Wie Goethe aber auch aus Büchern den Charakter einer Volksart zu erkennen und darzustellen wußte, hat er vor allem in den Volksszenen des „Egmont“ bewiesen, die an ethnographischem Werte vielleicht nur hinter Schillers Schweizerszenen zurückstehen. Wenn „der alle Herzen gewinnende, lebensfreudige Egmont“ auch vor allem „ein Selbstbekenntnis“ ist,[15]) so zeigt doch gerade der echt niederländische Held wie Goethe den Volkscharakter darzustellen bestrebt ist. Wilhelm Meisters Kritik des „Hamlet“ ist vielleicht das älteste und bedeutendste Beispiel der Verwertung geographischer Verhältnisse zur Erläuterung der besonderen materiellen Eigenart einer Dichtung. Für Insulaner, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen zu sehen gewohnt sind, durfte der Dichter einen vielbewegten Hintergrund schaffen, wie er den deutschen Zuschauer zerstreuen und verwirren würde.

Wie Goethes „Wilhelm Meister“ wieder auf einen englischen Dichter, auf keinen geringeren als Eduard Bulwer mächtig und bestimmend eingewirkt hat, ist in A. H. Goldhans Dissertation

---

[15]) Egmont. Ein Trauerspiel von Goethe. Schulausgabe von W. Buchner. Essen 1894 (Druck und Verlag von G. D. Baedeker).

ausführlich, leider nicht eben übersichtlich, entwickelt worden.[16]) Jedenfalls liefert Goldhan einen recht beachtenswerten Nachtrag zu Hermenjats vergleichender Studie über les frères de Werther (IX, 186), indem er in Bulwers „Falkland“ die entschiedene Nachwirkung des Goethischen Jugendromanes nachweist. Einige Jahre nach Vollendung des „Falkland“ verglich Bulwer selbst den Eindruck dieser Arbeit auf sein eigenes Gemüt (mind) mit Goethes Bekenntnis über die Selbstbefreiung, die er mit seiner Wertherdichtung vollzog. Einzelne Züge aus „Werthers Leiden“ hat Bulwer auch noch später nachgebildet, viel tieferen Eindruck haben aber die Lehrjahre auf ihn gemacht („a book which had a marked influence upon my own mind“). Vor allem im „Ernst Maltravers“, dann aber auch in einer Reihe anderer Bulwerischer Romangestalten weist Goldhan die Spuren Wilhelm Meisters nach. Natürlich war es Carlyles Übersetzung, die auch Bulwer wie den meisten englischen Lesern die Bekanntschaft mit dem Goethischen Roman zuerst vermittelte. Bulwer, der ja später als Rivale Carlyles selbst eine Schillerbiographie verfaßte, hat dann freilich unmittelbar mit der deutschen Litteratur sich beschäftigt. Einigermaßen vertraut mit Goethes Schriften zeigte er sich bereits 1824. Vielleicht hat auf den jüngeren Romandichter auch schon Lord Byrons Huldigung für Goethes Genius anregend eingewirkt.

Einiger neuerer Arbeiten über das Verhältnis Goethes zu Lord Byron ist erst VIII, 272 und X, 438 bei Besprechung der Schriften der Goethe-Society und des Grillparzerjahrbuchs gedacht worden. Siegfried Sinzheimer will in einer Heidelberger Dissertation [17]) eine vollständige Analyse des persönlichen und litterarischen Verhältnisses, wie es in Wahrheit zwischen Goethe und Byron bestanden habe, geben, „in das Wesen, die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten ihrer Dichtung und Lebensauffassung näher eindringen, um gerade dadurch den richtigen Standpunkt für eine vergleichende

---

[16]) Über die Einwirkung des Goetheschen Werthers und Wilhelm Meisters auf die Entwickelung Eduard Bulwers. Halle 1894 (Verlag von M. Niemeyer).

[17]) Goethe und Byron. Eine Darstellung des persönlichen und litterarischen Verhältnisses mit besonderer Berücksichtigung des „Faust“ und „Manfred“. München 1894.

litteraturgeschichtliche Skizze zu gewinnen, die nicht nur am gegebenen Stoff haftet, sondern auch die Entwickelung der ganzen Poesie der letzten großen Epoche ins Auge faßt". Die gegenseitige Beurteilung, für welche ja Goethes Gespräche eine außerordentlich reiche Fundgrube bilden, war leicht zusammenzustellen. Byrons Gereiztheit über die dem Lobe eingestreuten Bedenken des deutschen Kritikers werden etwas stärker als bisher betont. Während Sinzheimer die so oft erörterte Abhängigkeit des „Manfred" vom Faust mit Recht bestreitet, glaubt er in Byrons Fragment „the transformed deformed" in der That Nachbildung des Goethischen Mephisto zu erkennen. Diese Byronische Dichtung selbst hat meiner Ansicht nach mehr Shelleys Tadel als Sinzheimers Lob verdient. Jedenfalls entsprechen aber die Reden Arnolds und des höllischen Stranger in ihr so völlig Byrons Eigenart, es ließen sich aus seinen anderen Werken so viel Parallelstellen anführen, daß die Annahme Goethischer Einwirkung sich wohl verteidigen, doch sehr schwer beweisen läßt. Treffend hat Sinzheimer den Gegensatz zwischen Manfred und Faust charakterisiert: das Unvermögen des in sich verschlossenen trotzigen M a n n e s Manfred sich der Allgemeinheit und ihren Pflichten hinzugeben — das im Mitgefühl und Wirken für andere Beruhigung findende Streben des M e n s c h e n Faust. Unter teilweiser Anerkennung von Bleibtreus psychologischen Erläuterungen ist Sinzheimer dann den erlebten Grundlagen der Manfreddichtung im Gegensatze zur Goethischen Phantasiewelt nachgegangen. Das Liebesverhältnis, ja vielleicht heimliche Ehebündnis mit der auch als Thyrza besungenen Verwandten Byrons soll sich in Manfreds Liebe und Schuld gegen Astarte wiederspiegeln. Die Bemerkungen über das wahre Wesen des viel verkannten Byronischen Weltschmerzes und das durchaus persönliche Element von Byrons Dichtung sind gewiß zutreffender als der Vergleich zwischen Erscheinungen in Goethes und Byrons Leben. Ich wenigstens möchte nicht mit dem Verfasser das Verhältnis zu Frau von Stein mit dem zur Gräfin Guiccioli, Goethes Flucht nach Italien mit Byrons Abreise nach Griechenland in Parallele setzen. Viel richtiger ist im letzten Abschnitte der Gegensatz beider Dichter in „Lebensanschauung und Poesie" dargestellt. Und dieser Gegensatz war bei aller wechselseitigen Bewunderung doch

viel größer als alles was beiden „als Pfadfindern und Pfadweisern der modernen Poesie überhaupt" gemeinsam war. Das ganze Verhältnis Goethes zu Byron darf übrigens nicht gesondert betrachtet werden, wenigstens in einigen Strichen muß der Hintergrund, von dem es sich abhebt, angedeutet werden, das Verhalten des alten Goethe aus der Zeit von „Kunst und Altertum" zur ganzen gleichzeitigen Litteratur und ihren hervorragendsten Vertretern (Manzoni, Walter Scott, Merimée, Viktor Hugo). Byron selbst war jedenfalls seinen Landsleuten in der Erkenntnis Goethes weit voraus. Hier steht er neben Carlyle, und beide stehen innerhalb der englischen Kritik ihrer Tage völlig vereinzelt (s. unten Bernays). Wie verschieden wieder die Goetheverehrung der beiden Schotten war, so verschieden wie ihrer beider Naturen, braucht dabei nicht erst eigens bemerkt zu werden. Der Dichter fühlte und ahnte auch ohne genauere Kenntnis von Goethes Werken seine dichterische Größe; Carlyle drang im ernsten gründlichen Studium der deutschen Litteratur und als Übersetzer von „Wilhelm Meister" zur einsichtsvollen Verehrung von Goethes Persönlichkeit vor. Er bewunderte an Goethe, was dieser selbst an seinem jungen schottischen Freunde pries: „eine moralische Macht von großer Bedeutung", von der gar nicht abzusehen sei, was sie in Zukunft noch „alles leisten und wirken wird".

Wie Carlyles Bemühungen, das Verständnis Goethes dem Vorurteile der widerwilligen Britten aufzuzwingen, nun in England nachwirken, habe ich schon wiederholt (V, 247; VIII, 261; IX, 361) bei Besprechung der Publications of the English Goethe Society hervorzuheben Gelegenheit gehabt. Als die englische Gesellschaft 1891 ihr Arbeitsgebiet von „Goethe's work and thought" auf „the work and thought of Goethe and his literary contempories" erweiterte, löste sich die Manchester Gruppe von ihr los. Von ihrer Thätigkeit in den Jahren 1886 bis 1893 giebt sie in dem ersten Bande „Transactions of the Manchester Goethe Society"[18]) rühmliche Rechenschaft. Daß sich die Ein-

[18]) Being original papers and summaries of papers read before the society, to which is added a classified catalogue of the society's library. Manchester 1894. (Printed for the society by Mackie & Co, limited, Warrington).

schränkung auf Goethe allein ohne Berücksichtigung seiner Zeitgenossen nicht durchführen läßt, beweist nun freilich der Manchester Sonderbund durch seine eigene Veröffentlichung. Unter den sieben vollständig abgedruckten Vorträgen (original papers) finden wir z. B. eine Studie A. W. Wards „Goethe, Bürger and Müllner“, in der Goethe selbst doch sehr in den Hintergrund tritt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Geschichte von Bürgers Besuch bei Goethe 1789 einen peinlichen Eindruck hinterläßt, wenn man an ihren Briefwechsel nach dem Erscheinen des Götz denkt. Aber Goethes Benehmen erscheint doch weniger schlimm, wenn wir es im Zusammenhange seiner ganzen Stimmung unmittelbar nach der Rückkehr aus Italien betrachten. Er wollte nicht mehr als Genosse der vielen Gespielen aus der Zeit, „da ich irrte“, gelten. Noch viel später hat er erzählt, wie verwerflich ihm eben damals Heinse und Schiller vorkamen. Goethe dachte schon 1789 über Bürger nicht viel anders als der ihm damals noch verhaßte Dichter der Räuber selbst zwei Jahre später es in seiner verdammenden Rezension der Bürgerischen Gedichte öffentlich aussprach. Nicht Friedrich II., wie Ward (S. 54) meint, sondern nur der Minister v. Zedlitz interessierte sich für Bürger. Von Bürgers Neffen Müllner hat Goethe nicht nur „die Schuld“ gekannt, sondern laut Eintrag der Tagebücher am 2./3. Januar 1817 auch seinen „König Yngurd“ gelesen. Wie Wards Studie, so beschäftigen sich auch von den 46 nur im Auszug mitgeteilten Vorträgen (Abstracts of papers read before the society) mehrere mit seinem Verhältnis zu Zeitgenossen wie Herder, Lavater, Moritz, Schiller, dem Einflusse „Wilhelm Meisters“ auf die Romantiker (Tieck, Fr. Schlegel und seine Lucinde). Selbst der Graf Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, von dem Goethe doch nur durch Herders erfuhr, erhält eine eigene Charakteristik. Von besonderem Interesse für deutsche Leser sind die Mitteilungen über englische Übersetzer Goethes: William Taylor, Matthew Arnold, Mellish. Über den letzteren findet sich in Vollmers musterhafter Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta manches mitgeteilt. Goethes Widmung eines Exemplares von „Hermann und Dorothea“ war meines Wissens bisher unbekannt: „Meinem theuren Pathen, Richard, Karl, Emil, Wolfgang, Gottlob v. Mellisch, dem der Vater der

beste Dollmetsch des Gedichtes seyn kann, treumeinend Goethe. Weimar, d. 2. May 1816." Im Tagebuch ist unter diesem Datum eingetragen: Herr v. Mellish. Es ist auffallend, daß der Name in der Widmung fehlerhaft, im Tagebuch richtig geschrieben erscheint. Wie das Vorwort zu den Transactions erklärt, daß ein ernstes Eindringen in Goethes Werke und Gedanken in England erst eben beginne, und damit übereinstimmend überall nachdrücklich gegen Lewes' einst so hochgefeierte Biographie Stellung genommen wird, so wird von den Mitgliedern an den bisherigen englischen Übersetzungen Kritik geübt und a standard English translation of Goethe's prose works als erste Bedingung weiteren Fortschreitens gefordert. Aber selbst die fünf besten Faustübertragungen (Anster, Blackie, Martin, Frl. Swanwick, Bayard Taylor) werden von Mc Lintock für ungenügend erklärt. Über den Einfluß des Goethischen Faust auf englische Dichtungen in den Jahren 1832/52, besonders auf P. J. Bailey's „Festus" (1839) weiß J. Tait Interessantes zu berichten. Über Goethes Faust (Urfaust, Erdgeist, Helenapläne, Vischers Kritik des Prologs) sind fünf Vorträge gehalten worden. Die Vermutung von Cornish, die Szene „Wald und Höhle" sei in Italien an Stelle der Prosaszene „Trüber Tag" getreten, wird kaum irgend welche Zustimmung finden. Meine Bedenken gegen ihre Entstehung in Italien habe ich vor kurzem (s. unten bei Richard Meyers Goethebiographie) dargelegt. Unter dem „erhabenen Geist" versteht Cornish den Erdgeist. In der Übersicht von Goethes Epen ist, wenigstens in dem Referate, doch zu vieles unerwähnt geblieben; über „Hermann und Dorothea" ließ Herford dann noch einen eignen, ergänzenden Vortrag folgen. Die Kampagne in Frankreich und die sizilianische Reise sind in je einem Vortrage behandelt worden, ebenso Werther und die Wiederspiegelung der Weimarer Erfahrungen in Tasso. Seufferts Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen und die Veröffentlichung von Frau Rats Briefen wurde besprochen. A. S. Wilkins Vortrag über „Iphigenie" ist verdientermaßen vollständig abgedruckt. Wilkins wendet sich gegen die in England erhobenen Vorwürfe. Er widerlegt die Behauptung, Goethe habe nur eine singularly beautiful reproduction of Euripides gegeben, durch die vergleichende Erzählung des Verlaufes beider Dichtungen

und verweist entgegen dem Vorwurfe, es sei außer Namen und Fabel nichts Griechisches in dem Stücke, auf die wahrhaft hellenische Strenge und Reinheit der Form. Dem Tadel gegen eine in Deutschland übliche Mischung griechischer Szenerie und Charaktere mit modern romantischen Empfindungen wehrt er ab mit der Frage, ob denn Shakespeare von einem derartigen Anachronismus freizusprechen sei. Was auch bei den Griechen am besten und schönsten als das Allgemein-menschliche hervortrete, aber nicht das zufällige (transiently) Griechische habe Goethe vor einem modernen Publikum, zu dem die Furien nicht mehr passen, aufgestellt. Cornish findet sich in Übereinstimmung mit Valentins Darlegung (s. oben), wenn er sagt, bei Euripides ergeben sich die Zwischenfälle der Handlung unabhängig von dem Charakter der Personen, bei Goethe bildet der Kampf widerstreitender Gefühle in Iphigenies und Thoas' Herzen den Höhepunkt des Interesses.

Weniger befriedigen die beiden Vorträge von Cornish „some of Goethe's views on education", die sich an zwei Versammlungsabenden an Gesangsvorträge und Bilder aus Goethes Werken anschlossen. Wir haben in den drei Büchern Adolf Langguths, von denen nur eines unter den 402 Nummern der Manchester-Goethebibliothek angeführt erscheint, eine zu gründliche Arbeit über den Gegenstand, um eine Betrachtung, die das Anekdotenhafte so stark heranzieht, billigen zu können. Die Absicht, den Zusammenhang von Goethes Gedanken über Erziehung mit den Grundsätzen seiner Zeitgenossen zu zeigen, ist recht lobenswert. Dann müßte aber dem Erziehungsgedanken in der Litteratur (Lessing: Erziehung des Menschengeschlechtes; Schiller: Briefe über ästhetische Erziehung; Fichte: Reden an die deutsche Nation), wie er ja auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren scharf hervortritt, wirklich nachgegangen werden. Ein persönliches Zusammentreffen zwischen Goethe und Pestalozzi, von dem Cornish spricht, hat, so viel ich weiß, nicht stattgefunden. Bei der Strenge englischer Anschauungen doppelt anerkennenswert sind die Worte des Reverend L. M. Simmons über „Goethe and Religion". Goethes ernste Lebensanschauung dürfe nicht länger dem Vorwurf der Irreligion ausgesetzt sein. Er verweist auf Goethes inniges Verhältnis zur Bibel. Die Bekenntnisse im Faust

und das Verlangen nach einer dritten Religion in den Wanderjahren vertragen sich nicht mit positivem Christentum. „But all who, like him, teach the sacredness of life, hand down to mankind a noble heritage, and Goethe must be enthroned among the greatest and noblest teachers of Aryan race.“ Auch die Schilderung von „Goethe's delineation of womanhood“ ist gut (besser als L. Lewes' unten besprochenes ganzes Buch) und verständnisvoll. Frau Williamson erklärt Goethe für den einzigen männlichen Schriftsteller, in dem weibliche Leser den richtigen Instinkt, das Eindringen in die Quellen der weiblichen Natur, welche durch die Verhältnisse und Sitte (fashion) verhüllt seien, entdecken. Goethes Leben in Leipzig und Straßburg wird betrachtet, ausführlich der Vorwurf zurückgewiesen, daß Goethes Leben in den ersten Weimarer Jahren jenem vie de Bohème in den Lehrjahren das Vorbild geliefert habe. Diesem einleitenden Vortrage von Cornish schließt sich ein zweiter (ebenfalls völlig abgedruckter) über „Goethe und Frau v. Stein“ an. Selbst Goethes naturwissenschaftliche Studien (Goethe as a botanist, as a student of chemistry, Goethe's theory of colour) sind in drei Vorträgen behandelt worden.

Eine gute und umfangreiche Studie über Goethe and Servian Folk-Song hat H. Preisinger mit Benutzung der Untersuchung von Miklosich und Goethes Briefwechsel mit Therese v. Jakob geliefert, nur hätte Jak. Grimm dabei nicht zum Bibliothekar in Halle gemacht werden dürfen. Von den drei im Auszug mitgeteilten Vorträgen über Goethes Beziehungen zu Addison, Homer, Calderon ist der zu Homer am wenigsten genügend, obwohl man ja stets sich bei der Beurteilung gegenwärtig halten muß, daß es ganz verkehrt wäre, hier den Maßstab anzulegen wie an Arbeiten im deutschen Goethejahrbuche. Wir haben die Arbeiten der Manchester Goethegesellschaft freudig zu begrüßen als verdienstvolle Bemühungen, Goethe im englischen Geistesleben eine ähnliche Stellung zu erobern, wie sie Shakespeare seit langem in Deutschland einnimmt. Herfords Vermutung, daß Goethe die Calderonischen Festspiele gekannt und insbesondere „la estatua de Prometeo“ auf „Pandora“ gewirkt habe, ist natürlich völlig unhaltbar. Zwar

nimmt Düntzer („Goethes Prometheus und Pandora") das von Schack den spanischen Autos erteilte Lob auch für Goethes Pandora in Anspruch, aber weder die Autos noch die Festspiele des Spaniers hat Goethe gekannt. „Des Prometheus Götterbildnis", das ich bei Schack gar nicht erwähnt finde, ist erst 1887 teilweise von Konrad Pasch übersetzt worden. Soweit ich die Litteratur über Goethes Verhältnis zu Calderon und die „Pandora" nachsehen konnte (Dorer, v. Biedermann, Düntzer, Schöll, Schubarth, Schröer, Scherer, Leopold Schmidt im Rheinischen Museum), ist Calderons Festspiel auch nirgends herangezogen worden, nicht einmal von Strehlke, der doch die Pandoradramen von Le Sage, Voltaire, Wieland erwähnt. Den Gegensatz spanischer und deutscher Dramatik, deutsche Bemühungen um das Verständnis des spanischen Dramas hat in ganz vortrefflicher Weise Arturo Farinelli charakterisiert. In seinem schönen Werke „Grillparzer und Lope de Vega" [19]) hat er auch das, freilich nur negative Verhältnis von Goethe und Schiller zu Lope behandelt. Erst durch die Lopeübersetzung Ottos v. d. Malsburg erhielt Goethe 1824 Gelegenheit neben dem seit langem bewunderten Calderon nun auch Lope kennen zu lernen. Die Bekanntschaft erfolgte zu spät, um noch einen Eindruck hervorzurufen, wie ihn einstens Schlegels Calderonübersetzung auf Goethe den Dichter und Theaterdirektor gemacht hatte.

Von Farinellis anziehender Studie über Goethe und den Lago Maggiore habe ich im vorangehenden Bande berichtet. Sein Buch über Grillparzer und Lope wie seine Studien über die spanische Litteratur in Deutschland zeigen genügend, wie sehr gerade der in Deutschland lebende italienische Forscher berufen wäre, Theodor Thiemanns zu früh abgebrochene Arbeit („Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik") für unsere Klassiker durchzuführen. Der „allgemein gehaltene Umriß der litterarischen Beschäftigung der Italiener mit Goethe", wie ihn Hektor Frank in seinen „Plaudereien" [20]) skizziert, ist doch allzu flüchtig. Frank beginnt mit der Klage,

---

[19]) Berlin und Weimar 1894 (Verlag von Emil Felber).

[20]) Kulturbilder aus Italiens halbvergangener Zeit. Zweite Ausgabe. Leipzig 1894 (Verlag von O. Wigand).

daß Goethes „italienische Reise“, an deren Fülle unmittelbarster, lebendigster, künstlerischer Anschauung des Einzelnen und des Ganzen die sämtlichen italienischen Reiseschilderungen nicht hinanreichen, wegen ihrer Formlosigkeit bei den Italienern nicht die gebührende Würdigung gefunden habe. Dabei verrät sich aber Frank selbst, daß ihm der zweite Band der Schriften der Goethegesellschaft völlig fremd geblieben ist. Etwas seltsam erscheint Domenico Gnolis Übersetzung Goethischer Gedichte, wie Frank sie schildert. Ihr Titel „gli amori di Volfango Goethe“ erklärt sich daraus, daß den Gedichten die Erzählung von Goethes Herzenserlebnissen, vom Offenbacher Gretchen bis zu Ulrike v. Levezow, eingemischt ist. Gewiß ist es mit der Kenntnis Goethes in Italien nicht zum besten bestellt. Ein so gründlicher Kenner und Freund Italiens wie Gregorovius warnte anläßlich des Jubels der Italiener beim Einzuge unseres Kaisers vor der übereilten Annahme, als ob die Italiener wirkliche Sympathie für deutsches Wesen empfänden. „Sie achten uns jetzt, aber sie lieben uns nicht“ (Oktober 1888 an Staatssekretär v. Thile). Aber mehr italienische Goetheübersetzungen als Frank meint, giebt es doch. So wäre z. B. außer den zwei Übertragungen „Hermann und Dorothea“ von Maffei und Guerrieri-Gonzaga (Florenz 1873) noch die alte Prosaübersetzung von G. Barbieri (Mailand 1824) zu nennen. Jagemanns Bearbeitung in versi sciolti (Halle 1804), wegen deren Drucklegung Goethe selbst schon am 25. Juli 1802 bei Cotta anfragte, wird freilich kaum nach Italien vorgedrungen sein. Da Frank bei Erwähnung italienischer Versionen des Werthers und der Dramen (Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso) sagt, Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften seien in Italien nicht heimisch geworden, sei doch daran erinnert, daß auch von diesen beiden italienische Übersetzungen (Mailand 1835) erschienen sind. Eichendorffs Übertragung der anni di noviziato, an der er 1807 in Heidelberg arbeitete, ist freilich niemals gedruckt worden. Über italienische Faustübersetzungen, von denen Frank nur drei anführt, hat bereits K. Hillebrand („Zeiten, Völker, Menschen“ 2. Aufl. II, 109) gehandelt.

Die französischen Faustübersetzungen sind neuerdings durch einen bedeutenden Versuch bereichert worden, der um so interessanter

ist, als er schon durch die äußere Einrichtung, den Parallelabdruck des deutschen und des französischen Textes, zum Vergleich mit Sabatiers Arbeit (vgl. IX, 374) herausfordert. Wie Sabatier hat auch Georges Pradez[21]) eine lange Reihe von Jahren mit hingebender Liebe und Mühe an einer Übertragung des ersten Teiles gearbeitet, welche alle vorhandenen an Treue übertreffen sollte. Als Pradez vor 36 Jahren seine Arbeit begann, gab es nur fünf französische Faustübersetzungen, beim Abschluß seiner Arbeit lagen ihm mehr als zwanzig zur Vergleichung vor. Es ist ein Vergnügen, in dem von der Verlagshandlung prächtig ausgestatteten Bande dem Wettkampfe des Übersetzers mit dem Originale zu folgen und die glücklichen Wendungen, mit denen er so oft seinen Vorgänger übertroffen hat, festzustellen. Die Notes finales (66 Seiten, auf denen nur das zur Erklärung von „Haupt- und Staatsaktionen“ Gesagte wirklich fehlerhaft ist), die beim Walpurgisnachttraum zum Kommentar werden, zeigen, wie gründlich und selbständig der Übersetzer mit den deutschen Erklärern sich bekannt gemacht hat. In der Übersetzung selbst befriedigen die Auerbachs Keller vorangehenden Szenen weniger als die folgenden. Im ganzen muß man vom deutschen Standpunkte aus doch Sabatiers Arbeit weitaus den Vorzug geben; dem französischen Leser wird vielleicht das zuletzt erschienene Werk weniger Fremdartiges bieten. In Genauigkeit der Wiedergabe kann sich Pradez nicht mit Sabatier auf eine Stufe stellen. Schon die wechselnden kürzeren und längeren Verse (häufige Verwendung des Alexandriners), die durch Einrücken der Zeilen oft ein strophenartiges Aussehen gewinnen, berührt fremdartig. Die Anzahl der deutschen Verse einzuhalten wie Sabatier gethan hat, hat Pradez sich nicht bestrebt, dagegen hat er den von Sabatier einigemal vernachlässigten Reim strenger durchgeführt. Am bedenklichsten sind wohl die Zusätze, welche Pradez sich gestattet hat, z. B. Marthes „Ich bät' euch länger hier zu bleiben“ wird zu dem Reimpaar: „Je vous engagerais à demeurer encore, Fût-ce même

---

[21]) Le Faust de Goethe. Traduction métrique par Georges Pradez avec le texte original en regard et les portraits du poète et du traducteur. Lausanne et Paris 1895. (B. Benda, Editeur et P. Ollendorff).

jusqu'à l'aurore“; Mephistos „Vorbei! Vorbei!“ wird erweitert zu: „Passons! passons! la course est loin d'être finie“. Diese ganze Szene leidet unter der unnötigen Einführung von Reimen. Weniger störend ist die freie Übertragung von Mephistos Einwilligung ins Stammbuch zu schreiben („Sehr wohl!“) mit: „J'honore volontiers ce désir filial“, um so schlimmer die Wiedergabe von Gretchens „Wie?“ (V. 3101) mit „étonnante sentence!“, eine Phrase, die wirklich den ganzen Charakter zu schädigen droht. Während Sabatier Mephistos Wortspiel mit „le malin est partie, le mal reste immuable“ glücklich wiedergiebt, ist es in Pradez' Vers' „les méchants n'étant pas partis avec le Diable“ fortgefallen. Pradez' „l'ouragan fouette terre et mers“ giebt V. 260 viel ungenügender als Sabatiers „des mers aux monts, des monts aux mers, wofür allerdings der vorangehende Vers „là gronde orage sur orage“ Pradez besser geglückt ist. „Knecht“ ist mit fils soumis nicht passend übersetzt, dagegen verdient besonderes Lob die sinnige Wiedergabe des entscheidenden Wortes des Herrn „Es irrt der Mensch so lang er strebt“ — „L'homme erre jusqu'au bout de son humanité“. Aus Mephistos „hüte mich mit ihm zu brechen“ wird dagegen wenig glücklich: „J'ai d'ailleurs mon système“. Die Osterchöre und der König von Thule gehören zu den am wenigsten gelungenen Abschnitten. Das „Behagen“ der Zecher in Auerbachs Keller ist durch gaîté nicht entsprechend ausgedrückt, ebenso der „Schwarm der Hexenheit“ durch „l'essaim des sorcières“ (Sabatier: de la sorcellerie). Der Zug, daß Mephisto sich am Beichtstuhle vorbeischleicht, hätte nicht weggelassen werden dürfen. Aber die Hervorhebung solcher Kleinigkeiten ist zugleich ein Beweis wie lobenswert die Übersetzung in der Hauptsache geraten ist; an früheren Übersetzungen waren ganz andere Dinge zu rügen. Die Arbeiten von Sabatier und Pradez sind, wie Pradez es in seiner Vorrede wünscht „digne des deux grands peuples auxquels je me permets de l'offrir“, ein erfreulicher Beweis friedlichen Ringens um die Aneignung höchster geistiger Güter.

Dem Lobe der neuen französischen Faustübersetzung möchte ich den Hinweis auf den ausgezeichnet besorgten Neudruck von

Abraham Haywards englischer Prosaübertragung[22]) anreihen. C. A. Buchheim hat der Übersetzung von 1808 den deutschen Text gegenübergestellt und den erläuternden Noten eine Inhaltsangabe des zweiten Teiles folgen lassen. Ein Überblick über die Geschichte der Faustlegende und ein Verzeichnis von 19 Schriften zur Faustlitteratur leitet den Neudruck ein. Die ganze Arbeit ist so sorgfältig und tüchtig ausgeführt wie wir es von Buchheim, dem erprobten Vermittler deutscher Litteratur in England, erwarten dürfen; (nur S. XV ist statt Otto III. irrtümlich Otto II. genannt). Die Mitteilungen aus A. W. Schlegels Briefen an Hayward sind sehr interessant, aber die Unwahrheit der Anekdote (S. 437) von Zimmermanns Unterredung mit Goethe über seinen Faust ergiebt sich von selbst, da beide niemals in Weimar zusammentrafen. Einen Abdruck der Weimarischen Faustausgabe,[23]) zunächst des I. Teiles, für amerikanische Leser besorgte in lobenswerter Weise Calvin Thomas, Professor an der Michigan-Universität. Die Einleitung betont vor allem die Zusammengehörigkeit und Einheit beider Teile, orientiert über die Sage und Entstehungsgeschichte im allgemeinen, während die Noten über die einzelnen Szenen berichten, sprachliche und sachliche Erklärungen beibringen; im Anhang sind Schüler-, Kerkerszene und Auerbachs Keller nach dem Urfaust mitgeteilt. Die Faustsage im Hinblick auf Goethes Dichtung behandelte neuerdings Jakob Nover in einem Vortrage und in dessen erweiterter Ausführung.[24]) In beiden werden die Zeugnisse für den historischen Faust und die einzelnen Faustbücher besprochen, beidemale (S. 34 und 64) wird der längst widerlegte Irrtum wiederholt, als ob es sich bei der Notiz des Tübinger

---

[22]) The first part of Goethe's Faust together with the prose translation, notes and appendices of the late Abraham Hayward. Carefully revised, with introduction by C. A. Buchheim. London 1892 (George Bell & Sons).

[23]) Goethes Faust. Edited by Calvin Thomas. Boston 1892 (D. C. Heath & Co., publisher). Heath's Modern Language Series.

[24]) Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Hamburg 1894 (Verlagsanstalt A.-G., vormals J. F. Richter). — Beliebte deutsche Volkssagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. Erster Band. Gießen 1895 (Verlag von Emil Roth).

*

Senatsprotokolls um eine deutsche Faustkomödie handle. Nover hat beidemale nicht genügend betont, daß alle Faustdramen[25]) vor Lessing auf dem Marloweischen Werke beruhen. Die Angabe der einzelnen Aufführungen und Theaterzettel, bei denen Velten nicht übergangen werden durfte, ist ziemlich willkürlich, und nach dem Vortrage müßte man glauben, Lessing sei durch das Puppenspiel angeregt worden, da nur von diesem die Rede ist. Lenz hat durch seine satirische Szene eigentlich keinen Anspruch unter den Faustdichtern genannt zu werden, wenn Schreiber, Soden, Schink u. a. übergangen werden. Theophilus wird beidemale erst bei Besprechung des Goethischen Faust erwähnt, um seinen Pakt und seine Reue wenig passend mit denen des Goethischen Faust in unzutreffende Parallele zu setzen. Sonderbar ist es, wenn die Klage des Vortrags, der Raum verbiete „die vielbesprochene Idee und den zum Teil dunklen Inhalt des zweiten Teils von Goethes Faust näher zu beleuchten“ wörtlich in der erweiterten Fassung wiederholt wird, auf deren 146 Seiten so viel Bekanntes unnütz breit getreten und so viel zitiert wird. Auch ist es eine sonderbare Auswahl, wenn in einem eigenen Kapitel: „Schriften über Goethes Faust“ außer Vischers Satire nur noch Devrients Bearbeitung, Mauerhofs unanständige Briefe, Kuno Fischer und Raoul Richter genannt werden. Novers Beiträge zur Faustsage und Dichtung können so nach keiner Richtung befriedigen. Für Goethes Gedicht ist auch Novers Besprechung der poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden durchaus ungenügend. Goethes Dichtung ist in ihrem Verhältnis zur Sage in den Hochstiftsberichten bereits II, 341 von Rehorn sehr gut erläutert worden; neuerdings hat Düntzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXV, 289 in gründlicher und ausgezeichneter Weise die Goethischen Entwürfe untersucht. Von den Abhandlungen in Novers Sagenbuch ist die über Wilhelm Tell am meisten zu loben. Der ihr zu Grunde liegende Vortrag über Tell in Poesie und Wirklichkeit (vgl. VI, 92) ist vor allem durch Besprechung der neuesten schweizerischen Arbeiten erweitert worden.

---

[25]) Den Versuch einer dichterischen Rekonstruktion des „Volksschauspiels vom Doktor Faust“ hat soeben Richard Kralik veröffentlicht. Wien 1895 (Verlag von K. Konegen).

Die Frage, ob Tells Apfelschuß psychologisch möglich sei und die Bedenken gegen den Schuß aus dem Hinterhalt, in denen merkwürdigerweise Fürst Bismarck und Börne zusammenstimmen, waren für Schiller doch kaum vorhanden. Wer den Tell überhaupt dramatisieren wollte, mußte sich an diese zwei Szenen, welche die poetische Überlieferung so bestimmt herausgebildet hatte, halten.

Eine ausgezeichnete, ja mustergiltige englische Übersetzung von Schillers William Tell hat der Generalmajor Patrick Maxwell veröffentlicht.[26]) Die Einleitung legt auf den Zusammenhang mit Goethes geplantem Epos etwas zu viel Gewicht, die Noten bringen ein paar hübsche Parallelstellen aus antiken Dichtern bei. Nicht glücklich erscheint mir die Übersetzung von Vogt durch Viceroy, Schiller selbst hat auch eine solche Scheidung zwischen den übrigen Landvögten, Prefects, und Geßler nicht gemacht, wie sein Übersetzer sie durchführt. Die Übersetzung selbst aber ist jedes Lobes würdig. Maxwell hat seiner Übertragung Karl Breuls Tellausgabe (vgl. VIII, 283) zu Grunde gelegt. Breul setzt seine verdienstliche Thätigkeit, den Engländern Texte deutscher Klassiker mit umfangreichen englischen Erläuterungen zu liefern in erfreulicher Weise fort. Noch im vorigen Jahre ist der erste Band einer Wallensteinausgabe[27]) erschienen, deren Besprechung ich mir bis zur Ausgabe des abschließenden zweiten Bandes vorbehalten möchte. Über ältere englische, spanische, italienische und lateinisch-deutsche Wallensteindichtungen giebt Theodor Vetter einen interessanten Bericht,[28]) dessen Gründlichkeit in erfreulichem Gegensatze steht zu der Oberflächlichkeit und Verkehrtheit von Georg Irmers Phrasen über „die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller“. Da uns Rists „Wallenstein“ nicht erhalten ist (das lebende Bild von Wallensteins Ermordung im 3. Aufzug des Zwischenspieles

---

[26]) Schillers William Tell, translated, with an introduction and notes. London o. J. (Walter Scott.)

[27]) Wallenstein, ein Trauerspiel von Fr. Schiller edited with introduction, English notes and an appendix. Cambridge 1894 (at the University Press; Pitt Press Series).

[28]) Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes. Frauenfeld 1894 (Verlag von J. Huber).

vom „friedewünschenden Teutschland“ hat Vetter nicht erwähnt), steht unter den deutschen Wallensteindichtern des 17. Jahrhunderts an erster Stelle der Stettiner Schulrektor Micrälius (Johann Lütkeschwager). In drei Dramen, einem lateinischen und zwei deutschen, hat er 1631/33 die Kämpfe um Pommern und Magdeburg und Wallensteins zweite Feldherrnschaft behandelt. Während in den beiden ersten Contill (Graf Tilly) und Agathander (Gustav Adolf) die Hauptrollen haben, tritt im letzten auch der Wüterich Lastlewen (Wallenstein) hervor. Wichtiger ist der Fritlandus des Löwener Gelehrten Nikolaus von Vernulz (Vernuläus) von 1634. Bei seinen Studien für die Geschichte des 30jährigen Krieges hat Schiller das einst berühmte Drama vielleicht kennen gelernt. Die Frage ist schon 1862 in einem Jenenser Programme von G. Göttling aufgeworfen worden. Vetter erwähnt die übereinstimmende Auffassung einzelner Situationen und Charaktere, ohne eine Entscheidung treffen zu wollen. Die Frage bietet um so größeres Interesse als Vernuläus neben dem Wallenstein auch noch eine „Jeanna Darcia vulgo Puella Aurelianensis“ und als Vorläufer Grillparzers einen „Ottocarus Bohemiae Rex“ geschrieben hat. Über ein spanisches Ottokardrama hat Grillparzer selbst sich geäußert; von einem spanischen Wallensteindrama erzählt der Reisebericht des württembergischen Rentkammerrats Hieronymus Welsch von 1658. Dieser weilte gerade in Madrid als eine Komödie zum Preise der heroischen Thaten des kaiserlichen Generals gespielt wurde; aber ehe sie wiederholt werden konnte, traf die Nachricht von seiner Ermordung in Madrid ein, und die Komödie von dem General Friedländer durfte man da freilich nicht mehr abhalten. Wie die Dichter der spanischen Volksbühne haben auch die Vorgänger und Nachfolger Shakespeares durch Bearbeitung neuester Tagesereignisse die Schaulust zu befriedigen gesucht. Um 1636 ist die Tragedy of Albertus Wallenstein von Henry Glapthorne in London gespielt worden. Mit der 1690 von deutschen Komödianten in Berlin gespielten „weltbekannten Historie von dem tyrannischen General Wallenstein“ ist Glapthornes Stück zweifellos identisch, dagegen will Vetter bei einer früheren Wallensteinaufführung in Bremen an ein deutsches Stück denken. Ich glaube,

daß Vetter sich irrt und Creizenach im Rechte bleibt, wenn er (Kürschners Nat. Litt. Bd. 23 S. XLIX) bei allen derartigen Aufführungen in Deutschland Glapthornes Stück als Grundlage annimmt. Von Fulvio Testis Anrede Wallensteins an seinen Mörder, die bald nach der blutigen That niedergeschrieben worden sein muß, teilt Vetter die italienischen Verse und eine deutsche Prosaübersetzung mit.

So sind in der älteren Wallensteindichtung alle Völker außer den Franzosen vertreten. Über einen merkwürdigen Aneignungsversuch des Schillerischen Werkes durch einen Franzosen, über Benjamin Constants Wallensteinbearbeitung,[29]) handelt Christian Glauser. Da Georg Brandes, auf dessen Worte so viele ohne weiteres schwören, auch in der zweiten Bearbeitung seiner „Emigrantenlitteratur" (S. 93) Constant 1804 in Weimar Schillers Wallenstein übersetzen läßt, war es nicht überflüssig, die äußere Entstehungsgeschichte und den Charakter von Constants Tragödie darzulegen. Ich würde nur, was Glauser unterlassen hat, auf eine lehrreiche Parallele hingewiesen haben. Wie Constant den fest umgrenzten Boden der klassischen Tragédie nicht verlassen will, aber diesem aus dem Auslande neuen Nahrstoff zuführen möchte, so hat ein viel Größerer, so hat lange vor ihm Voltaire es versucht. Sein Drama la mort de César verhält sich Shakespeares „Julius Cäsar" gegenüber ähnlich wie Constants Wallenstein zu dem Schillers. Wie Constant seiner Anpassung der deutschen Tragödie „Réflexions sur le théâtre allemand" voranstellte, hat auch Voltaire seinem ersten Versuche Freiheiten des englischen Dramas für die strenge heimische Kunstform fruchtbar zu machen einen „Discours sur la tragédie" (anglaise) beigegeben. Constants Verfahren selbst würde mehr an Ducis' Bearbeitung Shakespearischer Stücke erinnern. Aber der Grundgedanke, ein fremdes Theater zur Auffrischung der nationalfranzösischen Tragödie mit ihren Einheitsgesetzen nutzbar zu machen, ist Voltaires Eigentum. Freilich war Constant kein Dichter und Theaterkenner wie Voltaire, und seine Eitelkeit mußte

[29]) Le Wallenstein de Benjamin Constant. Programm der städtischen Handelsschule in Außig a. Elbe 1894 (im Selbstverlage der Anstalt).

einen bitter empfundenen Mißerfolg erleben. Im Augenblicke, da seine Freundin, Frau v. Staël, ihr Buch de l'Allemagne vorbereitete, war es nicht ganz passend, das größte deutsche Drama zur Verherrlichung der französischen Bühne nach Boileauischen Regeln zurechtzustutzen. In beiden Ländern zeigte man sich davon wenig erbaut, und Goethe selbst, der doch stets so geneigt zu einer Vermittelung zwischen deutscher und französischer Kunst war, mahnte in einem Distichon den guten Constant von solchen Versuchen ab. Glauser hat Constants Arbeit, die freilich von Bernays (s. u.) ungleich besser charakterisiert wird, einsichtig besprochen. Besonderes Lob gebührt den beiden Tabellen, auf deren erster der Inhalt der fünf Akte Constants dem der Pikkolomini und von Wallensteins Tod übersichtlich gegenübergestellt ist, während die zweite Max' Abschied von Thekla im einzelnen mit der Szene des adieux d'Alfred vergleicht. Wortreich und inhaltsarm ist dagegen Franz Riedls Programm „Schillers Wallenstein als tragischer Charakter".[30]) Es wird erst die Charakterschilderung des Friedländers aus Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges erzählt, dann werden die geschichtlichen Momente der Dichtung besprochen. „Die Art, wie die Haupteigenschaften des Helden, sein im Grunde edles Herz, das vor einer Befleckung zurückscheut und sich von jeder Unredlichkeit rein bewahren will, sein Ehrgeiz, sein Aberglaube und die Liebe zu einander stehen, und ihr Verhältnis zur Situation des Helden bilden den eigentlichen Kern des Dramas." Für diese Verkündigung bedurfte es einer eigenen Abhandlung von 64 Seiten.

Verdienstlich erscheint auch der zweite Teil (vgl. VIII, 281) von A. Steins Programm „Schillers Demetriusfragment und seine Fortsetzungen".[31]) Auf eine treffende Darlegung des Verhältnisses zwischen Demetrius und Marfa, wie Schiller es sich dachte, folgt die Besprechung der Demetriusdramen von Maltitz, Kühne, Gruppe und Laube einer-, Zimmermann, Sievers und Weimar (Frau Auguste Götze) andererseits. Erst die drei letzteren sind nach der Veröffentlichung der kritisch-historischen Ausgabe an

---

[30]) Laibach 1894 (Verlag der k. k. Staats-Oberrealschule).

[31]) Mühlhausen i. E. 1894 (Programm der Oberrealschule).

die Arbeit gegangen, den früheren lag nur „das dürftige und lückenhafte Exzerpt Körners“ vor. Stein spricht sich am günstigsten noch über v. Zimmermanns Drama aus, an allen aber findet er fast mehr zu tadeln als zu loben, einen Ersatz des Schillerischen Demetrius hat noch keiner dieser Bearbeiter seines Fragmentes der deutschen Bühne geliefert. Um so wichtiger ist es, daß nun wenigstens Schillers Fragmente und Entwürfe selbst von Gustav Kettner in einer bisher unerreichten Vollständigkeit und Ordnung gemäß dem Gedankengange Schillers musterhaft herausgegeben wurden.[32]) Kettners Ausgabe „will ein klares und vollständiges Bild des Nachlasses zum Demetrius bieten. Sie versucht die Studien, Skizzen und Entwürfe mit strenger Berücksichtigung des äußeren und inneren Zusammenhanges in genetischer Folge vorzuführen.“ Vergleicht man Goedekes und Kettners Ausgabe, so möchte man sagen, daß wir jetzt erst einen richtigen Überblick über Schillers sorgsam vorschreitende Arbeit gewonnen haben. Der erste Aufzug und die drei Szenen des zweiten, welche in der Hauptsache fertig ausgeführt sind, wurden in der letzten Redaktion an die Spitze gestellt. Die von Goedeke eingenieteten Ergänzungen sind mit Recht beseitigt worden, so daß wir die Dichtung ganz in der Gestalt haben, bis zu der Schiller selbst sie gefördert hat. Nur der offenbare Schreibfehler in V. 310 hätte wohl im Texte berichtigt werden dürfen; es hätte genügt, ihn in den Lesarten zu vermerken. Daß in der Bauernszene die Verse 1299/1300 wiederholt werden, kann Schillers Absicht entsprechen, es erscheint mir aber recht zweifelhaft. An das fertige Bruchstück reihen sich die Szenen aus dem ursprünglichen ersten Akte, die auch in den Skizzen, Szenarien und Entwürfen den meisten Raum einnehmen. Es ist bis auf die Einmischung des Legaten (Jesuiten), die Schiller jedoch auch erwogen hat, der Inhalt von Hebbels Vorspiel zu seinem Demetrius. Nun hat Hebbel gerade im Hinblick auf sein Vorspiel und auf Schillers Eröffnung des Stückes durch die Reichstagsszene Schiller vorgeworfen, daß ihm die Entwickelung, das Werden der

---

[32]) Schillers Demetrius. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 9. Band. Weimar 1894 (Verlag der Goethe-Gesellschaft).

Charaktere zu sehr Nebensache sei. In Wirklichkeit hat Schiller höchsten Wert darauf gelegt, Demetrius-Grischka in seinem früheren Zustande und seine Erhöhung selbst darzustellen. Allein er brachte seiner künstlerischen Einsicht ein gewiß nicht leichtes Opfer, als er die ganze Vorgeschichte, an die er bereits so viel Arbeit gewendet hatte, strich, um die Komposition nicht noch mehr zu zersplittern. Er mußte dann freilich den Inhalt dieser Szenen in der Exposition als Erzählung aufnehmen. Die Studienhefte und Kollektaneen hat Kettner als „Vorstudien" von den Szenarien und Entwürfen gesondert an den Schluß gestellt. Manches von diesen Vorstudien könnte freilich ebenso gut unter den Szenarien stehen. Aber jedenfalls tritt Schillers Arbeitsweise und die Entwickelung seines Werkes jetzt so übersichtlich hervor wie noch niemals. In einzelnen Äußerungen kommt dabei Schillers ganze Grundanschauung zum Vorschein, wie wenn er die tragische Größe von Marinas Charakter und Lodoiskas schöne liebende Natur kontrastieren und beim Schuldigwerden des Helden Axinia und Romanow mehr hervortreten lassen will, denn „die Neigung des Zuschauers muß immer einen Gegenstand haben". Kettners Einleitung giebt unter kritischer Prüfung des ganzen Materials eine vortreffliche Geschichte von Schillers Beschäftigung mit dem Demetrius und seines Verhältnisses zu den Quellenwerken, Suphans Vorwort leitet die Gabe aus dem Goethe-Schillerarchive mit dem Hinweise auf Goethes Wunsch, den Demetrius auszudichten, würdig ein.

Von einem anderen Plane Goethes zu Schillers Totenfeier hat Suphan im 16. Bande der Weimarischen Ausgabe die rätselhaften Entwürfe mitgeteilt und mit wirklich bewundernswerter Meisterschaft aus den schwer verständlichen Andeutungen den Plan des Goethischen Festspieles zu entwickeln versucht.[33]) Außer diesem Trauerfestspiele für Schiller brachte der 16. Band an neuen Entwürfen die Skizze zu einer Kantate für das Reformationsjubiläum, die Zelter komponieren sollte. Wenn Goethe in dieser Skizze eigens begründet, warum beim Einzug der drei Könige Janitscharenmusik

[33]) Zum zehnten November. Schillers Totenfeier. Ein dramatischer Entwurf Goethes. Berlin 1894 (Sonderabdruck aus der „Deutschen Rundschau". Verlag von Gebr. Pätel).

gebraucht werden soll, dürfen wir wohl daran erinnern, daß Liszt in seinem Oratorium „Christus" für den Einzug der drei Magier wirklich einen solchen Marsch komponiert hat, und so, ohne es zu ahnen, eine Forderung Goethes erfüllte. Von den wenigen ausgeführten Versen gehören einige Sulamith an, der biblischen Dichtung, an der schon der junge Goethe seine Übersetzungskunst erprobt hatte. Aus den wenigen Versen zu Schillers Totenfeier verdient das den Studierenden in den Mund gelegte Verspaar den aus dem Epilog zur Glocke sprichwörtlich gewordenen beigesellt zu werden:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt.

Im 15. Bande, der den Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel, den Großkophta und Bürgergeneral enthält, ist vom ersten Akte der geflickten Braut eine ältere Fassung aus der Handschrift zum erstenmale mitgeteilt. Doch bietet die Fassung nichts von besonderem Interesse. Die ursprüngliche Form der Vögel war schon seit 1886 durch W. Arndts Ausgabe bekannt, und über die Opergestaltung des Großkophta hatte Elster bereits in den „Forschungen zur deutschen Philologie" (vgl. X, 500) berichtet. Nun ist das ganze Schema mit den Versfragmenten der „Mystificierten" abgedruckt. Der 16. Band giebt außer dem eben erwähnten Neuen den bunten Inhalt des 13. Bandes der Ausgabe letzter Hand wieder. Selbst an der Mangelhaftigkeit des Inhaltsverzeichnisses, das die so verschiedenartigen Maskenzüge nur als eine Gruppe anführt, ist leider nichts geändert worden. Das „Pantomimische Ballet" von 1782, das v. Loeper in der Hempelischen Ausgabe mit vollem Rechte den Maskenzügen gleichberechtigt chronologisch einreihte, ist unter die Lesarten verstoßen worden. Mit derselben Begründung wäre auch „des Künstlers Vergötterung", die man gerne mit Künstlers Erdenwallen und Apotheose in einem Band vereinigt sähe, unter die Lesarten dieses Bandes einzureihen. Ich muß gestehen, daß mir gerade bei diesem Bande die Beibehaltung der Reihenfolge der Ausgabe letzter Hand einen besonders unerfreulichen Eindruck macht. Zu dem bereits reichen Materiale für „Epimenides Erwachen" kommt als neues und bedeutendes Aktenstück die „Geschichts-

erzählung", d. h. das Promemoria, in dem sich Goethe unter Darlegung der Entstehungsgeschichte bei der Berliner Intendanz über das fortwährende Hinauszögern der Aufführung beschweren wollte. Zwischen den Maskenzügen und dem Epimenides stehen die sieben Gedichte, die Goethe 1810 und 1812 im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad für die österreichische Kaiserin und ihre Stieftochter dichtete. Die neue Biographie der Kaiserin Maria Ludowika[34]) hat nach den Arbeiten von Düntzer und Werner nichts Neues über Goethes Verehrung der Tochter des Hauses Este beibringen können, aber immerhin verdient ihre Biographie in der Goethelitteratur Erwähnung, umsomehr als sie im 6. und 8. Kapitel den Verkehr der Kaiserin mit Goethe in Karlsbad und Teplitz ausführlich behandelt. So hohes Lob auch der neueste Biograph der Kaiserin spendet, ihre Kenntnis der deutschen Litteratur vermag er nicht zu rühmen. Wie sie ihre vertrauten Briefe italienisch schrieb, war auch ihre ganze Bildung eine italienische. Noch im Mai 1809 hat sie den Husarenmajor Schill und Schiller für eine Person gehalten (un certo Schill . . . per i suoi scritti e idee strardinarie riusú un corps a Berlino).

Der 16. Band der Weimarischen Ausgabe enthält auch „Hans Sachsens poetische Sendung", das in letzter Zeit so oft angeführte Gedicht. Es ist selbstverständlich, daß im vorigen November keine Hans Sachsfeier stattfinden konnte, ohne daß dabei Goethes und seines Gedichtes gedacht wurde. Der anerkannte Meister und treffliche Führer der Hans Sachsforschung, Edmund Goetze, hat schon am letzten Goethetage in Frankfurt seinen schönen Festvortrag „Goethe und Hans Sachs" gehalten. Ich brauche nicht erst mit freudigem Lobe hinzuweisen auf das, was gewiß alle Leser der Hochstiftsberichte im vorigen Hefte selbst dankbar entgegengenommen haben werden.[35]) Es erübrigt mir nur, eigens der zwei ge-

---

[34]) Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. Wien 1894 (Verlag von K. Gräser).

[35]) Wohl darf ich aber trotz der Begrenzung dieser Berichte auf Goetzes Nürnberger Festrede verweisen. Eine Festschrift dagegen, von der Ruland in in dem Aufsatze „die Hans Sachs-Ausstellung zu Weimar" spricht, hat Goetze überhaupt nicht herausgegeben. Ruland meint nach dem ganzen Zusammen-

haltvollen Festgaben zu gedenken, die Bernhard Suphan als Weimarische Beiträge zum Sachsjubiläum erschienen ließ.[36]) Die Zeugnisse, die im 18. Jahrhundert Wieland, Goethe, Herder, Bertuch in Weimar für den alten Meister ablegten, sind als Urkunden zusammengestellt. Daneben wird die „fröhliche Urstet" gepriesen, die das Hans Sachsische Reimspiel 1798 in „Wallensteins Lager" auf der Weimarer Bühne feierte. Während die Weimarische Ausgabe uns den späteren Text des Goethischen Gedichtes bietet, wie das Archiv ihn in einer von Herder durchkorrigierten Handschrift verwahrt, erneut die Festschrift den ersten Druck aus dem Aprilhefte des „Teutschen Merkur" von 1776. Dazu erhalten wir die Zusätze, Änderungen und Schlußverse, die Goethe für die Aufführung des Deinhardsteinischen „Hans Sachs" in Berlin (1828) verfertigte. Die engherzige Frömmigkeit nahm damals in Berlin an den weiten Ärmeln und Falten Gott Vaters und am Schwänzeln des Steißes von Frau Ehrbarkeit Anstoß. Für das letztere haben freilich auch wir in Breslau die abschwächende Goethische Lesart eingeschaltet, als zur Hans Sachsfeier die Goethische Dichtung durch Studenten gespielt wurde, wobei der junge Goethe, Frau Ehrbarkeit und Historia wie die Muse ihren Part sprachen, große und kleine Narren lustig klapperten. Der poetischen Sendung war dabei noch die Rede des Meistersängers („den Deutschen geschah gar viel zu lieb") vorangesetzt, und auch dieser Prolog ward vom jungen Goethe gesprochen. Suphan selbst hat sich in seinem Vortrage, der Humor und Ernst, poetische Anschauung und Reflexion geschickt zu mischen weiß, zwar jedes landläufigen Vergleiches enthalten, aber fortwährend wird unser Blick von Hans Sachs auf Goethe, vom Weimar des 18. Jahrhunderts auf das Nürnberg des 16. Jahr-

---

hange zu schließen die „Festschrift zur Hans Sachsfeier gewidmet von Herausgeber und Verleger der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" (Weimar Emil Felber 1894), in der Goetze „Hans Sachsens Gemerk-Büchlein" aus einer Handschrift der Weimarer Bibliothek veröffentlicht hat.

[36]) Hans Sachs in Weimar. Gedruckte Urkunden zum 400. Geburtstage des Dichters aufs neue herausgegeben. Weimar 1894. — Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans Sachsfeier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen. Weimar 1895 (Hermann Böhlau).

hunderts gelenkt. Wie es sich für Weimar schickt, ist Suphans Hans Sachsrede zugleich eine charakterisierende Huldigung für Weimars goldene Zeit, ein Beitrag zur Goethelitteratur geworden.

Als einen Beitrag zur Goethelitteratur im weiteren Sinne haben wir auch noch eine andere Schrift Suphans, das kleine aber gehaltvolle Heft „Aus Herders Frühzeit“[37]) zu begrüßen. Wie Herders Reisejournal das lebensvollste Zeugnis des jungen Herderischen Feuergeistes ist, so muß die Betrachtung seiner Seereise und des Reisejournals in den Mittelpunkt von Herders Wesen führen. Herders jugendliche Wanderjahre, die Suphan uns schildert, endeten in Straßburg; von dort aus gings nach Bückeburg in die Seßhaftigkeit von Amt und Würden. Was Herder aber in Straßburg dem jungen Goethe geworden ist, — mit dieser Betrachtung klingt Suphans Studie aus — „wie viel er ihm zu geben hatte und gegeben hat, begreift man doch erst völlig, wenn man weiß, wie viel und was alles während der vorangegangenen Reise- und Wanderzeit auf Herder selbst wirkte, was in ihm gährte und arbeitete. Man begreift, wie dieser an Wissen überreiche, den toten Wissenskram verachtende, über die Schranken der Erkenntnis in kühnen Träumen, über die Schranken des Gelehrtentums in kühnen Plänen hinausstrebende jugendkräftige Mann dem Jüngling Goethe zu einer Erscheinung wurde, mit der er nach seinem eignen Bekenntnis zu ringen hatte, wie Jakob mit dem Engel des Herrn“. Herders Verhältnis zu Goethe, und nicht nur in der Straßburger Zeit, sondern bis an Herders Lebensende hat eine beachtenswerte neue Darstellung gefunden in einem eigenartigen und im höchsten Grade anziehendem Buche, in „Herders Leben“ von Eugen Kühnemann,[38]) und ward, wie dies ja in jeder Herderbiographie selbstverständlich ist, auch neuerdings besprochen in Kühnemanns biographischer Einleitung zu Herders ausgewählten Werken im 74. Bande von Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“.[39]) Kühnemanns frisch geschriebenes Buch ist keine Biographie und nichts weniger als ein doch vergeblicher Konkurrenzversuch mit Hayms Meisterwerk.

---

[37]) Zu seinem 150. Geburtstage. Weimar 1894 (Hermann Böhlau).

[38]) München 1895 (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung).

[39]) Stuttgart 1894 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

Von Herders Werken ist bei Kühnemann nur nebenbei die Rede, und selbst die äußeren Lebensumstände werden als bekannt vorausgesetzt, so ausgezeichnet dieses Milieu z. B. für die traurige Jugend in Mohrungen geschildert wird. Es dient nur als Mittel, Herders Wesen psychologisch zu erklären, wie W. Wetz eine solche kritisch-psychologische Methode als erste Aufgabe der Litteraturgeschichte gefordert hat. In seinem Leben, im geheimsten seiner Seele sollen wir ihn begreifen, wie er in den verschiedenen Zeiten sich selbst empfand. Und gerade dabei wird der fortwährende Vergleich mit Goethe notwendig und lehrreich. Die Werke allein geben noch kein Maß für die Kraft eines Geistes. Herder „war eine Persönlichkeit mit dem Bedürfnis ein Leben zu bauen, das seine Entfaltung sei“. Allein er übersah weder die ganze Aufgabe noch begriff er sein Verhältnis zu der jeweiligen Umgebung. Das, erklärt Kühnemann, sei der große Vorrang Goethes vor Herder: „diese schöne Fähigkeit, sein sittliches Verhältnis zur Welt und den Menschen in seiner Arbeit selber festzustellen. In diesem Kern des Lebens erweist sich die Überlegenheit seiner Kraft. Er bildete in höherem Grade all das Gewimmel des Zufalls, das den Menschen umstürmt und ergreift, zu notwendigen sittlichen Elementen seines Lebens um. Er nahm nicht nur hin, wie es kam; er ergriff es mit vollem Bewußtsein als einen Teil des Selbst. Darum ward er die Vollendung, wenn Herder nur (?) die gewaltige Gährung war. Denn was in jenem Geist und Gedanken blieb, unausgeformt zumeist und noch nicht ganz geläutert vom Zufallsstempel der Zeit, es ward in ihm erst volles, lebendiges sittliches Leben“. Wie aber in Straßburg dem „gesunden Jüngling, der noch so ganz in der Mitte der Dinge befangen war“, von dem mitteilungsbedürftigen Herder das Verständnis für die bildenden Kräfte des geistigen Lebens erschlossen ward, hat Kühnemann (S. 101—111) mit einer Anschaulichkeit vorgeführt, daß wir uns in den Bannkreis jener unvergleichlichen Lehrstunden versetzt fühlen. Mit Recht weist er darauf hin, wie in Goethes Frankfurter Briefen mit wachsender Reife die Nachwirkungen der Herderischen Anregungen immer bedeutender hervortreten. Aus Goethes Beitrag zu den Blättern „von deutscher Art und Kunst“ sprach „die deutsche Empfindung,

wie sie Herder in Frankreich so stolz und sehnsüchtig erwacht" war. „Deutsch nannte sich dies Verlangen der Seele nach einem Leben, das voll und mächtig ausströmen muß in ursprünglichen Klängen. Deutsch hieß die Kraft, die Fülle, die von den Brudernationen so anders als französische Eleganz, auch anders als die stille Schönheit der Alten herüberklang. In dem Stolz auf die Muttersprache, in der Hoffnung geistiger Thaten allein konnte die Liebe des Vaterlandes sich bewähren." Es ist mir schwer begreiflich, wie Kühnemann, der hier so schöne Worte für die nationale Strömung in unserer beginnenden klassischen Litteratur findet, in seinen Anmerkungen (S. 391) die Frage nach dem Verhältnis der Litteratur verschiedener Völker zu einander als eine ganz veraltete, für uns belanglose bezeichnen kann. Eine europäische Litteratur arbeite sich heraus, für die das künstlerisch Echte das einzige Kriterium sei. Von der Weltlitteratur in deutscher Sprache, die der alte Goethe eben als Vertreter Herderischer Ideen forderte, ist eine solche internationale Volapüklitteratur, wie Kühnemann sie herbeiwünscht, sehr verschieden. Schönlitteratur, sagt Georg Brandes in seiner höchst beherzigenswerten Rede „Nationalgefühl",[40]) ist nicht von universeller Natur. Schönheit und Wert beruhen hier wesentlich auf der Sprachform, die sich ja nicht überpflanzen oder übersetzen läßt. Es bleibt immer etwas übrig, was der Fremde auf Treu und Glauben von den Landsleuten des Schriftstellers annehmen muß." Wenn heute die norwegischen Dichter in ganz Europa gelesen würden, so sei nicht ein europäischer Zug in ihren Werken die Ursache; die Stärke der norwegischen Dichter liegt nach Brandes in der Stärke des aufstrebenden norwegischen Nationalgefühls. Die Vorbedingung großer litterarischer Leistungen sei das Empfinden des Einzelnen, „daß sein Land im Emporgang, daß dessen Stern im Steigen ist. Dann strömt aus der Volksseele Mut und Selbstvertrauen in die Seele des Einzelnen".

Je lebhafter Herder selbst fühlte, was er Goethe in Straßburg geworden, je überlegener er, der berühmte Schriftsteller, sich dem spechtischen Wesen des Anfängers gegenüberfühlte, um so pein-

---

[40]) Köln und Paris 1894 (Verlag von Albert Langen).

licher mußte er es empfinden, als er nach seinem Eintritt in Weimar Goethe als den ersten, sich selbst in gewissem Sinne ihm untergeordnet vorfand. Goethe wurde in den Schicksalen seiner äußeren Existenz wohl auch vom Zufall getragen (S. 180), aber mit bewußter Überlegenheit und angeborenem Herrschtalente gestaltete er ihn sich nach seinen Zwecken zurecht. Herder ließ sich von der äußeren Lage beherrschen und vermochte ihr nur den Groll, der an seiner eigenen Seele zehrte, entgegenzusetzen. Es dauerte lange bis das Zusammenleben in Weimar auch die „Zeit der Freundschaft mit Goethe" wurde, wie Kühnemann die Jahre 1785—1787 in Herders Leben bezeichnet. Und auch hier war es Goethe, der die trennende Mauer niederriß, den Widerstrebenden zur klaren Anschauung der Verhältnisse und Menschen zu bewegen wußte. Eine völlige Übereinstimmung der Gedankenwelt Herders und Goethes hat nach Kühnemann (S. 405) freilich auch in diesen Jahren nicht stattgefunden. Auf Kühnemanns dabei geäußerte Bemerkungen über Schillers Ethik in ihrem Verhältnis zur Kantischen zurückzukommen, wird sich Gelegenheit bieten, wenn erst sein angekündigtes Buch „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik", von dem bis jetzt nur die ersten zwei Kapitel als Habilitationsschrift im Drucke vorliegen,[41]) erschienen sein wird. Von der Anschauung, daß in einem großen Zusammenhange gesetzlichen Bildens alle Zeugungen der Natur beschlossen seien, waren Goethe und Herder erfüllt. Während jedoch Herder in diesen Grundanschauungen als dem erreichten Ziele ausruhte (S. 277), faßte in ihnen Goethe „seine bewegliche Kraft zusammen als in den zeugenden Organen unermüdlicher Arbeit. Herder erreichte seinen Gipfel, und ging dann hinab, ward mannesreif, um Greis zu werden. Goethe fand in den Anschauungen seiner italienischen Sammlung erst die geistige Arbeitsweise, in der er wahrhaft er selbst ward; seine Mannesreife war seine eigentliche Jugend. Jener endete, dieser begann". Und in dem Augenblicke, als Herder durch das erste Gefühl nachlassender Kraft doppelt empfindlich war, mußte er erleben, daß Schiller, der Anhänger des verhaßten und leiden-

[41]) Grundlagen der Ästhetik Kants. Marburg i. H. 1895.

schaftlich bekämpften Kant, seinen eigenen bisherigen Platz an Goethes Seite einnahm. In dem Abschnitte „Herder und die deutschen Klassiker" hat Kühnemann Herders Mitarbeit an den Horen und seine Verständnislosigkeit für die Kunstanschauung Schillers und Goethes charakterisiert. „Das ist das Schicksal, das wir Herder nennen: mit der zartesten Reizbarkeit der Leben empfindenden Organe ausgestattet den Ton ganzer Welten des Menschengefühls zu hören, uns die Empfindung zu bereichern und den Blick zu weiten, aber da die bildende Kraft mit ihrer Notwendigkeit sich durchzusetzen zurücktritt, mit der Todeswunde in allen Beziehungen seines Lebens dahinzugehen und endlich, früh schon in allem Reichtum zu ermüden, hinzusinken, abzusterben. In seiner Fülle fehlte diesem Wesen, dem die Menschheit Großes verdankt, nur eine Fähigkeit, die Fähigkeit: zu leben."

Das Verhältnis Goethes zu einem anderen Großen unserer Litteratur, der, so grundverschieden er sonst in allem von Herder auch war, ihm doch in dem einem glich, daß auch ihm ein Gott die Kunst versagt hatte „die arme Kunst, sich künstlich zu betragen", Goethes Beziehungen zu Heinrich von Kleist sind in dem stattlichen Werke von Raymond Bonafous[42]) eingehend erörtert. Es läßt sich gut hören, wenn Bonafous zur Erläuterung von Goethes bekanntem Urteile über Kleist hinzusetzt, Goethe sei durch Kleists Geistesverfassung an seinen eigenen krankhaften Zustand in der Wertherzeit erinnert worden. Aber einen gefährlichen (redoutable) Rivalen hat Goethe, der übrigens in Weimar keineswegs alles nach seinem Willen leiten konnte (Goethe dirigeait et dominait tout), in Kleist sicher nicht gefürchtet (S. 102), nach Schillers Tod wäre er sogar recht froh gewesen, wenn ein großer Theaterdichter erstanden wäre. Bei Besprechung der unglücklichen Weimarer Aufführung des zerbrochenen Krugs und Kleists unwürdiger Epigramme gegen Goethe bemerkt Bonafous selbst, daß nichts den Verdacht einer Eifersucht von Seite Goethes rechtfertige (S. 141). „Penthesilea" ist wohl eine Kleistische Konfession, allen Schmerz

---

[42]) Henri de Kleist. Sa Vie et ses Oeuvres. Paris 1894 (Librairie Hachette et Cie.).

und Glanz seiner Seele, sein eigenes Ringen um den höchsten dramatischen Lorbeer sollte sie wiederspiegeln, aber es ist doch nicht „la confession de sa lutte avec Goethe“ (S. 235). Bonafous selbst urteilt, Kleist habe nie aus sich selber heraustreten können, und einen hellenischen Stoff konnte er nicht behandeln, wie dies Goethe gethan hatte, „Goethe qui comprenait et embrassait tout“. Für Kleist war das Hellenische der Penthesilea wohl so gleichgiltig wie für Shakespeare das Griechische, als er „Troilus und Kressida“ schrieb. Dagegen ist von den Vergleichungen des „Kätchen von Heilbronn“ mit Goethes „Götz“ (S. 258) und Schillers „Jungfrau von Orleans“ (S. 263) wenigstens die erstere gut gelungen; die Parallele mit Schillers romantischer Tragödie halte ich freilich für ganz verfehlt. Wirklich hübsch und treffend und von Seiten eines französischen Kritikers doppelt anerkennenswert ist die Schilderung des Goethischen Jugendwerkes: „Goetz, c'est toute une époque qui revit devant nos yeux, tout un monde, pourrait-on dire. Goetz, c'est la fin du Moyen-Age, des chevaliers errants et justiciers; c'est l'époque où le pouvoir impérial, hésitant, chancelle sur ses vieux fondements, en présence d'aspirations nouvelles, au milieu d'intrigues qui annoncent de nouvelles mœurs. C'est l'époque où la Réforme se prépare, où les paysans se révoltent et se vengent. Goetz, c'est l'Allemagne peint à un certain moment, l'Allemagne dans sa vie politique, sociale, religieuse, intime. Mais cette pièce, qui est un tableau d'ensemble, est en même temps une série d'actions liées entre elles par le personnage qui y joue le principal rôle, Goetz. Présent ou absent, c'est toujours lui qui emplit la scène, et son nom seul pouvait servir de titre à l'œuvre de Goethe.“ [43]) Gegenüber der heftigen Bewegung

[43]) Solch trefflichem Urteile eines Franzosen gegenüber muß man sich wahrhaft schämen in einer österreichischen Schulausgabe des Götz von August Sauer, Wien und Prag 1895 (Verlag von Fr. Tempsky) die nur von der Sucht nach geistreich scheinenden Parallelen diktierte, Phrase zu lesen: „Mußte Friedrich der Große in seinen Kämpfen gegen die Kaiser-Königin nicht als ein moderner Götz von Berlichingen erscheinen?“ Wer Goethe selbst nicht genug kennt, konnte es wenigstens vor kurzem aus Lorenz' Festrede lernen, daß Goethe das alte Reich keineswegs als eine zerfallende Ruine ansah.

*

des Götz von Berlichingen erscheinen Bonafous die späteren Werke Goethes und Schillers Spuren eines erzwungenen Bastardhellenismus aufzuweisen. Wohl begreift er, daß man in Weimar die wilden und wirren Produktionen ungeschickter Shakespearenachahmer zurückwies. Goethe habe als der erste erkannt, daß die Heftigkeit (l'agitation) nicht das Leben sei, und daß das Leben selbst einem wirklichen Kunstschaffen nicht genüge. Schiller habe die Götter seiner Jugend verbrannt, um die hellenischen Gottheiten anzurufen (S. 212). Aber unmöglich sei es für die Neueren de faire de l'antique. Notgedrungen hätten Goethe und alle, die ihm folgten, in ihre Werke wieder Gefühle, Bestrebungen, kurz moderne Elemente eingeführt. Die Thatsache ist ganz richtig. Irrig bleibt nur die Voraussetzung, als ob Goethe und Schiller bei der Dichtung der Iphigenie und des Wallensteins antike Dramen schaffen wollten. Für Schiller spricht sattsam der bekannte Brief an Süvern, und von Goethe meint Bonafous selbst, „il enfermait dans un cadre hellénique sa psychologie et sa philosophie“.

Es hängt mit der allgemeinen Zeitströmung zusammen, wenn immer häufiger und heftiger der antike Einfluß auf die weimarischen Dichter beklagt, die Wendung von Götz zu Iphigenie, von der Begeisterung für das Straßburger Münster zu Winckelmanns Lehren als ein bedauerlicher Abfall verurteilt wird. Jedenfalls ist es nötig, solche Angriffe und Urteile zu beachten. Die Goethelitteratur wird die Gefahr einseitiger Beurteilung und Überschätzung, wie sie ihr gerade bei der neueren Betriebsamkeit leicht bedrohlich wird, besser abzuwehren imstande sein, wenn sie öfters Gelegenheit nimmt, sich zu belehren, wie außerhalb des litterarischen Fachkreises Goethes Bild und Wirken im Wandel der Zeiten und Anschauungen sich abspiegelt. Dies wird noch wünschenswerter, wenn es sich um ein Gebiet handelt, auf dem Goethes Lehre und Thätigkeit jeder Zeit viel Widerspruch gefunden hat. Einstens haben die Romantiker die Tendenz der Propyläen und weimarischen Kunstausstellungen bekämpft. Richard Muther[44]) nimmt seinen Standpunkt ein mitten

[44]) Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert. München 1893/94 (G. Hirths Kunstverlag).

in der lebhaften, noch unausgetragenen künstlerischen Bewegung der Gegenwart, was seinem so anziehend geschriebenen Werke einen ganz eigenen Reiz und kräftig pulsierendes Leben verleiht. Wenn solche Beurteilung aus den Tageskämpfen heraus nicht ganz den überkommenen Schulbegriffen von Geschichte entspricht, obwohl Muther kaum jemals so bewußt einseitig und parteiisch wie z. B. Treitschke verfährt, so wird dafür ein Buch, das so unmittelbar den Eindruck einer großen zeitgenössischen Kunstbewegung wiedergiebt, selbst zu einem geschichtlichen Denkmale. Wie wird in dieser modernsten Betrachtung der Kunstentwickelung Goethes Verhalten in Fragen der bildenden Kunst beurteilt? Seine Absage an die Romantiker hat den Beifall Muthers, der freilich irrtümlich (I, 194) Goethe die Autorschaft von Heinrich Meyers Aufsatz „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst" zuschreibt. Waren die W. K. F. (Weimarer Kunstfreunde) auch in der Hauptsache völlig einig, so war Goethe nach dem Aufenthalte in der Boisseréeischen Sammlung zu Heidelberg doch zu weitergehender Schonung der Romantiker geneigt als sie Meyer ihnen in dem Aufsatze angedeihen ließ. Philipp Hackert wird als „frischer gesunder Landschafter" von Muther in Schutz genommen gegen die Geringschätzung, welche dem übertriebenen Lobe Goethes gefolgt war. Von Goethes römischen Künstlerfreunden wird die „gute Angelika" mit Goethes eigenen Worten charakterisiert (I, 116), Tischbeins „Goethe auf den Ruinen Roms" als sein bestes Bild gerühmt (S. 89): „der Kopf des Dichters ist energisch und kraftvoll, die Farbe von einem vornehmen hellen Grau". Durch Muthers herbe Verurteilung von Stielers Goetheporträt (S. 161), „der Typus eines Mannes von allgemeiner Charakterlosigkeit", lasse ich mir meine eingewurzelte Vorliebe gerade für dieses Bild nicht erschüttern. Ich meine, aus diesem Bilde (freilich nicht aus den öfters wenig erbaulichen Reproduktionen) leuchten wirklich „zwei weitoff'ne Sonnenaugen", wie Gottfried Keller sie dem „alten feierlichen schönen Manne" zuschreibt. Muther, der zur Abwechselung einmal die Kehrseite der Medaille betrachten und verfolgen möchte, „wie oft die Antike hindernd und verwirrend in die Entwickelung der modernen Kunst eingegriffen hat", giebt den Kunsturteilen des jungen Goethe den Vorzug vor dem unter Italiens und Winckel-

manns Einfluß zum Griechentum bekehrten Goethe. Der Dichter von Werthers Leiden und Schüler Rousseaus habe „in seinem ganzen Naturempfinden fast schon das Erscheinen der Schule von Fontainebleau angekündigt“ (I, 95). In der Erkenntnis Rembrandts sei Goethe schon 1773 seinen Zeitgenossen um Jahrzehnte voraus gewesen. Noch in Padua habe er in seinem Urteile über Mantegnas Fresken das tiefste historische Verständnis gezeigt (S. 108). Indem aber „die mächtigen Schöpfer des Faust und der Räuber“ — Muther stellt Schiller mit dem spanischen Maler Franzisko Goya zusammen — „von den Griechen gezähmt, den Idealen ihrer Titanenjugend untreu wurden, ist die erste Blüte der deutschen Poesie von Maienfrösten erstickt worden und es mußte ein Jahrhundert vergehen, bis der Blütenstaub, der damals im Götz und in den Räubern von uns ausgeflogen war, draußen ein fruchtbareres Erdreich fand“. Welches dies fruchtbarere Erdreich sein soll, ist mir wirklich unklar geblieben. Ich weiß wohl, daß Karl Bleibtreu vor etwa einem Jahrzehnt in seiner Schrift „Revolution der Litteratur“ eine Umkehr der Litteratur zurück zu Lenz und Genossen gefordert hat und die klassische Richtung Goethe-Schiller als Irrweg bezeichnete. Ich kann aber nicht glauben, daß Muther ernstlich die modernste naturalistische Litteratur als neue Triebe aus jenem Blütenstaube der Sturm- und Drangperiode (was man teilweise ganz gut zugeben kann) der weimarischen Kunst ebenso vorziehe wie Böcklins Malerei den Zeichnungen von Carstens und Cornelius. Eine Abkehr von den Idealen der Jugendzeit sollte man Goethes Kunstrichtung, wie sie nach der italienischen Reise schroff hervortrat, überhaupt nicht so ohne weiteres nennen (s. u. Weißenfels). In der Frankfurter Zeit, da Goethe glücklich im Palaste der Pindarischen Dichtung lebte und Andacht liturgischer Lektion allmorgendlich im heiligen Homer las, standen auch schon Gestalten der griechischen Kunst als die „ewig lebenden“ vor seinen Augen. Die Antike gehörte bereits zu den Idealen des Lobredners auf die gotische Baukunst. Die Bewunderung für den einen Gegenstand seiner jugendlichen Begeisterung ist nur dann eine zeitlang so übermächtig geworden, daß erst Boisserée mit seinen Kölner Domplänen Goethe wieder zu einer gerechteren Anerkennung nordischer Kunst zwingen konnte.

Der Standpunkt, von dem aus Iphigenie und die Braut von Messina als ein beklagenswerter Abfall von der nationalen naturwahren Kunst des Götz und der Räuber erscheinen, ist ja schon von Tieck eingenommen worden, und er läßt sich, so wenig ich für meine Person ihn teilen möchte, mit guten Gründen vertheidigen. Aber die Art, in welcher der neueste Bekämpfer des Dogmas vom klassischen Altertum, Paul Nerrlich[45]) Goethe und Schiller dabei figurieren läßt, ist als ganz willkürlich und unkritisch abzuweisen. Man mag selbst der schönen Darstellung gegenüber, in der M. Bernays in der Einleitung zu Goethes Briefen an Fr. Aug. Wolf (1868) Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum geschildert hat, Goethes skeptische Äußerungen über Philologie und Philologen etwas stärker betonen. Aber einzelne Äußerungen aus dem Zusammenhange zu reißen und zu verwerten, wie Nerrlich thut, muß zu ganz falschen Ergebnissen führen. Auf diese Weise gelingt es ihm freilich, Goethe selbst als Gegner des klassischen Altertums darzustellen (S. 258) und zugleich Niebuhr zu preisen (S. 307), daß er sich mannhaft und kühn gegen Goethes Auffassung der bildenden Kunst erhoben habe. Zutreffend erscheint Nerrlichs Bemerkung, daß Goethe sich vor allem durch die Werke der bildenden Kunst zum Altertum gezogen fühlte, während „für Schiller die Unzufriedenheit mit der Gegenwart das erste Band war, welches ihn an die Griechen knüpfte". Schon dem Dichter der Räuber wurde durch Plutarch der Ekel an seinem tintenklecksenden Säkulum geweckt. Nerrlich sieht in solcher Bevorzugung der Alten nur bedauerliche Irrgänge eines Genies. Umsomehr freut er sich über Schillers Xenien gegen das Fieber der Gräkomanie. Aber die Abneigung gegen Friedrich Schlegel, welche ihm diesen Spott diktierte, hat mit Schillers Auffassung vom Griechentum so wenig zu thun wie Goethes Spott und Unwillen gegen die nur den Buchstaben schätzenden Vertreter der Altertumswissenschaft mit seiner Bewunderung für das Altertum. Freilich wollte er die Alten nicht als Hüter der Schule blind geehrt wissen, sondern ins Leben lebendig hinausführen. Wie selbst-

---

[45]) Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1894 (Verlag von C. L. Hirschfeld).

ständig Schiller in seiner klassischen Zeit als moderner Dichter sich der Autorität der Antike entgegenstellte, zeigt eben der schon erwähnte Brief an Süvern über das Verhältnis seines Wallensteins zur griechischen Tragödie. Nerrlich beruft sich auf diesen Brief, aber es ist seinem Verfahren eigen, überall eine gewaltsame Deutung unterzulegen, sei es daß er Goethe und Schiller als Gegner des Dogmas vom klassischen Altertum zu Zeugen aufrufen oder sie für die Festsetzung der angeblichen Irrlehren mitverantwortlich machen will.

Natürlich stellt Nerrlich, der begeisterte Biograph Jean Pauls, auch hier wieder seinen Lieblingshelden den irrenden Weimaranern gegenüber. Sein eigenes Verständnis Jean Pauls ist aber inzwischen von dem neuesten und glühendsten Jean Paul-Verehrer, von Josef Müller[46]) heftig angegriffen worden. Auch Müller kommt immer wieder auf den Gegensatz Jean Pauls zu Schiller und Goethe zu sprechen. Wenn dies auch nicht in so gehässiger Art wie von Nerrlich in seinem Leben Jean Pauls geschieht, so müßte ich doch manche meiner Einwendungen, die ich VII, 406 erhob, auch gegen Müller wiederholen. Wenn Müller seinen Liebling als den nationalen Dichter preist, so greift er deswegen freilich nicht wie Nerrlich Goethes Deutschtum an, sondern hebt in großer treffender Auffassung hervor: „Wer war ein echterer Grieche als Sophokles, ein echterer Italiener als Dante, ein echterer Deutsche als Goethe? Die feinsten Züge ihrer nationalen Art und volkstümlichen Kraft finden wir bei ihnen, aber nicht in aufdringlicher, bewußt ausgesprochener Art; indem sie ihre Gestalten in ganz persönlicher Eigentümlichkeit erfaßten, indem sie sich selbst und sich ganz gaben, gaben sie auch der Volksseele, die in ihnen Sprache gewann, unbewußt Ausdruck. Die innige Vermählung des individuellen, nationalen und humanen Elements in der festgeschlossenen, geistvollen Persönlichkeit des Dichters ist das Geheimnis der Kunst, ist der Kernpunkt wahren Schaffens, die Quelle eines wirklichen Stils." Man begreift kaum wie derselbe

---

[46]) Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München 1894 (Verlag von Dr. H. Lüneburg).

Kritiker, der dies schöne einsichtsvolle Urteil schrieb, einige Seiten später Goethe beschuldigen kann, er habe den Krankheitsstoff dem Publikum eingeimpft, indem er das dichterische Schaffen als „ein moralisches Purgationsmittel" (S. 19) brauchte. Goethe selbst hat sich einmal (Gespräche VII, 272) recht kräftig dagegen verwahrt, daß man einem Schriftsteller zur Last legen wolle, wenn einige beschränkte Geister sein Werk falsch auffaßten. Wenn in „Werthers Leiden" oder den „Wahlverwandtschaften" der Dichter Erfahrungen und Kämpfe, die er selbst siegreich bestanden hat, im Kunstwerke darstellt, so giebt er doch Warnung und Beispiel zur Überwindung jenes modischen Krankheitsstoffes. Der Arzt, der das Vorhandensein einer Pest feststellt, ist nach Lessings Gleichnis doch nicht für ihre Verbreitung verantwortlich. Der Vorwurf selbst hängt freilich mit der ganzen Auffassung des Verhältnisses von Kunst und Moral aufs engste zusammen. Müller macht Jean Pauls Anklage gegen Goethe, daß er nur erheitere, nicht auch wie Klopstock erhebe, (S. 18 u. 345), zu seiner eigenen, wie er im Anschluß an Jean Pauls „Vorschule zur Ästhetik" ausführt, Schiller sei sich über das Verhältnis von Kunst und Moral niemals klar geworden. Da Schillers philosophische Schriften sich gerade um Feststellung dieses Verhältnisses drehen, wäre die Anklage schlimm genug. Sie entspricht freilich ganz den Ansichten Jean Pauls und Herders (s. o.). Das Evangelium von der Selbständigkeit der Kunst, dem absoluten Werte der reinen Form mußte einem Schriftsteller wie Jean Paul höchst anstößig sein, von dem selbst sein begeistertster Verehrer bekennt: „seinen Schöpfungen fehlt die Weihe der künstlerisch vollendeten Form". Für Schiller war der Künstler der einzig wahre Mensch; Jean Paul stellt den Philosophen über den Künstler, so daß Müller geradezu erklärt, ohne philosophische Bildung seien seine Schriften so wenig zu verstehen als die Lessings und Goethes ohne klassische Schulung. Durch das allzu mächtige Übergewicht des antiken Elementes sei dem Goethischen Genius ein fremdartiges Gepräge aufgedrückt worden (S. 319), und Schiller, dessen Einteilung von naiv und sentimentalisch Müller mit Jean Paul verwirft, habe sich durch Goethes Einfluß an den antiken Kothurn drängen lassen, auf dem er sich nie recht heimisch fühlte. Nun

mußte Schiller wohl durch Goethe in seiner Vorliebe für die Antike noch gestärkt werden, aber dazu gedrängt wurde er nicht erst durch Goethe, sondern ganz aus eigenem Antriebe. Mit Recht betont Rudolf Schmidtmayer in seiner gründlichen Untersuchung über Schillers Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis, die einen Beitrag zur Frage nach Schillers Kenntnis des Griechischen liefert[47]), daß Schiller schon 1789 für das griechische Altertum schwärmte. Daß er gerade die Iphigenie in Aulis zur Übersetzung auswählte, mag allerdings im Hinblick auf die Taurische Iphigenie Goethes erfolgt sein. Die Übertragung selbst beurteilt Schmidtmayer als Philologe wenig günstig, besonders nimmt er an der Selbständigkeit der Chöre Anstoß, obwohl er gestehen muß, daß sie dem Charakter von Schillers verdeutschter Iphigenie wohl angemessen seien. Er tadelt die Weglassung des Schlusses, die Förster (s. o.) Schiller eher zum Lobe anrechnet und die Breite der Reproduktionsweise, die für 1509 Euripideische Verse 1856 Schillerische brauche. Klopstock, der in seinen Übersetzungsproben vor allem an Kürze mit dem Original wetteiferte, hätte dies freilich als üblen Fehler aufgenommen. Schiller übersetzte nach der lateinischen Version von Josua Barnes, daneben brauchte er die französische Brumoys und, wie schon Jonas nachgewiesen hat, die deutsche Steinbrüchels. Nur an sechs Stellen lasse sich die Benützung des griechischen Textes völlig sicher behaupten, an dreizehn weiteren sei sie wahrscheinlich. Doch habe Schiller auch bei Kritik seiner Vorlagen, wie er sie in den Anmerkungen übte, sich der Hilfe eines kritischen Vorgängers, Prevosts, bedient. Wie gering aber Schillers griechische Sprachkenntnisse auch waren, es gilt auch von seiner Übersetzung, was Heinrich Voß von Goethe rühmte: der Dichter sei selbst nur ein dürftiger Philologe, habe aber dem Berufsphilologen erst den Sinn der klassischen Litteratur eröffnet.

Wenn nun Müller meint, Schiller und Goethe seien durch das antike Element ihrer Dichtungen der Gegenwart weniger nahe als Jean Paul, so muß ich das bezweifeln. Ich glaube im Gegen-

---

[47]) Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. Budweis 1890—92 (Drei Programme im Selbstverlage des k. k. deutschen Staatsgymnasiums).

teil, die antike Form unserer Klassiker hindert ihre unmittelbare Aufnahme viel weniger, als es Jean Pauls absonderliche Heiterkeit und sein Aufgehen in den Geschmack und die Vorstellungen seiner Zeitgenossen thun. Er erscheint der weit überwiegenden Mehrzahl der modernen Leser unverständlich und barok, während kein eindringender Leser in Goethes Optimismus (S. 111) den Ernst des Gewissens und die tiefere versöhnende Seele vermissen wird. Wie wir heute Goethes Lebensweisheit überblicken, kann von einem epikuräischen „Raffinement, welches das Leben zu einer Kunst des Genießens macht“ (S. 87), wohl nicht die Rede sein. Die Vorwürfe gegen Goethes Lebensführung treffen meistens in erster Linie sein Verhalten gegen die Frauen. Man kann sagen, daß seit dem Erscheinen von Werthers Leiden, die zuerst die Frage nach dem lebenden Vorbilde Lottens hervorriefen, Goethes Verhältnis zu den Frauen nicht aufgehört hat, Gegenstand der Neugierde und Teilnahme zu sein. Der innige Zusammenhang zwischen den weiblichen Gestalten seiner Dichtungen und den Mädchen und Frauen, welche des Dichters Lebenspfade kreuzten, ist stets betont worden. Unwillkürlich muß der Blick hier vergleichend von der einen zu der andern gleiten. Lotte Schiller meinte (1823), Goethes erdichtete Frauen seien mehr Wahrheit als die wahren, über die er sich stets Täuschungen gemacht habe. Das Urteil über sein Verhalten zu den Frauen hat wesentlich zu den Vorurteilen über Goethes Persönlichkeit und Charakter mitgewirkt. Man braucht nur an den geschmackvollen Titel eines Buches wie „Goethes Liebschaften“ zu erinnern, um zur Vorsicht gemahnt zu werden auf einem Gebiete, auf dem Forschung und Darstellung so leicht zum Goetheklatsch herabsinken mögen. Daß aber gerade hier der Psychologe und Ästhetiker, wie der Kultur- und Litterarhistoriker eine würdige und dankbare Aufgabe finden kann, dürfen selbst die Gegner der Goethephilologie unbedenklich zugeben. Und eifrig ist auch auf diesem Gebiete gearbeitet worden. Schon 1852 hat Düntzer in seiner treu-sorgsamen Weise das Material für „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit“ zusammengetragen, neben denen 33 Jahre später seine „Abhandlungen“ noch weitere Bilder aus verschiedenen Lebensaltern aufrichteten. Wie zahlreiche Leser eine

geistreich gefällige Behandlung des Themas anzulocken vermag, zeigt der Erfolg, den Adolf Stahr mit seinen zwei Bänden „Goethes Frauengestalten" erzielte. Von 1865 bis 1891 erlebte Stahrs Buch acht Auflagen. Vielleicht ward Louis Lewes, der 1893 ein ganz hübsches Buch über „Shakespeares Frauengestalten" (vgl. Englische Studien XX, 154) herausgab, gerade durch den andauernden Erfolg der Stahrischen Arbeit verleitet, ein Konkurrenzwerk zu unternehmen.[48]) Und gewiß ließe sich Stahrs Werk durch ein weit besseres ersetzen, wenn jemand mit genügender Kenntnis und prüfender Benutzung der neueren Forschung und neuesten Anschauungen die Aufgabe in Angriff nähme. Als Vertreterin solcher Zukunftsanschauungen ist Laura Marholm[49]) auf die Klassiker nicht gut zu sprechen. Schiller mit seiner ganzen Nachkommenschaft sentimental pathetischer Dramatiker, Kleist inbegriffen, hat nach ihrer Meinung vom Weibe nicht viel mehr als den langen Rock auf die Bühne gebracht. Goethe allein nimmt sie von dem Tadel aus: der habe noch die Natürlichkeit und Grazie des 18. Jahrhunderts, den gallischen Geist in der Auffassung des Weibes vertreten. Mit einem solchen Schlagworte ist natürlich so gut wie nichts gewonnen. In dem Geiste und mit dem tiefen Verständnisse, die Viktor Hehn bei Schilderung der Stände und Naturformen des Menschenlebens in Goethes Werken leiteten, müßte das innerste Wesen der einzelnen erdichteten Goethischen Frauengestalten erfaßt und das ihnen allen Gemeinsame klargelegt werden. Goethes Grundanschauungen über die weibliche Natur und das Verhältnis der Geschlechter in jugendlicher Entwickelung und im Alter, in Liebe, Leidenschaft und den Pflichten der Ehe, als Mutter und Tochter, bei Fürstin und Dienerin würden dabei hervortreten. In Abwehr heftiger Anklagen hat Schröer in seinen zwei Vorträgen „Goethe und die Liebe" gerade in Goethes Verhalten gegenüber dem „Ewig Weiblichen" seine Größe und tiefste Eigenart zu finden geglaubt. Aber nicht auf die Mädchen und Frauen, die Neigung und Sehnen in dem Dichter weckten, darf der Kreis

---

[48]) Goethes Frauengestalten. Stuttgart 1894 (Verlag von K. Krabbe).

[49]) Wir Frauen und unsere Dichter. Wien und Leipzig 1895 (Verlag der Wiener Mode).

von „Goethes Frauengestalten“ eingeschränkt werden. Neben den einzelnen wie Frl. v. Klettenberg, Bäbe Schultheß, Angelika Kauffmann, Herders und Schillers Gattinnen treten uns ganze Gruppen entgegen: die Darmstädter Freundinnen, die beiden so grundverschiedenen Herzoginnen in Weimar mit ihrer Umgebung (Göchhausen, Egloffstein, Pappenheim, Zigesar), die Karlsbader Badebekanntschaften, die Schauspielerinnen. Die verschiedenartigen Korrespondentinnen Goethes und sein Briefwechsel mit ihnen erfordern eigene Betrachtung. Wie man bei Durchsicht der Goethischen Gespräche von Bewunderung ergriffen wird über die Wandlungsfähigkeit, mit der Goethe der Individualität der einzelnen entgegenzukommen weiß, so finden wir auch unter den Gelegenheitsreimen an Freundinnen zahlreiche, die zugleich die Empfängerin zu charakterisieren suchen; ich erinnere nur an die Distichen des „Frühling“. Der Betrachtung der erdichteten und im Leben erschauten Wesen würde dann der Nachweis, wie auch hier „Dichtung und Wahrheit“ in einander verschlungen sind, folgen. Und aus dem Vergleiche mit der Gestaltung der Frauen im Leben und Schaffen anderer Dichter würde zuletzt ein wirklicher Beitrag zur Erkenntnis von Goethes Eigenart als Menschen und Künstlers sich ergeben.

Von allen diesen Anforderungen hat Lewes nun nicht das allermindeste erfüllt. Es ist schwer begreiflich, wie man mit so geringer Kenntnis von Goethe und der Goethelitteratur ein dickes Buch über Goethes Frauengestalten schreiben mag. Freilich würde sein Umfang ohne die seitenlangen Anführungen aus den Goethischen Werken (Iphigenie, Tasso, W. Meister, Wahlverwandtschaften) bedenklich zusammenschrumpfen; und die Urteile Stahrs lesen wir doch lieber in seinem eigenen Buche als in Lewes' Zitaten. Von einem Plane zur „Aristeia“ ist Lewes nichts bekannt; auch die ältere Fassung von „Erwin und Elmire“ erwähnt er nicht, wenn er Züge der Frau Rat in den Dichtungen ihres Sohnes sucht. Dagegen sollen wir in den „Geschwistern“ das Verhältnis zu Cornelia wiedererkennen (S. 22), und die Elegie „Wiedersehen“ (Mai 1793) auf den Besuch in Sesenheim im Herbst 1779 beziehen. Das Lied an den Mond („Füllest wieder Busch und Thal“) läßt Lewes 1769 in Frankfurt für Ännchen Schönkopf gedichtet werden

und erzählt von der Aufführung der Iphigenie auf dem Liebhabertheater zu Ilmenau (S. 158)! Daß die „natürliche Tochter“ vor Wilhelm Meister besprochen wird, ist vielleicht nur ein Fehler in der Gruppierung; der Werther wird aber wiederholt und ausdrücklich als Goethes erste größere Dichtung bezeichnet. Man könnte über die lange Reihe ähnlicher, doch ziemlich starker Irrtümer noch hinweggehen, wenn nur eine Spur selbständiger Auffassung und ernster Erwägung in dem ganzen Buche zu finden wäre. Aber nach der Veröffentlichung der Briefe Goethes und seiner Mutter an Christiane ist eine solch unwürdige Beurteilung des ganzen Verhältnisses doch nicht mehr erlaubt. Wichtige Lebensbeziehungen wie bedeutende dichterische Frauengestalten sind gar nicht erwähnt. Bettina wird in einem Anhang behandelt: sie war offenbar vergessen worden, da ihrer auch bei Erwähnung der Luciane in den „Wahlverwandtschaften“ nicht gedacht ward. Daß ihr Verhältnis zu Goethe und ihre Briefe, mit deren Betrachtung Gervinus einstens den größeren Teil seines Büchleins über Goethes Briefwechsel füllte, auch in dem Nachtrag keine Würdigung findet, ist nur dem Charakter dieses ganzen Buches entsprechend. Ich muß freilich sagen, daß mir die Darstellung Bettinas auch in einer ganz anderen Arbeit, in L. Geigers Mitteilungen über die Günderode[50]) nicht gefallen will. Es ist eine unerträgliche Pedanterie und Verkennung, an „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ noch immer als einer Fälschung zu nörgeln. Gleich im Anfang ihres Buches (7. Oktober 1808) läßt Bettina von Frau Rat sich auf den Kopf zusagen: „Die Beschreibung von Deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten hat mir recht viel Plaisir gemacht; wenn's nur auch wahr ist, daß Du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man Dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal hier auf Deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn Du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden gerätst, dann hält Dich kein Gebiß und kein Zaum.“ Wer die Absicht zu täuschen hat, wird sich wohl hüten, ein derartiges Zeugnis gegen seine eigene Glaub-

---

[50]) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Stuttgart 1895 (Deutsche Verlags-Anstalt).

würdigkeit vorzulegen. Bettina scheut sich aber auch sonst nicht, ihre Angaben durch ihre Korrespondenten zu berichtigen z. B. „Ilius Pamphilius" I, 273. In einer ganzen Reihe von Fällen sind Bettinas Briefe und Berichte früheren Zweifeln gegenüber nun als wahrheitsgetreu erwiesen worden. Die Sonette mochte sie in gutem Glauben für an sie gerichtet halten. Aber nicht die treue Wiedergabe eines wirklich geführten Briefwechsels, sondern die treue Wiedergabe von Goethes Bild, wie es ihr in Geist und Gemüt lebte, war ihre Absicht. Ein Denkmal für Goethe und die eigene Begeisterung wollte sie in diesem Buche, das nur „für die Guten und nicht für die Bösen" bestimmt war, errichten. Für dies Goethedenkmal Bettinas gilt das schöne Wort, das ihr Schwager Savigny 1805 an die Günderode schrieb: „Etwas recht von Herzen lieben, ist göttlich, und jede Gestalt, in der sich uns dieses Göttliche offenbart, ist heilig." Ihr Ideal, wie sie es seit drei Jahrzehnten gehegt und sich gebildet hatte, nicht die zufällige Wirklichkeit wollte Arnims Witwe darstellen. Mag man dies phantastisch und romantisch schelten, das ist Geschmackssache. Wer aber in diesem Falle Bettina moralisch schulmeistern will, der sollte lieber erst selbst bei ihr in die Schule gehen, um ihr Wollen und herrliches Dichten verstehen zu lernen. Unübertrefflich schön hat dies kein Geringerer als Jakob Moleschott, in seinen „Lebens-Erinnerungen",[51]) in denen er Goethe (S. 155 u. 62) und Forster (S. 171 u. 262) immer von neuem als die ihm unentbehrlichen Gefährten und „die Braut von Korinth" als die vollendetste Ballade der Welt preist, ausgesprochen: „Wer Bettina verstehen will, muß sich in sie versenken. Da überkommt ihn häufig eine Stimmung, wie wenn man den Himmel anschaut, wo die Wolken auch keine feste Gestalt besitzen und ihren Zauber gerade dadurch wirken, daß ihre Bilder immer schwanken und schwebend sich verändern und durch ihre Unfaßbarkeit reizen. Von den leisesten Farbentönen bis zur funkelnden Glut, vom brennenden Rot bis zu düsteren blauen und violetten Tönen, durchläuft auch der Himmel alle Abstufungen von Licht und Farbe. Das Auge heftet sich nicht

[51]) Für meine Freunde. Gießen 1894 (Verlag von Emil Roth).

auf einen einzelnen Leuchtpunkt, es schwimmt im Himmelsgewölbe. Man genießt mit Gefühlsseligkeit, indem man halb bewußtlos merkt, daß man einfach fühlt, fühlt ohne Schranken. Das Wort Überschwänglichkeit ist hier in gutem Sinne anwendbar, und Bettinas Briefe, zumal die an die Günderode erwecken häufig die eben vergleichsweise angedeutete Stimmung."

Geiger durfte unter anderen einen wirklich wundervollen, bisher ungedruckten Brief Bettinas an Karoline aus dem Juni 1804 mitteilen, indem sie sich über ihr Dichten, eigentlich ihre Unfähigkeit, „etwas Festes, Gesetztes hervorbringen zu können" ausspricht. „Oft liege ich abends oder vielmehr nachts im Fenster und habe ganz herrliche Gedanken, wie es mir scheint; ich freue mich dann über mich selbst, meine Begeisterung begeistert mich sozusagen, aber da sind zwei einfältige Nachtigallen in unserer Straße, die fangen gewöhnlich an, ihre liebenden, verliebten Lieder so leicht, so herrlich und ergötzlich herzusingen, wenn ich so mitten in meinem Dichten und Trachten bin, daß ich ganz alles vergesse und denke, du willst die Nachtigallen dichten lassen, du wirst doch des Menschen Ohr und Sinn nie so schön und herrlich erquicken wie diese, denn etwas weniger Gutes als das Schönste und Beste hervorzubringen ist doch auch schlecht, und schlecht mag ich nicht schreiben." Werther sagt einmal von sich, er sei nie ein größerer Dichter gewesen als in einem Augenblicke, in dem es ihm nicht möglich gewesen wäre, eine Zeile zu schreiben. Ähnlich bewährt sich Bettina gerade in diesem Geständnis ihres schriftstellerischen Unvermögens so sehr als echte Dichternatur, daß Goethe wohl berechtigt war, an sie zu schreiben, er könne ihr nichts mehr geben, da sie das Beste schon besitze. Lewes dekretiert, es sei unglaublich, daß die überschwängliche Anbetung Goethes in Bettinas Herzen entstanden sei, ehe sie ihn gesehen, sie habe das hinterher aus ihrer Phantasie heraus erfunden (S. 459). Nun lesen wir aber in einem der von Geiger aufgefundenen Briefe an die Günderode vom April 1806: „Ich habe mir statt Deiner die Rätin Goethe zur Freundin gewählt, es ist freilich was ganz anders, aber es liegt was im Hintergrunde dabei, was mich selig macht, die Jugendgeschichte ihres Sohnes fließt wie ein kühlender Tau von ihren mütterlichen

Digitized by Google

Lippen in mein brennend Herz, und hiedurch lern' ich, daß seine Jugend allein mich erfüllen sollte, eben deswegen auch mache ich keine Ansprüche mehr auf Dich." Wieder einmal erweist sich der Bericht der ausschweifenden Phantasie wahrheitsgetreuer als die prosaische Weisheit ihrer Tadler.

Bettinas Begeisterungsbedürfnis entspricht es, daß in ihren Briefen meist nur von Personen und Sachen gesprochen wird, an denen sie ihre Freude hat. In den Briefen ihrer Freunde, die Geiger mitteilt, macht sich die Tadelsucht der Romantiker gegen Schiller geltend. Savigny macht der Günderode Vorwürfe wegen ihrer Vorliebe für Schiller, an dem „der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondierende Tiefe der Empfindung zum Grund liegt", das Charakteristische sei. Auch eine Freundin Karolinens schrieb ihr, als sie hörte, Schillers Tell sei erschienen: „Je mehr ich Shakespeare kennen lerne, desto klarer wird mir Schillers Mangel an Originalität. Jeder seiner Charaktere läßt sich in Shakespeare nachweisen." In den kleinen Dramen der Günderode ist der Einfluß von Schillers Sprache und Vers ebenso zu erkennen, wie in dem Dialoge „Der Franke in Egypten" Goethes „Der Wanderer" als Vorbild durchscheint. Geiger folgert aus der Angabe der Goethischen Tagebücher (Aug. 1810): „Mit Bettina im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod", daß Bettinas Bericht über das Ende ihrer Freundin, den sie unter ihren Briefen an Goethe abdrucken ließ, dort mit Unrecht stehe. Man kann jedenfalls mit gleich gutem, und ich meine sogar besserem Recht folgern: daß Goethe sich noch einige Jahre später von Bettina über die Günderode ausführlich erzählen ließ, beweist, daß ihm schon jener schriftliche Bericht Bettinens starke Teilnahme erregt hatte.

Eine kleine Berichtigung anderer Art möchte ich zu den Briefen Ernst Moritz Arndts an seine geliebte Königsberger Freundin Johanna Motherby[52]) nachtragen. Arndt schreibt an sie vom 26. April

---

[52]) Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und E. M. Arndt. Herausgegeben von Heinr. Meisner. Leipzig 1893 (F. A. Brockhaus).

1813 aus Dresden: zurück „in mein Haus und fand zu Hause den alten feierlichen und furchtsamen Goethe und andere, die meine Wirte besuchten, und verbrachte so den Abend". Aber nach Goethes Tagebuch (V, 38) ist Goethe bereits am Mittag des 25. April von Dresden nach Teplitz abgefahren, was der Herausgeber auch selbst in der Einleitung des Briefes erwähnt, ohne jedoch den Widerspruch mit Arndts Angabe festzustellen, die sich wohl auf einen vorangehenden Tag, den 24. etwa beziehen muß, über den das Tagebuch nichts vermerkt. Arndt ist dann nach errungenem Siege in Köln wieder mit Goethe zusammengetroffen und hat dort einen erfreulicheren Eindruck von ihm empfangen, den er nach dem Erscheinen des ersten Teiles des Faust als den deutschesten Dichter gepriesen hatte. In nächster Nachbarschaft von Goethe und Schiller erscheint Arndt in einer amerikanischen Anthologie „Deutscher Gedichte",[53]) die eine rühmende Erwähnung an dieser Stelle vollauf verdient. Wie das Titelbild des hübsch ausgestatteten Bandes die Weimarer Doppelstatue zeigt, so treten Goethe und Schiller auch in der Auswahl hervor, die ebenso das feine poetische Verständnis wie die tüchtige litterarhistorische Schulung des Herausgebers, Camillo v. Klenze, bewährt. Den Gedichten sind in englischer Sprache erläuternde Noten beigegeben und von dem Leben und Wirken jedes aufgenommenen Dichters wird kurz berichtet. In der sehr geschickten Skizze von Goethes Lebensgang weckt nur der Ausdruck, Goethe habe nach der italienischen Reise seine offizielle Stellung aufgegeben, eine falsche Vorstellung. Er hat seine amtliche Thätigkeit eingeschränkt, nicht aufgegeben.

Einen ganz anderen Charakter als die zunächst für Lehrzwecke veranstaltete amerikanische Anthologie tragen zwei deutsche, die sich allerdings auf Goethe allein einschränken. Während „Schillers auserlesene Früchte des Geistes" schon 1788 und dann neuerdings 1805, 1806, 1814 gesammelt wurden, sind „Geistesblüten von Goethe" erst 1812 zusammen mit solchen von Schiller, Herder, Schlegel und erst 1829 ohne fremde Beigabe

---

[53]) Selected with Notes and an Introduction. New York and Boston (Henry Holt and Compagny).

Digitized by Google

erschienen. So sehr man die unmittelbare und ausgedehnteste Bekanntschaft mit Goethes Werken wünschen muß, so läßt sich doch gerade bei Goethe, der selbst zahlreiche Sprüche, Maximen und Reflexionen nicht nur neu bildete, sondern auch aus seiner Lektüre aushob, die Berechtigung und der Nutzen solcher Sammlungen nicht in Abrede stellen. Wir treffen Ernst v. Feuchtersleben und Rudolf v. Gottschall als Herausgeber solcher Blumenlesen Goethischer Sentenzen, wie wir jetzt in Otto Erich Hartleben, einen Vertreter der jüngsten naturalistischen Schule, als Herausgeber eines „Goethe-Brevier"[54]) finden. Zugleich mit der lyrischen Auswahl Hartlebens ist auch eine gnomische erschienen, das von H. Siegfried herausgegebene „Privat-Brevier Goethe'scher Aussprüche".[55]) Dies letztere war ohne den Gedanken an Veröffentlichung als „Begleitbuch nach persönlicher Neigung" entstanden, soll nun aber „die stillwirkende Weisheit eines ganzen und großen Menschen" auch jenen zuwenden, die sie nicht aus der Unmenge von Bänden selbst schöpfen können. Nur wenig Verse fanden Aufnahme in die vier Gruppen: Leben, Kunst und Künstler, Gott und Religion. Neben Briefen und Gesprächen sind vor allen Dichtung und Wahrheit, Wahlverwandtschaften, Werther und Wilhelm Meister benutzt. Bei solchen Sammlungen wirken natürlich Stimmung und Neigung bestimmend mit, selbst wenn der Wählende nach objektiver Darstellung strebt. Hartleben dagegen, den der Bakkalaureus im II. Teile des Faust um sein aus der Vorrede ertönendes Selbstgefühl beneiden könnte, will für sein Brevier den eigenen Geschmack als einzige Richtschnur gelten lassen. „Ich mußte ein Buch schaffen ganz für mich: je willkürlicher und individueller, desto besser, desto frischer wird es wirken." Hartleben findet, daß in der von Goethe selbst bestimmten Reihenfolge seiner Gedichte gerade das Beste des Lyrikers, die Persönlichkeit, sich verberge. Die wundervollste und vornehmste Eigenschaft aller Lyrik sei aber, daß die Verse notwendig, daß sie unmittelbar erlebt seien. Diese letzte Behauptung ist unwiderlegbar richtig. Wenn Hartleben dann aber von der

---

[54]) Goethes Leben in seinen Gedichten. München 1895 (K. Schuler, A. Ackermanns Nachfolger).

[55]) München 1894 (K. Rupprechts Verlag).

„Winckelmannischen Borniertheit“ spricht, durch welche Goethe dem Leben und der individuellen Dichtung entfremdet worden sei, so weise ich nur darauf hin, daß Hartleben selbst die römischen Elegien (freilich mit geschmacklosen Überschriften eigener Mache verunziert) unter seine Lieblingsgedichte aufgenommen hat. Nun gerade diese Elegien sind echt Winckelmannisch für jeden, der den Geist zu unterscheiden weiß von scharf pointierten Dogmen, wie sie im Streite gegen eine herrschende und als falsch bekämpfte Kunstrichtung schroff hingestellt zu werden pflegen. Hartleben hat auch die Stanzen des „Tagebuches“, die unterdrückten zwei Elegienbruchstücke und venetianischen Epigramme aufgenommen. Die Bevorzugung des Erotischen scheint der Neigung des naturalistischen Sammlers zu entsprechen. Eine Kritik der Auswahl verbietet sich durch den ausgesprochenen Plan des Breviers von selbst, die Auswahl giebt sich ja als Geschmackssache des Herausgebers. Nur weil er uns zugleich Goethes Leben in seinen Gedichten darstellen will (there are few of Goethes poems which do not help to illustrate his life“ meint ein englischer Goethebiograph), durfte er die Verse „dies wird die letzte Thräne nicht sein“ und das Dornburger Gedicht an den aufgehenden Vollmond nicht weglassen. Gerade nach seinem Grundsatze, die Unmittelbarkeit des Lebens in diesen chronologisch geordneten Gedichten zu zeigen, durfte er nicht stylisierte spätere Umarbeitungen geben, sondern mußte „Schwager Kronos“ und das Weimarische Mondlied in der ursprünglichen Form aufnehmen, das nachweisbar Lenzische Gedicht („Als ich in Saarbrück“) nicht unter die Selbstzeugnisse aus Goethes Leben reihen.

Wie Hartleben Goethes Leben in einer Auswahl seiner Gedichte, will Wilhelm Müller das Leben Schillers „in Zeugnissen seiner Zeitgenossen und in Selbstzeugnissen“ vorführen.[56]) Die Sammlung ist mit Sorgfalt und Umsicht angelegt. Daß von allen Schillerischen Gedichten einzig „Die Teilung der Erde“ Aufnahme fand, ist nicht zu billigen. Da wären einzelne Strophen der „Ideale“ doch jedenfalls viel bezeichnender gewesen. Die vielen Erläuterungen

---

[56]) Bielefeld und Leipzig 1895. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 69. Band).

von „Schillers Glocke“ sind von M. Evers durch einen eigenen Band[57]) vermehrt worden. Die zehn Arbeitssprüche durch fetten Druck schon äußerlich hervorzuheben, mag für den Schulgebrauch ganz nützlich sein, und die durch eine Zeichnung veranschaulichte Schilderung des Glockengusses ist für die Erläuterung des Gedichtes unentbehrlich. Im übrigen will mir aber der ganze Kommentar sehr wenig gefallen. Er ist furchtbar wortreich und entbehrt jeder Übersichtlichkeit; viel, sehr viel Unnötiges wird geboten, und manches, was mir wenigstens für die Erklärung wichtiger scheint, ist übergangen. Die außerordentliche Sorgfalt und warme Begeisterung, mit welcher die Arbeit ausgeführt ist, verdient nichtsdestoweniger rühmend hervorgehoben zu werden.

Für den sprachlichen Ausdruck in Schillers, mehr noch in Goethes Werken bietet Herman Schraders prächtiges Werk „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“[58]) Vergleiche und Erläuterungen. Goethes und Schillers eigene Werke hätten dabei noch viel ausgiebiger verwertet werden können: so wäre, um nur ein Beispiel zu geben, bei Gletschermilch (S. 95) Melchthals Vers „Den Durst mir stillend mit der Gletschermilch“ anzuführen gewesen, aus dem Faust zur Feder (S. 313) V. 1728, zum Ausdruck alle unter einen Hut bringen (S. 339) V. 2028, zu im Kopf verschroben (S. 348) V. 2811. Im übrigen hat Schrader gerade aus dem Faust eine ganze Reihe von Belegen für bildliche Redensarten zusammengestellt. Zwar der Esel, den sich die Chemie im Urfaust selber bohrt, ist in der späteren Fassung der Schülerszene zu einer Selbstverspottung abgeblaßt, einen Tragelaph (S. 121) nennt Goethe die nordische Dichtung aber noch in Briefen an Schiller. Für die vom Bock hergenommenen Vergleiche bietet nicht nur die Walpurgisnacht, die auch den Volksglauben an Mäuse

---

57) Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung. 9. Bändchen der Sammlung: Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Leipzig 1893 (Verlag von Heinrich Bredt).

58) In Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar 1894 (Verlag von Emil Felber).

(S. 193) kennt, Belegstellen; den roten Leu (S. 356) zitiert Faust aus seines Vaters Laboratorium. Daß der Vergleich für das liebreizende Gretchen „kurz angebunden“ von der Pferdebehandlung herstammt, ist Schrader beinahe ärgerlich; für „Brimborium“ (S. 483) und „Pfifferling“ (S. 389) und den Vetter Hans in Auerbachs Keller (S. 445) giebt er Erklärungen, die Schröer in einer neuen Auflage verwerten könnte. Bei den Redensarten vom Türken erinnert Schrader an das Sonntagsgespräch der Bürger. Aus dem II. Teile des Faust werden nur zwei bildliche Redensarten angeführt, der Stein der Weisen (S. 343) und die Parzen aus dem Maskenzuge (S. 383). Dem Maskenzuge von 1818 entstammt die Anführung des Gegensatzes von Szepter, Krummstab, Schwert (S. 272). Auf den Faust und ewigen Juden, aus dem (S. 131) auch die Redensart von den Unterthanen als den Schafen vermerkt wird, weist Schrader besonders hin bei der Erklärung des Wortes „Knüttelvers“ (vgl. X, 239). Ob die Bezeichnung von Knüttel im Sinne von stricken, zusammenknoten oder vom Knotenstock herkomme, will Schrader selbst unentschieden lassen. Über Goethes Verwendung des Wortes „Philister“ (S. 490) und „miseln“ (S. 191) für liebeln in Briefen an Frau von Stein, über seine Vorliebe für das Gleichnis vom gordischen Knoten (S. 462) und den Ausdruck „sub rosa“ (S. 327) giebt Schrader Belege. Die Goethischen Verse „Stirbt der Fuchs“ wurden bei den Redensarten vom Fuchs angeführt, während bei der Erklärung des Spieles von der blinden Kuh das gleichnamige Gedicht unerwähnt blieb. Mit dem Bären vergleicht sich der junge Goethe in Lilis Park, das Dichten selbst mit dem Saugen des Bären aus seinen eignen Pfoten (S. 222), ein Leimen dagegen nennt er das Sonettedichten (S. 296). Die volkstümliche Redensart auf die lange Bank schieben braucht er vom Wetzlarer Reichskammergericht (S. 308), das Leben vergleicht er einem Stürmen der Bresche (S. 274), vom Katzenjammer singt er im Divan (S. 179), in dem auch das den ländlich-wirtschaftlichen Arbeiten entstammende Bild vom Federlesen gebraucht wird (S. 310), während die zahmen Xenien für den groben Sack die Seide ablehnen. Unter Schillers Gedichten bezieht sich Schrader nur auf den Alpenjäger, in dem die Lämmlein das ruhige Lebenselement andeuten sollen.

Der Ausdruck Hundeloch wird durch einen Studentenstreich Wallensteins erklärt, bei der Symbolik des Hutes stellt sich von selbst die Erinnerung an Geßler ein (S. 338). Der Musikus Miller möchte aufs Leder des schurkischen Sekretärs schreiben (S. 295), Karlos fordert sein Jahrhundert in die Schranken. Dem Kalbsfell folgen dient auch in den „Räubern“ wie im Volksmund für Bezeichnung des Soldatenstandes (S. 89), Franz Moor liegt verreckt wie eine Katze (S. 177), und Karl Moor erinnert sich des Glaubens an die Krokodilsthränen (S. 478). Der genuesische Pöbel wiehert Fiesko zu (S. 58), während Fiesko selbst sein politisches Gleichnis aus dem Tierreich wählt (S. 152), und der Mohr auf seine hundsföttische Ehre versichert.

Die bildlichen Redensarten unserer beiden Klassiker sind selbstverständlich damit nicht erschöpft. Es ist aber interessant zu sehen, wie viel Schrader für seine bestimmt begrenzte Aufgabe ihnen entnommen hat; deshalb habe ich die Beispiele ziemlich vollständig aus seinem umfangreichen trefflichen Werke ausgezogen. Verhältnismäßig weit mehr als Schrader wählt Hermann Wunderlich für seine Untersuchungen über den Gegensatz von Schriftsprache und Umgangsprache[59]) die Belegstellen aus den Dramen Schillers und aus Goethes Götz und Egmont. Das Drama tritt in der für weitere Kreise anziehend geschriebenen Studie, aus deren reichem Inhalte ich nur das unmittelbar auf Goethe-Schiller Bezügliche herausgreife, besonders in den Vordergrund, weil gerade im Dialog der Einfluß der Umgangsprache am meisten zur Geltung kommen muß, doch werden auch Goethes Briefe öfters herangezogen. Da die Naturalisten den Glauben erwecken möchten, erst sie hätten einen natürlichen Gesprächston im Drama eingeführt, ist Wunderlichs Nachweis der aus der Umgangsprache entlehnten Elemente in unseren klassischen Dramen auch für die Beurteilung einer Tagesfrage wertvoll. So findet Wunderlich die prägnante Kürze, in welcher die Umgangsprache im Gegensatze zum geschriebenen Wort rasch und beweglich von Situation zu Situation eilt, in keinem

[59]) Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt Weimar und Berlin 1894 (Verlag von Emil Felber).

neueren Schauspiel oder Roman so gut wiedergegeben, wie in der Gefechtsschilderung, die im Götz der Knecht dem verwundeten Selbitz macht. Der im Drucke des Götz häufig gebrauchte Gedankenstrich „soll nur dem Auge als Hilfsmittel dienen für Zwecke, die dem Ohre durch die Schwankungen des Tones vermittelt werden". Der Gegenstand eines Gespräches wird wohl ganz wie im Leben gar nicht genannt, er wird aus dem Gesprächsinhalt und der Aktion ersichtlich. „Das Schauspiel ist der eigentliche Spiegel, in dem wir die Ausdrucksmittel der Gedankensprache in ihrer vollen Wirkung beobachten können." Selbst in die Buchausgaben des Dramas muß die Mimik wenigstens mit Andeutungen hineinspielen. Die Anknüpfung des Dialoges an Situationen und Handlungen ist Schiller am frischesten in Wallensteins Lager gelungen, in dem „sein Jambus (?) eine Knappheit und Lebendigkeit erreicht, die die Fesseln der gebundenen Sprache fast abstreift". Sonst liebt es das klassische Drama freilich, und vor allen Schiller im Don Karlos, „in rednerischer Breite noch einmal zu umschreiben, was eigentlich den Ausdrucksmitteln der Geberde schon überlassen war". Gerade in Don Karlos spielen aber die den Sprechenden bekannten Voraussetzungen als Substrat der Rede eine Rolle. Die gemeinsamen Jugenderlebnisse in so breiter Rhetorik vorzuführen erklärt Wunderlich für einen Mangel an Technik: ein neuerer Dichter würde die Szene durch Andeutungen lebendiger entwickelt haben. Dagegen findet er die Versuche der Modernen, sich ein Surrogat für den doch nicht entbehrlichen Monolog der klassischen Dramen zu verschaffen, geradezu komisch. Und „die Unterbrechungen durch den Hörer", zu dem die vorgetragene Sache in besonderer Beziehung steht, als wirkungsvolles Belebungsmittel des Dialoges zu verwerten, hat auch Schiller später — Wunderlich wählt die Belege aus Wallensteins Tod (I, 5; III, 4) und der Jungfrau von Orleans (I, 10) — recht wohl verstanden, wie er auch in beiden Stücken die Kunstpause eindrucksvoll anwandte. Sie verschweigt einen Gedanken des Redenden selbst; durch knappe Andeutungen sucht der Dichter das Wechselgespräch in Gang zu bringen, so in der Eröffnungsszene der Räuber, beim Zusammentreffen Bruder Martins mit Götz. Für den analytischen wie den synthetischen Aufbau einer

Erzählung liefert wieder Wallensteins Tod (III, 10 und 9) die besten Belege. Das Parallelschema der Darstellung finden wir in Kabale und Liebe (V, 7) und in Soests Anklagen gegen Egmont. Als Beispiel der Steigerung scheinen mir Mephistos Verse (2805 f.) nicht gut gewählt; das wirksamste Beispiel ist dagegen Karlos berühmte Klage, daß ihm keine Stelle für seine Thränen geblieben sei. Die dem Fürwort nachtragende Erläuterung kehrt in Kabale und Liebe öfters wieder (z. B. „Wie er dasteht, der Schmerzenssohn"). Die Vermischung der Pronominalformen (von sich selbst in zweiter und dritter Person zu sprechen) ist vor allem im großen Monologe Tells, aber auch in Albas Selbstgespräch beim Eintritt Egmonts anschaulich. Gerade im Egmont stoßen wir fortwährend „auf die Mannigfaltigkeit des lebendigen Redetones und auf die mächtigen Umgestaltungen, die er dem Wortmaterial aufzwingt".

Wenn Wunderlichs Untersuchungen zeigen, wie weit Schriftsprache und Umgangsprache auseinanderführen, so zeigen sie doch an Goethe-Schillers Dramen auch, wie die lebendige Freiheit der Umgangsprache in ihnen wirkt. Das Verdienst, zuerst einen Ausgleich zwischen der abgezirkelten Schriftsprache und der natürlichen Redeweise mit Bewußtsein angestrebt zu haben, gebührt der Sturm- und Drangzeit, so wenig uns die Geniesprache jetzt auch der ungezwungenen Umgangsprache näher verwandt erscheint. Die wüste Schar der Nachahmer war ebenso wenig imstande, die in Götz, Werther und den Räubern ertönende lebendige Sprache sich anzueignen wie die anderen Vorzüge der bahnbrechenden Werke. Die Sprachfreiheit wurde zur Manier und zu neuer Unnatur. Werthers Leiden, in denen Goethe die krankhafte Empfindsamkeit für seine Person überwand, riefen Millers Sigwart und ähnliche „überspannte Äußerungen des Empfindens" hervor, Goethes und Schillers Erstlingsdramen führten in ihrem Gefolge „die Ritter- und Räuberromane"[60]) herbei. Von ihrem Inhalt und Werte hat Karl Müller-Fraureuth eine anschauliche Charakteristik entworfen,

---

[60]) Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Halle a. S. 1894 (Max Niemeyer).

durch die Otto Brahms bekanntes Buch über das Ritterdrama eine Ergänzung erfährt. Der Ritterroman ist schon vor 1773 durch Bernhard Wächter (Veit Weber), Benedikte Naubert und Schlenckert gepflegt worden, aber erst durch den Götz wurde der Ritterroman Mode, wie die Räuberromantik Schiller ihre Anregung verdankt. Mit den hervorragenden Werken unserer großen Dichter steht diese ganze Schauerromantik in Verbindung, die „für die Bildungsgeschichte unseres Volkes, besonders für die wunderliche Mischung von Barbarei und höchster Bildung um die Wende des 18. Jahrhunderts in hohem Grade bezeichnend ist". Wenn Müller-Fraureuth mit richtigem Empfinden auch in diesem gräßlichen Wuste noch den zu Grunde liegenden Zug zum Kräftigen und Idealen, das Verlangen nach geschichtlicher Kunde der Vorzeit erkennt, so wundert es mich umsomehr, daß in seinem ganzen Buche gerade der Dichter nicht ein einzigesmal genannt wird, der die von Wächter und Frau Naubert empfangenen Anregungen wirklich zum idealistischen, oder wenn man will zum poetisch überspannten Ritterromane ausgebildet hat: Friedrich Baron de la Motte Fouqué. In seinem „Zauberring" und „Thiodolf" mischen sich die Elemente der vornehmen litterarischen Romantik mit jenen der ritterlichen Schauerromantik, wie in E. T. A. Hoffmanns Erzählungen, die Müller-Fraureuth ebenfalls völlig unerwähnt läßt, die von Schillers „Geisterseher" ausgehenden Gespenstergeschichten zur Kunstlitteratur emporstiegen. Auf Hoffmanns Verhältnis zu Goethe und Schiller einzugehen hat nach meinem Vorgang in Kürschners Nationallitteratur (Bd. 147) auch sein neuester Biograph Georg Ellinger[61]) öfters Gelegenheit gefunden. Die erste Arbeit, die Hoffmann drucken ließ, war ein Angriff auf die Braut von Messina (S. 33), wie er auch später in den „Leiden eines Theaterdirektors" sich gegen Schillers Rhetorik und ihren schädlichen Einfluß bei seinen dramatischen Nachahmern äußerte und das Weimarische Theater tadelte. Die Erzählung „Die Räuber" (1822) gehört geradezu unter die von Müller-Fraureuth aufgezählten Nachahmungen des Schillerischen

---

[61]) E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

Dramas in Romanform, und auch „Das Majorat" steht nach Ellinger (S. 117) unter dem offenbaren Einfluß von Schillers Räubern. In den rollenden Worten der Vision auf dem Schlachtfelde zu Dresden glaubt Ellinger den Nachhall von Schillers Sprache (aus dem Traume von Franz Moor) zu vernehmen (S. 88). Goethes Übersetzung von Rameaus Neffen war in Bamberg ein Lieblingsbuch Hoffmanns, dem er die Technik seines Dialoges nachbildete (S. 180 u. 127). Die Kirchenszene aus Goethes Faust und „Scherz, List und Rache" hat er wirklich komponiert, zu „Klaudine von Villa Bella" wollte er eine Musik schreiben. Die Teilnahme, welche Goethe dem Essay Walter Scotts über Hoffmanns Lebensgang und Geistesart widmete (Bernays, kl. Schriften I, 41—46, s. unten), ist wie Scotts Aufsatz selbst Ellinger unbekannt geblieben.

Das Räuberthema ist gerade in „Klaudine von Villa Bella" humorvoll behandelt, der Räuber als galantuomo poetisch verklärt. Das Singspiel wäre also von Müller-Fraureuth immerhin unter den Anregungen der Räuberromantik zu nennen gewesen, geradeso wie S. 69, wo er von der auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren bethätigten Vorliebe für geheime Gesellschaften spricht, „der Großkophta". In Vulpius' (Goethes späteren Schwagers) „Rinaldini" erkennt Müller-Fraureuth die Einwirkungen der Räuber, des Geistersehers und Wilhelm Meisters. An ein „poetisches Gegengift gegen die schleichende Krankheit seiner Zeit" (S. 66) hat Schiller beim Geisterseher, den er selbst sehr niedrig einschätzte, nicht gedacht, er suchte nur durch Einmengung philosophischer Fragen die leidige Arbeit sich selbst schmackhafter zu machen. In meiner Neubearbeitung der Schillerbibliographie in Goedekes Grundriß fehlt unter den Nachahmungen des Geistersehers: „Der Brautkuß auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten" von Ignaz Ferdinand Arnold, Rudolstadt 1801. Ebenso habe ich nur Wangenheims spätere Umarbeitung von 1837 angeführt, während Müller-Fraureuth seine Vorlage nennt: „Die Grafen von Moor, ein Familiengemälde" 2 Bde. 1802. Dagegen hat Müller-Fraureuth es (S. 61) unterlassen, die Verwandtschaft von Tiecks „William Lovell", in dem Werthers Leiden und Schillers Geisterseher fortspuken, mit den „Abenteuern eines Phantasten"

hervorzuheben, dessen Charakterisierung wenigstens ebenso bei Tiecks Roman zutrifft: „Das Ganze rankt sich in die Form eines Romans ein, aus dem man lernen soll, daß alle Menschen schwach und unter Umständen zu allen Schandthaten zu verleiten sind.“ Entschiedener weist der S. 72 angeführte Ritterroman „Der deutsche Orest“ Zusammenhang auf mit der Schicksalstragödie des jungen Tieck „Karl von Berneck“, in der Einwirkungen des Götz und Hamlet sich bunt genug vermischen. Wenn Tiecks Schauerstück aus einem Ritterromane schöpft, so ist umgekehrt Karl Gottlob Cramers Ritterroman „Hasper a Spada“ (S. 40) nichts weiter als eine grobe Verballhornung von Goethes Götz.

Von solchen unerquicklichen Niederungen platter geschäftlicher Nachahmungen werden wir auf die höchsten Höhen litterarischer Wechselwirkungen geführt, wenn ein allseits anerkannter Meister litterargeschichtlicher Forschung und Darstellung uns vor Augen stellt, wie der letzte große Minstrel Schottlands, ehe er seine Thätigkeit selbständig zu entfalten begann, sich stärkte „durch die innige Berührung mit dem Geiste, der im Götz die Gestalten einer gleichsam neu entdeckten Vergangenheit mit so frischer Lebenskraft ausgestattet. . . Walter Scotts Verhältnis zu Goethe muß als ein durchaus praktisches begriffen werden. Es entsprang nicht aus Verwandtschaft der Geister; es ergab sich aus der Förderung, die der jüngere von seinem älteren deutschen Meister empfangen. Was der junge Goethe geschaffen, hatte etwa zwanzig Jahre später den jugendlichen Scott berührt wie mit einem kräftigenden Anhauch, unter dem sein eigener Dichtersinn zu lebhafterer Beweglichkeit erwachte und zu unaufhaltsamer Thätigkeit erstarkte“. „Als Übersetzer des Goetz of Berlichingen with the Iron Hand hatte Scott dem jungen Goethe in berechtigtem Streben abgewonnen, was er in seine eigene Dichtung verweben konnte. Dann vollbrachte er sein ihm angewiesenes Lebenswerk“.

So faßt Michael B e r n a y s in großem, die ganze neuere europäische Geistesentwickelung abwägendem Sinne sein Urteil zusammen über die „Beziehungen Goethes zu Walter Scott“, deren Bild er aus kleinen Einzelzügen vor unseren teilnehmenden Blicken entstehen läßt. Lange haben Bernays' Schüler, zu deren ältesten

ich mich gemeinsam mit meinem lieben Freunde Muncker in dankbarer Gesinnung rechnen darf, hat sein weiterer Freundeskreis eine Sammlung seiner kleinen Schriften von ihm erwartet. Von den vier geplanten Bänden liegt nun der erste in würdiger Ausstattung vor[62]) mit zwei älteren und drei zum erstenmale veröffentlichten Abhandlungen, die sämtlich der Goethe-Schillerlitteratur angehören. Die beispiellose Fülle des Wissens auf allen Gebieten deutscher und fremder, alter und neuer Litteratur, die in Bernays' Vorlesungen und vertrauten Gesprächen jeden mit immer neuer Bewunderung erfüllen mußte, der sorgfältig gewählte, breit austönende Redefluß, die hingebende Verehrung an das Große, wo immer es sich findet, geben auch dieser Sammlung ihren vollen, man möchte fast sagen unvergleichlichen Wert und Vorzug unter allen in letzter Zeit erschienenen Sammelbänden mit Arbeiten aus deutscher Litteraturgeschichte. Mit bescheidenen Berichtigungen und Nachträgen zu einigen jüngst im Goethejahrbuch bekannt gemachten Briefen an Goethe von Varnhagen und Frau v. Eybenberg (vgl. IX, 357) hebt Bernays an. Der Gegensatz der Rezension Varnhagens von Walter Scotts „Leben Napoleon Buonapartes" zu Goethes Aufzeichnungen über dasselbe Werk wird dargelegt, um auf dieser Grundlage nun einerseits die Wandlungen im Urteil über Napoleon, andererseits das ganze Verhältnis Goethes zu Walter Scott bis auf seine tiefsten Wurzeln klar zu legen. Die Urteile Taines und Fichtes über den Korsen Napoleon werden einander entgegengestellt, und ihr überraschendes Zusammentreffen wird erläutert (S. 28). Die Aufnahme von Scotts Napoleon war bei der deutschen Kritik, deren Wortführer Bernays charakterisiert, noch viel ungünstiger als bei den Franzosen selbst, die durch Sainte-Beuve freilich auch hier glänzend vertreten sind. „Der geistreiche Herr Heine" (S. 63) hatte schon von vorneherein prophezeit, das Buch werde der russische Feldzug des Scottischen Ruhmes werden, und verfehlte dann natürlich nicht, mit der Bestätigung seiner eigenen Weissagung sich zu brüsten. Während der Liberalismus gegen Scott als den Ver-

[62]) Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte von Michael Bernays. Erster Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart 1895 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

unglimpfer des Imperators zu Felde zog, hatte Goethe für Scotts Werk warme Anerkennung, obwohl er nicht nur für das wirklich Große, sondern auch für den Anschein der Größe in Napoleons Wesen und Thun die regste Empfänglichkeit besaß. Bernays nagelt die Doppelzüngigkeit fest, mit der man Goethes Bewunderung für den Bewältiger der Revolution und Europas anklagt, den thörichten Napoleonkultus des Liberalismus aber ganz in der Ordnung findet. „Wenn Goethe auch die genialischen Kräfte der Napoleonischen Natur erkennend bewunderte, so hat er sich doch niemals (wie es die kurzsichtige liberale Opposition that) herbeigelassen, die Zwecke zu preisen, denen diese ungeheuren Kräfte dienten; sein Urteil über den sittlichen Gehalt des Napoleonischen Thuns hat in späteren Jahren niemals geschwankt." Mit Recht beruft sich Bernays auf den Richtspruch in Goethes Siegesfeier, dem Epimenides:

> Doch, was dem Abgrund kühn entstiegen,
> Kann durch ein ehernes Geschick
> Den halben Weltkreis übersiegen:
> Zum Abgrund muß es doch zurück.

Gerade mit Bezug auf Goethes Beurteilung Napoleons rühmte ihn jüngst der Akademiker E. M. de Vogué „un des esprits les plus scientifiques qui aient jamais contemplé l'univers". Diesen Goethischen Geist zu erfassen und zu verstehen war nun Scott, der Goethe den deutschen Ariost und Voltaire nannte, freilich nicht fähig (S. 39), während Goethe gerade vom „Leben Napoleons" an in bewundernder Teilnahme für Scotts Arbeiten sich nicht genug thun konnte. Der einzige Mann in England, der zur Zeit, da Goethe und Scott aus dem Leben schieden, „zur vollen Erkenntnis Goethes vorgedrungen", war Thomas Carlyle, obwohl auch er „nicht von Seiten der Kunst an Goethe herangekommen ist". Aus Lockharts großer Biographie Scotts weist Bernays den Brief Sir Walters an Goethe nach, der bisher der deutschen Forschung entgangen war. Aus Lockharts Biographie muß übrigens nach Bernays' Erzählung (S. 51) auch noch ein Nachtrag für v. Biedermanns Gesprächsammlung zu gewinnen sein. Über Goethes Unterredungen mit Napoleon, die durch Suphans Fund (vgl. X, 452) neuerdings ein Gegenstand des Streites geworden sind, hat v. Biedermann

soeben in dem Aufsatze „Goethe und Napoleon"[63]) Klarheit zu schaffen gesucht und Geigers Aufstellungen nachdrücklich zurückgewiesen. In seiner Unterredung mit Goethe hat Napoleon den Voltairischen Mahomet getadelt. Im Jahre 1800 hatte die Wiener Zensur die Aufführung des von Goethe übersetzten Trauerspieles verboten, weil „man in einigen Zügen Ähnlichkeit mit Bonaparte gefunden hat". Geiger stutzt über diese Äußerung der Frau v. Eybenberg, da nach Goethes Tagebuch das Stück erst am 3. April 1802 in Weimar aufgeführt und auch nicht früher gedruckt worden sei. Ein Blick in Burkhardts Spielplan des Weimarischen Theaters oder in den Briefwechsel Goethes mit Schiller (Nr. 710) und Karl August (Nr. 149—154) hätte Geiger freilich belehren können, daß der Mahomet zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1800 in Weimar gespielt worden war. Daß Goethe sein Manuskript im Dezember 1799 den Bühnen in Dresden und Bremen angeboten hat, steht bereits im Goethejahrbuch X, 148 zu lesen; ein gleiches Angebot mag nach Wien ergangen sein. Den Druck zweier Szenen des Mahomet im Jahrgang 1800 der „Propyläen" verzeichnet die von Geiger freilich gerne ignorierte Goethebibliographie bei Goedeke IV, 695. Und gerade in diesem 5. Auftritt des II. Aufzuges, einer von J. J. Rousseau und der ganzen älteren französischen Kritik hochgerühmten Szene, weist Bernays Stellen nach, die 1800 als Anspielungen auf den ersten Konsul gedeutet werden konnten, ja mußten. Knebel schrieb nach Empfang des Propyläenheftes an Goethe, die Szene sei „ein Meisterstück von Voltairens Talent und unendlich passend auf die jetzige Zeit". Die Wiener Zensur war also in diesem Falle einmal nicht ganz so thöricht, wie es die Polizeizensur in älterer und neuester Zeit in der Regel sein soll.

Die Erörterung der Gründe, welche ein Aufführungsverbot des Trauerspieles veranlassen konnten, das auf seinem Titelblatte die Bezeichnung trug „nach Voltaire von Göthe", mochte den in allen Litteraturen heimischen Forscher anregen, die Vergleichung des französischen und des deutschen Mahomet zu einem weitaus-

---

[63]) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1895, Nr. 31.

holenden Beitrage zur Geschichte Voltaires und seiner Dramendichtung im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt auszuspinnen. Das Gesamtverhältnis zwischen Goethes und Voltaires Mahomet wird an sorgfältig ausgewählten zahlreichen Beispielen veranschaulicht, nachdem die Einleitung ein Zitat Schopenhauers aus dem Mahomet, mit dem er Voltaires Dichtung als einen Beleg für seine eigene Weltanschauung und Auffassung der Tragödie in Anspruch nimmt, als Goethes Eigentum nachgewiesen hat. Die Beispiele zeigen, wie Goethe Zeile für Zeile beflissen war, der auf äußerliche Wirkung berechneten Voltairischen Sprache gegenüber „die Rechte der Empfindung und Einbildungskraft geltend zu machen, wie sein Dichtersinn gegen den Andrang der rednerischen Phrase Voltaires sich mit mehr oder minder glücklichem Erfolge zur Wehr setzt“. Überall strebte er, „die schreiende Rhetorik zu dämpfen, den Ausdruck der Empfindung zu läutern und zu verstärken, und über das Ganze der vereinfachten und vertieften Darstellung wo möglich eine reinere dichterische Färbung zu verbreiten“. Die Betrachtung der Mittel, die der deutsche Bearbeiter anwandte, um über das Wort des Franzosen „einen geistigeren Anhauch zu verbreiten und es in den Bereich der deutschen Dichtersprache hinüberzutragen“ führt zu einer Erörterung von Voltaires Absichten und Dichtungsweise. Gerade der Mahomet steht im Mittelpunkte von Voltaires tendenziöser Dramendichtung. Seine eigenen Briefe, Freund und Feind haben reiche Kritik am Mahomet geübt. Wenigstens drei dieser Kritiker La Harpe, Chateaubriand und Josef de Maistre werden von Bernays aufs ausführlichste behandelt. Voltaires Einfluß auf die französische Revolution und die katholische Reaktion gegen seinen Einfluß kommen dabei zur Sprache. Für Goethe freilich kommt nur La Harpe inbetracht, denn seinem Tadel hat Goethes Bearbeitung Rechnung getragen, ja selbst mit manchen der erst später bekannt gewordenen Aussetzungen La Harpes stimmen Goethes Änderungen überein. Die einzelnen Änderungen, die für Bernays stets Anlaß zu mannigfaltiger Belehrung geben, sind von großem Interesse, aber trotz so vieler glücklicher Verbesserungen muß Bernays' Schlußurteil dahin lauten, daß aus dem so entstandenen Werke nicht die entschiedene Eigenart einer künstlerischen Persönlichkeit anspreche.

In dem neu veröffentlichten Briefe an Prinz August von Gotha (3. Januar 1800) gesteht Goethe, daß der Wunsch seines Fürsten ihn „zu dem vielleicht manchem sonderbar scheinenden Unternehmen" hingedrängt habe. „Ich bin ihm so unendlich viel schuldig, indem ich ihm eine Existenz verdanke, ganz nach meinen Wünschen, ja über meine Wünsche, welches bei einer wunderlichen Natur wie die meinige nicht wenig sagen will, daß ich es für Pflicht hielt, so gut ich konnte, sein Verlangen zu erfüllen." Goethes Hoffnung aber, daß sein Unternehmen einmal zum Anlaß würde, französische und deutsche Kunstweise prüfend untereinander zu vergleichen, ist eben durch Bernays' erntereichen Forschungszug glänzend erfüllt worden. Wie versteht es Bernays neben Voltaire die anderen großen französischen Tragiker Corneille, Racine, Crébillon zu charakterisieren! Lebhaft denke ich wieder seiner Vorlesungen über Racine bei dem meisterhaft anschaulichen Bilde, das er S. 243 von Racines Eigenart entwirft. Und natürlich ergiebt sich bei solcher Betrachtung Racines auch der Ausblick auf Friedrich Schlegels verunglückten Übersetzungsversuch am „Bajazet", auf Schillers „Phädra" und „Britannicus". Ganz anders als Goethe ist Schiller zu Werke gegangen. Den deutschen tragischen Stil wie er im „Ringen mit den Massen der Wallensteinischen Welt", in der nach französischen Mustern strafferen Anlage seiner Maria Stuart ihn erobert hatte, drängt er dem großen Hofdichter des grand siècle auf. „Er leiht ihm etwas von dem Heldenschwung, von der hoheitsvollen Bewegung, von dem prächtigen Hall und Klang der eigenen Rede." Schiller hatte den tragischen Stil, der als die höchste Blüte einer rein künstlerischen Kraft nur hervorgehen kann „aus einem machtvoll einheitlichen Künstlergeiste, der all sein schöpferisches Thun und Bilden um e i n e n Punkt sammelt, von diesem aus die Erscheinung des Weltganzen erfaßt und das geheimnisvolle Innere der Welt beleuchtet und bewegt". Mächtig treten die Gestalten Schillers und Goethes hervor gerade am Schlusse der Abhandlung, die in einer überwältigenden Masse von Einzelheiten das geistige Leben des 17. und 18. Jahrhunderts vor uns ausbreitet. Bernays spricht einmal von jener „Gelehrsamkeit, die man nur dann sich aneignet, wenn man mit den Schriftwerken alter und neuer Zeit,

mit den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker um ihrer selbst willen ruhig, anhaltend und in unbefangener Hingebung verkehrt". Er hat damit sein eigenes Streben charakterisiert, von dem er selbst sagt, es gehe überall nur auf eine unbefangene Erkenntnis dessen, was sich in den Litteraturen der Völker einst vielbedeutend oder herrschend hervorgethan. Ein anderer würde aus dem bei der Mahometvergleichung verarbeiteten Materiale eine ganze Reihe von Abhandlungen gestaltet haben, und leicht ist es nicht, diese Fülle der Gesichte ohne Verwirrung in sich aufzunehmen. Wie in dem größten deutschen Kunstepos des Mittelalters der Hauptheld durch eine Reihe von Büchern hin ganz entschwindet hinter der Masse der von anderen durchfochtenen Abenteuer, so verlieren wir den eigentlichen Gegenstand, die beiden Mahometdramen, vor der Masse der Belehrung zeitweise fast aus dem Gesichte. Wie aber der Dichter das Leitmotiv von Parzival durch alle die anderen ablenkenden Geschichten immer wieder hervortönen läßt, so weiß auch der kunstvoll verschlingende, sorgfältigst feilende Litterarhistoriker uns immer wieder von neuem den entgleitenden Faden in die Hand zu spielen.

In ungleich engerem Rahmen sind die beiden schon früher (1881 und 1887) gedruckten Abhandlungen des Bandes gehalten: die würdige Begrüßung der von W. Vollmer so treulich besorgten vierten Auflage des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller und die Vergleichung der Urschriften von Schillers Briefen an den Mannheimer Intendanten v. Dalberg mit ihrem zuerst 1807 und 1819 gedruckten Texte. Bernays durfte mit Recht Vollmers sorgfältige Register als den Kern eines ausgiebigen Kommentars rühmen, den auch zum Goethe-Schillerischen wie zum Schiller-Cottaischen Briefwechsel zu liefern, dem trefflichen Vollmer nur durch die Engherzigkeit des damaligen Leiters des Cottaischen Verlages verwehrt wurde. Die Besprechung der einzelnen Lesarten führt auch in diesen beiden Aufsätzen eine Fülle von Belehrung mit sich, im kleinen wie im großen erkennen und bewundern wir den Meister litterargeschichtlicher Forschung. Dalbergs Forderung, die Räuber ins 16. Jahrhundert zurückzuverlegen, ist von Minor als eine Verbesserung des bühnenkundigen Intendanten gelobt, von Weltrich als

eine Abschwächung des Stückes hart getadelt worden (vgl. VI, 549). Bernays stimmt ganz mit Weltrich überein: „Wieviel durch diese mühselige Versetzung in eine fremdartige Umgebung dem Stück an innerer Wahrheit, an Charakter und Farbe verloren ging, das erhellt am bestimmtesten aus einer genauen Prüfung und Vergleichung der Texte und Varianten.“ Die noch vor kurzem berechtigte Klage über den Zustand der Schillerischen Briefe ist nun glücklich veraltet durch die treffliche Leistung und mühevolle Arbeit wie sie in den einzelnen Bänden von Fritz Jonas' kritischer Gesamtausgabe (vgl. X, 487) zu Tage tritt. Auch Bernays weist rühmend hin auf die „musterhafte Bearbeitung“, aus der Schillers Selbstbildnis mit vernehmlichen Lauten spreche. Bei einem Überblicke von Jonas' Sammlung, deren fünfter Band[64]) uns mit Nr. 1424 bis zum Schluß des Jahres 1798 führt, bestätigt sich Bernays' Charakteristik der Schillerischen Briefe (S. 439): „Überall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit. Die mächtig geschlossene Einheit der Schillerischen Natur giebt allen Briefen einen verwandtschaftlichen Zug, der aber niemals zur Einförmigkeit führt.“ Wie Bernays Schillers Briefe über den Abschluß des Wilhelm Meister rühmt als „großartige Zeugnisse mitschaffender Kritik, die in der gesamten Litteratur ohne Gleichen dastehen, so leitet auch Jonas seine stets sachgemäßen, sorgfältigen Anmerkungen zum neuesten Bande mit dem Bekenntnisse ein, daß ihm „eine so produktive, liebevolle und geniale Teilnahme an der Dichtung eines anderen, wie die Schillers am Wilhelm Meister überhaupt sonst aus der Geschichte der Dichtkunst nicht bekannt“ sei. Der vorzügliche Wert von Jonas' Ausgabe ist in den kritisch gereinigten Texten selbst, nicht in den Anmerkungen zu suchen, aber jeder, der sich künftig mit Schiller beschäftigt, wird auch für die hier gegebenen Erläuterungen dank wissen. Da der Brief Schillers, in dem er 1796 Goethe bei der Gräfin Schimmelmann verteidigte, nicht mehr vorhanden ist, wäre (S. 508) auf den in gleicher Absicht geschriebenen Brief vom 23. November 1800 (Wurzbach S. 135) hinzuweisen. An bisher ungedruckten Briefen bringt der fünfte Band nur ein kurzes

---

[64]) Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Stuttgart 1895 (Deutsche Verlagsanstalt).

Billet an den Schweden Brinkmann, zwei Briefe an Breitkopf und einen an Spener. Die beigegebenen Bilder sind außer Danneckers bekannter Büste die von W. v. Humboldt, Körners Gattin und Schwägerin.

Schillers energisch rastloses Streben, sich selbst und andere zu bilden, in nie ermattender Beschäftigung seine Lebensaufgabe zu erfüllen, tritt eben in den Briefen mit überwältigender Macht hervor. Wenn man Schiller in seinen Beziehungen zur Schule behandelt, so ist gerade auf dies sittliche vorbildliche Moment in seinem Leben und Wirken der Hauptnachdruck zu legen. Ich meine, Hermann Bender hätte dies in seiner Rede „Schiller im Gymnasium“ [65]) noch mehr betonen können. Einer eigenen Rechtfertigung, um den deutschen Dichter antiken zur Seite zu setzen, bedurfte es kaum. Der Hinweis auf die Bearbeitung antiker Sagen durch moderne Dichter ist gewiß für den Unterricht sehr nützlich, aber Schillers Balladen möchte ich doch nicht vor allem aus dem Grunde empfohlen wissen, „weil sie antike Stoffe behandeln und antike Ideen zum Ausdruck bringen.“ Die gewiß gutgemeinte Absicht Benders könnte so leicht dahin mißverstanden werden, daß die Erklärung der deutschen Gedichte zu einem Hilfsmittel für den klassischen Unterricht herabgedrückt wird. Im übrigen wird man Benders hübscher Rede mit Vergnügen folgen. Wie in dieser Rede Schiller für die Schule, so werden in den „litterarischen Charakterbildern“ [66]) von Adolf Wilhelm Ernst Goethe und Schiller für die Familie geschildert. Anspruchslos und geschickt wird „das Bedeutendste aus dem äußeren und inneren Lebens- und Werdegang der Poeten aus ihrer Zeit heraus geschildert“. Das im Vorwort gegebene Versprechen, den Briefwechsel besonders zu berücksichtigen, ist gehalten; nur ist die Auswahl der Stellen nicht immer die glücklichste. Eine Belegstelle für den regen Sinn für Geschichte, den Schillers Mutter besessen haben soll, beizubringen, dürfte schwer halten. Im übrigen zeichnet sich Ernsts Darstellung aber durch gediegene

---

[65]) Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden. Tübingen 1893 (Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung).

[66]) Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg 1895 (Verlag von Konrad Kloß).

Sachlichkeit aus, soviel sie auch sonst zu wünschen übrig läßt. Die Nebenpersonen sind freilich oft recht wenig zutreffend charakterisiert. Gerade in einem für die Familie bestimmten Buche, sollte z. B. Lavater doch nicht ohne weiteres der Heuchelei geziehen werden (S. 147). Goethes begeisterte Urteile aus früheren Jahren haben mindestens gleichen Anspruch auf Berücksichtigung wie die verbitterten späteren, die zudem in „Dichtung und Wahrheit" einer gerechteren Beurteilung wichen. „Nur wer keine seelischen Schattierungen zu unterscheiden versteht," sagt Lavaters jüngster Kritiker Fräulein Dr. Hedwig Waser,[67]) wird Lavaters echt jünglingshaftes Rollenspielen nicht von Heuchelei und Betrug trennen können. „Bewußter absichtlicher Täuschung war Lavater wirklich unfähig, wovon auch seine langjährigen, ihn genau kennenden Freunde fest überzeugt waren" (S. 44), aber von einem Rollenspielen könne man sprechen (S. 20), „weil Lavater nicht nur handelt, sondern immer auch zugleich im Publikum sitzt und seinen eigenen Thaten heimlich Bewunderung und Beifall nicht versagen kann". Hegner, der in seinen aufschlußreichen „Beiträgen zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Lavaters" (Leipzig 1836) einen feindseligen, wenn auch im Drucke zuletzt etwas gemilderten Ton gegen Goethe anschlägt, hat doch ganz wie Goethe selbst in seinem Verhältnis zu Lavater „die Wandlung von Bewunderung zur Abkühlung und von dieser wieder zum freundlichen Angedenken durchgemacht". Für das Bekanntwerden der Goethischen Briefe an Lavater sind übrigens Hegners Beiträge, welche Auszüge aus 34 Briefen brachten, wichtig gewesen. Hegner irrt in der Datierung, giebt den Text selbst aber genauer als Heinrich Hirzel that. Zu einer in den Lesarten der Weimarischen Ausgabe VI, 429 mitgeteilten Briefstelle Goethes über Lavaters „Pontius Pilatus" bemerkte v. d. Hellen, niemand werde bestimmen können, auf welchem Wege das Fragment in Lavaters Besitz kam. Frl. Waser sucht in den Anmerkungen zu ihrer vergleichenden Tabelle der Goethischen Briefe als Empfänger des Briefes Gg. Christof Tobler wahrscheinlich zu machen, über dessen nahe Beziehungen zu Goethe

[67]) Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und Beiträgen zur näheren Kenntnis Lavaters. Zürich 1894 (Albert Müllers Verlag).

ja erst kürzlich (vgl. IX, 225) Rud. Steiner Neues beigebracht hat. Mit Goethe und seinem Verhältnis zu Lavater beschäftigen sich auch einige von Frl. Waser zum erstenmal veröffentlichte Briefe und Verse. Hegner hatte mit einem sehr hinkenden Verspaare Lavater aufgefordert, den „Epigrammengestank" der venetianischen Epigramme, die den „Schwärmer" so bitter kränkten (S. 91), und die Xenien mit einem Gegenstück zu bekämpfen. Lavater meldete diese Aufforderung der Herzogin Luise nach Weimar mit dem Zusatz, er sei kein Epigrammatist. „Mir fehlt Goethes Witz, sonst wär' ich geneigt dazu. Aber Menschenfreundlichkeit, weiß ich auch, reizt die Menschenfeindlichkeit der Menschenfreunde, wie gern rief ich sonst dem Epigrammatisten zu:

Einziger! Feldherr! Held! Heerführer! Gekrönter Erobrer!
Warum erniedrigst du dich, Goethe, zum Büttel herab?"

Nun, so eine Art Büttelamt war es in der That, das die Xeniendichter in der deutschen Gelehrtenrepublik ausübten, und daß die von ihren Schlägen Betroffenen davon nicht erbaut waren, ist nicht zu verwundern. Verwunderlicher ist, daß gerade Goethes Persönlichkeit gegenüber Verkennung und Haß noch immer am Werke sind. Baumgartners Goethebiographie gegenüber meint selbst ein Kritiker, der, wie Laurenz Müller,[68]) den gleichen streng katholischen Standpunkt vertritt und dem Buche sonst das größte Lob spendet, er könne eine solch persönliche Feindschaft gegen Goethe nicht billigen. Gar nicht übel entwickelt er dieser in litterarischen Kreisen übel berüchtigten Goethebiographie gegenüber die Pflichten des biographischen Geschichtsschreibers: „Eine echte Biographie soll uns ein möglichst tiefgehendes Verständnis der dargestellten Persönlichkeit in ihrer scharf profilierten Eigenart vermitteln, das Sein, Schaffen und Thun derselben uns aus ihren teils zeitgeschichtlichen, theils individuellen Entwickelungsbedingungen, der Besonderheit der ihr von Gott verliehenen Gaben und den Gebrauch, der hievon gemacht oder nicht gemacht wurde, zu erklären versuchen. Handelt es sich obendrein um einen Dichter, so sind wir berechtigt, von einem Biographen zu fordern, daß er in voller Kenntnis der nor-

[68]) Litteratur- und kunstkritische Studien. Wien und Leipzig 1895 (Wilhelm Braumüller).

mativen Bestimmung jedweden dichterischen Gestaltens, der in langer geschichtlicher Entwickelung klargestellten Maßstäbe für die verschiedenen Gattungen der Poesie und der alterierenden Momente des Zeitgeschmackes seinem Gegenstand wie mit seiner rezeptiver Empfindung, so mit selbständigem Urteile gegenüberstehe."

Daß wir trotz einer langen Reihe von Versuchen, die zum Teil ja sehr Löbliches bieten (vgl. V, 229), bisher keine Goethebiographie besaßen, die Werken wie Hayms Herder, Strauß' Hutten und Frischlin, Köstlins Luther gleichberechtigt zur Seite gestellt werden kann, darüber wird es, die betreffenden Verfasser selbst vielleicht ausgenommen, keine Meinungsverschiedenheit geben. Nur die bewundernswerten Bruchstücke einer monumentalen Goethebiographie hat Adolf Schöll uns hinterlassen. Wenn man die Möglichkeit einer allseits befriedigenden Darstellung von Goethes Leben abhängig glaubt von der völligen Erschließung des noch nicht veröffentlichten handschriftlichen Materials, so trifft das meiner Überzeugung nach nicht zu. Gewiß wird jeder Biograph vor allem die Einsicht in die Tagebücher anstreben müssen. Umfang und methodischer Eifer der naturwissenschaftlichen Studien des Dichters ist erst durch die neuen Mitteilungen der Weimarischen Ausgabe klar hervorgetreten, aber das Wesentliche von Goethes Naturauffassung und Studium konnte Rudolf Steiner, der wohl verdient hätte in Meyers „Goethe" (S. 555) neben Kalischer genannt zu werden, doch schon vorher in der Einleitung zum 114. Bande von Kürschners Nationallitteratur überzeugend darlegen. Einzelne Äußerungen in den jüngst bekannt gewordenen Briefen sind so charakteristisch, erhellen blitzartig weite Strecken, daß kein Biograph auf sie verzichten möchte. Allein thatsächlich neue Gesichtspunkte, wirklich unbekannte Züge sind durch alles dies nicht gegeben worden und auch von weiterer Erschließung des Archivs nicht zu erwarten. Nur um Ausfüllung und schärfere Ausführung von Einzelheiten kann es sich handeln. Hat nun die „preisgekrönte Arbeit", Richard M. Meyers „Goethe",[69]) uns die große Goethebiographie, das

[69]) Geisteshelden (führende Geister). Eine Sammlung von Biographien herausgegeben von Anton Bettelheim. 13.—15. Band. Berlin 1895 (Ernst Hofmann & Co.).

nationale Standard work verwirklicht? Die Frage muß allerdings mit Nein beantwortet werden. Aber ebenso entschieden muß Meyers Leistung als ein bedeutender und erfreulicher Fortschritt über die bisherigen Versuche hinaus gerühmt werden. Das Zurücktreten des eigentlich biographischen Elementes vor dem litterarischkritischen halte ich für keinen Fehler des Buches. Wenn ich in Einzelheiten [70]) meine Bedenken gegen Meyers Aufstellungen ausspreche, so geschieht es wahrlich nicht, um an dem Buche, dessen Lesung mir Freude bereitete, zu nörgeln, sondern weil ein sorgfältiges kritisches Eingehen auf die Vorzüge wie Schwächen einer so wichtigen Arbeit ihr und den Lesern dieser von Meyer geschmähten und verdächtigten Berichte gegenüber Pflicht des Berichterstatters ist.

Die wesentlichen Mängel von Meyers Arbeit fallen nicht ihm, sondern äußeren Umständen zur Last. Ich kann aus eigenster Erfahrung beurteilen, welche Mühe und Entsagung die vom Verleger gesteckten Raumgrenzen dem Autor auflegen. Zugleich mit dem Ergebnis der Preisbewerbung war aber überall zu lesen, daß der Verfasser zu wesentlichen Kürzungen seiner Arbeit gezwungen sei. Nun ist es gerade ein wesentlicher Vorzug von Meyers Arbeit, daß sie ein wirklich organisches Ganzes bildet, nicht aneinandergestückelt, sondern einheitlich gedacht und ausgeführt ist. Wie in einem gut entworfenen Romane steigert sich das Interesse an der Arbeit je weiter man liest. Selbst wer nach Lesung so mancher Goethebiographie seufzend die neue Variation des ihm so wohlbekannten Themas zur Hand nimmt, fühlt sich alsbald von der frischen Darstellungsart Meyers angezogen. Die 20 Kapitel, welche den Zeitraum nach der Rückkehr aus Italien behandeln, sind den 16 vorangehenden in jeder Hinsicht überlegen; am wenigsten entspricht die Darstellung des ersten Jahrzehnts in Weimar der Anforderung, die man hier nach Schölls ausgezeichneter Vorarbeit stellen muß. Dagegen gebührt Meyer gerade in einem wichtigsten Abschnitte unbedingtes Lob: die Darstellung des Verhältnisses zwischen Schiller und Goethe (S. 237—241) ist in würdiger Weise, wie sie leider in der Goethelitteratur seit langem nicht mehr die

---

[70]) Vgl. W. v. Biedermann, „Die neueste Goethe-Biographie“. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1894, Nr. 157.

Regel bildet, durchgeführt. Er nimmt nicht, wie z B. Hermann Grimm thut, Partei, denn eben durch ihre Abweichungen sind Goethe und Schiller uns, wie sie es einstens sich selbst gegenseitig waren, unschätzbar. „Wer über die Schlagworte hinwegsieht, wird bekennen müssen, daß beide darin einig sind, den Menschen von trüben Schlacken befreien zu wollen, damit rein und klar der echte, wahre Mensch hervorgehe.“ Die Annäherung der beiden hat sich langsam vollzogen; daß aber Moritz noch Ende 1789 in Weimar Goethe in seiner Abneigung bestärkt haben soll, ist nach der Aussöhnung des Dichters und Rezensenten von „Kabale und Liebe“ in Gohlis (vgl. Minor II, 387) doch nicht anzunehmen. Meyer thut übrigens Moritz noch ein zweitesmal Unrecht, indem er (S. 415) behauptet, nur der autobiographische Roman des geistreichen und vielseitigen Mannes sei lebendig geblieben. Die größte, durch Jahrzehnte anhaltende Wirkung in weitesten Kreisen hat Moritz mit seiner „Götterlehre“ (Berlin 1791) ausgeübt. Das endliche Bündnis mit Schiller hat Goethe selbst zu den wichtigsten Ereignissen seines ganzen Lebens gerechnet, so daß Meyers Behauptung (S. 153), im Grunde seien nur zwei Lebensereignisse, die Berufung nach Weimar und die italienische Reise, von wahrhafter Bedeutung für Goethe gewesen, nicht aufrechtzuerhalten ist, selbst wenn man die „wahrhafte Bedeutung“ des Straßburger Zusammentreffens mit Herder geringer einzuschätzen bereit wäre. Daß Meyer als Modell für den „Satyros“ Herder annimmt, „teilweise wenigstens“, war zu erwarten, aber die Hypothese von einer ursprünglichen Prosafassung aller Faustszenen (S. 342) hätte man nach Erich Schmidts Fund wirklich für „ganz abgethan“ halten dürfen. Und statt mit Pniowers Einfall über den Einfluß des Hohenlieds auf den Faust (vgl. VIII, 485), dieser unfreiwilligen Parodie der Entlehnungs-Theorie, sein ernstes schönes Buch zu verunzieren, wäre es wohl sachlicher gewesen, bei Besprechung der Textverderbnisse durch den Himburgischen Nachdruck (S. 139) Bernays' grundlegende Arbeit „über Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes“ nicht unerwähnt zu lassen.

Wie ist es möglich, daß Goethe schon im April 1770 Herders Braut in Darmstadt besuchte, da Herder selbst „etwa am 13. August“

(Haym I, 368) erst nach Darmstadt gekommen ist? Die Angabe, daß Goethe auf der Rückreise von der ersten Schweizerreise in Ulm Schubart gesprochen habe (S. 122), stützt sich nur auf Schubarts wiederholt verdächtigte Renommage; in Wirklichkeit ist Goethe damals aber nicht in Ulm gewesen. Den großen König konnte Goethe im Mai 1778 in Potsdam nicht beobachten (S. 136), weil Friedrich II., wie ich schon X, 213 bemerkte, zu der Zeit in Schlesien weilte. Den Weimarer Hof fand König Friedrichs Gesandter nach Bailleus Schilderung doch nicht so „gut fritzisch", wie Meyer (S. 125) ihn rühmt. Nur die Ausdrucksweise muß S. 297 zu der irrigen Annahme führen, der Plan einer neuen Romreise sei unabhängig von der dritten Schweizerreise entstanden: diese sollte doch nur die Ausführung des Planes einleiten. Dieser dritten Schweizerreise gehören auch die Balladen in Gesprächsform, der Zyklus von der Müllerin, an, was nach Meyers Gruppierung (S. 292 u. 296) niemand vermuten könnte. Den „Totentanz" hart und ungelenk zu schelten (S. 421) dünkt mich völlig ungerecht; ich stelle ihn zu Goethes besten Balladen. Dagegen handelt es sich nicht um Meinung, sondern Zurückweisung einer wirklich irrigen Ansicht Meyers, wenn er bei Philine (S. 256) und gar bei der Bajadere der Ballade (S. 290) den Dichter an Christiane denken läßt. Zu dieser Deutung wird Meyer, so gerne man im übrigen sich seiner Auslegung auch anschließen mag, nicht viele Leser bekehren. Neu, so weit meine Kenntnis reicht, und treffend ist der Vergleich zwischen der Reizbarkeit Tassos und Rousseaus, und nicht minder die Charakteristik von Goethes Tassodrama selbst: „indem diese klar umrissenen Charaktere nichts thun, als ihr Wesen aussprechen, vollenden sie ein erschütterndes Drama". Das Zeitalter Tassos war aber keineswegs das „der Julius II. und Alexander Borgia" (S. 204); da zeigte der Dichter bessere geschichtliche Einsicht als sein Kritiker. Nicht besser steht es um Meyers Vergleich (S. 433) zwischen Dantes „divina Commedia" und dem „westöstlichen Divan". Als Ganzes und im Aufbau sollen die beiden Werke, deren jedes keinen anderen Mittelpunkt hat als den Dichter selbst, einander vergleichbar sein. Wer Dantes Werk und seine Verbindung mit der italienischen Staatengeschichte, den religiösen und politischen Anschauungen des

Mittelalters kennt, wird den Vergleich für so unglücklich als nur möglich halten. Der hinkt nicht nur, wie alle Vergleiche thun sollen, er kommt überhaupt gar nicht auf die Beine. Meyer, der die Goethische Existenz so gut erfaßt hat und zu schildern weiß, ist von dem alten Vorurteil, das dem Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" historischen Sinn absprechen möchte, nicht unberührt geblieben. Hätte er an die Äußerungen im Tagebuch der italienischen Reise (Schriften der Goethegesellschaft II, 144 u. 192), ja nur an die XV. römische Elegie gedacht, wie hätte er schreiben können, Goethe bleibe von Roms Vorzeit merkwürdig ungerührt (S. 161)? Und beweist nicht das berühmte Wort während der Kanonade von Valmy, daß ihm die äußeren Erlebnisse doch nicht blos Beiwerk, nicht nur die inneren bedeutsam waren (S. 223)? Dafür hat Meyer im 33. Kapitel den Naturforscher Goethe in ganz ausgezeichneter Weise, klar verständlich und doch tiefer greifend gewürdigt und dabei auch den Historiker anerkannt. Selten habe ein Gelehrter, der selbst produktiv wirkte, „die Geschichte seiner Wissenschaft so umfassend und in so großem Stil beherrscht, wie Goethe die der Farbenlehre". Goethes Verhalten gegenüber der französischen Revolution hat Meyer sehr gut dargestellt, und das Kapitel über die natürliche Tochter verdient besonders hervorgehoben zu werden. Kann aber die Behauptung (S. 548), Goethe habe dem Katholizismus nie Sympathien entgegengebracht, in dieser schroffen Allgemeinheit aufrecht erhalten werden Angesichts der Schilderung der katholischen Sakramente im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit"? Wenn auch die Entrüstung streng protestantischer Kreise darüber (vgl. auch Jahrbuch I, 336) grundlos war, eine Sympathie für den Katholizismus spricht doch ganz unleugbar aus jener Stelle. Als Verkennung schlimmster Art bekämpfe ich dagegen die Behauptung (S. 370): „Goethe kannte seit Italien nur noch Eine Menschheit, in der er nur verschiedenen Graden der Annäherung an das Ideal ein Recht zuerkannte, nicht nationalen Verschiedenheiten". Das ist gerade so falsch, wie wenn man Goethe zum Vorkämpfer des Nationalitätengegensatzes unserer Tage machen wollte. Es ist doch kein Grund vorhanden, Ludens Glaubwürdigkeit oder Verständnis, wie etwa das von Falck, anzuzweifeln. Er-

kennt man aber Ludens große Unterredung mit Goethe als echt an, dann darf man — von allen übrigen Zeugnissen ganz abgesehen — Goethe doch nicht alles nationale Empfinden, wie Meyer es thut, absprechen. Träfe Meyers Erklärung zu, der gemäß Goethe in „Epimenides' Erwachen" sich und sein eigenes Schicksal symbolisch in den Mittelpunkt des zur allgemeinen patriotischen Siegesfeier bestellten Festspiels stellte, so würde freilich nicht nur Goethes patriotische Teilnahme für die große Bewegung, sondern auch seine Einsicht und sein Takt in schlimmem Lichte erscheinen. Aber wenn auch Beziehungen zwischen Goethe selbst und Epimenides vorhanden sind, Epimenides ist nicht Goethe selbst. Bescheiden flicht der Dichter das Bekenntnis eigener früherer Teilnahmlosigkeit der nationalen Feier ein; aber seine Person dabei in die Mitte des Spieles zu setzen, würde auch dem gottverlassensten aller Festspieldichter nicht eingefallen sein. Überraschen muß Meyers scharfer Tadel gegen Werthers Leiden (S. 89 und 265). Ihm erscheint die innere Einheit mangelhaft, der tragische Ausgang im Werther so erzwungen wie der günstige in den Lehrjahren. „Werther konnte nicht durch eigene Hand sterben, so wenig wie Goethe es konnte: er hatte einen zu reichen Schatz in seinem Innern zu hüten und war dieses Schatzes sich zu gut bewußt." Nun, Jerusalem war sich seines geistigen Schatzes, von dem Lessing dann so ansehnliche Proben zur Rettung des Nachruhms seines jungen Freundes herausgab, auch bewußt und hat sich doch getötet. Werthern fehlt bei allem Reichtum an Geist und Phantasie das Gestaltungsvermögen, durch das der Künstler Goethe äußere Eindrücke und inneren Sturm bändigte. Meyer meint „Nicolai traf in seiner Parodie nicht so ganz vorbei". Ich sehe hier ein übles Bestreben des sonst so tüchtigen Biographen, um jeden Preis neue Urteile zu fällen, Altanerkanntes verblüffend umzustürzen. Aber ernst nehmen kann ich diese Hyperkritik so wenig, wie die etwas billige Weisheit „Götz wäre nie ein Werther geworden". Gewiß nicht; ist dies aber ein Beweis dafür, daß Goethe, als er „seinen Werther den Tod des jungen Jerusalem sterben ließ, nicht mehr die volle Fühlung mit seinem eigenen Herzen zur Zeit seiner jungen Leiden hatte"? Nur ein Druckfehler ist es, wenn Meyer im Stelladrama Cäcilie statt Stella sterben

läßt (S. 120). Die Herabsetzung der Euripideischen Iphigenie, die doch so bedeutsam an attische Kultusbräuche anknüpft, zur bloßen Schilderung eines Abenteuers (S. 171), ist ein Fehler des Verfassers. Fällt ihm oder dem Setzer der Irrtum (S. 225) zur Last, Haller sei niemals Mitglied des großen Rats seiner Vaterstadt geworden? Schon im Frühling 1745 wurde er Mitglied (Hirzel CCXLIII): nur als Mitglied des großen Rats konnte er die Stelle erlangen, der zu Liebe er 1753 seine Göttinger Professur aufgab. Weniger abseits von Meyers Arbeitsgebiet als das von ihm nur zum Vergleiche angezogene Leben Hallers liegt Schillers Dramendichtung. Ihre zeitliche Reihenfolge erscheint doch sehr verwirrt, wenn wir S. 328 lesen, der Aufführung des Tell haben sich Schillers Arbeiten für den Makbeth und Goethes Götz angeschlossen. Schillers Jungfrau wurde nach Burkhardt am 23. (nicht wie Meyer schreibt 22.) April 1803 in Weimar gespielt. Achim v. Arnims Werke glaube ich genau zu kennen; sollte Meyers Lob seiner „genialen Beschreibung des alten Nürnberg" (S. 413) nicht eher Arnims Schilderung von Waiblingen oder Augsburg gelten? Bedenken erregt das S. 299 über die erste romantische Schule Gesagte. Zu ihr gehörte doch auch Aug. W. Schlegel, dem Goethe seine Distichen und Hexameter zur formalen Korrektur übergab. Nach Meyer mußte Goethe aber die Romantik wegen ihrer Geringschätzung der künstlerischen Form verwerfen. Allein Goethe hat sogar ein Machwerk wie Fr. Schlegels Alarkos, dessen Stilmischung uns als Verletzung aller künstlerischen Form höchst anstößig ist, auf seiner Bühne spielen lassen. Und hat die Romantik neben ihrer Willkür und Ironie denn nicht auch die Einhaltung strenger Kunstformen, z. B. in Sonett, und Terzine eingeführt und eingeschärft, in der Übersetzung sorgfältig gepflegt? Aus Abscheu gegen den „Naturalismus" brauchte doch Goethe wahrlich Novalis und Tieck nicht zu verwerfen. Höchst zweifelhaft bleibt mir aber, ob man berechtigt ist, mit Meyer für das Jahr 1799 Tieck als Haupt der romantischen Schule zu bezeichnen, Tieck, der am „Athenäum" gar nicht Mitarbeiter war. Der Satz, in dem Meyer von dem „einstigen Haupt des jungen Deutschland" spricht, welches die Romantiker zum Heerführer ausrufen möchten, wird wohl vielen Lesern

beim Lesen unverständlich bleiben: er soll sich auf Goethe als den Führer der Geniezeit beziehen. Meyer spricht, und nicht mit Unrecht, von dem lässigen Ausdruck, in dem Goethe sich seit seinem „Benvenuto Cellini" gehen ließ. Ist es aber nicht ebenfalls recht lässiger Ausdruck, wenn Meyer S. 298 schreibt: „Eben damals (1806) thut Goethe auch einen weiteren Schritt aus dem ersten in den zweiten Teil des ‚Faust': er kauft das Freigut Oberroßla; ‚Herrschaft gewinn ich, Eigentum'. Später hat er es freilich wieder veräußert."

Bei der Behandlung der Faustdichtung wird jeder Goethebiograph sich mit der schwierigen Aufgabe abzufinden haben, einerseits ihre Verteilung über Goethes ganze Laufbahn anschaulich zu machen, andererseits ihre Geschichte in übersichtlichem Zusammenhange darzustellen. Meyer hat die doppelte Anforderung mit großem Geschick erfüllt. Für die Verkennung oder richtiger gesagt das Nichtkennen des II. Teils möchte ich nicht Vischers Komödie die Schuld aufladen. Man ließ sich auch vorher durch ein ganz unbegründetes aber höchst bequemes Vorurteil von der Lesung dispensieren. Und trotz der wiederholten Auflagen des satirischen III. Teiles ist das Verhältnis des Publikums zum II. Teile in den zwei letzten Jahrzehnten doch ein besseres geworden. Ein Zeugnis für Meyers Behauptung (S. 355), daß selbst Schiller dem Fragmente nicht zu folgen vermochte, die auch Browning in seiner Goethebiographie (S. 111) vorbringt, ist mir nicht bekannt; im Gegenteile rühmte Schiller ja das Fragment als den Torso des Herkules. Zur Wiederaufnahme des Fragments ist Goethe gewiß nicht durch die Theatersorge getrieben worden (S. 293), denn den Gedanken an eine Faustaufführung wies er noch später nachdrücklich zurück. Die angeblichen Widersprüche der Dichtung müssen wir nach Meyer „einfach historisch zu begreifen suchen" (S. 361). Die Wunderlichkeit wegzuinterpretieren, daß Mephisto als fahrender Schüler fort will anstatt bei Fausts Willfährigkeit gleich den vom Teufel doch angestrebten Pakt zu schließen, könne „keinem der geschworenen Verteidiger der Einheitlichkeit" gelingen. Ich selbst bin auf keiner Seite eingeschworen, meine aber, die Einheitsverteidiger können auf diese Herausforderung getrost mit Kalaf antworten „zu

glücklich, wenn keine dunkleren Rätsel auf uns warten", und zwei Gründe für die „Wunderlichkeit" anführen. Goethe hielt sich hier einfach an die früheren Faustdichtungen, die ausnahmslos den Vertrag nicht schon bei der ersten Unterredung Fausts mit dem Höllengeiste erfolgen lassen. Die Überlieferung wirkt in diesen Dingen oft viel stärker fort als man annimmt. Goethe hat aber auch einen ganz bewußten Grund. Mephisto will im Stande der Unfreiheit, in die der Pudel durch den Drudenfuß geraten ist, sich auf keine Verhandlung einlassen. Vor allem will er wieder im Besitze seiner Bewegungsfreiheit sein, dann wird er sich nach Belieben des Doktors ausfragen lassen, der dem gefangenen Teufel sonst lästige Bedingungen für seine Lösung stellen möchte. Aber Meyer läßt S. 547 auch ein schwereres Rätsel folgen. Er behauptet, nach dem Wortlaute des Vertrages behalte Mephisto Recht, Goethe habe durch zu sorgfältige Verknüpfung das Gegenteil von dem was er wollte dargestellt. Ich könnte mich begnügen, dem gegenüber einfach auf Veit Valentins Buch über die künstlerische Einheit der Goethischen Faustdichtung (vgl. X, 215) zu verweisen, möchte jedoch lieber selbst Meyers Frage beantworten, welchen Sinn die Anwendung der stipulierten Worte habe, wenn man das Empfinden des höchsten Augenblicks zu einem Vorempfinden presse? Mephistos Voraussetzung beim Vertrag ist, es werde ihm gelingen, Faust durch seine Gaben dazu zu bringen, daß er ohne Gedanken an die Zukunft und die Menschheit, deren ganzes Los Faust auf sich nehmen wollte, im sinnlichen Genusse aufgehen werde, mit Lust Staub fressen werde. Wie das Mephisto nun bei jedem einzelnen Versuche nicht gelingt, zeigt der Verlauf der Dichtung. Am Ende des Liebestaumels faßt Faust doch wieder der Menschheit ganzer Jammer an. Die Verleitung zur Herrschsucht und Gewaltthätigkeit endet damit, daß der Erblindete gar nicht mehr an sich und seine augenblickliche Lage, sondern nur an die Zukunft der Menschheit denkt. Das Individuum geht als einzelnes unter, in der Gattung lebt es fort. Der Augenblick, den Faust als schönsten preist, und die Gründe, aus denen er ihn preist, sind das gerade Gegenteil von dem, was Faust und Mephisto als Zeichen des Unterliegens Fausts stipulierten. Da handelt es sich nicht um ein Pressen der Worte in empfinden und vorempfinden,

sondern um die Anerkennung oder das einer Theorie zu Liebe eigensinnige Mißverstehen des klar und planvoll ausgesprochenen Dichterwerkes. Mit einer andern Behauptung Meyers habe ich mich schon in meiner Zeitschrift (N. F. VIII, 125 f.) eingehender befaßt. Ich bin überzeugt, daß der Terzinenmonolog nicht, wie Meyer (S. 475) annimmt, erst 1826, sondern während oder bald nach der dritten Schweizerreise, die Szene „Wald und Höhle" aber ganz gewiß nicht in Italien (S. 350) entstanden ist. Erst hinterher gewahrte ich zu meiner Freude, daß schon vor längerer Zeit Suphan die Entstehung der letzteren Szene gleichfalls auf thüringischem Boden, — und auf diese Thatsache, nicht auf die Jahreszahl kommt es mir an — verlegt hat. Was Seuffert einstmals über den Einfluß von Wielands Drama „Die Wahl des Herkules" auf Goethes Faust ausgetüftelt hat und Meyer (S. 431) wiederholt, halte ich für eine der ärgsten alexandrinischen Abgeschmacktheiten, wie sie in der an solchen Dingen leider nicht armen Faustlitteratur „Licht und Luft" benehmen. Doch nur thatsächlich widerlegbare Dinge wollte ich hervorheben, nicht Meinungsverschiedenheiten erörtern. Sind die Berichtigungen etwas zahlreicher ausgefallen, so wird um so eher eine oder die andere nutzbar sein für eine Neuauflage, deren recht viele und vom lästigen Raumzwange befreite der nach Verdienst preisgekrönten Arbeit zu wünschen sind. Aber auch in der jetzt vorliegenden Gestalt ist Meyers frisch geschriebenes, durch individuellen Charakter ausgezeichnetes Buch als die anregendste unter den neueren Goethebiographien warm zu empfehlen.

Ich kann leider kein so günstiges Geleitwort einer andern Goethebiographie zurufen, die allem Anscheine nach ebenso wie Meyers Werk ihr Entstehen dem Preisausschreiben des Ehlermannschen Verlages schuldet. Den Frankfurter Hochstiftsmitgliedern ist Eugen Wolff durch wiederholte Festvorträge, und durch ihren Abdruck in diesen Heften (VI, 10*; IX, 27*) auch dem weiteren Mitgliederkreise in bester Erinnerung. Wolff hat, seit er 1886 durch seine Monographie über Karl Lessing, mit glücklicher Hand eine Lücke in der Lessinglitteratur ausfüllte und damit einen wichtigen Beitrag zur Vorgeschichte von Sturm und Drang lieferte, eine eifrige und an Anregungen reiche litterarische Thätigkeit entfaltet und soeben

im ersten Bande seines Werkes über Gottsched [71]) die Quellenforschung Danzels, durch welche 1848 zuerst eine geschichtliche Beurteilung des vielgeschmähten Leipziger Diktators angebahnt wurde, in verdienstlicher Weise fortgeführt. Die an eine Goethebiographie gestellten Anforderungen hat Wolff aber nicht genügend erwogen, als er seine allzu flüchtige Arbeit „Goethes Leben und Werke" [72]) drucken ließ. Er hat dem Titel noch beigefügt „mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart" und im angehängten Schlußkapitel ein unzusammenhängendes Sammelsurium von zufälligen Aussprüchen und Bemerkungen als „Goethe in der Nachwelt" bezeichnet. Dabei laufen die fragwürdigsten Behauptungen mit unter. Wie wenig Veranlassung wir z. B. haben mit Beschämung das frühe Verständnis der englischen Kritik für Goethes Wesen anzuerkennen (S. 325), hat als einwandsfreier Zeuge Boyesen durch die Prüfung der englischen Urteile über Goethe gezeigt (vgl. IX, 194), hat neuerdings wieder Bernays bei Anführung von Walter Scotts Mißverstehen des deutschen Dichters dargelegt. Ich weiß nicht, wie sich in Wordsworth, der „Wilhelm Meisters Lehrjahre" verächtlich zu Boden warf, „eine Errungenschaft des Goethischen Geisteslebens darstellen" soll. Ich weiß ebensowenig, auf welcher deutschen Bühne Iphigenie und Tasso zu den festen Bestandteilen des Spielplans gehören (S. 340). Wolffs Glaube, daß die Fortentwicklung unserer dramatischen Litteratur durch die Hinwendung von Schillers rhetorischem zu Goethes plastischem Stile erfolgen werde, beruht auf einer völligen Verkennung der dramatischen Anlage beider Dichter. Als Anhänger der „Moderne" erkennt Wolff vielleicht Paul Heyse nicht als Autorität an. Ich berufe mich gern auf sein Urteil über Goethes und Schillers Bedeutung für die heutige Bühne in seinem Vortrage bei der letzten Weimarer Goetheversammlung (vgl. X, 507). Von dem unglücklichen letzten Kapitel ließe sich absehen, wenn die vorangehenden über Goethes Leben und Werke selbst nur in etwas befriedigten. In naturwissenschaftlichen Fragen muß der Litterarhistoriker ja fremde Hilfe in Anspruch

---

[71]) Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel und Leipzig 1895 (Verlag von Lipsius & Tischer).

[72]) Kiel und Leipzig 1895 (Verlag von Lipsius & Tischer).

nehmen, aber diese ist für Goethe auch so leicht zu erlangen, daß grobe Mißverständnisse wohl zu vermeiden wären. Von kleinen Irrtümern ließe sich eine lange Reihe anführen. So war Graf Thoranc nicht Befehlshaber, für die „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi" waren nicht Joh. Adolf Schlegels Oden, sondern die beiden Gedichte von Joh. A. Cramer „Der Erlöser" und „Das jüngste Gericht" (III, 179 u. 249) vorbildlich. Das in Goethes Brief an Riese vom 30. Oktober 1765 erwähnte „beste Trauerspiel Mädgen" ist nicht eine Schauspielerin, wie Wolff meint, sondern eben die auch von ihm genannte Charitas Meixner. H. L. Wagner ist kein Landsmann Goethes (S. 78), sondern ein Straßburger. Wenn „Jeri und Bätely" im Zusammenhang mit der Schweizer Reise besprochen wird, mußte doch die erste Form erwähnt werden. „Um den diametralen Gegensatz von Goethes und Schillers Dichtweise zu veranschaulichen" (S. 122), reicht dies Stück meiner Ansicht nach indessen nicht hin. Bei dem S. 241 erzählten Zusammentreffen Goethes mit einer Kompagnie Lützower ist nicht Fouqué, der, nebenbei bemerkt, nie bei den Lützowern stand, sondern Fr. Förster beteiligt gewesen (s. „Deutsche Pandora" 1840 I, 66). Ein paarmal wird nur durch ungenaue Redewendungen eine ganz falsche Vorstellung erweckt, wie wenn es S. 344 heißt: „Wir dürfen es getrost und ohne Beschämung aussprechen, daß bislang von keiner Seite auch nur der Versuch unternommen ist, die lyrische Art Goethes als veraltet beiseite zu schieben". Was Goethe von Leuchsenrings Treiben bei Frau v. Laroche erzählt, wird S. 47 durch ein unglückliches „hier" nach Darmstadt versetzt. Lerse wird, und das ist nur ein Beispiel für manche sprachlich unschöne Ausdrücke, „der adretteste Genosse" genannt. Man würde derartige störende Flecken leicht hinnehmen, wenn das Ganze dafür entschädigen würde. Aber es ist im ganzen Buche so wenig von einer individuellen Auffassung, von Frische und Interesse, die Meyer zeigt und erregt, zu spüren. Das Buch ist leer und bewegt sich in wenig glücklichen Redensarten. Es macht den Eindruck einer aus dem Ärmel geschüttelten, verunglückten Gelegenheitsschrift. Allein Wolff hat früher und eben jetzt wieder durch seinen Gottsched sich so bewährt, daß durch ein einmaliges Mißlingen weder er selbst entmutigt zu sein braucht, noch

andere ihm diesen mißglückten Versuch, eine Aufgabe zu bewältigen, zu der er nun einmal nicht berufen war, in Zukunft zum Vorwurf machen dürfen.

Ein in Inhalt und Form erfreuliche Goethebiographie bietet das reizend ausgestattete Büchlein, in welchem Oskar Browning den 1879 für den zehnten Band der Encyclopaedia Britannica geschriebenen Goetheartikel in etwas erweiterter Fassung und aufs neue durchgesehen als selbständige Schrift herausgegeben hat,[73]) wie dies vor ihm ja auch Bernays mit seinem Goetheartikel aus der Allgemeinen deutschen Biographie gethan hat. Das Werkchen ist wohl als eine Frucht von Carlyles Aussaat zu rühmen. Von wirklichen Irrtümern, wie sie früher in englisch-französischen Arbeiten über Goethe Regel waren, ist mir nur ein einziger begegnet. Browning erläutert (S. 57) das besondere Interesse Herzog Karl Eugens für Erziehung durch die Angabe: „he promoted the views of Schubart and founded the school in which Schiller was educated". Vor einer Begünstigung, wie Schubart sie von dem württembergischen Dionysius erfahren mußte, möge jeden Schriftsteller sein guter Stern beschützen. Wenn Browning Goethes Liebe zum Offenbacher Gretchen mit Dantes Verehrung für Beatrice vergleicht (S. 7), so meine ich das skeptische Lächeln des besser unterrichteten verehrten Frankfurter Stadtarchivars zu sehen. Aber solche Übertreibungen dürfen wir nicht dem Ausländer zur Last legen, wir können in deutscher Sprache viel phantastischere Schönfärberei aufweisen. Die deutschen Kritiker aber, welche immer von neuem an Goethes nationaler Gesinnung zu tadeln finden, thäten gut zu beherzigen, was der Engländer bei der Charakterisierung des „Götz von Berlichingen" über die nationale Bedeutung der Goethischen Poesie sagt: „Goetz was the first manly appeal to the chivalry of German spirit, which, caught up by other voices, sounded throughout the fatherland like the call of a warder's trumpet, till it produced a national courage founded on the recollection of an illustrious past, which overthrew

---

[73]) Goethe. His Life and Writings. London and New York 1892 (Swan Sonnenschein & Co.; Macmillan & Co.).

the might of the conqueror at the moment. when he seemed about to dominate the world“.

Mit ähnlichem Preise der nationalen Wirkung des kern-gesunden Volksstückes, das den Zusammenhang zwischen Sturm und Drang und der Stimmung der Befreiungskriege verkörpert, schließt Richard Weißenfels den ersten Band seines Werkes „Goethe in Sturm und Drang“.[74]) Das mit gründlichster Gewissenhaftigkeit, erschöpfender Kenntnis und selbständigem Urteile ausgeführte Werk verfolgt ganz andere Zwecke als Meyers Preisschrift. Man darf hier nicht die gleiche Frische und Gewandtheit suchen, mit welcher Meyer die Teilnahme zu spannen und bis ans Ende zu erhalten weiß. Weißenfels' Buch erscheint dem gegenüber nicht nur durch den Ballast seiner hundertacht Seiten Anmerkungen etwas schwerfällig und durch die Fülle von Einzelheiten stellenweise ermüdend, besonders für den gerade von der Lesung Meyers Kommenden. Es wäre jedoch ungerecht die beiden grundverschiedenen Arbeiten aneinander messen zu wollen. Weißenfels hat sich in seinen Stoff so vertieft, daß jeder, der Goethes Jugend gründlich studieren will, sich mit seinem Buche eingehend befassen muß. Das eigentlich Biographische streift Weißenfels nur, ihm kommt es darauf an, Goethes innere Entwickelung, das innerlich Zusammenhängende in Leben, Denken und Dichten innerhalb bestimmter Zeitabschnitte zu schildern, „die großen Züge im Zusammenhang des ganzen Lebens, der ganzen Kultur erscheinen zu lassen“. Sturm und Drang, als deren Hauptkennzeichen die energische Vertiefung in das vielgestaltige Wesen des Menschen erscheine, sei nicht eine rein litteraturgeschichtliche, sondern eine kulturgeschichtliche Bewegung, die auf dem Gebiete der Litteratur nur eben am entschiedensten zur Geltung komme (S. 15). Indem die litterargeschichtliche Untersuchung die „Erkenntnis des Zusammenwirkens von Bedingtsein und Freiheit in der Entwickelung des Menschen und der Menschheit“ fördert, kann sie „die Dienerin eines höheren Zweckes werden“ (S. 414). Diesen Grundsätzen stimme ich mit Freuden bei. Ob es aber Weißenfels gelungen ist, nun diesen kulturgeschichtlichen

---

[74]) Halle 1894 (Max Niemeyer).

Untergrund der litterarischen Sturmflut genügend darzustellen, ist eine andere Frage. Ich glaube, daß es ihm nicht durchgehends glückte, die freilich äußerst schwierige Aufgabe zu lösen. In jedem Falle hat er indessen in einer ganzen Reihe von Einzelheiten klärend und fördernd eingegriffen. Vor allem hat er in ausgezeichneter Weise das allmähliche Heranwachsen der Sturm- und Drangtendenzen, ihre Vorstufen in der Aufklärungszeit blosgelegt. So ist die Vergleichung verwandter Stellen im Faust und in Hallers Schriften dafür höchst lehrreich. Die Natürlichkeit im Briefstil vertrat Gellert; Goethe hat sie nicht von ihm gelernt, daß aber „die Neigung, die er nach dieser Seite schon hatte, eine berechtigte sei", lernte er doch von Gellert. Was Goethe dann unter der Einwirkung seines Leipziger Professors entwickelte, war eine andere Natürlichkeit als Gellert empfahl: „das ist die Natursprache einer neuen, einer revolutionären Zeit". In ähnlicher Weise urteilt Weißenfels über die Einwirkung Herders in Straßburg, die er unter eingehender Berücksichtigung von Herders vorangehenden Schriften, besonders des Torsos auf Abbts Grab, sehr gut und ausführlich bespricht unter Abwehr sowohl derjenigen, die alles auf Herders Einfluß zurückführen wollen als Düntzers, der diesen Einfluß unterschätzt. Goethe habe nur solche Züge aus Herders Wesen und Gedankenwelt in seine Natur und seinen Ideenkreis aufgenommen, „die schon in ihm selbst durch seine frühere Entwickelung vorbereitet waren. Nicht angeregt ward Goethes Sturm und Drang durch Herder, vielmehr zum Durchbruch gebracht, vollendet. Wohl empfing Goethe auch neue Ideen von Herder in Einzelheiten, aber keine ganze neue Welt that sich ihm auf; der allgemeine Geist des Sturmes und Dranges lebte schon in ihm und kam ihm nur im Umgang mit dem ersten großen Genie dieser Bewegung erst recht deutlich zum Bewußtsein". Die Leipziger Briefe müssen als einer der wichtigsten Ausgangspunkte für die Entwickelung des Sturm- und Drangstiles angesehen werden (S. 45). Wie Weißenfels hier in vorsichtig prüfender Kritik die Elemente zweier Perioden nach ihrem Ursprung, ihrer Verschmelzung und Umbildung geltend macht, so hat er diese Arbeit besonders an Goethes Leipziger Dichtungen vollzogen. Die Untersuchung des Leipziger und des

Sesenheimer Liederbuches und der beiden ersten Bearbeitungen des Götz bildet in drei große Gruppen gesondert den Hauptinhalt des vorliegenden ersten Bandes.

Weißenfels neigt im allgemeinen dahin, in den Leipziger Liedern und Dramen Charakterzüge der Sturm- und Drangperiode in viel entschiedenerer Weise, als man bisher angenommen hatte, aufzuzeigen. Wie Goethe später gerne die Züge eines lebenden Vorbildes auf zwei Figuren (Götz-Weislingen, Clavigo-Carlos) zerlegte, so sei er auch bei der „Laune des Verliebten" nicht so einfach und undichterisch verfahren, daß die zwei Paare nur Kätchen, Constanze, Horn und Goethe repräsentierten. Das moralisierende, grüblerische Element seines Wesens habe Goethe dem Eridon, das leichtsinnige, lebens- und sinnlichkeitsfrohe dem Lamon gegeben. „Die Mitschuldigen" glaubt Weißenfels auch in ihrer ersten Fassung (vgl. VIII, 289) nicht in Leipzig, sondern erst nach der Rückkehr in Frankfurt abgeschlossen (S. 448 f.). Sehr eingehend erörtert er die etwas rätselhaften Briefe, die zuerst Schöll 1846 als „Bruchstück eines Romans in Briefen" veröffentlicht hat. Weißenfels sieht in diesen der Straßburger Zeit angehörenden Fragmenten den Versuch in einem erzählenden Gegenstücke zu den Mitschuldigen Personen und Erfahrungen aus dem Leipziger Leben im Romane vorzuführen (S. 473—479). Allein, gerade indem Weißenfels die Beziehungen zwischen Dichtung und Leben im einzelnen festzustellen sucht, warnt er höchst verständig und nicht unnötig vor dem in der Goetheforschung verbreiteten Fehler. „Man darf nicht überall in des Dichters Werken für Charaktere und Situationen bestimmte einzelne Vorbilder in seinem Leben suchen, damit verkennt man leicht die Art des Schaffens eines Künstlers wie Goethe. Es wird darüber leicht die wichtigere Arbeit versäumt, das einzelne Werk seinem allgemeinen Gehalt, seiner Idee nach in den Zusammenhang der übrigen Dichtungen einzureihen, ihm seinen Platz in der geistigen Entwickelung des Dichters und seiner Zeit, in der Entwickelung seiner Poesie und der Poesie der Zeit anzuweisen. Und ferner hindert jene allzu gewissenhafte (? pedantische) biographische Erklärung zuweilen die richtige Auffassung einer Dichtung an und für sich, die doch immer die Hauptsache bleiben muß." Ebenso

treffend bescheidet er sich in Abwehr der Versuche, aus dem lückenhaften Brief- und vieldeutigen Gedichtmaterial alles einzelne, wie z. B. jeden Besuch Goethes in Sesenheim, bestimmen zu wollen, mit dem offenen Eingeständnisse der Unsicherheit, das entgegen der beliebten oft spitzfindigen und gewaltsamen Interpretation auch die philologisch schätzenswertere Methode bilden dürfte. Die einzelnen Lieder geht Weißenfels aufs genaueste durch; bei denen des Leipziger Liederbuchs sucht er (S. 430 f.) die Entstehungszeit zu bestimmen, bei den Sesenheimern neigt er sich entschieden Düntzers Anschauungen zu, der Bielschowskys Kritik (vgl. VIII, 432) gegenüber Goethes Autorschaft aufrecht erhalten will. Weinhold hat Nr. 5 und 4 unbedenklich als Nr. 14 und 15 in seine Sammlung von Lenz' Gedichten (vgl. VII, 179) aufgenommen, was ich bei Weißenfels nicht eigens vermerkt finde. Er möchte sogar das Lied „Als ich in Saarbrücken" durch eine sehr geschickte Beweisführung als Goethes Eigentum glaubhaft machen. Überzeugt bin ich wenigstens dadurch freilich nicht worden, sondern ich halte nach wie vor Nr. 3, 4 und 5 für Gedichte von Lenz. Die Gedichte des Leipziger Liederbuchs werden ihrem Inhalte nach von Weißenfels wohl etwas überschätzt in dem Bestreben, in ihnen schon Elemente des Sturmes und Dranges nachzuweisen. An Geschlossenheit und Formvollendung mögen die Leipziger Lieder ja immerhin den Straßburgern überlegen sein (S. 134), Weißenfels selbst sagt aber von der Straßburger Zeit, jetzt endlich habe Goethe für den Sturm und Drang seines Innern auch den völlig entsprechenden Ausdruck in seiner Poesie gefunden (S. 161). Von den Straßburger Liedern findet „Willkommen und Abschied", das Minor und Sauer in ihren Studien als „verunglückte Schilderungen der finsteren Natur" verwarfen, besonders liebevoll eingehende Würdigung. Die Vorliebe für Ossian und das Volkslied wird mit der Abneigung gegen die verstandesmäßige französische Litteratur, die Begeisterung für die Gotik mit der allgemeinen Richtung auf das Deutschtum in Verbindung gebracht. Beim Volksliede wie beim Shakespearekultus ergiebt sich der Ausblick auf Herders Bemühungen. Mit dem Einflusse Shakespeares auf den ersten Götzentwurf paart sich der von Justus Möser. In der Entstehungsgeschichte des Götz, der

nach seinen litterarischen Grundlagen und erlebten Eindrücken, nach den einzelnen Sturm- und Drangtendenzen, die er enthält, wie nach Wirkung und allgemeinem Charakter untersucht wird, hat Weißenfels eine äußerst sorgfältige und brauchbare Untersuchung geliefert, mit der er alle seine Vorgänger überholt. Das Zusammentreffen mit Möser ist noch nie in solchem Umfang und so im einzelnen nachgewiesen worden. In der strittigen Frage, ob der Beginn der Dichtung für Straßburg oder Frankfurt anzusetzen sei, entscheidet sich Weißenfels dahin, daß Goethe die Selbstbiographie allerdings schon in Straßburg gelesen und die Stimmung im Anblick des Münsters gefunden haben wird, daß aber der Entschluß zu einer Dramatisierung erst nach der Rückkehr in die Vaterstadt erfolgt ist. Irgend einen Zusammenhang zwischen der Götzdichtung und den alten Haupt- und Staatsaktionen (S. 370) nehme ich nicht an. Wenn Weißenfels (S. 390) sagt, kein junger Dichter habe sich so bald einem kaum vollendeten Werke so objektiv gegenübergestellt wie Goethe seinem Gottfried, so möchte ich an Schillers beide Rezensionen der Räuber im Württembergischen Repertorium erinnern, mit denen er doch auf das gleiche Lob Anspruch erheben kann. Unparteiischer als bisher geschehen ist, wägt Weißenfels die erste und die zweite Bearbeitung gegeneinander ab. Wie viel durch die Umarbeitung auch gewonnen ward: „viele der Änderungen, die der dramatischen Energie des Ganzen zu gute kamen, bedeuteten eine Verminderung des allgemeinen poetischen Gehaltes. Vieles, was an sich ergreifende zarte oder kräftige Poesie war, hat der Rücksicht auf das dramatische Ganze weichen müssen". Das Urteil über den Götz als dramatische Dichtung und als Theaterstück muß sehr verschieden lauten, und Weißenfels hat mit größerer Entschiedenheit als dies gewöhnlich geschieht, diese notwendige Trennung durchgeführt.

Dagegen ist er in einer anderen Frage entgegen der gerade neuerdings mit Vorliebe erhobenen Anklage für einheitliche Auffassung und Beurteilung eingetreten. Wie ich noch ohne Kenntnis von Weißenfels' Anmerkungen schon oben bei Besprechung von Muthers anziehender Kunstgeschichte hervorgehoben habe, so betont auch Weißenfels wiederholt, man solle den späteren Goethe nicht

als Gegensatz des jungen aufstellen, da schon in seiner Sturm- und Drangzeit die Keime für seine spätere Entwickelung vorhanden seien. In Leipzig und Straßburg erklärte er zwar die Schönheit als unbestimmbare Dämmerung (S. 77), aber der Bewunderer Erwins v. Steinbach notierte in seinem Tagebuch auch schon zustimmend den Satz, daß die jungen Maler nach Korrektion und dem Gefühl der idealischen stillen Größe streben müßten. Wenn er in Italien, als er endlich die Antike kennen lernte, sie nun für die einzige wahre Kunst erklärte, so war die Grundlage für diesen veränderten Standpunkt schon in dem jungen Goethe vorhanden (S. 489). Man dürfe den jungen und den nachitalienischen Goethe nicht „als zwei ganz verschiedene Wesen" auffassen, im Gegenteil habe sich Goethe gerade in Italien dem Sturm- und Dranggeiste in manchem wieder genähert.

Mit einer noch schärferen Verwahrung als sie Weißenfels gegen ein Auseinanderreißen der Goethischen Entwickelung formuliert, beginnt auch Hermann Baumgart seine Erläuterung der „Geheimnisse",[75]) die wohl als ein Gegenstück zu seiner 1886 veröffentlichten Auslegung der Novelle und der Weissagungen des Bakis gelten mag. „Der große Abschnitt", sagt Baumgart, „den in Goethes Leben die italienische Reise bildet, hat seine Bedeutung nicht sowohl darin, daß sie ihm etwa neue Einsichten und überraschende Aufschlüsse gewährte, als vielmehr in der Befestigung und Bestätigung, die ihm jene erneuten Studienjahre" — von Wiederbelebung der „Studentenader" schreibt Goethe nach Weißenfels' Zitat an den Herzog — „für schon gewonnene Erkenntnisse gewährten". Baumgart und Weißenfels treffen aber auch in der Besprechung von Goethes religiösen Ansichten und Herders Einfluß auf sie zusammen. Gerade aus den Straßburger Briefen glaubt Weißenfels es herauszufühlen, daß der während der Frankfurter Krankenzeit so kirchlich gewordene Goethe keine der verschiedenen Gestalten des Christentums mehr als die einzig richtige Religion anzuerkennen vermag. Herder und Goethe hielten am Geist des Christentums fest, „verlangten aber die Freiheit, daß jeder sein

[75]) Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden", Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

besonderes Verhältnis zu Gott, zur überirdischen Welt in der Weise regele, wie es seinem individuellen Wesen, seinen Bedürfnissen, seiner Art zu denken und zu fühlen gemäß sei" (S. 176). Aus dieser Grundstimmung, die sich zuerst in Straßburg einstellte, ist dann in Frankfurt die Idee zum Epos vom „ewigen Juden" hervorgegangen, den wenigstens Baumgart in seinem Überblick von Goethes lebenslänglichem Verhalten zur Religion nicht unerwähnt lassen durfte. Der Plan der Ahasverdichtung ist hierfür so wichtig wie der zu den „Geheimnissen", welchen Baumgart rühmt als das umfassendste und deutlichste Zeugnis Goethes für die „Aufrichtigkeit und Wärme seines religiösen Empfindens, die Tiefe und Klarheit und zugleich die Einfachheit seines religiösen Denkens". Baumgart sucht zunächst in sehr unklarer Weise den von den „Geheimnissen" losgelösten Stanzen ihren Platz innerhalb der Dichtung zu bestimmen und die „Zueignung", welche ja bekanntlich als Einleitung zu dem „wunderbaren Lied" entstanden war, in ihren Beziehungen auf das Gedicht und Frau v. Stein klar zu legen. Die als Wahrheit erscheinende Muse trägt ihre Züge (S. 9). Schon v. Loeper hat auf die Ähnlichkeit der Schilderung des Kampfes von Nebel und Sonne in der „Zueignung" und im Terzinenmonolog im II. Teile des Faust hingewiesen. Ohne eine litterarische Abhängigkeit konstruieren zu wollen, möchte ich doch verweisen auf die interessante Verwendung des nämlichen Gleichnisses in Goethes Einleitung zu seinem religiösen Epos und in Dantes „Fegefeuer" XVII, 1—9:

> Denkt an die Alpen, wenn ein Nebel braut,
> O Leser, und wie ihr, von dem befallen,
> Nicht mehr seht als der Maulwurf durch die Haut.
> Wie erst die feuchten Dünste dicht sich ballen
> Und dann sich lichten und, der Strahlen bar,
> Die Sonne dämmert durch des Nebels Wallen:
> So bietet sich ein leichtes Bild euch dar,
> Wie ich aufs neu, als Rauch und Dunst sich klärten,
> Die Sonne sah.

Goethe hat sein Epos nicht nur für Frau v. Stein und Herder als sein einziges Publikum gedichtet, er hat auch Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte", wenigstens wie er sie sich auslegte, in seiner Dichtung walten lassen. Baumgart giebt hierfür eine Reihe

von Belegen, mittels derer er, und dies ist wohl der lehrreichste Teil seiner Untersuchung, den ideellen Zusammenhang zwischen den Geheimnissen und der Religionsphilosophie der „Wanderjahre“ aufdeckt. Mit allen seinen einzelnen Erklärungen kann ich mich freilich kaum einverstanden erklären, aber mit seinem Versuche Goethes eigene, nur allgemein gehaltene Auslegung durch alle erreichbaren Zeugnisse zu vervollständigen, hat er das Verständnis des herrlichen, viel zu wenig gewürdigten Werkes ganz zweifellos gefördert. Zutreffend bestimmt er Goethes Absicht, die christliche Religion als die höchst entwickelte bisherige Äußerungsform des religiösen Bewußtseins in der Reihe anderer Formen darzustellen, „aber doch nur als eine Form, die eben in ihrem formalen Teil auf ewige Dauer nicht eingerichtet sein könne“. Das Verhältnis der symbolischen Religionsmythen zu dem Kern und Wesensgehalt der Religion in idealen Bildern ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen, wäre der Grundgedanke des Liedes (S. 60). „Nicht ein tendenziöses Manifest wollte Goethe verkündigen, sondern die religiösen Anschauungen, die er aus seiner Zeit aufgenommen und aus sich selbst heraus gebildet hatte, wollte er in einem reichen Kranz von Bildern einem Kreise gleich oder ähnlich denkender Menschen wiederspiegeln und mit erhöhter Wärme ihnen zu Herzen gehen lassen.“ Ähnlichkeit und Gegensatz zu Lessings tendenziös aufklärerischem „Nathan dem Weisen“ drängen sich dabei, obwohl Baumgart das nicht erwähnt hat, ganz unwillkürlich auf. Ein „Mahomet“ gehört zu Goethes dramatischen Entwürfen der Frankfurter Zeit. Welche Erscheinungen der allgemeinen Religionsgeschichte er jedoch in den „Geheimnissen“ vorführen wollte, können wir nicht mit mehr Bestimmtheit sagen, als mit welchen christlichen Sekten sein „ewiger Jude“ zusammenstoßen sollte. Auch Baumgart kann nur eine Spur, freilich eine sehr ergebnisreiche, verfolgen. Als Goethe noch an den Geheimnissen arbeitete, schrieb er (5. Sept. 1785) an Frau v. Stein: „Sehr schöne Indianische Geschichten haben sich aufgethan.“ Er las eben Sonnerats „Voyage aux Indes“, welche ihm die beiden, erst nach Jahrzehnten ausgeführten Stoffe von „Gott und Bajadere“ (1798) und der Pariatrilogie (1824) vermittelte. Der Beweis, daß wir uns in diesen Balladen im Gedankenkreise der

„Geheimnisse“ bewegen, ist von Baumgart völlig überzeugend geführt worden, und ebenso hat er wieder ihren Zusammenhang mit den religiösen Forderungen in der pädagogischen Provinz der „Wanderjahre“ erwiesen: die dritte Religion „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist“. „Der Herr der Erde“, der verlorene Sünder zum Himmel emporhebt, der große Brama, dem „Keiner der Geringste ist“, lehren diese Ehrfurcht, die „wir die christliche nennen, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart“. Die Pariatrilogie wird denn von Baumgart auch gerühmt, „als die Nacherschaffung eines Mythus, der die höchsten Heilswahrheiten der Theologie und die letzten Aufschlüsse der Philosophie in einer wunderbaren Vereinigung in sich birgt. So stellt sich das Gedicht jenen unvergänglichen Gebilden an die Seite, in denen die Verbindung prophetischen Fühlens und Denkens und seherischer Phantasie ihr Größtes geschaffen hat“.

„Die Grundlage seines Geistes war auf den festen Glauben an ein Göttliches gegründet,“ sagt K. J. Schröer in einem Vortrage „Über Goethes ‚Fromm sein‘“. Er glaubt, und glaubt nicht mit Unrecht, mit der in der Marienbader Elegie ausgesprochenen Erklärung, „wir nennens Frommsein“, das ganze Wesen Goethes charakterisieren und erklären zu können. Denn dies „Frommsein“ entspricht ja völlig der aus den drei Ehrfurchten hervorgehenden obersten Ehrfurcht, welche die Vorsteher der pädagogischen Provinz als die wahre Religion preisen: „Die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene (drei Ehrfurchten und Religionen) entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ Schröer hat seinen Vortrag schon 1889 im Wiener Goetheverein gehalten und in der von ihm gegründeten und bis vor kurzem geleiteten „Chronik des Wiener Goethe-Verein“ [76]) abdrucken lassen. Nur die ersten drei

---

[76]) Dritter bis achter Band (vierter bis neunter Jahrgang) herausgegeben von K. J. Schröer, Obmann-Stellvertreter des Goethe-Vereins, verantwortlicher Redakteur der Chronik. Wien 1889—1894 (Verlag des Wiener Goethe-Vereins).

Bände (vier Jahrgänge) der Chronik sind in diesen Übersichten bisher erwähnt worden (vgl. V, 501). Es ziemt sich in dem Augenblicke, da ein Wechsel in der Schriftleitung eingetreten ist, doppelt das Versäumte nachzuholen und, wenn auch ein Eingehen auf die einzelnen Beiträge der Chronik nicht möglich ist, doch der Verdienste ihres bisherigen Herausgebers und des vielen Guten, das sie uns in den abgeschlossenen acht Bänden gebracht hat, dankbar zu gedenken. Außer den zahlreichen Vorträgen und kleineren Mitteilungen Schröers bringt die Chronik Berichte über Vorträge von Moleschott (Goethes Heidenröslein), Maurenbrecher (Egmont), Weinhold (Goethe und Lenz), v. Waldberg (Goethe und das Volkslied), v. Loeper, Minor, Rudolf Steiner, Robert Vischer. Blume hat für die Erklärung mehrerer Gedichte, besonders der Höllenfahrt Christi, Wichtiges beigebracht. Den Spuren Goethes auf österreichisch-oberitalienischem Boden wurde nachgeforscht, Goethes Verhältnis zu Grillparzer wurde wiederholt behandelt; Stammbucheintragungen sowie ein paar Briefe Karl Augusts und Goethes sind in der Chronik zum erstenmale veröffentlicht worden. Wie der Wiener Goetheverein aber gegründet wurde, um die Errichtung eines Goethedenkmals in Österreichs Hauptstadt zu verwirklichen, so nimmt die Behandlung dieser Denkmalfrage in allen Jahrgängen der Chronik die erste Stelle ein. In Nr. 6/7 des Jahrgangs 1890 sind die Abbildungen von acht Denkmalsentwürfen mitgeteilt worden. Erst im „lyrischen Nachlaß" von Robert Hamerling[77]) wurde der schöne Prolog veröffentlicht, den er 1869 zu Gunsten des Wiener Schillerdenkmals gedichtet hatte. Das Schillerbild am grünen Donaustrande solle mit seiner Dichterhand von Erz ernst und still nach Norden weisen.

Wohin soll's kehren sein Angesicht?
Nach dem deutschen Vaterlande! . . .
Das Schillerbild, kein totes Ideal —
    Wir mögen der Götzen entraten —
Ein eherner Schuldbrief muß es sein,
    Einlösbar durch männliche Thaten.

---

[77]) Letzte Grüße aus Stiftingshaus. Herausgegeben von Oskar Linke. Hamburg 1894 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter).

Im Sinne von Anastasius Grün (Graf Auersperg) und Schröer sollte auch das Goethebild am Donaustrande eine Mahnung sein an die geistige Zusammenhörigkeit der Deutsch-Österreicher mit den im Deutschen Reich geeinten Stammesgenossen. Der Streit um das zu errichtende Wiener Goethedenkmal nahm im vorigen Jahre eine Wendung, die Schröer zum Austritte aus dem Vereine zwang. Ob, wie der Verfasser der Denkmalgeschichte bitter bemerkt,[78]) alle Schuld an denen liegt, „welchen keine deutsche Mutter unsere Volksweisen und Goethelieder gesungen", die keine Ahnung haben „von dem stolzen erhebenden Gefühl, zur Ehre und Verherrlichung unseres großen unerreichten Goethe zu kämpfen, und wär's auch um zu unterliegen" — die Frage läßt sich von einem entfernter Stehenden nicht entscheiden. Es giebt ja in Österreich Namensdeutsche, die sich nach außen als Vertreter deutscher Litteratur (die von deutscher Nationalität nicht zu sondern ist) aufspielen und zugleich im Innern durch das heuchlerische Gerede von einer selbstständigen österreichischen Litteratur, die nur zufällig sich der deutschen Sprache bediente, höheren Ortes sich in Gunst zu setzen wissen. Ich kann und möchte mir kein Urteil über die Vorgänge und noch weniger über die handelnden Personen anmaßen, sondern nur sagen, daß die für Schröer Partei ergreifende Flugschrift den Eindruck hinterläßt, daß Kliquenwesen mitgespielt habe und daß Schröer ein jahrelanges treues Wirken mit Undank gelohnt wurde, daß aber auch die engherzigste Juristerei dabei ihre überall gespielte traurige Rolle gegen die Kunst recht wirksam agierte. Jedenfalls hat die Chronik in Rudolf Payer v. Thurn einen Leiter erhalten, dem wir nach den vorliegenden vier von ihm redigierten Nummern das gleiche Vertrauen wie Schröer zuwenden dürfen. Es scheint nun einmal das Schicksal der Goethedenkmäler zu sein, daß häßliche Streitigkeiten ihre Gründungsgeschichte begleiten; so war es einstens in Frankfurt, so in Berlin, wo 1861 Jakob Grimm genötigt ward, dem Publikum anzuzeigen, „daß ich aus dem Comité für ein Göthedenkmal getreten bin".

---

[78]) M. H., der Wiener Goethe-Verein und seine Denkmalgeschichte von 1878 bis 1894. Wien 1895 (Georg Spelinski, k. k. Universitäts-Buchhandlung).

Gerne wendet man von diesem Streite um ein Goethebild den Blick ab und der reichen Bilderfülle zu, welche Gustav Könnecke in der nach jeder Richtung verbesserten zweiten Auflage seines prächtigen litterarhistorischen Bilderatlasses[79]) für Goethe und Schiller neuerdings so einladend aufgethan hat. Die Vermehrung, welche die Zahl der Abbildungen von 1675 auf 2214 erhöht, ist Goethe in reichem Maße zu gute gekommen. Seine Bearbeitung ist in den beiden ersten Halblieferungen bereits abgeschlossen, während von Schiller erst der kleinere Teil vorliegt, der an neuem enthält Schillers Silhouette als Karlsschüler und das mit einer Szene aus den Räubern verzierte Bild von W. Kirschner (1782 oder 83), statt des Graffischen Bildes von Körner eine Kreidezeichnung von Fr. E. Wagener, statt des früheren Bildes von Schillers Jenaischem Garten Goethes Zeichnung (vgl. VI, 117) und das Schillerhaus in Bauerbach. Die auf Goethe bezüglichen Bildnisse sind der ersten Auflage gegenüber um mehr als vierzig Stück vermehrt worden, und unter ihnen sind mehrere sehr interessante überhaupt zum erstenmale veröffentlicht. Aber auch die ganze Gruppierung ist wesentlich und zu ihrem entschiedenen Vorteil strenge nach der zeitlichen Reihenfolge umgestaltet. Die Bilder der Weimarischen Fürstlichkeiten und Schriftsteller (Knebel, Einsiedel, Musäus, zum erstenmale auch Heinrich Meyer) sind sachgemäß dem auf diese Weise trefflich illustrierten Leben Goethes eingeordnet. Als Titelbild des ganzen Werkes ist an Stelle Walters v. d. Vogelweide das Stielerische Goetheporträt gesetzt, dem so eine Art Genugthuung für die neuerdings erfolgten Angriffe bereitet wird. Zugleich tritt aber Goethes Stellung an der Spitze der ganzen deutschen Litteratur damit auch äußerlich sichtbar hervor. Daß nach Rollets und Zarnckes Forschungen noch außerhalb Weimars unbekannte Goethebildnisse aufzufinden wären, sollte man kaum denken. Und doch hat Könneckes methodische Sammelkunst sogar mehrere aufgefunden. Eine ganz ausgezeichnete auf Glas gezeichnete

[79]) Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg i. H. 1895 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Silhouette aus Jacobis Nachlaß, mit vollem Recht als „die reizvollste von allen früheren Silhouetten Goethes" bezeichnet (S. 275), und eine aus Nicolais Besitz zeigen den jungen Goethe. Statt des verzerrten Tassenbildes von Sebbers ist seine Originalzeichnung (im Privatbesitze zu New York) zum erstenmal veröffentlicht (S. 296), „der 77 jährige Goethe, wie er realistisch nicht getreuer aufgefaßt werden kann". Fast gänzlich unbekannt war bisher das Ölgemälde von Kraus „Goethe als Adolar in Einsiedels Waldroman: Die Zigeuner" (S. 281). Von bekannten Goetheporträts sind die von Tischbein, Bury und Kügelgen neu hinzugekommen; die jetzige Wiedergabe des Bildes von Kraus (S. 279) verleugnet sehr zu ihrem Vorteil fast die Verwandtschaft mit jener in der ersten Auflage. Das angebliche Bild des Frankfurter Gretchens ist glücklich verschwunden, und dafür eine bisher unbekannte Silhouette Lotte Buffs eingesetzt. Auch sonst sind zahlreiche Bilder von Personen, mit denen Goethe sich freundlich oder feindlich berührte, neu aufgenommen. Zu den letzteren gehören der Leipziger Professor Clodius und die Jagemann als Grillparzerische Sappho. Zu den ersteren Angelikas Bild der Herzogin Mutter (an Stelle des früheren Pastellgemäldes), Katharina Zimmermann (vgl. X, 439), die schöne Branconi, Tantchen Fahlmer als Witwe Schlossers und dieser selbst; ferner vier neu entdeckte Silhouetten Klingers und (aus den Hochstiftsberichten) seiner Schwester Agnes. Zelter ist nach dem Ölgemälde von Begas abgebildet, eine Abweichung von dem sonst durchgeführten Grundsatze nur zeitgenössische Bilder zu geben. Der Künstler der Büste der Herzogin Luise (S. 277) ist auch in der neuen Auflage ungenannt geblieben. Wenn ich mich nicht befreunden kann mit dem Tausche, der uns statt Leipolds anmutigem Ölgemälde der Klettenberg ihr Aquarellbild in der Tracht einer Klosterfrau gebracht hat, so begrüße ich mit Freuden, daß Christianens abscheuliches unsympathisches Porträt von Raabe (vgl. VIII, 477) den beiden anmutigen Bildern von Bury und Meyer Platz gemacht hat. Von den vier neu aufgenommenen Familienbildern ist Arendswalds Zeichnung der „Drei Enkel im großväterlichen Hause" (1836) besonders anziehend.

Wie die Personen aus Goethes Umgebung ist auch diese selbst nun durch neu hinzugekommene Bilder mehr zur Anschauung

gebracht worden. Ettersburg und Tiefurt, dessen Park auch in der bekannten Szene aus der „Fischerin" nochmals wiederkehrt, sind vertreten. Das Mannheimer Theater ist nun durch das für Goethe und Schiller bedeutungsvolle Bild des alten Weimarer Theaterbaues ersetzt worden. Auf das herzogliche Liebhabertheater vor Goethes italienischer Reise leitet uns Kraus' Gemälde von Goethe und Korona Schröter als Orest und Iphigenie; die Abbildungen von „Paläophron und Neoterpe" und des romantischen Maskenzuges von 1810 erinnern an spätere Hofdichtungen. Führt „das Neueste von Plundersweilen" uns Goethes frühere Satire vor, so zeigt die große Karrikaturentafel aus den „Trogalien" (1797) die Erbitterung des Xenienkampfes, das Faksimile von Rückerts Sonett auf Goethe die verständnisvolle Verehrung des jüngeren Geschlechtes. Angelikas Zeichnung der beiden Musen vor Goethes Büste aus dem Schlußbande der Göschenischen Ausgabe (1790), Catels reizende Zeichnung von „Hermann und Dorothea" am Brunnen (1808) sind vorzüglichste Proben aus der Illustrationsgeschichte von Goethes Werken. Das Material für die Beurteilung Goethes selbst als bildenden Künstlers ist durch zwei Radierungen aus der Leipziger Studentenzeit vermehrt worden. Die Fülle des neuen Reichtums und das Lob der neuen Anordnung ist durch diese Hervorhebung des Einzelnen nicht erschöpft. Dem in streng wissenschaftlicher Weise prüfenden und ordnenden Forscher wie der Verlagshandlung gereicht diese Neubearbeitung ihres schönen Werkes zur Ehre, allen Freunden der Goethischen Dichtung und deutschen Litteratur zu herzlicher Freude.

---

## 2.

## Zum Bildnisse Ludwig August Frankls.

Durch Vermächtnis Karl Rahls besitzt das Hochstift eine größere Anzahl von Bildnissen hervorragender Künstler und Gelehrter, die dem verewigten Meister im Leben nahe standen, und deren Züge sein Pinsel lebenswahr auf die Leinwand geworfen hat. Sie zieren jetzt, um ihres Schöpfers Büste gruppiert, nebst dessen

Kartons für die Fresken in der Universität zu Athen das für die wissenschaftlichen Sitzungen bestimmte Zimmer in den neuen, hinter dem Goethehause liegenden Hochstiftsräumen.

Die im Dezember 1893 vom Hochstift veranstaltete Hebbelfeier gab den Anlaß zur Wiedergabe der Rahlischen Bildnisse Hebbels und seiner Gattin in den Berichten (Bd. 10, Jahrg. 1894, Heft 1, S. 38 f.).

Heute bringen wir in getreuer Nachbildung das von Rahl gemalte Porträt des durch seine Dichtungen wie durch seine humanitären Bestrebungen weit über die Grenzen seines Heimatlandes Österreich bekannten Dr. med. Ludwig August Frankl, Ritters von Hochwart.

Es zeigt den vor Jahresfrist, am 15. März 1894, im Alter von 84 Jahren Verstorbenen in der vollen Blüte jugendlich männlicher Kraft. Ihm war ein langes Leben reich an Schaffen und reich an Erfolg beschieden.

Sein „Habsburgslied" hatte den kaum 22jährigen rasch bekannt gemacht, sein Epos „Christoforo Colombo" ihm bald darauf vielseitige Anerkennung erworben, lyrische, epische und satirische Dichtungen, Übersetzungen und litterargeschichtliche Schriften folgten in großer Anzahl, und erst kurz vor seinem Tode legte der Nimmerrastende die Feder nieder, nachdem er seinem Geburtsstädtchen in Böhmen in pietätvollem Gedenken sein letztes Lied „Chrast" gesungen hatte.

Mit ihm ist einer der letzten dahingegangen, deren Namen mit denen Lenaus, Anastasius Grüns, Grillparzers, mit den litterarischen Bestrebungen und Kämpfen des vormärzlichen Österreichs aufs innigste verknüpft waren. Auch das Hochstift hat in ihm ein treues Mitglied verloren, das es niemals versäumte jedes neu erschienene Werk seiner Feder mit freundlichem sinnigem Wort einzusenden.

Konnte er auch in dem engeren Frankfurter Kreise nicht thätig sein, so suchte er doch nach Kräften in der Ferne im Sinne der idealen Ziele unseres Instituts zu wirken. Es drängte ihn von seiner Verehrung für Goethe auch äußerlich Zeugnis abzulegen, indem er bei passender Gelegenheit Goethefeiern veranstaltete und leitete,

von deren Verlauf er dann dem Hochstift treulich Bericht erstattete. Der 130. Geburtstag des Dichterfürsten wurde in der Sommerfrische am Wörthersee in Kärnthen in einem kleinen gewählten Kreise mit J. v. Weilen, K. E. Franzos und anderen Wiener Freunden und ihren Damen festlich begangen. Im nächsten Jahre schloß sich daran dann in St. Wolfgang am See eine größere Feier, bei der Frankl die Festrede hielt. In schwung- und humorvollen Worten stellte er den heiligen Wolfgang, Wolfgang Goethe und Wolfgang Mozart einander gegenüber.

Auch für Schillers Gedächtnis in Österreich hat Frankl eifrig und erfolgreich gewirkt. Ihm war es vergönnt, als Präsident des Denkmal-Komitees, sein Standbild in Wien am 10. November 1876 zu enthüllen. Ein Modell der Statue und die bei dieser Gelegenheit geschlagene Schiller-Medaille bestimmte er sogleich für unsere Sammlungen.

Den rastlos thätigen, von warmer Begeisterung für das Ideale getragenen, von werkthätiger Menschenliebe erfüllten Sinn zeigen alle die Briefe, die unser Archiv von Frankl bewahrt.

Er selbst gab in Erwiderung des ihm zum 70. Geburtstage dargebrachten Glückwunsches die bescheidene Selbstcharakterisierung: „Manches ist mir, durch edle Zeitgenossen unterstützt, gelungen, wo es aber gilt, aus eigenster Begabung schöpferisch zu gestalten, fühle ich mich, im Aufblick zu den Meistern der poetischen deutschen Kunst, zur Demut gestimmt.“

Mag auch manches, was er geschaffen hat, im Strome der Zeit untergehen, einen ehrenvollen Platz in der Litteraturgeschichte und ein treues Angedenken im Herzen seiner Zeitgenossen hat der gemütvolle Poet und Menschenfreund sich gesichert.

Das Hochstift wird seines verdienten Mitgliedes stets in Ehren gedenken.

*

## IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

### Litteratur.

*Lessing. Laokoon. Herausgegeben von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 1895.

*Lessing. Nathan der Weise, a Dramatic Poem. German Classics edited with English notes etc. by C. A. Buchheim. Vol. VI. Second revised edition. Oxford 1893. Clarendon Press Series.

*Schillers historische Skizzen: 1. Egmonts Leben und Tod. 2. Belagerung von Antwerpen. German Classics edited etc. by C. A. Buchheim. Vol IV. Fifth, revised edition. Oxford 1891. Clarendon Press Series.

*Goethe. Dichtung und Wahrheit (the first four books). German Classics edited etc. by C. A. Buchheim. Vol. XII. Oxford 1891. Clarendon Press Series.

*Nerrlich, P. Das Dogma vom klassischen Altertum. Leipzig, Hirschfeld. 1894.

*Müller, J. Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München, Dr. H. Lüneburg. 1894.

* — Die Seelenlehre Jean Pauls. Ebenda. 1894.

*Schlösser, R. Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung des 18. Jahrhunderts. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann X. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1894.

†Lessings und Gellerts Fabeln und Erzählungen. Selected and edited with an introduction, English notes etc. by Karl Breul. Cambridge 1887. Pitt Press Series.

†Goethe. Hermann und Dorothea. Edited by W. Wagner. Revised by J. W. Cartmell. Cambridge 1892. Pitt Press Series.

†Schiller. Maria Stuart. Edited etc. by K. Breul. Cambridge 1896 Pitt Press Series.

† — Wallenstein. Edited etc. by K. Breul. Cambridge 1894. Pitt Press Series.

† — Wilhelm Tell. Edited etc. by K. Breul. Cambridge 1890. Pitt Press Series.

† — Geschichte des 30jährigen Krieges. (Buch III.) Edited etc. by K. Breul, Cambridge 1892. Pitt Press Series.

†Uhland. Ernst Herzog von Schwaben. Edited etc. by H. J. Wolstenholme. Cambridge 1882. Pitt Press Series.

†Goethes Knabenjahre. Edited etc. by W. Wagner. Revised by J. W. Cartmell. Cambridge 1892. Pitt Press Series.

*Heidenheimer, H. Die Verlobung und Vermählung der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt und des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar. 1893. S.-A.

*Kühnemann, Eug. Herders Leben. München 1895.

*Bernays, Mich. Zur neueren Litteraturgeschichte. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Bd. 1. Stuttgart, G. J. Göschen. 1895.

*Crowquill, A. Faust. A serio-comic poem with 12 outline illustrations. Second edition. London 1834. Geschenk des Herrn Franz Lindheimer.

*Torkelsson, Jon. Beyging Sterkra Sagnorda i Islenski. Sjöunda hefti. Reykjavik 1894.

*Hoffmann, J. G. H. Das Gerippe von Goethes Faust. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1894.

*Biedermann, W. v. Das Äußere von Goethes Faust. Erster Teil. S.-A. aus „Euphorion" Bd. 1. 1894.

†Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Bd. 2. Stuttgart 1894.

*Metz, Ad. Nochmals die Geschichte von Sesenheim. 1894.

* — Froitzheims Friederike von Sesenheim. Hamb. Nachr. 1892.

*Kühnemann, E. Herder und die deutschen Klassiker. Voss. Ztg. 1894.

**

*Koch, M. Die deutsche Litteratur und die französische Revolution. Dtsch. Wochenbl. 1892, Nr. 5 u. 6.

*Mann, Gg. Lessings Pädagogik. Jenaer Diss. 1894.

*Primer, P. Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie auf Tauris. Frankfurt a. M. 1894. Progr. des kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums.

*Moore, R. W. History of German Literature. Hamilton. N. Y. 1884.

*Literarisches Jahrbuch. Central-Organ für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Westböhmens. Herausgegeben von Al. John. Bd. V. 1895. Eger.

## Pädagogik.

*Wittstock, Alb. Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volks-Pädagogik. Leipzig, 1889.

*Völkerbund nicht Völkerkrieg. Ein Blick in die pädagogische Anarchie der Gegenwart von Quartus.

*Bericht des Allgemeinen Kindergärtnerinnen-Vereins 1894.

## Kunst.

*Boetticher, Fr. v. Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Beitrag zur Kunstgeschichte. Bd. 1. Zweite Hälfte. Heideck—Mayer. Dresden 1895.

## Naturwissenschaft.

*Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins an der Universität Wien für das Jahr 1893/94. Wien 1894.

*Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1894.

## Geschichte.

†Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 3. Heft 2 u. 3. Meißen 1893.

## Volkswirtschaft.

*Edelmann, H. Denkschrift über den Einfluß der Einkommensteuererhebung auf die Verteilung der Abgabenlast in Dresden. Dresden 1889.

## Programme etc. von Hochschulen, Instituten und Vereinen.

*Verzeichniß der Doctoren der philosophischen Fakultät zu Tübingen. 1893/94. Beigefügt ist Kugler, B. Die deutschen Codices Alberts von Aachen.

*Gehe-Stiftung zu Dresden. Programm der Vorlesungen 1894/95.

*Skyrsla um hin laerda skóla i Reykjavik. skóla-arid 1893/94.

†Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1894.

*Schneider, P. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Frankfurter Liederzweigs am 3. u. 4. November 1894.

*Dreiundzwanzigste Tagsatzung des Indiana-Turnbezirks zu Indianopolis. 1894. Evansville 1894.

*Bericht des Turnraths des Frankfurter Turnvereins für das Jahr 1894.

## V. Veränderungen im Mitgliederbestande
in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1894.

### A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Siegmund Abraham, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 11.—.)
2. J. Amschel, Kaufmann, hier.
3. Elias Bayer, Privatier, hier.
4. Adolf Berendes, Oberlandesgerichtsrat, hier.
5. Adolf Blumenthal, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—.)
6. Elick Henry Blumenthal, Ingenieur, hier.
7. Rud. Bornhausen, Kaufmann, hier.
8. Ludw. Bruck, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
9. Heinr. Bußweiler, Kaufmann, hier.
10. Heinr. Derenburg, Kaufmann, hier.
11. Ernst Herm. Epstein, Kaufmann, hier.
12. Frau Auguste Eyßen, Privatiere, hier.
13. Albert Feisenberger, Gerichtsreferendar, hier.
14. Frl. Eva Fränkel, Privatiere, hier.
15. Frau Lucy Frank, Privatiere, hier.
16. Karl Frölich, Dr. phil., Chemiker, Mainkur.
17. Emanuel Fürth, Kaufmann, hier.
18. Frau A. Gehlen, Privatiere, hier.
19. Viktor Goering, Direktor des Zoologischen Gartens, hier.
20. Rich. Goldschmidt, hier.
21. Frau Anna Haas, Wwe., Privatiere, hier. (Mk. 10.—.)
22. Frau Hermine Hanauer, Privatiere, hier.
23. Frl. Emma Heerdt, Malerin, hier.

24. Frl. Elisabeth Hessenberg, Privatiere, hier.
25. Frau Frances Hirschmann, Privatiere, hier.
26. Charlie Hollander, hier.
27. Michael Homburger, Kaufmann, hier.
28. Louis Hülsen, Kaufmann, hier.
29. Frau Jean Jost, Privatiere, hier. (Mk. 12.—.)
30. Eugen J. Kahn, Privatier, hier.
31. Frl. Louise Kalb, Lehrerin, hier.
32. Ferdn. Kirchner, Landgerichtsdirektor, hier.
33. Friedr. Knatz, Dr. phil., Probekandidat am Städtischen Gymnasium, hier.
34. Ferd. Knörk, Architekt, hier.
35. Frl. Eleonore Köhnlein, Lehrerin, hier.
36. Frl. Marie Köhnlein, Privatiere, hier.
37. Erich Körner, Kunstmaler, hier.
38. Peter Kröger, Kaufmann, hier.
39. Gustav Krüger, Dr. med., Arzt, hier.
40. Frl. Käthe Kurt, Privatiere, hier.
41. Frau Bettina Landsberg, Privatiere, Offenbach a. M.
42. Frau Moritz Levy, Privatiere, hier.
43. Max Marckwald, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 12.—.)
44. Frl. Auguste Mertz, Privatiere, hier.
45. Frl. Harriet Naglo, hier.
46. Leop. Gust. Oberländer, Kaufmann, hier.
47. Phil. Offenheimer, Fabrikant, hier.
48. Frau Adolph Oplin, Privatiere, hier. (Mk. 10.—.)
49. G. R. F. Peterssen, Hauptmann a. D., hier.
50. Frl. Minna Reichel, Privatiere, hier.
51. Frau Regina Reißner, Privatiere, hier.
52. Alfred Reitz, Buchhändler, hier.
53. Franz Reuß, Dr. phil., Königl. Seminarlehrer, Eichstätt in Mittelfranken.
54. Frau Hedwig Scherbius, Privatiere, hier.
55. Frl. Johanna Scheuer, Lehrerin, hier.
56. Frau Auguste Schiele, Privatiere, hier.
57. Frau Oberstaatsanwalt Clara Schmieden, hier.

58. Georg Schönfeld, Kaufmann, hier.
59. Theodor Schott, Dr. med., Arzt, hier.
60. Julius Sommer, Kaufmann, hier.
61. Frau Mathilde Speyer, Privatiere, hier.
62. Gustav Starcke, Königl. Sächs. Hofschauspieler, Dresden.
63. Frau Hofrat Dr. Stein, Privatiere, hier.
64. Moses Stern, Lehrer, hier.
65. Rich. Stern, Dr. med., Arzt, hier.
66. Robert Tiedemann, Kaufmann, hier.
67. Georg Vollmer, Lehrer, Höchst a. M.
68. Frau Georg Wunderlich, Privatiere, hier.

B. Gestorben:

1. Wilhelm Bächle, Kaufmann, hier.
2. Ludwig Brentano, Rentier, hier.
3. Frau Florentine Flesch, Privatiere, hier.
4. Daniel Frey, Königl. Preuß. Kommissionsrat, Hanau.
5. Heinr. Hoffmann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, hier.
6. Heinr. Hohenemser, Bankdirektor, hier.
7. C. F. Meister, Privatier, hier.
8. Jacques Mouson, Kaufmann, hier.
9. Philipp Schäffner, Privatier, hier.
10. Rudolf Springer, Architekt, Berlin.

63 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

# I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

## 1.

## Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Franz Reuß, Seminarlehrer, Eichstedt.

Die Sitzungen am 16. Januar und 13. Februar waren dem weiteren Studium der Lex Salica gewidmet. Herr Dr. O. Liermann hatte beidemale das Referat übernommen.

In der Sitzung vom 14. März behandelte Herr Dr. R. Schwemer

„Die Kontroverse über den Ursprung des siebenjährigen Krieges".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Die Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges von Herrn Dr. R. Schwemer.**

Die Frage nach dem Ursprung des siebenjährigen Krieges, welche bisher entschieden zu sein schien, ist durch eine Veröffentlichung von Max Lehmann aufs neue in Fluß gekommen.[1]) Die

---

[1]) Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig 1894.

*

bisher herrschende Ansicht war, daß Friedrich II. im Jahre 1756 zum Schwerte gegriffen habe, weil eine furchtbare Kriegsverschwörung die Existenz seines Staates bedrohte, und weil er in diesen Daseinskampf nicht eintreten wollte zu einem Zeitpunkte, den seine Gegner für den günstigsten zum Losschlagen ins Auge gefaßt hatten, sondern weil er es vorzog, ehe deren Rüstungen noch vollendet waren, selbst den Angriff zu eröffnen, um sich durch die Besetzung Sachsens den strategischen Aufmarsch zu sichern. Friedrich II. war nach der bisherigen Auffassung das edle Jagdtier, das, von einer blutlechzenden Meute rings umstellt und scheinbar dem sichern Tode geweiht, mit dem Mute der Verzweiflung sich auf den nächsten Gegner stürzt, nach kurzem Ringen abläßt, über den andern herfällt, der Reihe nach sich mit allen einzeln herumzaust, und ihnen allen, aus so vielen Wunden es selbst auch blutet, so übel mitspielt, daß sie endlich von ihrem Vorhaben abstehen und ihm Leben und Freiheit lassen müssen. Nach der Lehmannischen Darstellung kann die Vorstellung von einem solchen Kampfe der Verzweiflung nicht länger mehr gehegt werden.

Lehmann leugnet natürlich nicht die feindseligen Absichten Oesterreichs gegen Preußen, allein er behauptet, daß Friedrich nicht bloß der leidende Teil gewesen sei: auch er habe Vergrößerungsabsichten gehabt, und die kriegerische Bedrohung sei ihm eine schließlich nicht unwillkommene Veranlassung geworden unter dem Scheine, daß er sich verteidigen müsse, das Schwert zu ziehen. Es seien also in Wahrheit zwei Offensiven auf einander gestoßen.

Im ersten Kapitel zeigt er, daß erst im Jahre 1756 der Zustand völliger Kriegsbereitschaft erreicht war, den Friedrich sich als Ziel vorgezeichnet hatte. Der Kriegsschatz hatte nahezu die gewünschte Höhe, die Korn- und Bekleidungsvorräte waren in reicher Masse vorhanden, die Kadres nicht nur voll, sondern es waren auch schon ausgebildete Ersatzmannschaften in den Kantons in beträchtlicher Anzahl vorhanden, um auch größere Abgänge sofort decken zu können. Die Regimenter konnten in sechs Tagen nach erhaltenem Befehl marschfertig sein.

Dem gegenüber stellt Lehmann das österreichische Heer und zeigt im einzelnen, wie es Maria Theresia trotz aller Bemühungen

nicht dazu hatte bringen können, eine auch nur annähernde Kriegsbereitschaft zu erzwingen. Wenn man daher, alles andere unberücksichtigt lassend, nur nach dem Zustande der beiden Heere ein Urteil über die Wahrscheinlichkeit kriegerischer Absichten zu fällen hätte, so müßte man sie unbedingt Preußen, nicht Oesterreich zuschreiben. Es ergiebt sich auch nebenbei, daß, wenn Preußen bis 1756 thatsächlich friedliche Politik getrieben hatte, dies nicht notwendig daraus zu folgen brauchte, daß Friedrich überhaupt und unter allen Umständen den Frieden wollte, sondern daß er ihn nur gerade damals mit Rücksicht auf den noch nicht fertigen Zustand der Armee für unerläßlich gehalten haben konnte.

Lehmann wendet sich dann im 2. Kapitel zu einer kritischen Besprechung der politischen Lage und geht dabei von jener Anfrage des Wiener Hofes in Petersburg aus, die die Angriffslust Oesterreichs über allen Zweifel stellt. „Am 13. März 1756 stellte der Gesandte der Maria Theresia die Anfrage an die Zarewna, ob sie einen österreichischen Angriff auf Preußen unterstützen wolle, ob sie noch in diesem Jahre die Operationen zu beginnen im Stande sei. Sie antwortete, sie sei bereit, 80,000 Mann ins Feld zu stellen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie das Königreich Preußen, Maria Theresia Schlesien und Glatz erobert habe (Beer, Österr. Polit. i. d. J. 1755 u. 1756, Histor. Zeitschr. 27 [1872], 362 ff.). Mehr noch: auf der Stelle begann sie zu rüsten. Was konnten sich Kaunitz und seine Herrscherin Besseres wünschen? Da geschah das Unerwartete, daß sie dem Gesandten befahlen, die russischen Rüstungen zu hintertreiben, die ihnen von russischer Seite angetragenen Artikel eines Offensiv-Bündnisses ließen sie unbeantwortet.“ Der Brief des Kaunitz an den Grafen Esterhazy (Wien, 22. Mai 1756) lautete: „Der russische Hof gehet allzu geschwind und hitzig zu Werke, ehe noch die Sachen reif sind, wodurch alles verdorben werden könnte. Ew. Exzellenz können sich also nicht sorgfältig genug angelegen sein lassen, die dortigen voreiligen Schritte zu hintertreiben und begreifen zu machen, daß Rußland sich sonsten selbst schaden werde und auf uns sicher verlassen könne. Alles kommt darauf an, das Geheimnis so lang möglich verborgen zu halten.“ Dieser Brief ist

ein unwiderleglicher Beweis für das „böse Trachten" des Fürsten Kaunitz, er beweist aber auch, daß er mit der Bereitwilligkeit Rußlands noch nicht viel gewonnen zu haben glaubte: mit Rußland allein den Krieg zu wagen, schien ihm eine Unmöglichkeit; diese Macht war viel zu unsicher, sie war weit entfernt, und wer sollte die Subsidien zahlen, ohne die an ein Marschieren russischer Truppen nicht zu denken war? Rußland galt ihm nur als zweite Macht, er brauchte aber eine erste Macht, um in den Kampf mit Aussicht auf Erfolg eintreten zu können, und dies konnte nur Frankreich sein, um dessen Freundschaft Kaunitz schon während der Aachener Friedensverhandlungen, freilich vergeblich, geworben hatte. Seit dem Abschlusse des Westminstervertrages waren die Aussichten des unermüdlichen Ränkeschmiedes gestiegen: es war ihm gelungen, am 1. Mai 1756 ein Verteidigungsbündnis zum Abschluß zu bringen, in dem sich Oesterreich und Frankreich ihre Besitzungen verbürgten und sich im Angriffsfalle mit 24,000 Mann zu unterstützen versprachen.

Das war aber auch alles. So lebhaft er auch versuchte, diesem Bündnisse eine Richtung auf Angriffe zu geben, er scheiterte dauernd an der unbesiegbaren Scheu der französischen Politiker, ihre Hand zur Vernichtung einer Machtbildung zu leihen, die ihnen so lange sympathisch gewesen war. Das wurde anders, als Friedrich II. selbst den Kampf begonnen und Sachsen überrannt hatte. Am 9. September konnte Starhemberg aus Frankreich an Kaunitz schreiben: Il y a lieu de se flatter, que la levée du bouclier du roi de Prusse et tout le procédé de ce prince, dont le Roi très chrétien, le ministère et tout le public sont choqués, indignés et même offensés au possible, lèveront une grande partie des difficultés et différences, qui subsistaient encore au sujet des points à convenir .... (Lehmann S. 128.) Also selbst jetzt noch, nach dem Einfalle Friedrichs in Sachsen, waren die Schwierigkeiten, die sich einem Offensivvertrage mit Frankreich entgegenstellten, nicht überwunden, um wieviel weniger war vorher daran zu denken gewesen! Der Angriff Friedrichs schuf erst die Möglichkeit zu dem großen Angriffsbündnisse. — Dieser Angriff brachte die preußische Partei am französischen Hofe

zum Schweigen, er beraubte auch zugleich die englische Partei in Rußland ihrer besten Waffen: er brachte das System des österreichischen Staatskanzlers zum Abschluß (vgl. Lehmann, S. 56). Nachdem dann der Verfasser im 3. Kapitel den urkundlichen Beweis erbracht hat, daß die preußischen Rüstungen — veranlaßt durch russische Truppenbewegungen — thatsächlich denen der Oesterreicher vorangegangen sind, setzt er im 4. Kapitel auseinander, daß Friedrich sich stets mit Vergrößerungsplänen getragen hat, und daß er dabei stets in erster Linie Sachsen und Westpreußen im Auge gehabt hat. Sein politisches Testament vom Jahre 1752, das Lehmann teilweise zum Abdruck bringt, ist hier eine Hauptquelle und in der That, wenn man in diesen Aeußerungen die Stelle liest: „Les esprits pénétrants calculent une conduite uniforme; c'est pourquoi il faut, le plus qu'on peut, changer son jeu, le déguiser et se transformer en portée, en paraissant tantôt vif, tantôt lent, tantôt guerrier et tantôt pacifique: c'est le moyen de désorienter vos ennemis ..... Soyez discrets dans vos affaires, dissimulez vos desseins. . ., wenn man diese Aeußerungen liest, so ist man geneigt, Lehmann Recht zu geben, wenn er allen übrigen Auslassungen Friedrichs im Vergleich zu diesen Bekenntnissen, wo er sich unbelauscht und unbeobachtet weiß, nur einen sekundären Wert zuschreibt. Wenn wir nun sehen, daß Friedrich hier ganz unumwunden ausspricht, daß Preußen noch wachsen müsse, und daß er gerade als nächste und möglichste Erwerbungen Sachsen und Polnisch-Preußen bezeichnet, wenn wir ferner alle die weiteren Zeugnisse berücksichtigen, die Lehmann für das Vorhandensein von Eroberungsgelüsten bei Friedrich beibringt, so sieht man sich gezwungen, ihm auch zu folgen, wenn er behauptet, daß auch 1756 solche Pläne bei Friedrich bestanden haben müssen. Er findet diese allgemeine Erwägung Rußland gegenüber durch die Instruktion an Lehwaldt bestätigt (Polit. Corresp. 12, 456), die diesen Feldherrn ganz bestimmt anweist, im Falle eines Sieges, an dem Friedrich nicht zweifelt, Polnisch-Preußen zu fordern; er findet einen ferneren Beweis für seine Meinung in Friedrichs Verhalten in Sachsen, das nur zu erklären ist durch die Annahme, Friedrich habe die

Annexion vorbereiten wollen. Aus diesem Grunde vermied er einen eigentlichen Kampf, versäumte er den Zeitpunkt mit überlegenen Kräften in Böhmen einzufallen und den Gegner hier zu überrumpeln: erst wollte er sich Sachsens ganz bemächtigen, wie er es einst mit Schlesien gethan hatte, dann erst sollte Oesterreich gedemütigt werden. Lehmann faßt seine Ergebnisse in den Worten zusammen: „Ich denke, niemand wird fortan bei der Beurteilung dieser Dinge Licht und Schatten so verteilen, daß das Licht ganz auf die eine, der Schatten ganz auf die andere Seite fiele." —

Die Ansichten Lehmanns haben freudige Zustimmung gefunden bei Hans Delbrück (Preuß. Jahrb. 79, 254), sind dagegen von Koser bekämpft worden (Histor. Zeitschr. 74, 72 ff.). Lehmann hat darauf entgegnet (Gött. Gel.=Anz., Februar 1895) und, wie es scheint, mit Glück. Die Einwürfe Kosers treffen in der That nicht den Kern der Sache. Nur in einem Punkte hat er zweifellos Recht, nämlich in der Interpretation des Briefes, den Friedrich am 19. Februar 1756 an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, sandte. Er lehnt darin Komplimente, die der Prinz ihm über den Abschluß mit England gemacht hat, ab; er sei allerdings in einer sehr heiklen Lage gewesen und habe geglaubt, das Richtigste zu thun, allein Täuschung sei immerhin möglich. Daß man freilich in Wien so sehr verblüfft sei, das sei ein gutes Zeichen. Jetzt handele es sich nur noch darum, das Werk auszufeilen. Je vous assure, sagt er, que je m'y mets de tout mon long et que je n'épargne rien pour dissoudre une ligue formidable sous laquelle tôt ou tard l'Etat aurait succombé: c'était par la même politique que les Romains travaillaient à désunir leurs ennemis, et que, les combattant un par un, ils les vainquirent tous. (Durch den Neutralitätsvertrag mit England wurde in der That die gefährliche Koalition Österreich=Rußland=England gesprengt, vgl. Lehmann G. G. A. Febr. 1895, S. 118.) Er fährt fort: Cette année, que je compte avoir gagnée, me vaut autant que cinq des précédentes, et si, dans la suite je peux servir de médiateur aux puissances belligérantes, j'aurai fait à la Prusse le plus grand rôle qu'elle puisse représenter en temps de paix, et ne comptez-

vous pour rien le plaisir de faire enrager la reine de Hongrie, d'humilier, ou pour mieux dire, d'anéantir la Saxe, de désespérer Bestushew? Voilà quelles sont les suites qu'aura un petit coup de plume. — Er spricht, wie man sieht, in dem letzten Teile dieses Briefes von den Wirkungen seiner Entschließung. Sie sichert ihm, sagt er, erstens den Frieden während dieses Jahres, sie giebt ihm zweitens die Möglichkeit zu vermitteln und damit das Ansehen Preußens erheblich zu steigern. Das sind die beiden wichtigsten Wirkungen, zu ihnen treten noch weitere Ergebnisse, die vom Könige allerdings mit nicht minder großem Behagen registriert werden: die Königin von Ungarn wird bremsen müssen, Bestuschew verzweifeln, Sachsen wird gedemütigt, oder vielmehr völlig matt gesetzt sein (anéantir = rendre stupéfait, confondu). — Und das alles, sagt er, wird ein Federstrich zu Wege gebracht haben. — Es wird jedem unbefangenen Leser dieses Briefes schwer sein zu verstehen, wie Lehmann (S. 129) zu der Behauptung kommt, durch diesen Brief werde unwiderleglich bewiesen, daß der König 1756 Eroberungsabsichten gegen Sachsen hegte. Aus der oben gegebenen Analyse geht hervor, daß Friedrich zuletzt von sekundären Wirkungen seines Abkommens mit England spricht. Es macht ihm ein besonderes Vergnügen, daß er bei dieser Gelegenheit seinen Gegnern das Konzept verdirbt; in wiefern das für Sachsen in besonderem Maße der Fall war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß Sachsen damals mit England um Subsidien in Verhandlung stand: Friedrich hatte ihm diese Geldquelle verschüttet, also war dieser stets in Geldnöten befindliche Staat für den Augenblick wirklich anéanti; es hieße nicht nur dem Ausdrucke, sondern vor allem auch dem Geiste des Briefes Gewalt anthun, wenn man Lehmann mit seiner Behauptung Recht geben wollte. Ist es nun offenbar, daß die Lehmannische Erklärung der Stelle mehr als zweifelhaft ist, so richtet sich sein Verfahren gegen Albert Naudé von selbst, der in seinem Aufsatze: „Friedrich der Große vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges" (Histor. Zeitschrift, Bd. 55 u. 56) das betreffende Wort in dem zitierten Briefe mit: „zur politischen Null herabdrücken" übersetzt hatte. Lehmann wirft ihm deshalb einen

Quartanerschnitzer vor, und es kann doch gar kein Zweifel sein, daß Lehmann selber es ist, der den Sinn der Stelle verfehlt hat. Wenn Friedrich eine Eroberung Sachsens im Sinne gehabt hätte, so war es vollkommen unmöglich, daß ihm erst der Ausdruck: humilier in die Feder kam. Der Ausdruck entsprach nicht völlig seinem Gedanken, er ersetzte ihn daher durch anéantir, dieses Wort kann daher nur einen dem humilier verwandten Sinn haben. Der Brief Friedrichs vom Februar 1756 an seinen Bruder scheidet also aus dem Beweismaterial Lehmanns aus, allein an seinem Ergebnisse wird dadurch nichts geändert. Bestehen bleibt die Instruktion an Lehwaldt, bestehen bleibt, daß er die von Frankreich drohende Gefahr nicht hoch in Rechnung setzt, da er fest darauf rechnet, diese Macht werde sich zu dem Seekriege nicht auch die Last eines Landkrieges aufladen, bestehen bleibt, daß er Rußland an und für sich nicht fürchtete (er meinte, daß Lehwaldt mit nicht mehr als 45,000 Russen zu thun haben werde), und daß er auch nicht einmal glaubte, die Stellungnahme Rußlands sei schon endgiltig entschieden (er gab gerade damals eine ansehnliche Summe zur Bestechung des russischen Kanzlers her), das alles zusammen mit den Erwägungen allgemeiner Natur zwingt uns anzunehmen, daß Friedrich seinen Entschluß unter einem geringeren Druck gefunden hat als man bisher glaubte, daß er den Krieg im August 1756 eröffnete, weil er ihn unter günstigen Umständen führen und zu Ende bringen zu können glaubte.

Doit-on entreprendre, fragt er in einer schriftlichen Erwägung, die er im Januar 1756 anstellt (Ranke 30, 251), une guerre, quand on se voit à moitié plus faible que ses ennemis? Non; est-il d'un général prudent de commencer une guerre, quand il est obligé de la commencer défensive? Non, car c'est de toutes les guerres la plus onéreuse et celle qui est exposée au plus de hazards.[2])

Er schrieb diese Worte unter dem Eindrucke seiner Abmachungen mit England, durch die es ihm gelungen war die Verbindung dieser Macht mit Rußland und Österreich zu zersprengen.

---

[2]) Lehmann hat diese wichtige Stelle, soweit wir sehen, nicht angeführt.

Diese Gruppierung hatte er in dem oben zitierten Briefe an seinen Bruder als eine furchtbare Koalition bezeichnet, unter deren Gewicht sein Staat hätte unterliegen müssen. Damals hatte er seine Zuflucht zu Unterhandlungen genommen, und er hatte sein Ziel erreicht. Friedrich war jetzt der Verbündete der Macht geworden, die durch ihren Geldreichtum Oesterreichs Widerstand in den früheren Kriegen ermöglicht hatte, er glaubte daher jetzt den Moment gekommen, mit dem alten Gegner, dessen unversöhnliche Feindschaft und unermüdliche Ränkespinnerei ihm zur Genüge bekannt war, gründlich abzurechnen und sich selbst im Kriege eine neue Stärkung seiner eigenen Macht zu erkämpfen. Mit der offenbaren Übermacht paktierte er, dem ebenbürtigen Feinde gegenüber, von dem er sich bedroht wußte, appellierte er an das Schwert.

Ranke hatte über den Ausbruch des Krieges gesagt:

„Man sieht ein Ungewitter ohne Gleichen sich zusammenziehen, das sich über den soeben erst zu selbständigem Dasein emporkommenden preußischen Staat zu entladen und ihn zu vernichten droht. Wenn in späteren Zeiten behauptet worden ist, ein unmotiviertes Eroberungsgelüst habe Friedrich II. bewogen, das Schwert zu ziehen, so wirft die Evidenz der Thatsachen einen Schimmer von Ironie auf diese Vorstellung; in der That war die Existenz des Königs in Gefahr; nur nach und nach entwickelte sich in ihm eine Ahnung von dem Umfange derselben." — (Werke 30, 207.) Nach der Lehmannischen Darstellung würde die Ironie in den Thatsachen selber liegen: um seinen Angriff zu rechtfertigen, übertrieb Friedrich die Bedrohlichkeit der Lage, und er war in Wirklichkeit weit mehr bedroht als er es zu sein vorgab.

Die vorstehende Besprechung war geschrieben, als dem Verfasser eine Kritik Bailleus zu Gesichte kam (Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1894/95, Nr. 10), die die Ergebnisse der Lehmannischen Forschung ablehnt. Bailleu bekämpft ebenso, wie es oben im Anschluß an Koser geschehen ist, die Interpretation des Briefes Friedrichs II. an seinen Bruder. Er sucht dann den Beweis zu erschüttern, den Lehmann dafür erbringt, daß im Jahre 1759, also *nach* Kunersdorf, des Königs Absichten auf Sachsen gingen. Nun steht aber in dem betreffenden Briefe (Pol. Korr. 18,

592) klar und deutlich zu lesen, daß der König sich als eine der Möglichkeiten bei den eventuellen Friedensverhandlungen den Vorschlag denkt, jeder solle behalten, was er beim Frieden besitze, d. h. also er selber Sachsen (das er bis dahin wieder zu haben dachte), Frankreich die rheinischen Besitzungen, Rußland Ostpreußen, er bezeichnet ferner als den schlimmsten Fall die Wiederherstellung des Status quo ante. Diese ganz unzweideutigen Bemerkungen können unmöglich authentisch interpretiert werden, wie Baillen das will, durch einen Brief Eichels, der beinahe vier Wochen später geschrieben ist und in dem allerdings die Vorschläge des Königs in anderer Beleuchtung erscheinen, der aber mit den Worten anfängt: „Soviel ich habe verstehen können . . . .“ Aus diesem Anfang geht hervor, daß Eichel entweder nicht alles hat verstehen können, oder nicht hat verstehen wollen, jedenfalls kann eine so verklausulierte Information nicht den Anspruch auf völlige Glaubwürdigkeit machen. Auch in der folgenden Besprechung der allgemeinen Lage vermag Baillen Entscheidendes gegen Lehmann nicht beizubringen; er räumt ihm allerlei ein, um schließlich doch das Ganze abzulehnen. Er sagt am Schlusse: „Die „Legende“ vom Ursprung des siebenjährigen Krieges steht dennoch als lautere geschichtliche Wahrheit noch fest auf ihren Füßen; der Umsturzversuch Lehmanns ist mißlungen,“ allein unmittelbar vorher (S. 317) sagt er: „man mag immerhin Lehmann zugeben, daß gerade erst der Angriff des Königs das lockere Vertragsverhältnis zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland zu einem festgeschlossenen Bunde gestaltet hat“ und weiter: „und wenn er dann den Krieg kommen sah, drohend und unabwendbar, wohl mochten da seinem feurigen Geiste nach glänzenden Siegen auch lockende Bilder von Eroberungen erscheinen; er hat, das ist sicher, die Erwerbung Westpreußens für möglich gehalten, an die von Sachsen vielleicht gedacht.“ Allerdings fährt er dann fort: „Nimmermehr aber, und darauf allein kommt es an, waren es diese Wünsche und Möglichkeiten, die ihm das Schwert in die Hand drückten“, allein damit verliert sich die Erwägung in Subtilitäten. Wenn zugegeben wird, daß Friedrich auch an Eroberungen gedacht hat, so muß das genügen, denn das wird wohl schwerlich je auszumachen sein, welches

Motiv in dem Augenblicke, da er den entscheidenden Entschluß faßte, in seinem Geiste das stärkere war. Es giebt doch sehr viele Fälle, wo wir auf den Antrieb *mehrerer* Motive hin handeln, und es entspricht gerade dem peinlich kalkulierenden Verstande Friedrichs, wenn wir annehmen, daß er mit seiner Schilderhebung Verschiedenes zu gleicher Zeit zu erreichen strebte.

Bailleu spricht zum Schlusse mit warmer Anerkennung von Lehmanns Forschen im allgemeinen, bedauert nur, daß er Friedrich dem Großen gegenüber eine gewisse Animosität hege, die „schöne und sichere Ergebnisse“ unmöglich mache, denn Gabriel Monod habe Recht, wenn er sage, „en présence d'hommes supérieurs la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre“, allein er thut Lehmann Unrecht, wenn er ihm Voreingenommenheit gegen den großen König vorwirft: aus seiner Schrift läßt sich eine derartige Gesinnung wenigstens nicht beweisen, und Bailleu selbst braucht Friedrich II. gegenüber viel härtere Worte, beurteilt ihn viel abfälliger, als der von ihm Getadelte; es ist ferner sehr zu bezweifeln, ob das Zitat Monods gerade geeignet ist, dem historischen Forscher als Leitstern zu dienen, denn das Auge der Liebe ist nur zu oft mit Blindheit geschlagen. Es wird sicherlich richtiger sein es mit dem taciteischen: sine ira et studio zu halten. Der Fehler der bisherigen Darstellungen des Lebens Friedrichs des Großen war es eben, daß sie von einer starken Sympathie getragen waren: es ist nur zu begrüßen, daß nun auch einmal der schneidige Kritiker sich zum Worte meldet.

---

## 2.

## Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

*ohne* Wahlrecht:

Herr cand. phil. *Moritz Werner*, hier.

In dieser Abteilung sprach am

30. Januar Herr Dr. J. Ziehen über „Kunstgeschichtliche Miszellen“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Kunstgeschichtliche Miszellen von Herrn Dr. J. Ziehen.**

1. Das öfters abgebildete[1]) vatikanische Relief DAK 62, 794, auf dem ein Kranker, von Hermes geleitet, vor dem Heilgott Asklepios niederknieet, bietet durch den Zusatz der bekannten Gruppe der drei Grazien der Erklärung eine bisher noch nicht befriedigend gelöste Schwierigkeit. Man pflegt auf Grund sprachlicher Erwägungen (χάρις, gratia = Dank, Anmut) die Gruppe entweder als Ausdruck des dem Gotte dargebrachten Dankes, oder aber als Bezeichnung der Anmut und Körperkraft zu betrachten, die der Genesene durch Asklepios' Beistand wieder erlangt hat. Beide Erklärungen scheinen mir in gleicher Weise mißlich; so sehr wir gelegentlich die antike Kunst mit Worten spielen sehen, so wird hier doch in ein offenbar sakrales Bildwerk schwerlich mit Recht ein derartiges Spiel hineingelegt werden dürfen. Nimmt man den Charakter des Reliefs als Weihgeschenk zum Ausgangspunkt der Betrachtung, wie ich das für methodisch durchaus notwendig halte, so bestehen nur zwei Möglichkeiten: entweder die Grazien waren mit Asklepios irgendwo in einem Kult verbunden, was an sich sehr wohl möglich ist; oder aber die drei Frauengestalten haben zwar die Form der drei Grazien vom Künstler erhalten, haben aber eine ganz andere Bedeutung. Wer von den attischen Asklepiosreliefs aus an die Deutung des vatikanischen Bildes herantritt, wird der letzteren Annahme den Vorzug geben: dort sind mit dem

---

[1]) Millin Gal. Myth. 33, 106. Mus. Pio-Clem. IV 12, vgl. noch Roscher, Mythol. Lex. I, 693 f., Löwe, de Aesculapi figura, S. 74. Abgebildet und kurz besprochen hat das Relief auch René Ménard in seinem sehr glücklich konzipierten, aber leider in der Ausführung oberflächlichen und mangelhaften Buche La mythologie dans l'art ancien et moderne. Paris 1878. S. 439, Fig. 396.

Heilgott in sehr verschiedener Weise entweder Hygieia oder aber mehrere Töchter verbunden, deren Namen auf den griechischen Votivreliefs zum Teil beigeschrieben sind; Nikophanes, der Schüler des Pausias (s. Overbeck, Schriftquellen Nr. 1765; unter den Funden aus dem athenischen Asklepieion sind einige Reliefs mit der vollen Töchterzahl) hatte den Heilgott mit vier Töchtern, Hygia, Aegle, Panacea und Jaso auf einem Bilde dargestellt, das berühmt genug war noch bei Plinius registriert zu werden, doch schließen sich die drei letztgenannten Asklepiostöchter so sehr gegen Hygieia zu einer Gruppe ab, daß wir wohl berechtigt sind, auf dem vatikanischen Relief, wenn anders dessen Verfertiger Asklepiostöchter überhaupt darstellen wollte, sie zu erkennen.[2])

Die Typenübertragung, die hier für die bekannte Gruppe der drei Grazien angenommen wird, spielt bekanntlich in der Kunst, besonders der antiken, eine große Rolle; für den Typus der Grazien im besonderen hat Jahn nachgewiesen, daß er auch zur bildlichen Darstellung der Nymphen[3]) gelegentlich verwandt worden ist (s. R.ML. I, 884) und man mag in dieser einen Übertragung des Grazientypus eine willkommene Bestätigung der hier aufgestellten Vermutung erblicken. Andere Fälle von Typenübertragung aus dem Gebiet der alten Kunst sollen hier nur kurz angedeutet werden: der bekannte Typus der ruhenden Ariadne muß für die Darstellung von Quellnymphen wie für die der schlafenden Rea Silvia dienen, die Komposition der stieropfernden Nike wird auf den Mithras übertragen, die Apotheose Homers erscheint auf einem Silbergefäß aus Pompeji genau in derselben Form dargestellt, wie anderswo die Vergötterung der Kaiser, die gequälte Psyche erhält ihre Form von der vom Pfeil der Artemis verfolgten Niobide, der indische Triumph des Bacchus wird nach Maßgabe der römischen

---

[2]) Ueber Hermes als Totengott vgl. R.ML. I, 2373 ff., über ihn als Gott der Gesundheit R.ML. I, 2379.

[3]) Auch 3 der IIII sorores von dem römischen Wirtshausschild im Berliner Museum, Archäol. Zeit. 1871, 65 = Baumeister I, 237, sind im Typus der Graziengruppe dargestellt; gemeint sind sicher nicht die Chariten, sondern eher „sorelle" im vulgäritalienischen Sinn. — Der Dichter Claudian (XXV, 8 f.,) läßt die triplex gratia sogar am Boden liegen!

Triumphalbilder dargestellt, und ebenso knieen auf den späten Reliefs die indischen Fürsten vor Bacchus gerade in demselben Schema, wie gefangene Barbaren vor dem römischen Feldherrn.

Wir brauchen nicht bei der alten Kunst stehen zu bleiben, um die Übertragung der Typen mit Beispielen zu belegen. Ferdinand Noack hat vor kurzem in einem anziehend geschriebenen, mit reichhaltigen Belegen ausgestatteten Buch darauf hingewiesen, daß der Typus der Darstellung von Christi Geburt, wie ihn die mittelalterliche Kunst bis zur Renaissancezeit aufweist und ihrerseits auf die Darstellung der Geburt Mariä, Johannes des Täufers u. a. übertragen hat, in letzter Linie auf den antiken Typus von Bildern der Kindheitspflege des Dionysos zurückgeht; wenn uns in der spanischen Kunst der Heilige Bruno begegnet, der den Fuß auf die Weltkugel aufstützt (Woerm.-Woltm. III, 1, Abbild. 440 auf S. 51), so ist diese allegorische Darstellung[4]) aus der Verwendung der Weltkugel in antiken Kunstwerken durch Übertragung gewonnen. Die lange Reihe der Martyrienbilder bietet eine Menge von Beispielen der Übertragung einmal geschaffener Kunstformen von dem einen auf einen verwandten Bedeutungsgehalt, und wenn Manitius kürzlich (Gesch. der christl. lat. Poesie S. 395) mit Recht in dem Apostelgedicht des Papstes Honorius I. eine Art ἔκφρασις eines Bildes von Christi Himmelfahrt erkannt hat, so bleibt wohl abzüglich der dichterischen Ausschmückungen für dies altchristliche Himmelfahrtsbild eine Gruppe erstaunter und erregter Jünger anzunehmen, die z. B. von den sogenannten Propheten der Miniatur Jugberts in der Bibel Karls des Dicken (s. z. B. Knackfuß, Deutsche Kunstgesch. I, 55, Fig. 35) nicht sehr verschieden gewesen sein mag.

2. Ein attisches Relief des Leydener Museums[5]) zeigt uns einen Krieger, der mit dem Schild an der Linken, eine Schale in

---

[4]) Ihre weitere Ausgestaltung hat Rubens, hier wie in anderen Heiligenbildern ein Schüler der Spanier, vollzogen auf dem Bilde des Heiligen Franziskus, der die Welt errettet.

[5]) Veröffentlicht hat das Relief Janssen, Grieksche en Romeinsche Grafreliefs uit het Museum van Oudheden te Leyden, Leyden 1851, Taf. VII, Nr. 19, S. 25, er benennt den Vorgang „Eene plenging“.

der Rechten vorstreckend, auf eine weibliche Gestalt zugeht, die in der gesenkten rechten Hand ein Gefäß hält, während die Linke bei dem heutigen Zustand des Reliefs leer zu sein scheint. Die ursprüngliche Bestimmung des Reliefs ist weder aus seiner Form noch nach etwaigen Fundnotizen festzustellen; Friederichs-Wolters hat es daher mit Recht (als Nr. 1197) unter die Rubrik „Verschiedene Reliefs" eingereiht; auch den Inhalt und die Bedeutung der Darstellung behandelt Friederichs-Wolters mit gerechtfertigter Zurückhaltung: „Die Ähnlichkeit mit einer auf Vasenbildern derselben Zeit häufigen Szene, in welcher der Auszug des Kriegers in den Kampf zu sehen ist, liegt auf der Hand, ohne daß sich daraus eine sichere Deutung für unser Relief ergäbe." Die Vergleichung mit dem Vasenbilde wird uns in der That nicht weiterbringen: die genrehafte Darstellung dort wird jedenfalls mit der Szene des Leydener Reliefs nicht auf eine Stufe zu stellen sein: wie der Reliefstein an sich über der Vase als bedeutungsvolleres Denkmal steht, so steht der Massenhaftigkeit der Kriegerauszugsdarstellung auf Vasen die Singularität des Reliefs mit der analogen oder ähnlichen Darstellung gegenüber.

Sollte sich wirklich für diese Darstellung in der litterarischen Überlieferung keine Erklärung finden lassen? Die Seltenheit des bildlichen Typus wird uns von vornherein erwarten lassen, daß auch in der schriftlichen Tradition nur eine gelegentliche Erwähnung des dargestellten Vorganges zu finden sein wird. Nun erwähnt Plutarch im Leben des Phokion, Chabrias habe nach seinem Siege bei Naxos den Athenern jährlich am 16. Boedromion ein οἰνοχόημα gegeben (c. 6).[6]) Diese öffentliche Weinspende zur Erinnerung an einen glorreichen Sieg fand jedenfalls nicht nur in diesem einen Falle statt, sondern war nach Erfechtung bedeutungsvoller Siege in Athen üblich, auch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Andenken eines solchen Siegesfestes urkundlich festgehalten wurde und nicht allein in der historischen Überlieferung fortlebte; da nun das Leydener Relief, wenn auch der inschriftliche Teil des

---

[6]) Ein Erinnerungsfest für den Sieg bei Marathon wurde am 6. Boedromion gehalten, s. Hermann, Gottesdienstl. Altert. § 56, A. 2.

Steines fehlt, doch wohl die Form der attischen Urkundenbekrönung hat, so scheint die Vermutung erlaubt, daß wir auf ihm die Darstellung eines οἰνοχόημα zu sehen haben: es wäre dann, was gewiß ebensogut, ja eher möglich ist, die Ankunft des siegreichen Kriegers und seine Belohnung durch eine Siegesspende auf dem Relief zu erkennen. Leider ist die spendende weibliche Gestalt auf dem Leydener Exemplar nicht ausreichend erhalten, um sie benennen zu können; da der Krieger ihr an Größe ungefähr gleichkommt, so wird sie kein göttliches Wesen sein, und es liegt am nächsten, an eine Priesterin, vielleicht der Siegesgöttin, der Nike, zu denken. Auch die römische supplicatio wie der Triumph waren mit Speisungen des Volkes und der Soldaten verbunden, und wenn der athenischen Sitte ein stehendes Fest dieser Art fehlte, so ist um so weniger auffällig, daß man die Erinnerung der außergewöhnlichen Feier durch ein bleibendes Denkmal zu erhalten wünschte.

3. Auf dem Titelumschlag des illustrierten Kataloges der Orfèvrerie antique im Besitz des Herrn Lemmé in Odessa, der in seinem Abbildungsteil 1884 erschienen, aber dem der in Aussicht gestellte Text bis jetzt nicht gefolgt ist, zieht die Abbildung eines kleinen Goldbleches aus der Krim, das jetzt wahrscheinlich mit den übrigen Anticaglien der Lemméischen Sammlung nach Petersburg in den Besitz der Eremitage übergegangen ist, sofort in höchst eigenartiger Weise die Aufmerksamkeit auf sich. Die überraschende Ähnlichkeit des auf dem Plättchen dargestellten Eroten mit dem einen Engel der Raffaelischen Sixtina macht das kleine Relief höchst merkwürdig; sie geht so bis ins Einzelne von Motiv und Linienführung, daß sie für die Auffassung des Sachverhaltes nur zwei Möglichkeiten zuläßt: entweder ist nämlich das Lemméische Relief eine moderne Fälschung,[7] die durch Nachahmung eines Raffaelischen putto sich wertvoller zu machen glaubte, oder aber: Raffael hat für seinen Eroten-Engel des sixtinischen Bildes eine antike Vorlage benutzt, auf Grund deren auch jenes kleine Kunst-

[7]) Sehr starkes Mißtrauen gegen einen Teil der Antikenbestände im Kunsthandel, in Privatsammlungen und selbst im Museum zu Odessa äußert S. Reinach, Chronique d'Orient in Rev. arch. III. sér., 22. B., S. 378 f.

werk in Odessa entstanden ist. Ich habe mir viele Mühe gegeben, der letzteren Auffassung dadurch Lebensfähigkeit zu geben, daß ich nach entsprechenden Erosdarstellungen suchte; am nächsten von allen bezüglichen Darstellungen kommt wohl die Behandlung der Eroten auf einer römischen cista, die, in Pompeji gefunden und, wenn ich nicht sehr irre, jetzt im Neapler Museum ist: doch kann die Analogie dieser letzteren Darstellung meines Erachtens nicht genügen, um das Vorhandensein eines antiken Erotentypus, wie er im Altertum dem Verfertiger des Odessaer Goldbleches, in der Renaissancezeit Raffael als Vorlage hätte dienen können, zu erhärten. Und so wird denn schwerlich eine andere Annahme übrig bleiben als die, daß das Lemméische Goldblech eine Fälschung ist, bei der in auch sonst begegnender Weise[8]) ein Werk der Renaissancezeit dem modernen Fabrikanten als Vorlage diente. Wer Gelegenheit hatte, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit die Antikenfälschung an den großen Ausgrabungsstätten getrieben wird, mag das Lemméische Relief eher zu den minder bedeutenden Fälscherleistungen zählen; die Verwendung antiken Goldes, wie es bei den Krimfunden eigentümlich ist, hat mir der geehrte Besitzer des kleinen Goldplättchens vor einigen Jahren ausdrücklich bezeugt.

4. Es giebt für die verhältnismäßige Einheitlichkeit der Kultur des gewaltigen römischen Reiches kaum ein bezeichnenderes Symptom, als die Verbreitung derselben bildlichen Vorlagen des Kunstgewerbes weithin vom entlegenen Osten bis nach den westlichsten Punkten des römischen Machtbereiches hin. Ein interessantes Beispiel dieser Verbreitung kunstgewerblicher Vorlagen will ich, freilich unter anderem Gesichtspunkt, hier zur Sprache bringen. In den Arch.-Epigraph. Mitt. aus Oesterr. XIII, S. 65 ff., Fig. 19, hatte ich das Bild der Schmalseite eines Sarkophages aus Waitzen im Pester Nationalmuseum veröffentlicht und auf die Wiederbegegnung des Menelaos und der Helena in Troja gedeutet. Bald nachdem ich dieses Relief

---

[8]) S. Reinach schreibt a. a. O. S. 353: „M. Foutrier possède à Smyrne deux Eros de Myrina, dont l'un, suivant M. Joubin, ressemblerait étonnamment à un bronze de Donatello. Faut-il admettre un original commun que Donatello aurait imité en Italie? J'en sais à qui cela ferait de la peine (Bull. de Corr. Hell. 1893, p. 182).“

*

besprochen hatte, gab Lanckoronski die Abbildung eines im Wesentlichen identischen Reliefs vom Nympheum in Side, dem er jedoch die Deutung auf das Zusammensein des Ares und der Aphrodite geben zu müssen glaubte, und Reinach, der die beiden Darstellungen in seiner Chronique d'Orient nebeneinander abbildete, konnte aus dem Musée Alaouih (s. Chronique d'or. Paris 1891, S. 701) ein drittes Exemplar desselben Typus zufügen. Während Reinach für dieses afrikanische Exemplar aus Bulla Regia die Deutung auf Menelaos und Helena, allerdings ohne sie für völlig gesichert zu halten, beibehielt, so hat es neuerdings Vercoutre in der Revue archéologique 1893, 3 S. Bd. 21, S. 80 ff. aufs neue besprochen und eine gänzlich neue Deutung der auf dem Spiegel von Bulla regia freilich erweiterten Darstellung gegeben: nach ihm befinden wir uns vor der Stadt des Alkinoos, Odysseus ist im Begriff, der Alkinoostochter Nausikaa Lebewohl zu sagen; die Macht Amors wird durch das Zureden der Athene besiegt, die in einen Krieger verwandelt den griechischen Helden zur Heimfahrt mahnt; unten sollen die Schiffe sichtbar sein, die den Odysseus nach Ithaka führen werden (!), hinten steht Alkinoos, und ein Zweig neben seiner Gestalt deutet nach dem neuesten Erklärer die berühmten Gärten des Königs an.

Für alle diese Annahmen des Docteur Vercoutre, die zu einer Darstellung etwa aus dem Odysseuszyklus eines Niccolo d'Abbate sehr passend sein würden, bietet nun freilich das homerische Epos wenige oder gar keine Anhaltspunkte, und ebensosehr verkennt der Verfasser des Artikels der Revue archéologique einzelne Darstellungselemente des Spiegels von Bulla regia und ihre Bedeutung und Tragweite. Zwar daß die ganze Abschiedsszene bei Homer so gar nicht vorliegt, wie sie Vercoutres Phantasie voraussetzt, wäre nicht so schlimm: die anziehende Figur der Nausikaa, deren Gestalt auch unserem Goethe auf seiner sizilischen Reise dramatische Verklärung heischend entgegentrat, ist im Altertum wiederholt auf die Bühne gebracht worden, war auch Gegenstand pantomimischer Aufführung, wie die Repertoireübersicht in Lukians Schrift über die Tanzkunst beweist; mißlich dagegen ist der Zweig, der den Garten des Königs abkürzend bezeichnen soll, aber offenbar nur

ein Symbol in der Hand des bärtigen Mannes ist, mißlicher die Göttin Athene, die, völlig unkenntlich durch lauter „negative Züge“ (s. Ber. des Hochstiftes 1891, 98), den Helden zur Abfahrt mahnen soll, und am mißlichsten die Deutung der zwei Ornamente im unteren Segmente des Spiegelrundes auf die Kiele der des Odysseus harrenden Schiffe. Es sieht also übel aus mit der Vercoutrischen Deutung, und wenn ihr Urheber am Schluß sehr zuversichtlich seine Deutung neben der auf Menelaos zur Wahl stellt, so wird man bereitwilligst auf Reinachs Seite bleiben.

Sehr schade ist freilich, daß die Zuthaten des Bildes von Bulla regia gegenüber den Reliefs von Side und Waitzen der Deutung keine neue Stütze geben, soweit ich wenigstens urteilen kann.[9]) Selbst das möchte ich als fraglich bezeichnen, ob die gemeinsame Vorlage der drei bisher bekannten Exemplare der Darstellung auf die einfachere Komposition von Side und Waitzen beschränkt war oder ob Stadtmauer, Krieger und ölzweigtragender Alter sich in dem Originale bereits vorfanden. Handelte es sich bloß um die mehr landschaftliche Zuthat der Stadtmauer, so würde die Erweiterung der Darstellung von Medusas Tötung durch Perseus auf dem kampanischen Wandbilde, Helbig, Nr. 1182 (s. Löschcke, Enthauptung der Medusa, Bonn 1894, S. 8, Fig. 4), gegenüber dem durch ein Bonner Gefäßfragment bezeichneten älteren Typus der Szene ein treffliches Analogon bieten.[10]) Auch die Entstehungszeit der Originalkomposition muß vor der Hand unbestimmt bleiben: trifft die Deutung auf Paris' und Menelaos' Wiederbegegnung in Troja zu, so giebt sich die Komposition schon inhaltlich als ein Produkt weit jüngerer Zeit zu erkennen gegenüber dem älteren Bilde des Vorgangs, das uns außer auf Vasenbildern auch in den Skulpturen des Parthenon erhalten ist.

---

[9]) Den negativen Gewinn ergeben sie allerdings, daß sich die Deutung auf Ares und Aphrodite mit den weiteren Elementen der Darstellung keinenfalls vereinigen läßt.

[10]) Ich habe im Texte angedeutet, daß ich Löschckes sehr feinsinnigen Bemerkungen über die Entwickelungsgeschichte des betr. Typus der Medusatötung nicht ganz zu folgen vermag.

**

3.

## Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

### b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Gottl. Kuhlmey, Oberlehrer a. D., hier.
„ cand. phil. Moritz Werner, hier.

Am 24. Januar fand ein französischer Konversationsabend statt.

In der Sitzung vom 6. Februar berichtete Herr Dr. F. Kuhl über

„Den französischen Ferienkursus“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Bericht über den französischen Ferienkursus in Frankfurt a. M.,** erstattet vom Herrn Oberlehrer Dr. F. Kuhl.

In den Tagen vom 3. bis zum 15. Januar 1895 wurde in den Räumen der hiesigen Musterschule ein französischer Ferienkursus abgehalten, der vom Königlichen Kultusministerium ins Leben gerufen und vom Freien Deutschen Hochstift im Interesse der Frankfurter Lehrerschaft mit einem reichlichen Zuschusse unterstützt worden war. Der Kursus verfolgte den Zweck, den Teilnehmern Gelegenheit zu bieten, ihre Kenntnisse in der französischen Sprache zu vervollkommnen oder aufzufrischen; ein besonderes Gewicht sollte dabei auf die Umgangssprache gelegt werden. Die Mitglieder des Kursus setzten sich aus 66 Lehrern der höheren Lehranstalten der fünf westlichen Provinzen Preußens und 11 Lehrerinnen hiesiger Mädchenschulen zusammen. Den Frankfurter Kollegen und den Damen war es durch die Freigebigkeit des Hochstiftes, des städtischen Kuratoriums und der Schuldeputation sowie durch die Bereitwilligkeit des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums, den

nötigen Urlaub zu gewähren, ermöglicht worden, sich in größerer Anzahl an der mit Freude begrüßten Veranstaltung zu beteiligen. Die Leiter des Kursus waren die Herren Direktor Walter und Professor Caumont, die beide keine Mühe scheuten, um dem Unternehmen einen möglichst großen Erfolg zu sichern. Die Geschäfte des geselligen Teiles hatte in dankenswerter Weise Herr Professor Reichard übernommen.

Am Nachmittag des 3. Januar fand in der Aula der Musterschule die feierliche Eröffnung des Kursus statt. Herr Direktor Walter teilte den Versammelten zunächst mit, daß der Königliche Provinzialschulrat, Herr Geheimrat Dr. Lahmeyer, zu seinem Bedauern durch Krankheit am Erscheinen verhindert sei, und bewillkommnete die Versammlung in seinem Namen. Dann stattete er dem Kuratorium der höheren Schulen Frankfurts, der städtischen Schuldeputation und dem Freien Deutschen Hochstifte den gebührenden Dank für die bereitwillige Unterstützung des Kursus ab. Ebenso hob er das freundliche Entgegenkommen des hiesigen Bürgervereins, der die auswärtigen Gäste zur Benutzung seiner Räume freundlichst eingeladen hatte, sowie die Thätigkeit der Frankfurter Mitarbeiter und die Freigebigkeit von etwa 50 deutschen, französischen und englischen Verlagsbuchhandlungen in Worten voll warmer Anerkennung hervor. Auch der Theaterverwaltung dankte er dafür, daß sie zu Ehren des Kursus die Aufführung von fünf Molière-Vorstellungen angesetzt hatte, zu denen die Teilnehmer zur Hälfte des gewöhnlichen Preises Zutritt erhielten.

Herr Stadtrat Grimm begrüßte den Kursus namens des Kuratoriums der höheren Schulen Frankfurts und führte aus, daß er die jüngsten Bestrebungen der Neuphilologen, das lebendige Erfassen der lebenden Sprache der grammatisch-logischen Ausbildung voraufgehen zu lassen, für höchst segensreich halte. Wenn auch der Kursus den Aufenthalt im Auslande nicht ersetzen könne, so verspreche er doch reiche Anregung.

In ähnlichem Sinne äußerte sich Herr Professor Dr. Valentin, der Vertreter des Freien Deutschen Hochstiftes. Er bedauerte, daß nur verhältnismäßig wenige Lehrer an dem Kursus teilnehmen könnten, sprach aber die feste Zuversicht aus, daß die

empfangene Anregung in tausend Funken auf die Kollegen und die Schüler überspringen würde.

Herr Direktor Dr. Kortegarn lud als Vorsitzender des Bürgervereins die Herren von auswärts in die gastlichen Räume des Vereinshauses ein.

Damit war die Begrüßungsfeier beendet, und nun hielt Herr Direktor Walter den ersten Vortrag, der den Zweck und die Ziele des Kursus betraf. Er betonte darin hauptsächlich, daß die Grundlage für das praktische Wirken des Neuphilologen neben dem wissenschaftlichen Studium ein längerer Aufenthalt im Auslande sei, und er wies darauf hin, wie von Frankreich und England, von Schweden und anderen Staaten schon seit Jahren unausgesetzt die größten Anstrengungen gemacht würden, den Unterricht in den neueren Sprachen durch Gewährung zahlreicher und bedeutender Reisestipendien zu heben. Wenn wir unser Schulwesen auf der bisherigen Höhe erhalten und uns nicht von anderen Kulturländern hierin zu unserem eigenen Nachteile überflügeln lassen wollten, so müßten wir bestrebt sein, dem Beispiele dieser Staaten zu folgen und auf eine reichliche Gewährung von Stipendien hinwirken. Man dürfe nicht glauben, daß der Kursus den Aufenthalt im Auslande unnötig mache; er diene vielmehr für solche, die im Auslande gewesen seien, zur Auffrischung und Befestigung der erworbenen Fertigkeit im Sprechen, für die, welche das Ausland noch besuchen wollten, sei er als eine geeignete Vorbereitung anzusehen. Für die einen sowohl wie für die anderen sei aber von großer Wichtigkeit die Phonetik, insoweit sie für den Unterricht in der Schule und die durch sie zu erzielende Förderung der eigenen Aussprache inbetracht komme. Die Lautkunde schaffe erst den festen Boden für das richtige Sprechen und Hören; denn nur dann, wenn das Ohr durch sie geschärft und die Sprachorgane durch phonetische Belehrung gebildet wären, könne man von einem Aufenthalt im Auslande den erwünschten Nutzen haben. Nochmals dankte Herr Direktor Walter allen denjenigen, die ihn und Herrn Professor Caumont bei den vorbereitenden Arbeiten unterstützt und sich zur Übernahme von Vorlesungen und zur Leitung der Übungszirkel bereit erklärt hatten.

Hierauf hielt Herr Professor Caumont einen Vortrag in französischer Sprache über die Einrichtung der Übungszirkel und die Art, wie die Arbeit in ihnen in nutzbringendster Weise erfolgen könnte.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Professor Dr. Vietor (Marburg), der die Aussprache des Deutschen zum Gegenstand dreier Vorlesungen machte. Der erste Vortrag behandelte die allgemeinen Fragen der Phonetik auf Grund des Deutschen, insbesondere des Mitteldeutschen, zugleich mit Rücksicht auf das Französische. Nach Darlegung der Unterschiede zwischen Vokalen und Konsonanten, Verschlußlauten und Reibelauten, Stimmhaften und Stimmlosen wurden die typischen Vokale der Reihe nach vorgeführt und in einem Schema zusammengestellt. Als Hauptkennzeichen der Vokale trat das Vorhandensein einer „Mundöffnung" — im Gegensatz zu der „Mundenge" und dem „Mundverschluß" bei den Konsonanten — und somit das Fehlen eines den Stimmton begleitenden Geräusches hervor. Als vorzugsweise bestimmend für die Art der Mundöffnung und den Klang der einzelnen Vokale ward das Verhalten der Zunge und der Lippen näher beleuchtet. In ähnlicher Weise wurden die Konsonanten als Geräuschlaute mit einer der eben erwähnten Artikulationsformen besprochen und in eine „Lauttafel" eingefügt, die sämtliche Laute des gesprochenen Schriftdeutsch in einem Schema zeigte. Hierauf folgte das Wichtigste zur Synthese der Laute: Grundeigenschaften (Dauer, Stärke, Höhe), Silbenbildung, Sandhi u. s. w. Der Redner wies auf die mehrfache Bedeutung der Ausdrücke Ton, Akzent u. s. w. (Stärke und Höhe) hin und warnte vor der Verwechselung des Stimmtons mit dem Eigenton (der Mundresonanz) eines Vokals. In dem zweiten Vortrag ging er auf besondere Fragen der Orthoepie des Deutschen ein. Als das „beste", für den Unterricht mustergiltige Deutsch empfahl er unter Begründung im einzelnen die Bühnensprache. Auch in diesem Vortrag wurden diejenigen Punkte hervorgehoben, denen im Hinblick auf die Aneignung der französischen Aussprache eine besondere Bedeutung zukommt; so z. B. die Unterscheidung und Aneignung der stimmhaften Konsonanten, verschiedene Sandhierscheinungen (Verwandlung der Nasale vor

und nach Verschlußlauten, Nasalierung der Vokale vor Nasalen, mundartlicher Schwund des n, Stimmhaft- und Stimmloswerden durch Sandhi u. s. w.), Quantität und Betonung (Wortakzent im einfachen und im zusammengesetzten Wort, „schwebende Betonung“, Satzakzent, Sprachtakte, Intonation). Die wichtigen Dienste, welche die neuere Experimentalphonetik für die Gewinnung exakter Resultate und damit für vergleichende Feststellungen leistet, traten in den Ausführungen des Vortragenden gebührend hervor und wurden durch Beispiele erläutert. Der dritte Vortrag gab den Zuhörern Gelegenheit, die Hilfsmittel der zuletzt erwähnten Untersuchungsweise durch den Augenschein kennen zu lernen. Außer verschiedenen Modellen zur Veranschaulichung der Sprachorgane (Medianschnitt des Kopfes; Zunge und Kehlkopf; Kehlkopf, vergrößert — die beiden letzteren zerlegbar) erklärte der Redner den Gebrauch künstlicher Gaumen für stomatoskopische Experimente und die Verwendung des Kymographions mit Mareyischer Trommel zur Untersuchung der Intensität, der Quantität, der Aspiration, der r-Schwingungen und der Intonation. Das von ihm und vorher von Professor Ph. Wagner in Reutlingen zu zahlreichen Versuchen gebrauchte Exemplar des romanisch-englischen Seminars in Marburg vom Universitäts-Mechaniker Albrecht in Tübingen (180 Mk.) sowie eine Auswahl von Kurvenbildern konnten die Teilnehmer des Kursus zu Ende des Vortrags noch genauer besichtigen. Die kleinere Ausgabe des Apparats, die sich durch leichte Handhabung und billigen Preis (etwa 50 Mk.) empfiehlt, möchte der Redner in den Händen recht vieler praktischer Neuphilologen sehen.

Von ebenso hoher Bedeutung wie die Vorlesungen des Herrn Professor Vietor waren die am 4. Januar begonnenen, mit vielen humorvollen Bemerkungen gewürzten Darlegungen des Herrn Professor Dr. Förster (Bonn), der die französische Elementarphonetik behandelte. In der Einleitung bemühte er sich, die Wichtigkeit der Phonetik auch für Fernerstehende darzulegen. Nach der Ansicht des Vortragenden ist ohne die Hilfe der Phonetik eine wirklich richtige Aussprache irgend eines fremden Idioms in einem späteren als dem ersten Kindesalter kaum zu erlangen. Eine gute Aussprache ist aber für unsere Schulen un-

Digitized by Google

bedingt nötig. Um diese zu lehren, braucht man — vom allerersten Anfangsunterricht abgesehen — genau dieselbe Zeit und Mühe, wie um eine schlechte beizubringen. Nach einer kurzen Darlegung der Geschichte dieses Zweiges der Sprachwissenschaft erging sich der Vortragende des weiteren über den so wichtigen und viel umstrittenen Punkt der Anwendung der Phonetik in der Schule. Daß es überhaupt heute noch nach den großen, unleugbaren Erfolgen jemand geben kann, der daran zu zweifeln wagt, daß der neuen Wissenschaft ein Platz im fremdsprachlichen Unterricht einzuräumen sei, kommt nach der Ansicht des Herrn Professor Förster daher, daß sie eben in diesen Kreisen noch völlig unbekannt ist und verwechselt wird mit der physikalisch-anatomischen Lautphysiologie, die sich vor einigen zehn Jahren breit machte und als Wissenschaft für sich auftrat, aber mit der Schule gar nichts zu schaffen hat. Die Elementarphonetik dagegen, die unbedingt nötig ist, verwertet von ihr nur das in der Schule allgemein Anwendbare, nie als Selbstzweck, sondern einzig als Magd, als helfende Dienerin der Schulpraxis. Erst seit die praktischen Schulmänner sich der Phonetik angenommen, feiert sie ihre erstaunlichen Erfolge in dem sprachlichen Anfangsunterricht. Die Lehrerwelt darf aber nicht ruhen, bis, entsprechend der ersten Karlsruher These, der Anfangsunterricht in unserer deutschen Muttersprache auf diese elementare, dem sechsjährigen Kinde ohne jede Schwierigkeit beizubringende Phonetik aufgebaut sein wird. Man bedenke doch, was der Taubstummenunterricht ohne die Hilfe des Ohres in der Sprache erreicht![1]) Der Vortragende betonte ausdrücklich, daß die Kenntnis der aus der Phonetik

---

[1]) Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Herren, die dem Unterricht in der hiesigen Taubstummen-Anstalt beiwohnten, waren die von Herrn Oberlehrer Vatter daselbst erzielten Leistungen in jeder Hinsicht bewundernswert. Es wird hier durch eine streng phonetische Unterweisung erreicht, daß die Taubstummen instandgesetzt werden, nicht nur anderen das, was sie sagen, vom Mund abzulesen, sondern auch ihre eigenen Gedanken in leicht verständlicher Sprache auszudrücken. In einer vorgerückteren Klasse standen die Leistungen im Sprechen so hoch, daß die Schüler Goethes „Erlkönig“ in sinngemäßer und klar artikulierter Deklamation zu Gehör brachten.

gewonnenen Lautschrift, die für jeden Laut nur ein ihm entsprechendes Zeichen giebt, für den Lehrer unbedingt nötig und für den Schüler nach dem einmütigen Zeugnis aller, die sie bis jetzt angewandt haben, eine große Erleichterung zur raschen Aneignung einer guten Aussprache ist, ohne, wie man anfangs gefürchtet hatte, die Sicherheit in der gewöhnlichen Orthographie im geringsten zu beeinträchtigen. Es folgte sodann nach Angabe der einschlägigen, insbesondere der für das Selbststudium geeigneten Litteratur die Besprechung der einzelnen französischen Laute. Besonders ausführlich wurden die Vokale ihrer Bildung nach erklärt und vorlautiert, wobei stets der Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Art des Artikulierens hervorgehoben wurde. Das allergrößte Gewicht legte der Vortragende auf die Aneignung der nationalen Artikulationsbasis, d. h. die Angewöhnung derjenigen Mundstellung, wie sie jedem einzelnen Volke eigentümlich ist, so daß sich bei deren Einstellung die jede Fremdsprache von dem Deutschen unterscheidenden Merkmale sofort von selbst ergeben. Es folgten sodann Bemerkungen über die Dauer der Laute, über Silbentrennung, über die so wichtige und bei uns nicht immer richtig verstandene Betonung, über Angleichung, und schließlich mit besonderem Interesse aufgenommene Ausführungen über die Bindung der Wörter im Satze (liaison). Abgesehen von allen diesen Einzelheiten hob Herr Professor Förster mit großem Nachdruck hervor, daß die früher allgemein gehegte Befürchtung, es könnte durch die Phonetik die Erlernung der Fremdsprache erschwert werden, durchaus unbegründet ist. Vielmehr wird nach graphischer Feststellung der Laute durch die vorhandenen guten lautlichen Apparate die Sache bedeutend erleichtert, indem sich dadurch eine große Anzahl bisher heilig gehaltener Regeln, mit denen unsere Jugend geplagt wurde, als überflüssig herausstellt. Den Schluß des Vortrags bildete eine praktische Anleitung, phonetische Texte zu lesen, wonach drei Nummern solcher Texte aus Passy, Sons du Français, vorgenommen und phonetisch erklärt wurden. Der Vortragende schloß mit der Aufforderung an die Zuhörer, die Übung des phonetischen Textlesens zu Hause nie zu unterbrechen, da dies der einzige irgend ausgiebige Ersatz ist für den

Mangel an französischer Konversation und das einzige Mittel, die einmal erworbene gute Aussprache sich auch später noch zu erhalten.[2])

Montag, den 7. Januar, wurde von Herrn Professor Dr. König im Hörsaale des Physikalischen Vereins ein Vortrag über die physikalische Untersuchung der menschlichen Stimme gehalten. Nachdem Herr Oberlehrer Dr. Bode als zweiter Vorsitzender des physikalischen Vereins die Versammlung willkommen geheißen hatte, setzte der Vortragende auseinander, daß die eigentliche Aufgabe der Physik auf dem Gebiete der Phonetik die genaue Feststellung der Vorgänge sei, die sich in der Luft bei der Übertragung der Laute vom Munde des Sprechenden zum Ohre des Hörenden abspielen. Wie dabei auf der einen Seite die Laute vom Sprachorgan erzeugt, auf der anderen Seite im Ohre in Gehörempfindungen umgesetzt werden, das sind die weiteren Fragen, die sich an das eigentliche physikalische Problem anschließen. Die Laute sind Lufterschütterungen: unregelmäßige Erschütterungen — Geräusche; regelmäßige, periodisch sich wiederholende Erschütterungen — Töne. Charakteristika des Tones sind seine Höhe, seine Stärke, seine Klangfarbe. Versuche erläuterten dies, im besonderen die Verschiedenheit der Klangfarbe desselben Tones auf verschiedenen Instrumenten. Physikalisch ist die Tonhöhe durch die Dauer der Periode, die Tonstärke durch die Stärke der Erschütterungen, die Klangfarbe durch die Art des Verlaufes der Erschütterungen innerhalb jeder Periode, durch das Gesetz der Schwingung bestimmt. Versuche zeigten, wie dieses Schwingungsgesetz durch eine Kurve, die sogenannte Schwingungskurve dargestellt werden kann. Der

---

[2]) Im Anschluß an den Bericht über die mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen des Herrn Professor Förster wies der Referent darauf hin, daß ihm beim Hospitieren im städtischen Gymnasium die gute französische Aussprache der Schüler aufgefallen sei. Diesen Erfolg habe man ohne die Hilfe der Phonetik erzielt. Wolle man aber daraus schließen, daß die Phonetik im Unterricht überflüssig sei, so mache man doch wohl einen Fehlschluß; denn in dem vorliegenden Falle komme neben dem unbestrittenen Verdienste der betr. Fachlehrer auch das weit über dem Durchschnitt stehende Schülermaterial jener Anstalt inbetracht.

Mathematiker Fourier hat bewiesen, daß eine solche periodische Kurve immer in eine Summe solcher einfacher Sinuskurven zerlegt werden kann, deren Perioden in der gegebenen Periode enthalten sind. Dieser mathematischen Zerlegung entspricht physikalisch die von Helmholtz gefundene Thatsache, daß ein Ton von bestimmter Klangfarbe in eine Reihe einfacher Töne zerlegt werden kann (Teiltöne, Grundton mit Obertönen). Wandtafeln und Versuche über Resonanz und Resonatoren erläuterten diese Ausführungen. Die Analyse eines Klanges besteht demnach in der Ermittelung der Teiltöne, die ihn bilden, und ihres Stärkeverhältnisses. Eine Analyse dieser Art kann ausgeführt werden: 1. an dem den Ton erzeugenden Körper — die akustische Wirksamkeit der Stimmbänder als membranöser Zungen und die Beeinflussung ihres Klanges durch die Resonanz der Mundhöhle wurde in diesem Zusammenhange besprochen und durch Versuche erläutert; 2. an der Tonwahrnehmung des Ohres selbst, durch Heraushören der Obertöne entweder mit dem Ohre allein oder mit Zuhilfenahme von Resonatoren; 3. durch direkte Untersuchungen der Schallschwingungen der Luft. Die einzige, völlig einwandfreie Methode zur direkten Untersuchung der Luftschwingungen ist die vor kurzem von Dr. Raps angewandte optische Methode. Alle übrigen Methoden beruhen auf der Verwendung einer Membran, gegen die der Schall geleitet wird, und deren Erschütterungen sichtbar gemacht oder graphisch registriert werden. Die Apparate, die zur Untersuchung der Sprachlaute, besonders der Vokale, benutzt werden, wurden erwähnt. Die Königischen Flammenkapseln und die Hermannische Spiegelmethode wurden vorgeführt, und aus den Resultaten der Untersuchung der Vokale das Wichtigste mitgeteilt. Die Ergebnisse der Analyse können schließlich auf synthetischem Wege auf ihre Richtigkeit erprobt werden. Es wurden die älteren Versuche von Willis zur Nachahmung der Vokalklänge und einige Versuche über Zusammensetzung einfacher Töne zu Vokalklängen vorgeführt, der Helmholtzische Vokalapparat wurde besprochen, und zum Schluß die Bedeutung des Phonographen für Untersuchungen dieser Art kurz erörtert.

Herr Professor Caumont hielt zwei Vorträge in französischer Sprache, von denen der erste den Titel „La Versification française

moderne“ trug. Es wurden der Reihe nach der Rhythmus, die Cäsur, der Reim, der Hiatus und die sogenannten genres à forme fixe behandelt. Derselbe natürliche Rhythmus, der sich in der Prosa dadurch geltend macht, daß unter den einzelnen Sprachtakten die einen mehr, die anderen weniger betont sind, ist auch in der Poesie vorhanden; nur wird er hier durch die Einteilung in Verse noch künstlich geregelt. Die Betonung wird durch den logischen oder den grammatischen Wert der Silbe bestimmt. In längeren Versen wird der Rhythmus besonders durch die Zäsur gewahrt, die einen Ruhepunkt im Versganzen bildet. Sie steht im Zehnsilbner gewöhnlich nach der vierten, im Alexandriner immer nach der sechsten Silbe, kann aber nur nach einer betonten Silbe eintreten. Ebenso wichtig wie der Rhythmus und die Zäsur ist der Reim. Man unterscheidet die „rime suffisante“, die im Gleichklang zweier Wörter von dem betonten Vokal ab besteht (prudence: défense), von der „rime riche“, bei welcher auch der dem betonten Vokal voraufgehende Konsonant in den Reimwörtern der gleiche sein muß (primitif: plaintif). Die „rime riche“ findet sich bei Viktor Hugo häufig, Theodore de Banville fordert sie geradezu. Eine weitere Unterscheidung ist die zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Reimen; jene endigen mit einer betonten, diese mit einer tonlosen Silbe. Ein altes, zuerst von Ronsard aufgestelltes Gesetz verlangt, daß in einem Gedichte stets männliche und weibliche Reime mit einander wechseln, und zwar so, daß einem Verse weder ein anderer mit derselben Art (Genus) des Reimes folgen noch voraufgehen darf, es sei denn, daß die gleichartigen Versschlüsse mit einander reimen. In unserer Zeit hat Verlaine diese Regel durchbrochen, indem er Gedichte machte, die durchweg nur männliche oder auch nur weibliche Reime aufweisen. Derselbe Dichter behandelt überhaupt den Reim in auffallend freier Weise, ja er verzichtet manchmal ganz darauf. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Klassiker sich mit der „rime suffisante“ begnügt haben, die Romantiker, mit Ausnahme von Viktor Hugo und Alfred de Vigny, nachlässig, die Parnassiens hingegen mit größter Sorgfalt gereimt haben. Der Hiatus, d. h. die Aufeinanderfolge zweier Vokale, wird des Wohlklangs wegen möglichst gemieden. Er ist

innerhalb eines Wortes zulässig, darf auch beim Übergang von Vers zu Vers vorkommen, ist aber bei zwei auf einander folgenden Wörtern innerhalb des Verses streng untersagt. So sind Formen wie „tu es“ oder „tu as“ in der Poesie nicht zu verwenden. Banville bedauert dies; Viktor Hugo hat gegen das alte Gesetz nicht verstoßen. Unter der Bezeichnung „genres à forme fixe“ versteht man Dichtungsformen, bei denen sowohl der Bau als auch die Anzahl der Strophen fest bestimmt ist. Hierher gehören u. a. das Sonett, das Rondeau und die Ballade. Die älteren Gattungen wie das Rondeau werden hauptsächlich von Banville gepflegt. Das Sonett ist häufiger verwandt worden, besonders von den die strengere Form liebenden Parnassiens (Sully Prudhomme und de Heredia) im Gegensatz zu den Romantikern, die sich in dieser Hinsicht mehr gehen lassen. — An den Vortrag über die moderne französische Metrik schlossen sich einige Bemerkungen über das Lesen der Verse an. Das stumme e spielt dabei nach der Ansicht des Redners nicht die große Rolle, die ihm oft zugewiesen wird; denn es entsteht durch die der gewöhnlichen Aussprache entsprechende Auslassung dieses Buchstabens eine natürliche Pause, mit deren Hilfe der beabsichtigte Rhythmus doch gewahrt bleibt. Tonloses e zwischen zwei Konsonanten gleicher Art (etwa zwei Dentalen) muß gesprochen werden (oisive vertu; garde ta candeur), und besonders lautet es auch da, wo durch sein Dazwischentreten das Zusammentreffen dreier Konsonanten vermieden wird. Man kann wohl alle Ratschläge über das Lesen französischer Verse in die Anweisung zusammenfassen: man lese poetische Stücke wie man gehobene Prosa lesen würde.

Der zweite Vortrag des Herrn Professor Caumont behandelte die französische Poesie des 19. Jahrhunderts. Zunächst charakterisierte der Redner die klassische Schule und illustrierte seine Ausführungen dadurch, daß er eine Ode von Le Brun vortrug. Darauf wandte er sich dem vielgefeierten Jacques Delille zu, der die Gabe hatte, das Triviale in kunstvoller Form darzustellen. Ohne irgendwie von dichterischer Begeisterung getragen zu sein, hatte Delille sich eine hervorragende Stellung in der Litteratur

errungen. Eine Wiedergeburt der Dichtkunst war nötig; und sie ließ in der That nicht lange auf sich warten. Eingeleitet wurde sie durch Mme de Stael und Chateaubriand, bewerkstelligt von den Romantikern, die sich hauptsächlich von deutschen und englischen Dichtern beeinflussen ließen. Die hervorragenden Vertreter dieser Schule wurden einzeln besprochen. Bei ihnen allen herrscht die subjektiv-lyrische Stimmung, das Ich, vor. Eine Gegenströmung bilden die sogenannten Parnassiens, deren Ideal die Objektivität ist. Daneben sind sie besonders darauf bedacht, der von den Romantikern häufig vernachlässigten Form wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Theophile Gautier war der Anführer dieser Bewegung, und seine Gedichtsammlung „Emaux et Camées" scharte eine Anzahl von Gleichgesinnten unter seinem Banner zusammen. Kurze, sehr sorgfältig ausgefeilte Gedichte in tadelloser Form, aber mit unbedeutendem Inhalt sind die Erzeugnisse seiner Muse. Die bedeutendsten Anhänger dieser Richtung sind: Theodore de Banville, Leconte de Lisle, Coppee und Sully Prudhomme. In Leconte de Lisle besonders sind alle Kennzeichen der Parnassiens scharf ausgeprägt. Er besingt mit Vorliebe das Altertum und den Orient und begeistert sich ebensosehr für mythologische Stoffe wie für die Natur. Ein pantheistischer Zug ist ihm eigen. Sicherlich verfügt er über ein außergewöhnliches Talent, und er wird von vielen für den größten französischen Dichter unseres Jahrhunderts gehalten. Der beliebteste und volkstümlichste von allen ist François Coppee. An Baudelaire schlossen sich die „Decadents" an, zu denen auch Richepin zählt. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie neuerungssüchtig im Versbau sind und durchweg eine auffallende Hinneigung zur Darstellung des Häßlichen bekunden. Die „Symbolistes" Verlaine und Mallarmé wollen mit ihrer Kunst mehr durch bloßes Andeuten als durch Ausführen ihrer Gedanken Eindrücke wecken. Äußerlich kennzeichnen sich diese eigentümlichen Bestrebungen durch mangelhaft gebaute, häufig ganz unerwartet abgebrochene Sätze. Mit einer Würdigung des Dichters Alfred de Vigny, der in seiner Person einiges aus allen erwähnten Schulen zu vereinigen scheint, wurde die Betrachtung über die Entwickelung der französischen Dichtkunst des 19. Jahrhunderts beschlossen.

Leider ist es mir unmöglich, über die acht litteraturgeschichtlichen und die vier Deklamationsvorträge des Herrn Gauthey-Des Gouttes, Lektors an der Kieler Universität, auch nur einigermaßen ausreichend zu berichten. Ich kann hier nur einen kurzen Überblick über seine ebenso inhaltreichen als formvollendeten Darbietungen geben, die sich alle des lebhaftesten Beifalls erfreuten.

Der Redner hatte sich vorgenommen, in diesen zwölf Vorträgen vor seinen Zuhörern eine Art litterarischer und geschichtlicher Heerschau Frankreichs von Ludwig XIV. bis zu unserer Zeit abzuhalten. Natürlich war die ihm zu Gebote stehende Zeit zu knapp bemessen, als daß er ausführlich hätte sein können. In richtiger Erkenntnis der Wünsche und der Bedürfnisse seiner Zuhörerschaft trug Herr Gauthey-Des Gouttes als Rezitator hauptsächlich Dichtungen oder auch Prosastücke moderner Schriftsteller vor. Dennoch kamen auch die Vertreter der wichtigsten älteren Schulen zu Worte. So wurde von Racine „Songe d'Athalie“ (Athalie, Akt II, Szene 4 u. 5) und die Szene zwischen Nero und Agrippina im Britannicus (IV, 2) vorgelesen. Die Sprache des großen Corneille hielt der Vortragende für zu schwerfällig und zu veraltet, um sie in die Dienste eines Kursus zu stellen, der sich vornehmlich mit dem modernen französischen Idiom befaßte. Molière hingegen gehört allen Zeiten an, und deshalb wurde ihm ein hervorragender Platz in dem Programm eingeräumt, indem einige Szenen aus dem Tartufe (I, 5 u. 6), sowie die sechste Szene des zweiten Aktes des Bourgeois gentilhomme zu Gehör gebracht wurden. La Fontaine spielt in der für die Jugend bestimmten Poesie eine große Rolle: nach der Ansicht des Herrn Gauthey-Des Gouttes mit Unrecht, weil in seinen Fabeln — um diese handelt es sich nur — eine Menge von Feinheiten, Gedankensprüngen und Ideen sind, die über den Gesichtskreis des Kindes weit hinausgehen. Dazu kommt, daß es keinen Dichter giebt, der größere Anforderungen an die Deklamationskunst stellt als La Fontaine. Der Rezitator erfreute seine Zuhörer durch den fein abgetönten Vortrag von sechs der bekanntesten Fabeln des beliebten Dichters. Mit den Proclamations de Napoléon I^er^ wurde der Übergang zu der kurzen und bündigen Ausdrucksweise der neuen Zeit gemacht. An

Napoleon schloß sich dann in natürlicher Reihenfolge Beranger als derjenige Dichter an, der ihn am besten besungen hat. Es wurden les Souvenirs du Peuple und Adieux de Marie Stuart vorgelesen. Beranger hat das seltsame Schicksal, in Frankreich vollständig vergessen zu sein, während er sich in Deutschland der größten Beachtung erfreut. Es giebt keine auf deutschem Boden gedruckte Sammlung französischer Gedichte, in der nicht Beranger einen Ehrenplatz einnähme; in Frankreich dagegen ist er ganz aus der Mode gekommen, wie überhaupt das französische Lied gegenwärtig sehr in Verfall geraten ist. Auch die Marseillaise wurde vorgetragen. La Nuit de Mai, das bekannte Fragment von Alfred de Musset, charakterisierte die Lyrik der romantischen Schule durch eines ihrer glänzendsten poetischen Erzeugnisse. Zwei Namen endlich, Alphonse Daudet mit La Chévre de M. Seguin, La Mule du Pape, Les Vieux, Le Curé de Cucugnan und François Coppee mit La Veillée und La Bénédiction mögen die Aufzählung der führenden Geister der französischen Litteratur beschließen, die vermöge der großen deklamatorischen Begabung des Herrn Gauthey-Des Gouttes seinen dankbaren Zuhörern in seltener Vollendung vorgeführt wurden. Außerdem wies das reichhaltige Programm noch einige hübsche Stücke aus Kühns Chrestomathie auf.

Wir gehen nunmehr zu den litterarhistorischen Vorlesungen des Herrn Gauthey-Des Gouttes über, in denen er die Personen und die geistigen Strömungen behandelte, die für die Entwickelung der französischen Litteratur von besonderer Wichtigkeit sind. Der Redner suchte in seinem Vortrage La Cour de Louis XIV ein möglichst getreues Bild von dem Leben des gefeierten Königs und von der strengen Etikette zu geben, welcher der „roi-soleil" sich selbst und seine ganze Umgebung unterwarf. Als Führer dienten dem Vortragenden bei seiner Darstellung die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, die trotz ihres gehässigen Charakters stets die Hauptquelle der Belehrung sein werden, wenn man den Hof Ludwigs XIV. kennen lernen will. Es wurde gezeigt, wie die in Versailles vorgeschriebene Etikette auch auf die Litteratur ihren Einfluß ausübte, und wie die Trauerspiele Racines und auch

einige Lustspiele Molieres mit den prunkhaften und allzu gekünstelt angelegten Gartenanlagen des Versailler Schlosses eine gewisse Ähnlichkeit haben. — Der zweite Vortrag beschäftigte sich mit La Femme de Molière. Darin beleuchtete Herr Gauthey=Des Gouttes nicht nur die Kulissen des Theaters, sondern auch diejenigen des königlichen Hofes. Wieder wurde Saint=Simon als Hauptgewährsmann herangezogen; denn der aristokratische Schriftsteller legt gerade auf die Einzelheiten ein großes Gewicht und führt uns seine Fürsten und Fürstinnen in ihrer wahren Gestalt und ganz ungeschminkt vor. Die Abhandlungen Souliés, Eduard Fourniers und die so wertvollen Untersuchungen Gustave Larroumets in der „Revue des Deux Mondes“ erlauben uns nach der Ansicht des Redners, ein abschließendes Urteil über das Familienleben des großen Dichters zu fällen. Danach sei zur Genüge dargethan, daß Armande Bejart, Molieres Frau, ihrem Gatten durchaus nicht so großes Leid zugefügt habe, wie die Sage es wolle, und daß der Dichter keineswegs alle die ehelichen Stürme durchgemacht habe, die ihm Georges Sand in ihrem Drama „Moliere“ zuschreibe; ja, er habe sogar verhältnismäßig gut mit seiner Frau gelebt. Auch über die trübseligen Wanderjahre des Dichters, die erst mit der definitiven Anstellung seiner Schauspieltruppe als „troupe de Monsieur“ in Paris ihren Abschluß fanden, wurde ausführlich berichtet. — In dem Vortrage Adrienne Lecouvreur führte uns Herr Gauthey=Des Gouttes wieder hinter die Kulissen. Er schlug hier denselben Weg ein wie bei der vorhergehenden Vorlesung, indem er um eine bedeutende Künstlerin alle Schöngeister der Zeit versammelte, die zu der berühmten Dame Beziehungen hatten, oder bei denen man solche vermuten kann. Gleichzeitig zeigte er uns, wie das „Théâtre-Français“ ein nationales Institut geworden ist. Das Thema gab dem Vortragenden auch Gelegenheit zu einigen wichtigen Ausführungen über die französische Schauspielkunst und Deklamation; denn man darf nicht vergessen, daß Adrienne Lecouvreur eine vollständige Umwälzung in der Kunst, Verse zu sprechen, bewirkt hat. Sie brach mit der durch die Tradition geheiligten singenden Vortragsweise, um ihrer künstlerischen Sprache den Stempel der vollkommensten Natürlichkeit

aufzudrücken. Zum Schluß wurden einige Szenen aus „Adrienne Lecouvreur", dem bekannten Lustspiele von Legouvé, zu Gehör gebracht. — Herr Gauthey-Des Gouttes hatte ursprünglich „La Cour de Napoléon Ier" als seine vierte Vorlesung angekündigt. Er ersetzte sie jedoch durch eine andere über Rachel. Zu dieser Änderung veranlaßte ihn die Erwägung, daß der Kaiser kaum irgendwelches litterarische Interesse hatte und an seinem Hof noch weniger davon zu spüren war. Durch Rachel hingegen werden wir mitten in den Streit zwischen den Klassikern und den Romantikern hineingeführt; denn sie war es, die den Kampf der Meinungen dadurch beendete, daß sie die ihr aus den beiden feindlichen Schulen zufallenden Rollen gleich gut spielte. Mit Hilfe der Kunst dieser genialen Schauspielerin erwachte das klassische Trauerspiel aus seiner Erstarrung und stand verjüngt und lebenskräftiger als je da; daneben wußte sich Rachel aber auch des Peplons zu entledigen und die romantischen Heldinnen Victor Hugos mit derselben Meisterschaft zu spielen. Mochte sie in „Phedre" oder in „Hernani" auftreten, immer feierte „l'art de bien dire", jene in Frankreich so gefeierte und weit vorgeschrittene Kunst, einen neuen Triumph. — Bis dahin hatte der Redner in seinen Darlegungen dem Theater den ersten Platz eingeräumt. Von nun an mußte er auch demjenigen Zweige der französischen Litteratur gerecht werden, der sich in unserem Jahrhundert ganz in den Vordergund gedrängt hat: dem Romane; droht dieser doch heutzutage in Frankreich alle anderen litterarischen Gattungen zu verschlingen. Zwei Vorlesungen wurden dem wichtigen Gegenstande gewidmet. In der ersten, Georges Sand betitelt, machte uns Herr Gauthey-Des Gouttes zunächst mit dem Programm des idealistischen Romans bekannt, verschaffte uns einen Einblick in das Seelenleben der Frau, welche die bedeutendste Vertreterin dieser Litteraturgattung war, und charakterisierte zugleich ihre Nachfolger, wie Octave Feuillet, Victor Cherbuliez u. a. Die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode der Dichterin wurden außer acht gelassen, um Georges Sand als Verfasserin der reizendsten Idyllen im rechten Lichte zu zeigen. Zur Illustration des Gesagten las der Vortragende mehrere Seiten aus „La Mare au Diable" vor. — In der zweiten, dem Roman ge-

widmeten Vorlesung, „Le Roman Naturaliste“, eröffnete der Redner einen Feldzug gegen die Bestrebungen Zolas, Maupassants, Huysmanns' und deren Anhänger, nahm aber ausdrücklich die ihnen verwandten Schriftsteller Honoré de Balzac und Flaubert bei der scharfen Beurteilung jener aus. Herr Gauthey-Des Gouttes glaubte seiner aus Nichtfranzosen bestehenden Zuhörerschaft die Erklärung schuldig zu sein, daß man sich vor der Annahme hüten müsse, die bürgerliche Gesellschaft Frankreichs sei so verdorben, wie sie in den naturalistischen Romanen erscheine. Der Ausländer sei im allgemeinen zu sehr geneigt, ein Land nach seinen extremen litterarischen Erzeugnissen zu beurteilen; ebensowenig aber, wie man Deutschland nach dem Maßstabe der Stücke Sudermanns und Gerhard Hauptmanns messen könne, dürfe man Frankreich nach der „Nana“ und dem „Pot-Bouille“ Zolas oder nach „A rebours“ Huysmanns' beurteilen. — Einen scharfen Gegensatz zu diesen Darlegungen bildete die Vorführung der enthusiastischen Schriftstellergeneration von 1830, die in der Vorlesung „La Première de Hernani“ zum Gegenstande der Betrachtung gemacht wurde. Der Redner schilderte die erste Aufführung des Victor-Hugoischen Stückes mit einer gewissen dramatischen Belebtheit. In der That steht jene Vorstellung vereinzelt in der Geschichte der Litteratur da, denn sie hat dem französischen Theater, das damals in kalten Nachahmungen der Tragödien Racines und Corneilles zu erstarren drohte, neue Bahnen eröffnet. Die Beschreibung der litterarischen Fehde, die mit dem Namen „Hernani“ verknüpft ist, hat etwas außerordentlich Seltsames an sich, wenn man die Gepflogenheiten der heutigen Dichter und Romanschriftsteller zum Vergleiche heranzieht. Wo fände man bei der modernen Generation jene Leidenschaftlichkeit und edle Selbstverleugnung eines führenden Geistes wie Theophile Gautier, der alles opferte, seine Feder und seine ganze Persönlichkeit einsetzte zur Verteidigung des Meisterwerkes eines anderen? Wie weit von jener warmen Begeisterung der Romantiker von 1830 war die kalte und prunkhafte Verehrung entfernt, die man dem achtzigjährigen Victor Hugo entgegenbrachte, und wie hat diese Verehrung seit seinem Tode noch abgenommen! Der Name des größten französischen Dichters unseres Jahrhunderts

fängt an, nicht etwa vergessen, sondern, was noch schlimmer ist, mit Gleichgiltigkeit ausgesprochen zu werden. — In seinem letzten Vortrag behandelte Herr Gauthey-Des Gouttes „Les Femmes de France“. Er besprach darin die hervorragenden Schriftstellerinnen Frankreichs von Marie de France und Christine de Pisan ab bis zu Gyp und Mme A. Daudet. Das wäre Stoff genug für eine ganze Reihe von Vorlesungen gewesen, und daher beschränkte sich der Redner darauf, aus der großen Anzahl dichterisch begabter Frauen die allerbedeutendsten herauszunehmen und deren Bild in wenigen, aber scharfen Umrißlinien zu zeichnen.

Wie ich bereits erwähnt, habe ich in meinem Bericht den Inhalt der interessanten Ausführungen des Herrn Universitätslektors nur ganz oberflächlich andeuten können. Es kam mir hauptsächlich darauf an, die Gesichtspunkte hervorzuheben, von denen aus Herr Gauthey-Des Gouttes seine Themata betrachtete; und daß die Art und Weise, wie er uns die Hauptepochen der französischen Litteraturgeschichte vorführte, durchaus richtig war, bewies die über eine Bethätigung des bloßen Pflichtgefühls weit hinausgehende Teilnahme und dankbare Anerkennung der Zuhörer.

Herr Cointot sprach über das Thema „Le Paysan dans le Sud-Ouest de la France“. Der Bauer ist in der modernen Romanlitteratur meistens in einem recht ungünstigen Lichte gezeigt worden. Seine Sparsamkeit wird als schmutziger Geiz geschildert; er erscheint als ein Mensch, der, um sich einige Thaler zu erwerben, jeglicher Unredlichkeit fähig ist; sein derber gesunder Menschenverstand wird als Verschlagenheit ausgelegt; seine Manieren, seine Sprache, seine Scherze verwandeln sich in der Feder des Schriftstellers ungerechterweise in Plumpheit und in Grobheit. Der Landmann des Romans „La Terre“ ist nirgends zu finden. — Die Geburt des kleinen Bauern wird mit allgemeiner Freude begrüßt; denn von dem rein menschlichen Elternstolz abgesehen, kommt hier noch inbetracht, daß die Kinder den Reichtum des Landmannes ausmachen. In einem Alter, in dem die anderen Kleinen nur ans Spielen denken, hilft der junge Landbewohner bereits seinen Eltern bei der Arbeit. Er besucht vom sechsten Lebensjahre an die Gemeindeschule und nimmt, wenn diese von der elterlichen Wohnung

weit abgelegen ist, sein Essen für den Tag mit. Wenn er zwölf Jahre alt ist, wird er aus der Volksschule entlassen und erhält sein Abgangszeugnis (certificat d'études primaires), das an einem Ehrenplatz in der großen Stube aufgehängt wird. Daneben findet später noch das Zeugnis über gute Führung im Militärdienst seine Stelle. Beim Austritt aus der Schule ergreift der Knabe gewöhnlich den Beruf seines Vaters, wenn nicht etwa die Eltern aus thörichtem Ehrgeiz das Kind zu seiner weiteren Erziehung in die Stadt schicken, wo es dann meistens die Zahl der Enterbten vergrößern hilft. Will der Sohn aber Landmann werden, so läßt man ihn, wenn die Verhältnisse es erlauben, die landwirtschaftliche Schule (Ferme-Ecole) des Departements besuchen. Dort lernt er die Fortschritte kennen, die mit Hilfe der Wissenschaft in der Bebauung des Landes gemacht werden, und man muß anerkennen, daß der Bauer, selbst wenn er schon in vorgerücktem Lebensalter steht, sich die Kenntnis dieser Fortschritte wohl zu nutze macht. Drei Jahre bringt der junge Mann gewöhnlich in der Fachschule zu. Wenn er sie nach Verlauf dieser Zeit verläßt, so fällt es ihm leicht, auf einem größeren Gut eine Verwalterstelle zu erhalten. Ist sein Vater selbst Gutsbesitzer, so hilft der Sohn ihm nun bei der Bebauung des Feldes und zeichnet sich in seiner Stellung durch nichts vor dem gewöhnlichen Knechte aus. Nur die Sonn- und Feiertage unterbrechen die Arbeit. Vergnügungen sind selten; der Bauer kennt deren nur zwei: den Besuch des „Café“ und den Tanz. Da er aber gewöhnlich zu sparsam und zu nüchtern ist, um das sauer erworbene Geld im Café auszugeben, so bleibt ihm als Hauptbelustigung nur das Tanzen übrig, dem er leidenschaftlich ergeben ist. In einem großen getünchten, bei festlichen Gelegenheiten mit Kränzen und Zweigen geschmückten Saale versammeln sich die Mädchen und Burschen zum Ball. Alle sind festtäglich gekleidet; bei den Damen fällt ein Taschentuch auf, das um die Taille geschlungen ist, um das Kleid vor Beschmutzung durch die Hände der Tänzer zu schützen. Diese nehmen nicht den geringsten Anstoß an einer Sitte, die immerhin dem Mangel an Vertrauen auf ihre Reinlichkeit entspringt. Bei solchen Tanzgelegenheiten lernen die jungen Leute einander kennen, und sobald der Bursche

seinen Militärdienst abgeleistet hat, verheiratet er sich. Die Hochzeit wird auf die großartigste Weise gefeiert. Tanz und reichliche Mahlzeiten, bei denen der Wein in Strömen fließt, bilden die Hauptanziehungspunkte des vier- bis fünftägigen Festes. Sobald diese Zeit der Lustbarkeiten vorüber ist, fängt für die Neuvermählten die Arbeit wieder an. Sie gründen sich jetzt ihr Heim in dem kleinen Besitztum, das die Eltern ihnen nach langem Feilschen abgetreten haben; denn der Bauer entäußert sich nur ungern seiner Ländereien, und es bedarf erst ausgedehnter Unterhandlungen, bis er dem Sohne auch nur einen Teil des geliebten Besitzes überläßt. Am meisten liegen ihm die Weinberge, die Quelle seines Wohlstandes, am Herzen. Sie lassen ihm stets die Zukunft in rosigem Lichte erscheinen. Es war daher ein schwerer Schlag, der die ländliche Bevölkerung traf, als die Phylloxera ihre Verwüstungen in den Weinbergen anrichtete. Da verzagte der Bauer; er verließ das platte Land und wanderte nach der Stadt aus. Glücklicherweise dauerte die Zeit der allgemeinen Entmutigung nicht lange. Gelehrte Gesellschaften bildeten sich alsbald, um, von der Regierung mit Mitteln unterstützt, das schädliche Insekt auszurotten. Ihre Bemühungen waren von Erfolg begleitet. Darauf entstanden andere Vereinigungen, „Sociétés d'encouragement à la reconstitution du vignoble“. Auch sie haben vortreffliche Resultate erzielt; denn die zerstörten Weinberge sind zum großen Teil wieder angebaut. So hat der Bauer schon jetzt die schlimme Zeit vergessen, welche die Phylloxera ihm verursacht hat, jene Tage, da er am Rande des wirtschaftlichen Untergangs stand, und er hat sein altes Vertrauen auf die Zukunft wiedererlangt.

Herr Tissot behandelte das Thema „L'Enseignement Secondaire en France“. Das öffentliche Unterrichtswesen Frankreichs liegt in den Händen einer großen Körperschaft, die den Namen „Université de France“ führt. Sie besteht aus dem jeweiligen Unterrichtsminister, den „inspecteurs généraux“, den Akademie-Rektoren und Inspektoren, den Professoren der „facultés“ der „lycées“ und der „collèges“, den „instituteurs“ u. s. w. und wurde von Napoleon I. gegründet. Noch jetzt sind viele von den damals verfügten Bestimmungen in Kraft. „Niemand,“ heißt es

in dem wichtigen Dekret vom 17. März 1808, „darf öffentlichen Unterricht erteilen, der nicht Mitglied der Université ist.“ Diese Monopolisierung des Unterrichts wurde von der katholischen Kirche heftig angegriffen, bis endlich im Jahre 1850 durch ein Gesetz der Volksschulunterricht (enseignement primaire) und der Mittelschulunterricht (enseignement secondaire), im Jahre 1875 die Vorlesungen an den Hochschulen (enseignement supérieur) freigegeben wurden, indem der Staat erlaubte, daß nach dem Muster seiner Anstalten andere, nicht von ihm selbst geleitete eingerichtet würden. Napoleon I. kümmerte sich wenig um das Volksschulwesen; er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Einrichtungen der Mittel- und Hochschulen. Man stellte damals Lehrpläne auf, die bis in das einzelnste vorschrieben, was in jeder Schulstunde vorgenommen werden mußte, so daß der Vorsitzende der Unterrichtsverwaltung (le grand maître de l'Unisersité) M. de Fontanes, als er eines Tages auf die Uhr blickte, sagen konnte: „Jetzt fängt man in allen Lyceen des Kaiserreiches an, ein lateinisches Exercitium zu diktieren.“ Heutzutage giebt es keinen „grand maître de l'Université“ mehr; an der Spitze der „Université de France“ steht der „ministre de l'instruction publique“, der in der Erledigung der Geschäfte von dem „Conseil supérieur de l'instruction publique“ unterstützt wird. Daneben entfalten dann als höhere Aufsichtsbeamten die „inspecteurs généraux“ ihre Thätigkeit; es gab deren im Jahre 1878 vier für die Volksschulen, acht für die Mittelschulen und sieben für die Hochschulen. Im Jahre 1854 setzte man die Zahl der „académies“ auf 16 fest. Die Anzahl dieser Hochschulen ist heute dieselbe, da an die Stelle derjenigen von Straßburg eine neue zu Chambery trat. An der Spitze der Akademie steht ein Rektor, dem alle Schulen des Bezirks unterstellt sind. Der Unterrichtsminister ist der Rektor der Pariser Akademie; ihm zur Seite steht ein Vice-Rektor. Dem Rektor ist der „Conseil académique“ beigeordnet. In allen Departements-Hauptstädten giebt es einen „inspecteur d'académie“, der sich mit den Volksschulen und den collèges zu befassen hat; er ist Vicepräsident des „Conseil départemental de l'enseignement primaire“. Den Vorsitz führt der Präfekt. Den Elementarunterricht

(enseignement primaire) erteilen die „instituteurs“ und die „institutrices“ in den „écoles maternelles“, „écoles communales“, „cours complémentaires“ und in den „écoles primaires supérieures“. Das Lehrerpersonal wird in den „écoles normales d'instituteurs (d'institutrices)“ vorgebildet, und die „professeurs“ dieser Schulen gehen selbst zum großen Teil aus der „école normale supérieure d'instituteurs de St.-Cloud“ oder aus der dieser entsprechenden Anstalt für Lehrerinnen zu Fontenay-aux-Roses hervor. Die höchste Stufe des öffentlichen Unterrichts nimmt das „enseignement supérieur“ ein, das seine Stätte in den „facultés“ und in einer großen Anzahl von Fachschulen hat. Solche „écoles spéciales“ sind z. B. „L'Ecole normale supérieure“, „l'Ecole polytechnique“, die unter dem Kriegsminister steht, „le Collège de France“, „l'Ecole des hautes études“, „l'Ecole du Louvre“, „les Cours de l'Hôtel de Ville de Paris“, „l'Institut agronomique“ u. s. w. An der Spitze der Akademieen steht diejenige von Paris, welche eine protestantisch-theologische, eine juristische, eine medizinische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche (faculté des sciences), und eine historisch-sprachwissenschaftliche Fakultät (faculté des lettres) sowie eine „Ecole supérieure de pharmacie“ umfaßt. Es giebt im ganzen in Frankreich 13 juristische, 7 medizinische, 15 mathematisch-naturwissenschaftliche und 15 sprachwissenschaftliche Fakultäten. Jede Akademie — mit Ausnahme derjenigen von Chambery — hat eine „faculté des sciences“ und eine „faculté des lettres“. Die Professoren sind entweder „professeurs titulaires“ oder „professeurs chargés de cours“ oder „maîtres de conférences“. Zwischen dem „enseignement primaire“ und dem „enseignement supérieur“ steht das „enseignement secondaire“ in der Mitte. Der Mittelschulunterricht wird in den „lycées“ und in den „collèges“ erteilt. Daran schließen sich noch die Anstalten des sogenannten enseignement libre an, wie die „petits séminaires“, die von katholischen Priestern geleitet werden und unter der Aufsicht des Bischofs stehen. Natürlich sind auch diese der Kontrolle des Staates unterworfen. Die „collèges“ sind städtische, die „lycées“ Staatsschulen. Jene bestehen besonders in kleineren Städten und verfügen meist nur über geringfügige

Mittel, diese sind besser dotiert und erfreuen sich durchweg eines größeren Ansehens. Beide sind Internate. Alle wirtschaftlichen Angelegenheiten leitet der „économe“, der jedes Jahr vor der „Cour des comptes“ Rechnung abzulegen hat. Die wissenschaftlichen Direktoren heißen „proviseurs“, ihre Stellvertreter „censeurs“. Die Zensoren verwalten die wissenschaftlichen Sammlungen, die Bibliothek, sie wachen über die Disziplin und beaufsichtigen die Schüler beim Zubettgehen und Aufstehen. In einigen wenigen kleinen Lyzeen der Provinz giebt es keinen Zensor. In diesem Fall wird er durch den „surveillant général“ ersetzt. Die großen Lyzeen haben neben dem „censeur“ mehrere „surveillants généraux“. Die „collèges“ sind im allgemeinen nach dem Muster der staatlichen Schwestern eingerichtet; ihr Direktor heißt „principal“. Die bedeutenderen unter städtischer Verwaltung stehenden collèges haben auch ihren „économe“, die anderen hingegen werden ausschließlich von den „principaux“ geleitet, welche dann die Schule auf eigene Rechnung und Gefahr übernehmen. Man wirft ihnen häufig vor, daß sie die reinen Geschäftsleute seien, und nennt sie oft „marchands de soupe“. Um die vorhandenen Mißstände zu beseitigen, wandelt der Staat die größeren „collèges“ nach und nach in Lyzeen um und fügt sie so in die Reihen seiner eignen Anstalten ein. Unter den Schülern der Lyzeen und der collèges unterscheidet man Interne oder Pensionäre, Dreiviertel-Pensionäre, Halbpensionäre, beaufsichtigte Externe und freie Externe. Die Internen wohnen in der Schule und dürfen diese nur am Sonntag, manchmal auch am Donnerstag verlassen; bei ihren Spaziergängen tragen sie eine besondere Uniform. Die Dreiviertel-Pensionäre schlafen nicht in der Anstalt, nehmen aber alle ihre Mahlzeiten daselbst ein, während die Halbpensionäre vom gemeinschaftlichen Abendessen entbunden sind. Die „externes surveillés“ speisen überhaupt zu Hause, werden aber bei der Anfertigung ihrer Aufgaben überwacht, und die „externes libres“ endlich beteiligen sich nur an den eigentlichen Unterrichtsstunden. Die Schüler der Lyzeen und der collèges werden eingeteilt in „petits“, „moyens“ und „grands“. Gewöhnlich hat jede dieser Abteilungen einen Hof, einen Arbeits- und einen Schlafsaal für sich. Die „Kleinen“ und die

„Mittleren“ müssen spätestens um 6½ Uhr aufstehen, die „Großen“ im Winter um 6 Uhr und im Sommer um 5½ Uhr. Die Schüler haben eine halbe Stunde Zeit zum Ankleiden; der Unterricht beginnt um 8 oder um 8½ Uhr. Für die zwei Hauptmahlzeiten wird je eine halbe Stunde gebraucht; das Mittagessen findet um 11½ oder um 12 Uhr statt. Des Abends gehen die Schüler bereits um 8 oder um 8½ Uhr zu Bett. Der Anfang und das Ende der einzelnen Stunden werden in den „collèges“ durch die Glocke, in den Lyzeen durch Trommelwirbel angezeigt. Die Lyzeen haben ihren besonderen Arzt sowie auch ein Krankenhaus, die „infirmerie“. Ein Geistlicher (manchmal auch mehrere), der „aumônier“, trägt für die religiöse Ausbildung der Schüler Sorge. In den höheren Anstalten sowohl als in den Elementarschulen ist es verboten, sich in der Klasse mit Religion zu befassen oder die Schüler beten zu lassen. Die Pensionäre der Lyzeen und „collèges“ beten des Morgens und des Abends in der Kapelle oder in den Arbeitssälen. Die Eltern haben sich, wenn ihre Kinder in die Schule eintreten, zu erklären, ob ihre Söhne an dem Religionsunterricht teilnehmen sollen oder nicht. Die Kosten für den Unterricht und die Unterhaltung der Schüler sind sehr verschieden; sie belaufen sich im Durchschnitt für die Internen der Lyzeen auf 687 fr., die Ausgaben für Wäsche u. s. w. eingeschlossen, und auf höchstens 653 fr. in den „collèges“. Die Externen bezahlen durchschnittlich 130 fr. in den Lyzeen, 78 fr. in den „collèges“. Aber die Ausgaben dieser Schulen übersteigen die Einnahmen um ein Beträchtliches; den „collèges“ besonders geben die Gemeinden, die Departements und der Staat reichliche Zuschüsse.

Ich muß mich in meinem Bericht über den Vortrag des Herrn Tissot auf diese zum größten Teil statistischen Angaben über das gesamte französische Unterrichtswesen beschränken und kann auf die weiteren, gerade in ihren Einzelheiten interessanten Ausführungen des Redners nicht eingehen. Was ich hier mitteile, bildete eigentlich nur die Einleitung des Vortrags, der sich hauptsächlich mit dem „enseignement secondaire“ beschäftigte und einen vollständigen Einblick in diesen Zweig des Unterrichtswesens bis auf die Lehrpläne und die Behandlung der einzelnen Fächer in

der Klasse gewährte. Das in meinem Referat Fehlende wird man in der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen", welche die Arbeit demnächst veröffentlichen wird, nachlesen können.

Wohl die wichtigsten aller Veranstaltungen des Ferienkursus waren die sogenannten Übungszirkel; denn in ihnen sollte den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, sich durch den Verkehr mit gebildeten Franzosen im Gebrauche der fremden Sprache zu vervollkommnen. Es ist darüber folgendes zu berichten: Die 66 angemeldeten Herren und 11 Damen wurden durch das Los in 9 Zirkel eingeteilt, jedoch so, daß die Frankfurter Herren in drei besonderen Zirkeln, die Damen in einem Zirkel vereinigt waren. Die Anzahl der Teilnehmer betrug im Durchschnitt in jeder Abteilung acht, der Zirkel der Damen zählte elf Teilnehmerinnen. Die Leitung der Übungen übernahmen die Herren Professor Caumont, Cointot, Deschamps, Ducotterd, Foulon, Gauthey-Des Gouttes, Pic, Tissot und Madame Mauß. Neben dem Leiter gab es in jedem Zirkel einen Vertrauensmann, der über die Arbeiten Protokoll führte. Für die Übungen war die Zeit von $11^1/_2$—1 Uhr festgesetzt. In der ersten viertel- oder halben Stunde wurde von allen Zirkelmitgliedern gemeinsam in der Aula der Vortrag des Sandeauischen Lustspiels „Mademoiselle de la Seiglière", das von französischen Herren und Damen mit verteilten Rollen vorgelesen wurde, angehört. Die übrige Zeit war praktischen Übungen innerhalb der einzelnen Zirkel gewidmet. Der Gang, der in diesen Übungen eingehalten wurde, war ungefähr folgender: Es wurde in jeder Stunde von den einzelnen Teilnehmern ein Stück in Prosa oder in Versen aus den vorgeschriebenen Büchern (Kühn, Lesebuch; Daudet, Belle-Nivernaise; Gropp und Hausknecht, Französische Gedichte) vorgelesen und das Lesen sowohl inbezug auf genaue Aussprache der Laute als auch auf den richtigen Tonfall von dem Leiter verbessert. Infolge der von den Professoren Dr. Förster und Dr. Vietor gegebenen Anregung wurden in der zweiten Kursushälfte in allen Zirkeln Passyische Texte in phonetischer Transskription gelesen und besprochen, was den Leitern Gelegenheit gab, Unterschiede ihrer eigenen Aussprache von der von Passy auf-

gezeichneten festzustellen und näher zu erörtern. Nach dem Lesen hielten die Mitglieder der Zirkel abwechselnd einen kleinen Vortrag. Die behandelten Themata waren Reisebeschreibungen, Erzählungen von Erlebtem, Theatereindrücke, Beurteilungen von gelesenen Werken, Schilderungen ausländischer Schulverhältnisse u. s. w. Wiederholt wurden an Hölzelische und Ducotterd'sche Anschauungsbilder Sprechübungen angeknüpft, so daß das betreffende Bild zusammenhängend beschrieben oder durch Frage und Antwort erläutert wurde. An alle diese Vorträge und Besprechungen knüpften sich Unterhaltungen an. Außerdem hatten die Leiter oft Fragen zu beantworten, die sich auf die vorher gehörten Vorträge und Rezitationen bezogen. Besonders häufig handelte es sich dabei um Abweichungen, die bei den verschiedenen Franzosen, welche vorgelesen hatten, in der Aussprache einzelner Laute oder Wörter beobachtet worden waren. Um die Zweifel, die in manchen Fällen geblieben waren, womöglich zu beseitigen, ließ sich Herr Professor Caumont von allen Vertrauenspersonen eine Liste der noch offenen Fragen einhändigen, und diese wurden dann am Ende des Kursus in einer besonderen Abendsitzung von ihm unter Mitwirkung der übrigen Zirkelleiter besprochen.

Herr Oberlehrer Hauschild berichtete über die von ihm veranstaltete Ausstellung von Schulbüchern. Diese umfaßte 666 Einzelnummern, die auf folgende 22 Einzelgebiete entfielen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Enzyklopädisches und Allgemeinsprachliches | mit 5 | Nummern | (1)[3] |
| 2. | Wörterbücher . . . . . . . . . . | „ 7 | „ | (4) |
| 3. | Pädagogische und Fachzeitschriften . . | „ 43 | „ | (41) |
| 4. | Phonetik, Lautphysiologie u. Aussprache | „ 47 | „ | (13) |
| 5. | Methodologisches . . . . . . . . | „ 44 | „ | (17) |
| 6. | Reformschriften . . . . . . . . . | „ 50 | „ | (11) |
| 7. | Grammatiken ohne Übungsstoff, bezw. mit selbständig erschienenem Übungsstoff | „ 31 | „ | (14) |
| 8. | Monographien zur Grammatik . . . | „ 18 | „ | (5) |

[3]) Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl derjenigen Bücher an, die dem Ferienkursus von den betr. Verlagsfirmen zum Geschenke gemacht worden sind.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 9. | Lehrgänge, eingerichtet nach der Anschauung: | | | |
| | a) im Bilde | mit 79 | Nummern | (62) |
| | b) aus der Umgebung | „ 20 | „ | (3) |
| | c) von inhaltlich entsprechend zusammenhängenden Einzelsätzen ausgehend und zu Lesestücken übergehend, oder von zusammenhängenden Lesestücken ausgehend | „ 89 | „ | (41) |
| 10. | Lehrbücher des Auslandes | „ 16 | „ | (6) |
| 11. | Bücher zum Übersetzen ins Französische | „ 30 | „ | (9) |
| 12. | Bücher zur Stilistik | „ 5 | „ | (2) |
| 13. | Bücher zur Komposition | „ 7 | „ | (1) |
| 14. | Bücher zur Korrespondenz | „ 8 | „ | (1) |
| 15. | Bücher zur Konversation | „ 29 | „ | (6) |
| 16. | Bücher zur Synonymik | „ 4 | „ | (1) |
| 17. | Bücher zur Phraseologie | „ 5 | „ | — |
| 18. | Vokabularien | „ 14 | „ | — |
| 19. | Lesebücher | „ 57 | „ | (26) |
| 20. | Anthologien | „ 37 | „ | (12) |
| 21. | Bücher zur Verslehre | „ 7 | „ | — |
| 22. | Bücher zur Litteraturgeschichte | „ 9 | „ | (2) |

Die Auswahl war im wesentlichen auf die letzten 15 Jahre beschränkt worden und ging nur in den Einzelgebieten 1 sowie 3—6 noch etwas über diese hinaus. Im großen und ganzen ward aber damit eine fast erschöpfende Übersicht über die verschiedenen Abhandlungen und Versuche zu einer Reform des neusprachlichen, bezw. des französischen Schulunterrichts gegeben. Die etwa 30 von den 80 darum angegangenen Buchhandlungen, die Werke eingesandt hatten, haben diese mit dankens- und anerkennenswerter Bereitwilligkeit dem Ferienkursus zum Eigentum überlassen. Die übrigen, nicht von Buchhändlern eingeschickten und überwiesenen Bücher stammten zum weitaus größten Teile aus der Bibliothek des Herrn Oberlehrers Hauschild, dem als Referenten für die französische und die englische Schulbuchlitteratur seit 1875 ein reichliches Material zu Gebote stand. Einige Werke waren von den Herren

Digitized by Google

Direktor Walter und Direktor Dörr zur Vervollständigung der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Herr Direktor Dörr (Bockenheim) hatte die Ausstellung von Schulausgaben französischer Autoren geleitet und führte über die Art, wie die Bücher ausgewählt und geordnet waren, ungefähr folgendes aus: Die Anregung zu dem Unternehmen war von dem auf dem Karlsruher Neuphilologentage gefaßten Beschluß ausgegangen, daß ein Kanon für die französische Schullektüre aufzustellen sei. Die Sammlung sollte nach dem ursprünglichen Plane auf die Zeit nach 1815 beschränkt werden, enthielt aber schließlich doch 122 Werke, die sich auf die Zeit vor 1815 bezogen; 205 Bücher standen innerhalb der von vornherein festgesteckten Grenzen. Die zuletzt erwähnten Werke waren nach vier Hauptgesichtspunkten in 10 Unterabteilungen geordnet, und zwar kamen auf die poetischen Schriften 58 Bücher (in vier Unterabteilungen), auf die erzählende Prosa 90 Bücher (in drei Unterabteilungen), auf die wissenschaftliche Prosa 14 Bücher (in zwei Unterabteilungen) und auf französische Schulbücher 43 Werke. Am meisten war Souvestre vertreten (15 mal), ihm folgte A. Daudet (11 mal), dann Theuriet (4 mal). Es zeigte sich, daß noch vielfach Unklarheit und Unselbständigkeit in der Auswahl und in der Behandlung der zur Schullektüre bearbeiteten Schriften herrscht, und es fielen auch entschiedene Mißgriffe auf, besonders in dem Bestreben, den neuen Lehrplänen gerecht zu werden. Deshalb erscheint es unbedingt notwendig, einen Kanon festzusetzen, bei dem zugleich eine Verteilung des Lesestoffs auf Unter-, Mittel- und Oberstufe zur Richtschnur genommen werden müßte.

Herr Oberlehrer Dr. Banner orientierte die Teilnehmer des Kursus in einer kurzen Ansprache über die Ausstellung von Anschauungsmitteln, deren Anordnung er übernommen hatte. Er hob besonders das Verdienst des Herrn Professor Scheffler in Dresden um das Zustandekommen der reichhaltigen Sammlung hervor. Wie dieser vorzügliche Kenner alles Einschlägigen es sich allzeit angelegen sein läßt, durch Mitteilung seiner Schätze der Sache des Anschauungsunterrichtes neue Freunde zu gewinnen, so hat er auch auf die Bitte des Vortragenden hin ohne Säumen

einen Teil der Ausstellung, die er bei Gelegenheit des Karlsruher Neuphilologentages veranstaltet hatte, für uns neu zusammengesetzt und der umfangreichen Sendung noch einen ausführlichen Kommentar beigegeben. Herr Professor Scheffler teilte das zur Verfügung gestellte Material, welches auch eine Anzahl von illustrierten Büchern umfaßte, in folgende Gruppen ein: Jugendschriften, Militärisches für die Jugend, Geschichte Frankreichs („Moliere und seine Zeit", und die „französische Revolution" bildeten zwei besondere Abteilungen), Französische Münzen, Paris. Daneben waren dann die bekannten Hölzelischen, sowie die Ducotterd-Mardnerischen Tafeln und zahlreiche andere Anschauungsmittel für die Unterstufe ausgestellt. Der Redner erklärte u. a., daß er für den Anfangsunterricht kein zu großes Gewicht auf die Authentizität des Bildes gelegt haben möchte; in den Oberklassen aber sollten zur Unterstützung der Lektüre nur authentische Darstellungen verwandt werden. Zum Schluß wies der Vortragende auf einen den Karlsruher Neuphilologentag behandelnden Aufsatz des Herrn Dr. Michel in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes im ersten Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs hin sowie auf die Abhandlung „Bild und Lektüre" der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen", Bd. II, Heft 3, Juli 1894. Es ist das jener Vortrag, der den letzten Neuphilologentag zur Annahme der von Herrn Professor Scheffler und Herrn Direktor Walter aufgestellten These veranlaßt hat: „Der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag erklärt es für äußerst wünschenswert, daß sämtlichen höheren Schulen die Mittel zur Anschaffung von authentischen Bildern und anderen Anschauungsstoffen zur Verfügung gestellt werden behufs Einführung der Schüler in Kultur, Kunst und modernes Leben der fremden Völker."

Der methodische Teil war in dem Programm des Ferienkursus durch einen dreistündigen Vortrag des Herrn Direktor Walter über „Die Verwertung der Phonetik im Unterricht" vertreten. In letzter Stunde noch entschloß sich der erste Leiter des Kursus, an die Stelle theoretischer Auseinandersetzungen die Vorführung seiner französischen Anfängerklasse, der Sexta der Musterschule, treten zu lassen und so die Frage der Praxis durch die Praxis selbst zu beantworten. Er hat sich durch diese Maßnahme

den größten Dank aller derjenigen verdient, die seinen vortrefflichen Lektionen beiwohnen durften.

Der Gang des drei Stunden umfassenden Unterrichts war ungefähr folgender: Die Einzellaute wurden nach der Vietorischen Lauttafel durchgenommen und zu Wörtern zusammengesetzt, beziehungsweise die Wörter in die Einzellaute zerlegt. Der Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten, die Kennzeichen für diese Unterschiede, der Übergang von den Grundvokalen zu den Nasalvokalen, die Rundung der Laute u. a. m. wurden eingehend besprochen und praktisch geübt. Die Schüler trugen Gedichte, Dialoge, Erzählungen vor; der Lehrer knüpfte hieran und an das Gelesene Fragen, welche die Schüler zu beantworten hatten, und ließ die in der Aussprache vorkommenden Fehler von den Schülern auffinden, verbessern und, wenn nötig, die Fehlerquelle unter Benützung der Lauttafel nachweisen. In eingehender Weise zeigte Herr Direktor Walter neben der Betonung der Anschauung im Unterricht die Wichtigkeit der Verwertung der Handlung, sei es, daß die Schüler Handlungen, die er selbst ausführte, in Worte umsetzten, oder daß sie Handlungen, die sie auf Geheiß oder selbständig vornahmen, zugleich sprachlich zum Ausdruck brachten. Diese Übungen wurden gleichzeitig zur Befestigung der Konjugation verwertet; der die Handlung ausführende Schüler sprach von sich z. B.: „Je déchire le papier“, ein anderer sprach zu ihm: „Tu déchires le papier“, ein dritter sprach von ihm: „Il déchire le papier“. Auch die verschiedenen Zeiten kamen hierbei zur Anwendung, z. B. der Lehrer sagt: „Tu prendras la craie“. Der Schüler kam der Aufforderung nach, indem er der Handlung gemäß folgende Sätze aussprach: „Je prendrai la craie; je prends la craie, j'ai pris la craie“. Eine Reihe grammatischer Übungen wurde teils an dem durchgearbeiteten Sprachstoff angestellt, teils mit der Anschauung und der Handlung verbunden. Die Kenntnis der Orthographie ließ Herr Direktor Walter durch gelegentliches Buchstabieren sowie Anschreiben an die Tafel nachweisen. Zur Einübung eines Gedichtes diente das Kinderlied: „Enfin nous te tenons“, dessen Melodie gleichzeitig den Schülern gelehrt wurde. Die Knaben hatten den Sinn, soweit sie ihn aus dem schon bekannten Wort-

schatz erschließen konnten, festzustellen und hierbei nachzuweisen, wo die einzelnen Wörter vorgekommen waren, während die neuen Ausdrücke erklärt und gleich im Zusammenhang eingeübt wurden. Dabei zeigte der Lehrer, wie die Schüler durch eine genaue Zerlegung der Wörter an der Lauttafel zugleich in den meisten Fällen die Orthographie aufzufinden vermochten, wie also eine sachgemäße Benützung der Lauttafel nicht nur für die lautliche Schulung von großem Werte ist, sondern auch wesentliche Stützpunkte für die Orthographie bietet. In der dritten Stunde veranlaßte Herr Direktor Walter die Leiter der Übungszirkel, mit den Schülern in ihrer Muttersprache Gesprächübungen anzustellen. Aus den in der Klasse behandelten Gesprächstoffen wurden verschiedene ausgewählt, die zur Grundlage der Sprechübungen dienten. So wurden von den sieben Herren folgende Themata behandelt: Einteilung des Jahres, die Uhr, Rechenaufgaben, Kleidung, Wohnung, Leben in der Familie und in der Schule, Anschauungsbild (bekannter Stoff und unbekannter Stoff). Die Schüler gewöhnten sich bald an die Fragestellung der Ausländer und zeigten, daß sie auch Französisch aus dem Munde der Franzosen — soweit es in ihrem Anschauungskreise lag — verstanden und auf die gestellten Fragen Antwort geben konnten. Über die schriftlichen Arbeiten, die Herr Direktor Walter im Unterricht nach der neuen Methode anfertigen läßt, fanden in einer besonderen Sitzung Erörterungen statt.

Durch die dankenswerte Bereitwilligkeit der Direktoren sämtlicher städtischen höheren Lehranstalten Frankfurts sowie der Realschule zu Bockenheim war den Teilnehmern des Kursus Gelegenheit geboten, den Unterricht nach der Reformmethode an Schulen aller Gattungen und bei Zugrundlegung verschiedener Lehrbücher kennen zu lernen. Wenn ich hier trotz der außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes nicht auf die bei dem Hospitieren an den verschiedenen Anstalten gemachten Erfahrungen eingehe, so veranlassen mich dazu zwei Gründe: erstens glaube ich nicht dazu berechtigt zu sein, an der Berufsarbeit meiner hiesigen Kollegen Kritik zu üben — auch dann nicht, wenn, wie es thatsächlich der Fall ist, das abschließende Urteil ein günstiges wäre — und zweitens liegen die Interna der Schule den Zielen, die das Freie Deutsche Hochstift

verfolgt, so fern, daß ich Bedenken tragen müßte, in seinen Berichten der Behandlung methodischer Fragen einen größeren Raum zu gewähren. Es sei mir nur gestattet hinzuzufügen, daß sich die Mitglieder des Kursus durchweg in anerkennendster Weise über die reiche Anregung aussprachen, die ihnen auch inbezug auf die Praxis des Unterrichts geboten wurde. Ein ausführliches Referat über die Art, wie sich die Erfolge der neuen Methode an den Frankfurter höheren Schulen zeigten, hat R. Wähmer (Düren) in der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen" (III. Bd., 1. Heft, April 1895) veröffentlicht.

Schon gleich in den ersten Tagen hatte sich unter den Teilnehmern des Kursus ein schönes kollegiales Verhältnis herausgebildet, das durch die in den Übungszirkeln erfolgte gegenseitige Annäherung angeregt sein mochte und besonders in den am Abend stattfindenden geselligen Vereinigungen gefördert wurde. Selbst in diesen Stunden vergnügten Zusammenseins wurde das Ziel, das alle verfolgten, nicht außer acht gelassen: man bediente sich auch hier bei der Unterhaltung fast ausschließlich der französischen Sprache. Reichliche und nutzbringende Gelegenheit dazu bot das regelmäßige und dankenswerte Erscheinen der französischen Damen und Herren.

Im Anschluß an das Hospitieren in den Schulen und an die Übungen im Gebrauche der fremden Sprache fand an dem vorletzten Abend des Zusammenseins eine mehrstündige Besprechung statt. Herr Professor Caumont übernahm die Erörterung über die Aussprachefragen, während Herr Direktor Walter den methodischen Teil behandelte. Es entstand ein lebhafter Meinungsaustausch, der hinsichtlich des Anfangsunterrichts zu der Einigung führte, daß vor allem eine gründliche lautliche Schulung stattzufinden habe. Die hierauf bezügliche, nahezu einstimmig angenommene These lautete: „Das erste Jahr im neusprachlichen Unterricht ist ein propädeutisches Jahr, in dem lautliche Schulung die Hauptsache bildet, während die Grammatik auf ein Minimum zu beschränken ist. Der Stoff zu den lautlichen Übungen wird am besten so gewählt, daß er dem Alter der Schüler entspricht und sie möglichst viel mit dem Leben und den Sitten der betreffenden Völker bekannt macht." Inbetreff

der freien Arbeiten, die als Ersatz für die Übersetzungen einzutreten haben, waren die Anschauungen geteilt, zumal da auf die große Arbeit hingewiesen wurde, die derartige Korrekturen dem Lehrer bei der ohnehin starken Belastung und der großen Stundenzahl verursachen. Allgemeine Übereinstimmung herrschte über die Notwendigkeit, auf dem Gebiete der französischen und englischen Lektüre eine sorgfältige Auswahl für die einzelnen Klassen zu treffen. Die sich hierauf beziehenden Ausführungen des Herrn Professor Dr. Kühn (Wiesbaden) wurden mit Beifall aufgenommen. Es erklärten sich auch mehrere Herren bereit, Herrn Professor Dr. Müller (Heidelberg), der auf dem Neuphilologentage in Karlsruhe diese Frage behandelt hatte, bei der Feststellung eines solchen Kanons für die verschiedenen Schulanstalten zu unterstützen.

Am Schlusse des Referats über den französischen Ferienkursus hob der Vortragende in einem kurzen Rückblick auf die Tage gemeinsamer Arbeit hervor, daß über die Durchführung des Unternehmens nur eine Stimme geherrscht habe: man sei allerseits von der Überzeugung erfüllt gewesen — und habe sie auch laut ausgesprochen —, daß der Kursus selbst die weitestgehenden Erwartungen übertroffen habe. Das sei vor allem der unermüdlichen Thätigkeit der Herren Direktor Walter und Professor Caumont zuzuschreiben, die deshalb auch bei jeder Gelegenheit Worte uneingeschränkter Anerkennung ihrer Verdienste gehört hätten. Hauptsächlich aber seien ihnen die Frankfurter Teilnehmer des Kursus dankbar, da diese besser als die auswärtigen beurteilen könnten, welcher großen Mühe sich die beiden Herren, ganz besonders Herr Direktor Walter, im Interesse der Neuphilologen und der Förderung des Unterrichts in den neueren Sprachen unterzogen hätten.

4.

## Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Moritz Werner, cand. phil., hier
„ Franz Reuß, Dr. phil., Seminarlehrer, Eichstedt.

In dieser Abteilung sprachen am

23. Januar Herr Professor Dr. V. Valentin über „Die Lektüre der deutschen Klassiker in den oberen Klassen der höheren Schulen“;

27. Februar Herr Dr. F. Rehorn über „Die Weber von G. Hauptmann“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Über die Lektüre der deutschen Klassiker in den oberen Klassen der höheren Schulen von Herrn Professor V. Valentin.**

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, wie im Anschluß an die Bilder, die aus der deutschen Litteratur gegeben werden sollen, ein Lesebuch unbedingt notwendig sei: aus diesem müssen dem Schüler Beispiele zu Gebote stehen, an denen er selbst die Gesichtspunkte wieder finden kann, auf die er bei der Charakteristik der einzelnen Dichter und Schriftsteller hingewiesen worden ist. Allein eine solche Sammlung einzelner Beispiele genügt nicht mehr da, wo eine eingehende Kenntnis der Werke selbst notwendig wird. Wenn aus umfassenderen Werken unserer großen Dichter einzelne Stücke, einzelne Szenen aus Dramen, einzelne Abschnitte aus zusammenhängenden größeren Schriften, etwa aus Lessings Laokoon, gegeben werden, so kann das in keiner Weise dem Zwecke genügen. Hier thut das Lesebuch besser, den Versuch, den Schriftsteller und sein Werk zur Vertretung zu bringen, ganz aufzugeben, und die Kennt-

nis solcher Werke dem Lesen der ganzen Dichtungen und Schriften zu überlassen. Es fragt sich dabei nur, von welchem Standpunkt aus solche Werke zu behandeln sind. Die neuen Lehrpläne geben dafür einen ganz bestimmten Anhalt.

Eine der charakteristischten und dem Unterricht einen gedeihlichen Weg angebenden Forderungen der neuen Lehrpläne ist der Hinweis, daß bei dem Lesen von dichterischen Kunstwerken stets das sorgfältigste Augenmerk auf die künstlerische Seite der Dichtung gelegt werden soll: die Gliederung des Werkes soll deutlich ins Bewußtsein treten, die einzelnen Glieder sollen als kleine Ganze lebendig werden, durch Erkenntnis ihrer Stellung innerhalb des Ganzen und ihrer Bedeutung für dessen Gestaltung soll sich dem Verständnis des Schülers die klare Einsicht in den künstlerischen Aufbau und den einheitlichen Charakter des Gesamtwerkes erschließen.

Dieser Hinweis hat seine große Bedeutung für Dichtwerke in jeder Sprache: zu seiner vollendeten Durchführung beim Unterricht kann und wird er naturgemäß jedoch erst da gelangen, wo nicht zugleich die Sprache als solche Schwierigkeiten in den Weg legt, wo die fremde Sprache, die rasche Aneignung größerer Stücke erschwerend, der ästhetischen Erfassung sich nicht als Hemmnis entgegenstellt.

Es wird also für uns Deutsche die Ausführung jenes Hinweises in erster Linie bei Dichtwerken in deutscher Sprache möglich sein, sei es, daß die deutsche Sprache die ursprüngliche Sprache des Dichters ist, sei es, daß das fremde Werk erst durch Übertragung den deutschen Ausdruck erhalten hat: in diesem letzteren Falle ist allerdings die unerläßliche Bedingung die, daß die Übersetzung inhaltlich und sprachlich eine gute ist, damit das übersetzte Werk sprachlich wie ein ursprünglich in deutscher Sprache geschriebenes gelesen werden kann.

Es ist natürlich, daß die Durchführung dieser Vorschrift der neuen Lehrpläne dem geschickten Lehrer überlassen werden kann.

Allein es ist keine Frage, daß in diesem Falle die Arbeit in der Klasse eine sehr zeitraubende ist und daß infolge davon der Umfang des Lesestoffes ein eng begrenzter bleiben muß.

Anders ist es, wenn die Mitarbeit des Schülers, auf die die Lehrpläne mit großem Rechte hohen Wert legen, durch eine Vorbereitung gefördert wird, die gerade auf diesen maßgebenden Gesichtspunkt das Hauptgewicht legt.

Erhält der Schüler eine in knapper Darstellung gehaltene Anweisung, die es ihm ermöglicht, im voraus die Gliederung und den künstlerischen Aufbau zu überblicken, so daß sein Lesen sofort den Charakter des größeren Verständnisses und der Prüfung der gegebenen Gesichtspunkte erhält, so kann er vorbereitet zum Unterricht kommen, der nun in seiner Klärung und Vertiefung des vom Schüler bereits Versuchten nicht nur fruchtbarer wird, weil er sofort sich den Hauptsachen zuwenden kann: er wird auch rascher zu seinem Ziele kommen, und es wird dadurch möglich sein das Gebiet des Lesestoffes wesentlich zu erweitern.

Zugleich aber wird eine solche Anregung zur Vorbereitung dem Schüler die Möglichkeit und die Aufforderung zu privatem Lesen und zu den besonders aus solchem Lesen hervorgehenden Vorträgen in der Klasse geben.

Bei den jetzt üblichen Bearbeitungen der dichterischen Kunstwerke für die Schule, besonders der geschichtliche Persönlichkeiten einführenden Dramen, tritt als der herrschende Gesichtspunkt die historische Erläuterung hervor. Es möchte jedoch ohne weiteres klar sein, daß eine solche Erläuterung die Dichtung als solche in keiner Weise zum Verständnis bringen kann. Eine eingehende Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse, an die der Dichter bei Schaffung seines Werkes angeknüpft hat, stellt neben die Schöpfung des Dichters eine von ihr unabhängige Darstellung, die den gerade in unserer Zeit besonders geschätzten, dem Werte der Dichtung gegenüber aber auch vielfach überschätzten Vorzug der größeren äußeren Wahrheit für sich hat.

Durch diese Gegenüberstellung wird nun der Schüler leicht dazu gebracht, die größere oder geringere Übereinstimmung der Dichtung mit der Geschichte zum Wertmesser der Dichtung zu machen, während es vielmehr darauf ankommt, dem Lernenden den der Dichtung als solcher eigentümlichen Wert zum Bewußtsein zu bringen.

Je weniger der Schüler zunächst imstande ist, die der dichterischen Schöpfung zukommende größere innere Wahrheit zu empfinden, um so mehr wird ihn das Geschichtsbild verwirren, und von einer Förderung des künstlerischen Verständnisses der Dichtung kann keine Rede sein. Soll dieses nicht beeinträchtigt werden, so genügt es vollständig, wenn der Lehrer in kurzen Worten auf die Hauptunterschiede des geschichtlichen Verlaufes von dem durch die Dichtung geschaffenen hinweist: eine genauere Darstellung der geschichtlichen Wahrheit bleibt dem Geschichtsunterricht und dem hier durch die Einführung des Einzelereignisses in den großen Zusammenhang der menschlichen Entwickelung bewirkten Verständnis des Kulturfortschrittes zu überlassen.

Um so entschiedener ist darauf hinzuweisen, daß das Kunstwerk eine Welt für sich ist, deren Wert nicht in der Übereinstimmung mit der wirklichen Welt in der Weise liegt, daß die in beiden dargestellten Einzelthatsachen sich decken müßten. Der die Geistes- und Herzensbildung der Schüler fördernde Einfluß des Kunstwerkes kann vielmehr erst dann gewonnen werden, wenn der Schüler es in der seine Eigenart erfassenden Weise betrachten lernt.

Diese Eigenart hat vor allem einen hervorstechenden Charakterzug, der die künstlerische Schöpfung in Gegensatz zu der natürlichen Wirklichkeit setzt und ihren bildenden Einfluß in hohem Grade begünstigt.

Das Kunstwerk hat vor der Wirklichkeit den Vorteil voraus, daß die seinen Inhalt feststellenden Faktoren leicht übersehbar sind: auf die Entwickelung der in ihm sich gestaltenden Handlung und den Charakter der handelnden Persönlichkeiten wirken nur die Momente mit ein, die in dem Kunstwerk selbst als lebendige Kräfte eingeführt werden.

In der Wirklichkeit dagegen ist die Einwirkung von mitentscheidenden Momenten überhaupt nicht abzugrenzen, sodaß dem wirklichen Ereignis in Bezug auf die es gestaltenden Faktoren die volle Übersichtlichkeit fehlt. Da diese nun doch erreicht werden soll, so muß die Abgrenzung von uns selbst vorgenommen werden und hat daher, mag sie in der Unzugänglichkeit der Erkenntnis der

mitwirkenden Faktoren, mag sie in dem menschlichen Urteil begründet sein, immer etwas Zufälliges oder Willkürliches.

Daher bleibt jedes Geschichtsbild ein Bruchstück; jedes Kunstwerk aber ist ein abgeschlossenes Ganzes von mehr oder weniger leicht übersehbarer Gestaltung.

Es lassen sich daher die sämtlichen Faktoren dieser Gestaltung, die Gesetze und der Verlauf ihrer Entwickelung erkennen und weben sich vor unseren Augen zu einem in seinen Teilen und in seiner Gesamtheit durchsichtigen Ganzen.

Hierdurch kommt es unserem Drange nach Erkenntnis der Gründe eines Geschehnisses entgegen und gewährt durch diese Erkenntnis eine erhöhte Befriedigung. Bei dem Kunstwerk ist diese Erkenntnis zu erreichen, der Natur gegenüber ist sie niemals vollständig möglich.

Zugleich aber wird die ungestörte Gewinnung einer beherrschenden Empfindung ermöglicht, da der Künstler alles, was diese stören könnte, ausgeschieden hat und nur das diese Empfindung Fördernde mit voller Kraft, als ob sonst nichts auf der Welt wäre, auf uns wirken läßt.

Liegt der Wert der geschichtlichen Betrachtung in dem Erkennen eines unablässig sich vollziehenden Fortganges der Entwickelung der Ereignisse, die den Blick auf große weltbeherrschende Gesichtspunkte lenkt, so befriedigt das Kunstwerk das nicht minder berechtigte Bedürfnis des Menschen, ein Ganzes, ein Abgeschlossenes vor sich zu sehen, es zu überblicken und sich an seiner einheitlichen Wirkung ungestört von allem, was sonst noch geschehen ist oder geschehen könnte, zu erfreuen.

Hieraus ergiebt sich der maßgebende Gesichtspunkt für die das Verständnis der künstlerischen Bedeutung dichterischer Schöpfungen erstrebende Behandlungsweise. Sie soll für die „Deutschen Schulausgaben“ maßgebend sein, die seit kurzem bei L. Ehlermann erscheinen und von Geheimrat Dr. H. Schiller, Direktor des Gymnasiums in Gießen, und Professor V. Valentin, an der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M., herausgegeben werden.

Sie beabsichtigen demgemäß eine Bearbeitung der hervorragendsten, für den Gebrauch an den höheren Schulen bestimmten

dichterischen Kunstwerke in der Weise, daß die Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse nur in soweit Behandlung findet, als sie zum Verständnis des der Dichtung zu Grunde liegenden Inhaltes unbedingt notwendig sind, und zwar möglichst in die Vorbereitung mitverwoben, daß dagegen die ästhetische Seite des Kunstwerkes volle Beachtung findet. Die Aufgabe wird sein, die Gliederung des Aufbaues, den Wert und die Bedeutung der einzelnen Glieder für das Ganze und den Zusammenhang des Ganzen in knapper, eine Vorbereitung von Seiten des Schülers ermöglichender Weise darzulegen.

In erster Linie wird es sich hierbei um deutsche Dichtwerke handeln, soweit sie für die höheren Schulen in Betracht kommen, sowohl aus der mittelalterlichen wie aus der neueren Litteratur. Es sollen aber auch solche fremde Dichtungen herangezogen werden, die durch gute Übersetzungen Eigentum des deutschen Volkes geworden sind und zum festen Bestande seiner Bildung gehören.

Selbst für das humanistische Gymnasium erkennen die Lehrpläne den Wert guter Übersetzungen durch die Bestimmung an, daß, soweit Ilias und Odyssee nicht in der Ursprache gelesen werden können, zur Ergänzung vom Lehrer gute Übersetzungen heranzuziehen sind. Ebenso förderlich, ja vielleicht noch notwendiger wird es sein, neben den wenigen in der Ursprache gelesenen antiken Dramen auch andere in Übersetzung heranzuziehen, um in raschem Überblick und unter Gewinnung des ästhetischen Eindruckes des ganzen Werkes auch die künstlerische und dichterische Bedeutung von Werken des Äschylos und des Euripides, sowie der nicht griechisch gelesenen Dramen des Sophokles durch eigene Erfahrung zu gewinnen.

Für das Realgymnasium ist das Lesen von Sophokles in der Übersetzung vorgeschrieben, ebenso ist, besonders für das Gymnasium, auf Shakespeare hingewiesen.

Eine zweite Reihe wird die wichtigsten ästhetischen Schriften selbst umfassen, in denen unsere großen Dichter die Ergebnisse ihrer forschenden Betrachtungen niedergelegt haben.

Ihnen werden sich solche prosaische Werke anreihen, die historischen Inhalt haben, aber durch die zugleich vollendet künst-

lerische Darstellung treffliche Muster für die Behandlung geschichtlicher Stoffe abzugeben vermögen.

Auch hier soll das Hauptaugenmerk auf die Einführung in den kunstvollen Aufbau des Ganzen gelegt werden.

Hiernach wird sich die Sammlung in drei Gruppen teilen, die je nach ihrem Inhalt eine verschiedene Art der Bearbeitung voraussetzt. Zunächst würde es sich um die ästhetisch-praktische Gruppe, die Gruppe der Dichtungen selbst, handeln.

Für den allmählichen Fortgang der Sammlung ist der Gesichtspunkt fest zu halten, daß, da die Sammlung in erster Linie den Anforderungen der neuen Lehrpläne fördernd entgegenkommen will, mit der Bearbeitung der Dichtungen begonnen wird, die ausdrücklich vorgeschrieben sind und für die sich daher das Bedürfnis, sie in einer den Anforderungen der neuen Lehrpläne entsprechenden Bearbeitung zur Verfügung zu haben, in erster Linie herausstellt. Demgemäß sind zunächst zu bearbeiten:

Für III$^{a.}$ Wilhelm Tell (Gymnasium), Homer in Übersetzung (und Auswahl) (Realgymnasium).

Für II$^{b.}$ Jungfrau von Orleans (Gymnasium), Wilhelm Tell (Realgymnasium, zusammenfallend mit III$^{a.}$ Gymnasium), Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea.

Für II$^{a.}$ sind zu bearbeiten: Götz, Egmont, Wallenstein, Nibelungenlied (hie und da Auswahl) mit Textproben, nordische Sagen, germanische Sagenkreise: beides selbständig erzählt, soweit möglich mit Einmischung von Proben. Höfische Epik: selbständige Erzählung mit Proben in mittelhochdeutscher und neuhochdeutscher Sprache. Höfische Lyrik: mit Einleitung über den Charakter der höfischen Lyrik, kurze Notizen über die Dichter selbst, Einführung in die Formen der Lyrik.

Als besonderes Bändchen ist ein Abriß der Poetik überhaupt rätlich.

I$^{b.}$ Ein Odenbuch mit Klopstock als Zentrum: eingeführt durch Mitteilung einiger antiker Oden und Hymnen, fortgeleitet zu Proben späterer Odendichter bis in die neuere Zeit.

Ein Bändchen Gedankenlyrik von Schiller und Goethe, durch neuere Dichtungen erweitert.

Iphigenie (Goethe), Braut von Messina, Antigone, Philoktet (Sophokles, später auch die anderen fünf Dramen), Iphigenie (Euripides), Orestie (Äschylos) u. a.

Ia. Shakespeare, zunächst einige Historien: Richard II., Richard III.

In die zweite Gruppe fallen die ästhetisch-theoretischen Werke. Von dieser sind für Ib. Lessings Laokoon, für Ia. Hamburgische Dramaturgie zu bearbeiten, wozu als Ergänzung, sei es in Verbindung mit der Hamburgischen Dramaturgie oder als besonderes Bändchen ein Auszug aus Schiller-Goethes Briefwechsel in Aussicht zu nehmen ist. Hierzu kommen Schillers ästhetische Aufsätze, sowie Goethes Aufsätze zur Kunstgeschichte.

Die dritte Gruppe umfaßt historische Werke. Hier sind in erster Linie Goethes Dichtung und Wahrheit im Auszug, Schillers historische Aufsätze in Aussicht zu nehmen. Anzureihen ist ein Auszug aus Herodot und Thukydides als Lesebuch im Anschluß an die Behandlung der griechischen Geschichte und aus Livius u. a. im Anschluß an die Behandlung der römischen Geschichte in IIa. Aber auch Auszüge aus anderen Werken, wie z. B. aus Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, oder eine Zusammenstellung von Musteraufsätzen aus neueren Geschichtschreibern, welche den geschichtlichen Unterricht für Altertum, Mittelalter und Neuzeit begleiten und die Selbstthätigkeit des Schülers erhöhen können, sind nicht ausgeschlossen.

An diese in erster Linie in Aussicht genommenen Bearbeitungen werden sich je nach Bedürfnis allmählich andere Werke anschließen, so daß der Rahmen sich nach und nach erweitert und der Schulunterricht die Mannigfaltigkeit gewinnen kann, die zur Erlangung einer auf Selbstkenntnis beruhenden ästhetischen Bildung unbedingt erforderlich ist. Es wird hierbei besonderes Augenmerk auf die Vervollständigung der zur Weltlitteratur gehörigen Werke in guter Übersetzung gerichtet werden. So wird die Sammlung mit ihrem eigenartigen Charakter einem immer mehr sich aus-

breitenden Bedürfnisse nach ästhetischer Bildung entgegenkommen. Hierzu wird die gute Ausstattung und der billige Preis der einzelnen Bändchen diese Sammlung ganz besonders geeignet machen.

5.

## Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

### a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Albert Feisenberger, Referendar hier.

In dieser Sektion sprachen am

11. Februar Herr Dr. Zirndorffer über „Steuerrecht der Stadt Frankfurt. Geschichtliche Einleitung, Gemeindeverfassung und Kommunalsteuergesetz";

25. März Herr Dr. P. Neumann über „Neuere Rechtsprechung in Sachen der Differenzgeschäfte".

### b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Alfred Koßmann, Bankdirektor, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Ernst Epstein, Kaufmann, hier

„ Albert Feisenberger, Referendar, hier.

In dieser Sektion sprachen am

14. Januar Herr Stadtrat Dr. Flesch über „Die Zwangsvollstreckung juristisch und wirtschaftlich betrachtet";

4. Februar Herr S. Spier über „Die Frankfurter Kommunalsteuer-Reform";

18. Februar Herr Bankdirektor Koßmann über „Ein neuer Vorschlag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit",

und Herr J. H. Epstein über „Die Mansion House Conference";

25. Februar Herr Pfarrer Naumann über „Die Beziehungen zwischen Religion und Volkswirtschaft";

14. März Herr C. Hecht über „Die sinkende Geldproduktion und der Bimetallismus";

3. April Herr Stadtrat Dr. Flesch über „Die Schriften von Jastrow und Gneist, das Drei-Klassen-Wahlsystem betreffend";

24. April Herr Dr. Stein über „Die Verarbeitung des Materials aus der Schuhmacher-Enquete".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

**Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung,**
von Herrn Bankdirektor A. Koßmann.

Die große Anzahl derjenigen, welche ihr Interesse den sozialen Fragen zuwenden und bei den Aufgaben der Praxis oft Schulter an Schulter arbeiten, spaltet sich in den theoretischen Grundanschauungen in zwei ganz getrennte Lager.

Die Einen, die Sozialisten, wollen die heutige Wirtschaftsordnung und damit auch den heutigen Staat abschaffen. Sie

werfen dieser Wirtschaftsordnung, die sich auf dem freien Wettbewerbe aufbaut, vor, daß sie die Menschheit in zwei Klassen geteilt habe, in Ausnutzende und Ausgenutzte, in Lohnherren und Lohnsklaven, und sie behaupten, daß der herrschende Kapitalismus dahin führe diese Kluft immer mehr zu erweitern. Dieser Kapitalismus, verbunden mit der freien Konkurrenz, lastet, ihrer Meinung nach, auf den Völkern und bedrückt sie schlimmer als es je politische Reaktion gethan hat. Denn was nützt die politische Freiheit, wenn die ganze Existenz des wirtschaftlich Schwachen jeden Augenblick vom wirtschaftlich Starken vernichtet werden kann, und wenn die gewonnenen Reichtümer des Starken in unwirtschaftlicher Weise wieder vergeudet werden? Wie viel wirtschaftlicher und vernünftiger nach jeder Richtung wäre es, wenn man von Staatswegen und durch Verstaatlichung der Arbeitsmittel eine Regelung der Produktion im Verhältnisse zur Konsumtion durchführen könnte. Der Sozialismus, welcher an Stelle des Individuums die Gesellschaft auf das Piedestal erhebt, verspricht eine Organisation zu schaffen, welche eine gleichmäßige Verteilung der irdischen Güter und Freuden verbürgt. Diesen Staat herbeizuführen, ist die Lebensaufgabe der Sozialisten; sie sind aber der Ansicht, daß er auch ohne ihr Zuthun durch die Macht der Verhältnisse entstehen wird, wenn auch erst in späterer Zeit; beschleunigt wird seine Verwirklichung durch das Aufgesaugtwerden des Mittelstandes und durch das unaufhörliche Wachsen des Besitzes in den Händen von Einzelnen, von Korporationen oder in denen des Staates.

Im zweiten Lager aber will man von diesem Sozialstaate absolut nichts wissen. Man wirft ihm vor, daß er, ohne die versprochene Gleichheit den Völkern zu bringen, auch nur bei dem Versuche seine Aufgabe zu lösen, die persönliche Freiheit in einer Weise unterdrücken müsse, daß der Kulturfortschritt gehemmt werde, und das Leben alle seine Reize verliere.

Man ist auch in diesem Lager nicht der Ansicht, daß die glücklichen Besitzenden und die unglücklichen Besitzlosen durch einen tiefen Graben getrennt seien, und auch nicht, daß die ersteren eine schrankenlose Macht besitzen. Man findet vielmehr, daß vielfach ein Ausgleich stattfindet, und ist der Ansicht, daß durch die Natur

selbst, durch unser soziales Leben und durch den Staat dafür gesorgt ist, daß auch in unserer heutigen Gesellschaftsordnung die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und man glaubt auch nicht, daß wir auf dem Wege zu jenem Sozialstaate seien, denn die Statistik lehrt, daß, trotz der ungeheuren Vermögensansammlungen, der schon so oft totgesagte Mittelstand kräftig weiter lebt, und daß der allgemeine Wohlstand und die mittlere Konsumtionsfähigkeit in den Kulturländern in unaufhörlichem Wachstum begriffen sind.

So gehen in beiden Lagern die meisten theoretischen Grundanschauungen weit auseinander, und nur darin befindet man sich im Einklang, daß man beiderseits findet, daß das heutige Gesellschaftsleben schlimme Auswüchse zeigt, daß diese Auswüchse um so größer werden, je größer die Bewegungsfreiheit und Machtäußerung des Einzelnen und der Korporationen werden, und daß das mächtigste Organ der menschlichen Gesellschaft, der Staat, hier Wandel schaffen muß.

Aber gerade diese gemeinsame Erkenntnis ist es, welche, unbeschadet der Träume des Einzelnen, die Brücke bildet, und noch viel mehr bilden sollte, zu gemeinsamer sozialpolitischer Thätigkeit. Die Einen, die den Sozialstaat herbeisehnen, suchen einstweilen das Los ihrer Anhänger, der produzierenden Arbeiter, zu verbessern und rufen hierbei den Staat zu Hilfe, und die Andern, welche den Boden des Eigentums und der individuellen Freiheit nicht verlassen wollen, verlangen vom Staate, daß er mit kräftiger Hand das auf diesem Boden wachsende Unkraut ausjäte.

Hier liegt ein gemeinsames großes Arbeitsfeld, und an Einladungen zur Arbeit fehlt es wahrhaftig nicht.

Unter allen Aufgaben aber, die an unsere Thüre pochen, pocht kaum eine lauter als die Aufgabe, sich mit den Schicksalen der Arbeitslosen zu beschäftigen: denn die großen Umwälzungen auf technischem Gebiete, die mit riesigen Mitteln geführten Kämpfe auf wirtschaftlichem, die Veränderungen in der Zollpolitik der großen Staaten, unterbrechen in immer kürzeren Zwischenräumen die Thätigkeit einer Menge von Menschen und werfen sie auf die Straße. Was soll aber aus all diesen Menschen werden? Wenn

sie sich nicht durch frühere Ersparnisse oder durch den Beistand ihrer Freunde oder Verwandten oder der Vereine, denen sie angehören, die nötige Zeit über Wasser halten können, sollen sie dann untergehen in dem Strome der Arbeitslosen, die wie ein Nomadenvolk in ewiger Wanderschaft begriffen sind, ein Schrecken des flachen Landes, oder die sich in die großen Städte ergießen, um sie in schlimmster Weise zu infizieren, — beide Kategorien, die Arbeitskraft der Behörden und die Mildthätigkeit der Einwohner mißbrauchend und sie von einer rationellen Wirksamkeit ablenkend?

So dringend aber diese Fragen gerade jetzt auf eine Antwort drängen, so sind sie doch nicht neu, sondern sind schon — obgleich damals lange nicht von der heutigen Bedeutung — in ganz ähnlicher Weise vor einem halben Jahrtausend in England gestellt worden. Und die praktischen Engländer haben sich nicht darauf beschränkt, von Fall zu Fall einzugreifen, sondern sie haben ihr ganzes Armen- und Unterstützungswesen einheitlich geordnet und, obgleich man ursprünglich nur von polizeilichen Gesichtspunkten ausging, es großen, theoretischen Grundanschauungen untergeordnet, die noch heute mustergiltig sind.

Schon vor der Zeit der Königin Elisabeth, vor allem aber in den von ihr 1601 erlassenen Gesetzen sind als maßgebende Gesichtspunkte aufgestellt, daß es Pflicht des Staates ist, nicht nur für die armen Kinder und für die Arbeitsunfähigen zu sorgen, sondern auch Maßregeln zu treffen, daß die arbeitsfähigen Armen zur Arbeit gesetzt und auf diese Weise vor Mangel geschützt werden. Aber nur derjenige, der arbeitet, und seit Ende des 17. Jahrhunderts hat er dieses im eigens hierfür errichteten Workhouse zu thun, wird unterstützt: der Arbeitsscheue wird bestraft.

Mit der gesetzlichen Festlegung dieser Grundsätze, also seit 1601, ist die englische Gesetzgebung auf diesem Gebiete beinahe eine ununterbrochene gewesen. An die Stelle der Kirchspiele, denen ursprünglich alle Armenaufgaben unterstellt waren, sind allmählich immer größer werdende Armenverbände getreten. Die Zentralisierung und die Dezentralisierung der Armenpflege hat sich immer weiter entwickelt, immer neue Aufgaben hat sie in ihren Kreis gezogen, der Unterstützungswohnsitz ist geschaffen, und die Gesetzgebung über

ihn ist immer von neuem revidiert worden. Im Jahre 1864 hat man in jedem Armenverband Häuser errichtet, in welchen jeder Obdachlose Raum für eine Nacht finden sollte. Oft hat man sich auch von den Grundsätzen der Armengesetzgebung von 1601 entfernt, aber nur um immer wieder zu ihnen zurückzukehren. Am Anfang dieses Jahrhunderts z. B. hatten humane Rücksichten eine Zeit lang dahin geführt, die Arbeitsfähigen aus dem Arbeitshause zu entfernen, ihnen auf dem privaten Arbeitsmarkt, wenn auch zu ganz geringfügigem Lohne, Arbeit zu verschaffen, und diesen Lohn aus öffentlichen Mitteln zu ergänzen. Das Resultat war ein überaus trauriges. Das Armenbudget schnellte in die Höhe, die Selbständigkeit der arbeitenden Klasse wurde untergraben, und die Löhne im freien Wettbewerbe gerieten ins Sinken.

Man sah bald ein, daß demjenigen, der an die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln appelliert, nie auch nur so viel gewährt werden dürfe, als der Minimalgewinn beträgt, den sich auch der schlecht gestellte selbständige Arbeiter erringt: es soll die Selbständigkeit stets das Ziel des Arbeitenden verbleiben.

Die englische Armengesetzgebung wird von den Sozialpolitikern aller Staaten und hauptsächlich wegen der von ihr getroffenen Organisation als Muster hingestellt, und niemand wird ihre großen Leistungen verkennen: aber gerade in der Frage, die uns hier interessiert, also in der Behandlung des *arbeitslosen Arbeitsfähigen* hat sie trotz ihrer gesunden Prinzipien und trotz Allem, was geleistet worden ist, nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen, gar nicht zu vergleichen mit denjenigen der freiwilligen Gewerkvereine. Den besten Beweis hierfür bringt die Zusammensetzung der Insassen eines englischen Workhouse, also eines der Hauptorgane der Armenpflege. Nach den Veröffentlichungen des Amtsrichters Dr. *Aschrott* dürfte auf 100 Insassen nur ein einziger kommen, von welchem anzunehmen ist, daß er sich wieder frisch in den Lebenskampf hineinwagen werde: die übrigen 99 bestehen aus Greisen, Kindern, Kranken und moralisch Verkommenen, so daß das Workhouse immer mehr zum Armenhaus und zur Strafanstalt wird. Es läßt sich das leicht erklären. Man hat eben, um dem Appellieren an die öffentlichen Mittel jeden Anreiz zu nehmen,

ihre Austeilung in eine solche Form gehüllt, daß jeder Arbeitsfähige vor dem Eintritt in das Workhouse zurückschreckt. Um es mit einem Worte zu sagen, das Leben in diesem erinnert beinahe in allem an das Gefängnisleben, und die zu verrichtende Arbeit bestand wenigstens bis noch vor kurzem hauptsächlich in der entwürdigenden Arbeit des Wergzupfens.

Und wie die ehrliebenden Arbeitslustigen dem Workhouse fern blieben, so thaten es auch die vagabundierenden Arbeitsunlustigen, welche hier zur strengen Arbeit erzogen werden sollten, und als man, um diese zu gewinnen, Verpflegungsstationen errichtete, in denen jeder Reisende einmaliges Nachtquartier und einmalige Mahlzeit erhielt, da hatte man den gewünschten Besuch nur so lange, als die Gaben ohne Entgelt geboten wurden. Als man aber drei- bis vierstündige Arbeit dagegen verlangte, da kehrten nur noch die an Arbeit Gewöhnten ein, die Vagabunden bettelten sich wie früher den Tag durch, um ihre Nächte in mehr oder weniger verrufenen Bettlerherbergen zuzubringen.

Man sieht, die englische Armenpflege hat bei der Behandlung der gesunden Arbeitsfähigen deswegen Schiffbruch gelitten, weil sie nicht imstande war in ihren Arbeitshäusern eine Arbeitsgelegenheit zu gewähren, die nicht anrüchig war, und weil sie auch nicht imstande war die große Masse derjenigen, die nicht arbeiten wollen, zur Arbeit zu zwingen.

In das entgegengesetzte Extrem verfiel man 1848 in Paris, als nach Anerkennung des Rechtes auf Arbeit die Republik die Nationalwerkstätten eröffnete und sich verpflichtete, einem jeden ehrliche Arbeit und für deren Leistung zwei Franken per Tag zu geben. Die Konsequenzen dieses Schrittes sind von welthistorischer Bedeutung geworden. Man hat ins Blaue hinein geschneidert, geschustert, Erdarbeiten ausgeführt und sie wieder zerstört, man hat eine Unmasse von Arbeitern nach Paris gelockt und ein Proletariat groß gezogen, welches der Urheber einer blutigen Revolution wurde und wohl am meisten zum baldigen Sturze der Republik beigetragen hat. Das Recht auf Arbeit wurde natürlich schleunigst wieder abgeschafft, und die Nationalwerkstätten wurden ebenso schleunig wieder geschlossen.

**

In Deutschland hatte man schon infolge der politischen Zerrissenheit diese Fragen weniger von einem höheren sozialen Gesichtspunkte in Angriff nehmen können, und erst seit der Konsolidierung unserer politischen Verhältnisse, speziell seit dem Gesetze vom 6. Juli 1870 über den Unterstützungswohnsitz hat man, soweit es sich um staatliche Maßnahmen, aber auch soweit es sich um eine feste Basis für die kommunalen und privaten Unterstützungen handelte, einen einigermaßen sicheren Boden für weitere Arbeit gefunden. Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, sich anlehnend an die bisherigen preußischen Bestimmungen, war die Folge und zwar die notwendige Folge des Gesetzes über die Freizügigkeit von 1867. Es schuf die kleinen Ortsarmenverbände und die großen Landarmenverbände, legte ihnen die Verpflichtung auf, diejenigen zu ernähren, die nicht imstande waren, es selbst zu thun, und ordnete zwischen den Verbänden die Frage der Kostenverteilung. Man wird wohl kaum zu weit gehen mit der Behauptung, daß dieses Gesetz über den Unterstützungswohnsitz mit seinen Wirkungen nur sehr langsam hinter dem Gesetze über die Freizügigkeit und dessen Wirkungen einher gehinkt und jetzt weit zurückgeblieben ist. Neben den Schwierigkeiten, welche die Sonderstellung von Bayern und Elsaß-Lothringen bereitet, und den Grausamkeiten, welche eine Folge dieser Sonderstellungen sind, liegen seine Nachteile hauptsächlich in dem ungeheueren Aufwande von Zeit und Arbeit für die Regelung der gegenseitigen Ansprüche der Verbände und in den von fiskalischen Gründen diktierten Präventivmaßregeln dieser Verbände, Dinge, welche die Wirksamkeit des Gesetzes in konkreten Fällen häufig ganz untergraben, und zwar in einer Weise, daß die öffentliche Moral darunter Schiffbruch leidet. Man hat nicht ganz mit Unrecht gespottet: „Das Heimatsrecht des deutschen Arbeiters ist gleichbedeutend mit dem Hinauswerfungsrechte in den Händen seines Bürgermeisters.“

An Vorschlägen zur Reform des Gesetzes hat es nicht gefehlt, und auch unser jetziger Herr Oberbürgermeister hat sich hierüber ausgelassen: aber alle Vorschläge, welche die bisherige Basis beibehielten, sind so tastender Natur und so voll von Bedenken und die Schwierigkeiten so sehr betonend, daß man unwillkürlich zur

Ansicht kommt, daß man das Beil an die Wurzel legen muß. Wie aber dem auch sein mag: daß das Gesetz für den durch unverschuldete Arbeitslosigkeit ins Elend Geratenen beinahe ganz wirkungslos ist, geht aus der Thatsache hervor, daß dieser Klasse der Bevölkerung, laut der Armenstatistik des Deutschen Reiches von 1885, an öffentlichen Unterstützungen während des ganzen Jahres nur ungefähr 4 Millionen Mark zu gute gekommen sind.

Und dem steht gegenüber, daß in England schon einzelne Gewerkvereine beinahe die gleiche Summe an ihre stellenlosen Verbandsangehörigen jährlich gezahlt haben, trotzdem durchschnittlich nur 5 % ihrer Mitglieder stellenlos sind. Dem steht gegenüber, daß innerhalb der deutschen Gewerkschaften dieser durchschnittliche Prozentsatz etwa 15 % betragen dürfte, und daß der Prozentsatz der Arbeitslosen unter den nicht organisierten Arbeitern ein noch weit größerer ist. Und dem steht schließlich gegenüber, daß der Betrag der Almosen, die, man kann sagen, ins Blaue hinein gegeben werden, jährlich auf einige Hundert Millionen Mark taxiert wird.

Und daß mit dem Wachstum der wirtschaftlichen Stellung Deutschlands auch die Bedeutung der Frage der Arbeitslosen wachsen muß und die größten Gefahren in ihrem Schoße birgt, darüber herrscht wohl kein Zweifel mehr. Für manche ist dieses sogar der springende Punkt in der ganzen sozialen Frage. So schreibt Herkner:

„Die ganze Reichsversicherung verliert für denjenigen ihre Wirksamkeit, der infolge von Arbeitslosigkeit außer stande ist, Beiträge zu entrichten. Ohne die Sicherung im Falle der Arbeitslosigkeit entbehrt die Arbeiterversicherung ihres Schlußsteins, der allein dem Baue eine unbedingte Festigkeit verleihen kann. Man kann nicht erwarten, daß unsre Arbeiter mit der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung aufrichtigen Frieden schließen, solange sie ihnen keine ausreichende Schutzwehr gegen den Abgrund der Arbeitslosigkeit errichtet."

„Erst dann, wenn die Gewißheit besteht, daß die öffentliche Armenpflege ihre Pflichten durchaus erfüllt, wird es möglich sein, die private, durch ihre Planlosigkeit oft mehr Schaden als Nutzen stiftende, Wohlthätigkeit der öffentlichen Armenpflege anzugliedern

und alle dem Unterstützungswesen zufließenden persönlichen und materiellen Hilfskräfte einheitlich wirken zu lassen. Erst dann, wenn die Überzeugung gewonnen werden kann, daß die öffentliche Armenverwaltung überall auf der Höhe ihres Berufes steht, werden sich die Meisten entschließen können, den Hilfe suchenden Armen von ihrer Thüre weg an die organisierte Armenpflege zu weisen."

Wie aber helfen? Zwei Wege bieten sich. Der eine liegt uns nach der Entwicklung unserer sozialen Gesetzgebung und unserer wirtschaftlichen Verhältnisse sehr nahe: die Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit, und in der That wird sie nicht nur von politischen Parteien, zuletzt auf dem neulichen Zentrums-Parteitage in Köln, gefordert, sondern Kommunen — die Schweiz befindet sich im Vorsprung —, Großbetriebe und Arbeiterverbände haben begonnen sie einzuführen. Läßt sie sich aber auf das Reich übertragen? Aus den Kommunen, aus den Großbetrieben und aus den Arbeiterverbänden können und werden die Unwürdigen ausgestoßen. Wohin aber soll das Deutsche Reich die Unwürdigen ausstoßen? In den Kommunen, den Großbetrieben und den Arbeiterverbänden existiert ein Unterbau für diese Versicherung, das ist die nach kurzer Unterbrechung wieder erfolgende Zuweisung von Arbeit, so daß die Versicherung nur eine subsidiäre Rolle spielt. Hier ist das Kriterium gegeben, ob jemand freiwillig oder gezwungen nicht arbeitet. Wenn aber das Deutsche Reich die allgemeine Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit, — diese würde aber, nebenbei bemerkt, mit allen ihren Schäden bestehen bleiben —, einführen wollte, so wäre ein Fiasko schwer zu vermeiden, denn das Deutsche Reich verfügt über kein derartiges Kriterium, weil der Unterbau fehlt. Gerade aber diesen Unterbau gilt es zu schaffen, und dieses ist der zweite Weg. Um ihn zu beschreiten, muß man zurückgehen zu dem gesunden Kerngedanken der englischen Armengesetzgebung und weiter arbeiten auf den Vorschlägen und Einrichtungen derjenigen, welche die Arbeit selbst als Bedingung der Unterstützung ansehen.

Hier mögen einige Zitate folgen.

Nach einer Broschüre von Lammers über Armenbeschäftigung sagt 1882 Dr. Julius Post: „Die Durchdringung der Armenpflege

mit dem Beschäftigungsgedanken bedeutet geradezu einen Kulturfortschritt der Gesellschaft."

Aschrott schreibt bei einer Besprechung des englischen Arbeitshauses:

„Die Behandlung der Bettler, Müssiggänger und in Armut Geratenen erscheint somit als das schwächste und am meisten der Verbesserung bedürftige Gebiet des englischen Armenwesens. Bei Verbesserungen sollte man vor allem im Auge haben, durch strenge, aber durchführbare und wirklich ausgeführte Strafvorschriften den gewerbsmäßigen Müssiggänger zu strafen, und weiter darauf Rücksicht nehmen, durch die Art der Arbeit und die Gewöhnung an sie auf die Unterstützten erzieherisch einzuwirken. Endlich sollte man den Leuten so viel wie möglich den Weg ebnen, damit sie nach ihrer Entlassung zu einer regelmäßigen Beschäftigung kommen können. Wenn man anstatt der nutzlosen und den Sinn für Arbeit geradezu tötenden Beschäftigung mit Wergzupfen eine nützliche, Gewinn abwerfende Arbeit einführte, und den Leuten je nach dem Resultate der Arbeit eine, wenn auch noch so kleine Vergütung bei der Entlassung auszahlte, so würde schon hiermit ein großer Fortschritt erreicht sein."

Georg Adler gelangt in seiner akademischen Antrittsrede zu dem Schluß, daß nur die auf systematische soziale Reformarbeit hinzielenden Pläne etwas Positives in der Arbeitslosenfrage zu leisten vermögen: er stellt als Grundsatz auf, daß dem Arbeitslosen nur über eine gewisse Spanne Zeit hinweggeholfen werden solle, damit er bei passender Gelegenheit seinem früheren Beruf nachzugehen vermag, und er verlangt, daß die Arbeitslosen damit beschäftigt werden, gewisse Bedarfsartikel für sich selbst herzustellen, wie Kleider, Schuhe u. dgl. m.

Adolph Grumprecht verlangt, daß das Heer der Arbeitslosen dazu verwandt werde, um Heidekulturen vorzunehmen und Wälder zu schaffen.

Dr. Brückner plädirt aufs eindringlichste dafür, daß die Stadtverwaltungen von kaufmännischen Gesichtspunkten absehen und durch die Art der Verteilung ihrer Arbeiten den Arbeitslosen dauernd zu Hilfe kommen.

Schon vor über einem halben Jahrhunderte sagte der englische Nationalökonom Owen: „Man muß die Arbeitslosen, die durch ihren Wettbewerb den Lohn und damit die Konsumkraft der Arbeiter so tief herabdrücken, von staatswegen beschäftigen. Die Arbeitslosen sind in Kolonien von etwa 1500 Personen zu vereinigen, sie haben durch ihre eigene Arbeit ihre Bedürfnisse zu decken. Überschüsse über den eigenen Bedarf hinaus sind zur Rückzahlung und Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien zu verwenden.“ — Und Herkner schreibt: „Warum soll eine Stadt z. B. arbeitslose Schuhmacher nicht Schuhe herstellen lassen, mit denen die von der Stadt zu unterstützenden Armen ausgestattet werden können; warum nicht für denselben Zweck Brot backen, Kleider und Wäsche nähen, Tische, Stühle und Betten anfertigen?“

Eine Reihe von Vereinen und Stadtverwaltungen knüpfen ihre Unterstützungen an die Bedingung der Arbeitsleistung.

Die berühmte Wilhelmsdorfer Kolonie des Pastors von Bodelschwingh und alle die andern Arbeiterkolonien, die nach ihrem Muster gegründet worden sind, machten die landwirtschaftliche Arbeit zur festen Basis der ganzen Unterstützungsthätigkeit, und in den Berliner Wärmehallen hatte man damit begonnen, einen Teil der Besucher in der Weise zu beschäftigen, daß der arbeitslose Schuhmacher das Schuhwerk des arbeitslosen Schneiders in Ordnung brachte, und der arbeitslose Schneider die Kleidung des Schuhmachers.

Der Vorschlag, den ich machen möchte, knüpft an diese Bestrebungen aufs engste an. Er geht dahin, in jeder Provinz eine Reihe von großen Werkstätten zu errichten, die man Unterstützungswerkstätten nennen könnte, an dem einen Orte eine für Schuhmacher, an dem andern eine für Schneider u. s. w. Die Produkte der hier geleisteten Arbeit kämen allen denjenigen zu gute, welche in derartigen Werkstätten arbeiten. Es würde sich also in erster Linie darum handeln, den Arbeitslosen Gelegenheit zur Arbeit zu geben, dann einen Austausch der Produkte der Arbeitswerkstätten herbeizuführen und den Arbeiter mit den ausgetauschten Produkten zu bezahlen. Die Arbeitswerkstätten selbst könnten von beschäftigungslosen Maurern errichtet, und jeder Werkstätte könnte eine Bäckerei

beigefügt werden. Barzahlungen würden nicht ganz zu vermeiden sein, sie dürften aber bei dieser Einrichtung nur eine ganz geringe Rolle spielen. Als Basis der Arbeitswertbemessung könnte der ortsübliche Tagelohn dienen: ich würde aber vorschlagen, ihn nur zur Hälfte in Anrechnung zu bringen, um dadurch den ihm gegenüberstehenden Wert der Rohstoffe zu erhöhen. Diese Rohstoffe müßten freilich durch öffentliche Mittel, vereinigt mit privaten, aufgebracht werden; dieser Ausgabe aber würde andererseits manche Entlastung gegenüberstehen.

Als Ergänzung dieser Unterstützungswerkstätten müßten in der Art der heutigen Arbeiterkolonien größere, ländliche Unterstützungskolonien in jeder Provinz errichtet werden.

Der ganze Plan ginge also darauf hinaus, die gesamte bisherige Unterstützungsthätigkeit, zum mindesten soweit es sich um Arbeitsfähige handelt, umzuändern und ihr äußerlich und innerlich neue Normen zu geben: äußerlich, indem alle Unterstützungen sich in den Unterstützungs-Werkstätten und in den Unterstützungs-Kolonien konzentrierten, und indem man die schon bestehenden oder erst geplanten Verpflegungsstationen für die Passanten organisch mit ihnen verknüpfte; innerlich aber, indem die von allen Seiten aus praktischen und ethischen Gründen aufgestellte Forderung verwirklicht würde, daß jede Unterstützung an eine Arbeitsleistung geknüpft werden müsse. Diese Arbeit aber, so geringfügig auch ihr Ertrag sein müßte, wäre keine schimpfliche, und ebensowenig eine unwirtschaftliche oder nutzlose: sie käme dem Arbeitenden selbst zum großen Teile zu gute, und der weitere Teil könnte verwandt werden zum Besten der Arbeitsunfähigen, was wiederum große Entlastungen der bisherigen Armenpflege zur Folge hätte.

Von den Bedenken, die sich diesem Plane entgegenstellen, muß eines sofort beseitigt werden. Es handelt sich hier um ein neutrales Gebiet, welches nicht als Stützpunkt für Lohnkämpfe benutzt werden dürfte: Streikende dürften deshalb während einer bestimmten Zeitdauer hier keine Aufnahme finden. Wichtiger sind aber die Bedenken, die sich anknüpfen an das Funktionieren dieses Unterstützungsapparates und an die Frage, ob die hergestellten

Produkte nicht schwer auf den Arbeitsmarkt lasten werden. Man wird sich freilich sagen, daß die außerordentlich niedrige Bemessung des Lohnes wohl den gewünschten Zweck erreichen und den Arbeiter nur in dringenden Fällen der Not zum Betreten der Unterstützungswerkstätten veranlassen würde: aber man wird sich fragen, ob nicht bei dem vorgeschlagenen Verhältnisse zwischen Rohstoff und Lohn sich eine Unmasse von Fabrikaten ansammeln müßte. Nehmen wir z. B. an, daß ein Schneider in einer solchen Werkstätte sich ein bestimmtes Kleidungsstück erarbeiten will. Der Stoff soll 6 Mark kosten und sein in Anrechnung gebrachter Lohn beträgt 80 Pfennig pro Tag, von denen er 50 Pfennig für seinen Lebensunterhalt braucht, so daß nur 30 Pfennig pro Tag für den genannten Zweck disponibel wären. Er müßte also, da 20 mal 30 Pfennig = 6 Mark ist, 20 Tage arbeiten, um in den Besitz des Kleidungsstückes zu gelangen; in der gleichen Zeit hat er aber vielleicht zehn derartige Kleidungsstücke hergestellt; was wird also aus den übrigen?

Darauf wäre dreierlei zu erwidern:

1. Der Leiter der Schneider-Unterstützungswerkstätte hätte es in der Hand, sobald er erführe, daß in den andern gleichartigen Werkstätten auch großer Produktionsüberschuß herrscht, diesem Überschusse entgegenzuarbeiten. Er könnte es thun durch Verkürzung der Arbeitszeit und schließlich dadurch, daß er zeitweise die Anzahl der aufzunehmenden Schneider beschränkte und die Zurückgewiesenen veranlaßte, sich bei andern Betrieben, bzw. bei den ländlichen Unterstützungskolonien zu melden;

2. aber darf nicht vergessen werden, daß die Schneider sowie die anderen Handwerker nicht nur für sich und ihre Berufsgenossen, sondern auch für die Notleidenden in allen übrigen Berufen zu arbeiten hätten und

3. wäre es durchaus in der Ordnung, wenn größere Warenniederlagen entstünden; sie wären vom höchsten Nutzen in den Zeiten eines allgemeinen Notstandes, sie wären aber auch notwendig im Hinblick auf die Eventualität, daß die Kategorie der betreffenden Berufsarbeiter, also beispielsweise der Schneider, infolge günstiger Verhältnisse auf dem freien Arbeitsmarkt, ein zu schwaches Kon-

tingent zu den Unterstützungswerkstätten stellte, so daß, ohne größere Niederlagen, die Ansprüche der übrigen notleidenden Handwerker nicht befriedigt werden könnten. Schließlich sollen aber diese Niederlagen auch dazu dienen, die Arbeitsunfähigen, die bisher von direkten Almosen gelebt haben, zu versorgen.

Man müßte in der That ängstlich bemüht sein dafür zu sorgen, daß die in diesen Werkstätten hergestellten Waren nicht auf den Warenmarkt gelangen und hier die Preise drücken, womöglich auch nicht indirekt. Als Prinzip soll aufgestellt werden, daß die bisher Arbeitslosen in der für sie zu schaffenden und für sie organisierten Arbeit sich gegenseitig unterstützen und sich gegenseitig, wenn man so sagen darf, bereichern: es sollen also nur bisherige wirtschaftliche Blößen bedeckt werden. Dieses Prinzip läßt sich leider nicht auf die vorgeschlagenen ländlichen Unterstützungskolonien anwenden: hier wird man vorzugsweise Arbeiten im Auge halten müssen, welche im allgemeinen Landesinteresse sind und für welche sich bis jetzt keine Unternehmer gefunden haben, wie Ameliorationen, Heidekulturen, Schaffung neuer Wälder u. s. w. Daß daneben in Land und Stadt auch die Arbeiten für Straßenreinigungen u. s. w. u. s. w. von Stellenlosen ausgeführt werden könnten, ist selbstverständlich.

Was die Qualität der geleisteten Arbeit betrifft, so würde sie voraussichtlich hinter der in den bisherigen Betrieben erreichten zurückbleiben, auch schon deswegen, weil es im Interesse der Sache liegt, daß jeder Arbeiter ohne gesetzliche Kündigungsfrist diesen Werkstätten wieder den Rücken kehren kann; doch würde es voraussichtlich nötig sein, daß, je nach der Art des Betriebes, eine ein- oder mehrtägige Kündigung vorgeschrieben wird, bei deren Nichteinhaltung der Lohn zurückgehalten würde.

Nun wird man vielleicht sagen: das ist alles recht gut und schön, sobald Schuhmacher und Schneider inbetracht kommen, also Handwerker, welche Arbeiten verfertigen, die jeder Mensch braucht. Wie sieht es aber mit den andern Berufen aus, mit denen, welche nur Luxusgegenstände oder teure Gegenstände herstellen? Kann z. B. der stellenlose Uhrmacher in diesen Unterstützungswerkstätten in seinem eignen Berufe beschäftigt werden? Nein, das kann er

nicht! Aber wenn auch nicht der Uhrmacher, so hoffe ich doch, daß eine ganze Reihe von Berufen ihre Unterstützungswerkstätten haben könnten, und vielleicht kann selbst die Kunst des Uhrmachers in der einen oder der andern zur Geltung kommen. Geht dieses nicht, so könnte man ihn bei den kommunalen Aushilfsarbeiten verwenden, oder er könnte sich bei den ländlichen Unterstützungskolonien melden. Man darf auch nicht vergessen, daß der vorgeschlagene Apparat, um zu funktionieren, vieler Hände bedarf, auch schreibender, und daß manche von diesen Händen Stellenlosen gehören dürfen. Jedenfalls darf meiner Ansicht nach aus dem Umstande, daß ein Beruf sich mehr als der andre für diesen Plan eignet, kein Schluß auf seine Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit gezogen werden.

Nach einer Richtung würde er jedenfalls von weittragender Bedeutung sein — inbezug auf das Bettler- und Vagabundentum. Die Summen, welche jährlich von mildthätiger Hand diesem geopfert werden, sind, wenn man einigen erschienenen Taxationen trauen darf, wie schon angedeutet, geradezu erschreckend hohe, und, was das traurigste ist, diese Gaben wirken nicht das Elend bekämpfend, sondern das Elend großziehend. Glücklicherweise gehen viele Städte und Vereine dem Übel energisch zu Leibe, mit am kräftigsten die Bodelschwinghischen Kolonien, und beinahe überall hat man die ermutigende Erfahrung gemacht, daß die geschaffenen Organisationen nicht Geld kosten, sondern Geld ersparen und eine starke Abnahme des Bettlertums in der betreffenden Gegend zur Folge hatten.

So erfreulich aber auch diese Einzelerfolge sind, sie verlieren an Wert, wenn man bedenkt, daß Bettler und Vagabunden sich um so mehr anderen Gegenden zuwenden, und daß man den Verschwendungen durch Almosengeben erst dann ein Ziel setzen kann, wenn man dem Wohlthätigen die Ueberzeugung beibringt, daß jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet: erst dann wird der Wohlthäter sicher sein, daß seine Gabe, der Zentralstelle gegeben, gut, bei dem trotz Arbeitsgelegenheit Bettelnden aber schlecht angebracht ist.

Allein die Organisation und die Leitung dieser Werkstätten und Kolonien, und der Weg, den man zu ihrer Kreierung und zur Beschaffung der notwendigen Geldmittel einschlagen müßte?

Hierüber für heute nur einige Bemerkungen!

Ich bin der Ansicht, daß es unumgänglich notwendig wäre, daß sich bei jeder Unterstützungswerkstätte und Unterstützungskolonie, wie schon gesagt, eine Bäckerei befände, und daß es sehr wünschenswert wäre, wenn hier auch nach andrer Richtung für die Beköstigung — in bescheidenen Grenzen wohl auch für die Wohnung — gesorgt würde. Ich würde vorschlagen, die Unterstützungswerkstätten möglichst nicht in die großen Städte zu legen; die Verwaltung könnte Sache jeder Provinz oder jedes Landarmen-Verbandes und die Leitung der Verwaltung gleichzeitig staatlicher und privatlicher Natur sein. Ebenso müßten es die Mittel sein, und es ist vielleicht nach den bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete nicht zu gewagt anzunehmen, daß die Gelder, die bisher in Deutschland zu derartigen Unterstützungen teils praktisch ausgegeben, teils nutzlos oder schädigend verschwendet werden, vielleicht schon genügen würden, um den Plan durchzuführen. Sollten aber wesentlich höhere Mittel erforderlich sein, so dürfte man, meiner Ansicht nach, im Interesse des großen und guten Zieles vor ihrer Bewilligung nicht zurückschrecken.

Man vergesse nicht, daß auch schon heute die große Anzahl von Arbeitslosen — Arbeitsuchenden sowohl als Arbeitscheuen — von der Gesamtheit in der einen oder der andern Form unterhalten wird, und daß man die Verpflichtung hierzu anerkennt. Über die allernotwendigste Lebensfristung ist diese Unterstützung an die Unbeschäftigten selten hinausgegangen. Gelänge es aber durch die Organisierung der Arbeitslosen nicht nur diese selbst durch gegenseitige Arbeit gewissermaßen zu bereichern, sondern auch im Interesse des Staates wünschenswerte Arbeiten auszuführen, so würde daneben noch ein ethischer und wirtschaftlicher Nutzen von ganz gewaltiger Bedeutung erzielt werden.

Freilich müßte man hierbei wahrscheinlich das jetzige Unterstützungswohnsitzgesetz, unter welchem das Bettler- und Vagabundentum geradezu fortwuchern muß, abschaffen. An Stelle dieses Gesetzes könnten neue Normen treten, durch welche in jeder Provinz Unterstützungskolonien und Unterstützungswerkstätten ins Leben gerufen würden, die dann mit denjenigen der andern Provinzen in engster Verbindung stehen müßten. Von diesen Stellen aus würde Stadt und Land mit Arbeitskräften (für Straßenreinigungen ꝛc.) und mit Waren (für die Arbeitsunfähigen) versorgt werden. Hier

würde der naturgemäße Sitz des Arbeitsnachweises sein, hier könnte, falls nicht genügende Arbeitsgelegenheit geboten werden kann, eine Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit angegliedert werden. Die heutigen juristischen Bestimmungen betreffs Arbeitszwang, Bettelei u. s. w. würden keine Änderung erfahren, sie würden aber durchgeführt werden können, was jetzt nur in der unvollkommensten Weise geschieht.

Merkwürdig, daß Autoritäten auf dem Gebiete des Armenwesens als ernstliches, diesem Plane entgegenstehendes Hindernis, weder die Geldfrage noch die etwaige Produktionsansammlung, wohl aber, um es kurz auszudrücken, die „gesetzgeberische“ Seite der Sache betrachten. Bei dem Geiste, der in unserer Beamtenwelt, in unserer Gesetzgebung und in unserer Verwaltung herrsche, sei es kaum denkbar, daß das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz einfach abgeschafft und durch ein anderes ersetzt werde. An ganz neue Materien wage man sich freilich mit großem Eifer heran, aber das, was einmal bestehe, könne nur durch langsame Umbildung eine Veränderung erfahren. Es sei eher möglich, daß unser ganzes wirtschaftliches Gebäude umgestoßen und an seiner Stelle ein neues errichtet werde, als daß in dem vorhandenen Gebäude einige Bausteine durch ganz andersartige ersetzt würden.

Es ist mir unmöglich die Berechtigung dieser Anschauung anzuerkennen, da auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens derartige an einem bestimmten Tage sich vollziehende, vollständige Veränderungen, die freilich von langer Hand vorbereitet sein müssen, gar nicht zu vermeiden sind. Dieser Einwand kann mich nicht abhalten den Vorschlag, den ich in die folgenden Sätze zusammenfasse, der Kritik zu unterbreiten:

Es ist aus Gründen der Humanität, der Volkserziehung, des wirtschaftlichen Wohlstandes und der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit zu wünschen, daß Unterstützungswerkstätten und Unterstützungskolonien für Arbeitslose errichtet werden, und daß diese Werkstätten und Kolonien zum Mittelpunkte staatlicher, kommunaler und privater Unterstützungsthätigkeit, soweit es sich dabei um Arbeitsfähige handelt, gemacht werden.

Jeder Arbeitsfähige, welcher eine Unterstützung beansprucht, muß diesen Werkstätten oder Kolonien zur Arbeitsleistung überwiesen werden. Der in ihnen zu erringende Verdienst muß zwar hinreichend zur Lebensführung sein, darf aber immer nur so knapp bemessen werden, daß das baldige Verlassen derselben das Ziel und der dringende Wunsch des hier Beschäftigten sein muß.

Der Lohn ist, wenigstens zum größten Teile, in den nötigen Lebensmitteln und in den in den Werkstätten hergestellten Produkten zu entrichten. Der Überschuß der Produkte soll, soweit er nicht im Interesse der arbeitenden Klasse zurückgehalten wird, den Arbeitsunfähigen zu gute kommen.

Es sollen möglichst vielerlei Fachwerkstätten errichtet werden, um, soweit es geht, den Arbeiter in seinem bisherigen Berufe zu beschäftigen.

Durch die Arbeiterkolonien sollen, wenn andere Arbeiten fehlen, größere Ameliorationen ausgeführt werden, welche im Interesse des Landes liegen.

Sollten diese Ideen sich verwirklichen lassen, so würde eine Anzahl von deutschen Händen, die, heute zur Unthätigkeit verdammt, wie ein totes Kapital ruhen, sich in Bewegung setzen, und unter ihrer Arbeit würde unfruchtbares Land fruchtbar werden. Eine Armee von Arbeitsscheuen würde zur Arbeit zurückgeführt, und eine weitere Armee von Arbeitsuchenden, die jetzt kaum etwas anderes als das nackte Leben ihr eigen nennen, würden in den Stand gesetzt werden sich in ehrlicher Arbeit mit Kleidungsstücken und manchem anderen zu versehen. Daneben würde durch die wirtschaftliche Hebung so großer Volksschichten der Absatz an Rohmaterialien, Halb- und Ganzfabrikaten in einer Weise wachsen, daß selbst ein indirekter Druck auf den Arbeitsmarkt durch die neu hergestellten Arbeitsprodukte leicht verschmerzt werden könnte.

Neben den Schwierigkeiten der Praxis, die sich der Verwirklichung dieser Ideen entgegenstellen, kommen auch die theoretischen Erwägungen inbetracht. Mancher wird denken: wenn man die

Arbeit der Stellenlosen nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit organisieren will, wie lange wird es da noch dauern, bis man die gesamte Produktion von staatswegen in die Hand nehmen wird, und je nach seinem Standpunkte würde dem einen dieser Gedanke Freude, dem andern Unbehagen bereiten. Aber genau mit der gleichen Berechtigung oder Nichtberechtigung könnte sich der eingefleischteste Individualist darüber freuen, daß man auf diesem Wege einen der schlimmsten und berechtigtesten Vorwürfe, die man der heutigen Wirtschaftsordnung macht, aus der Welt zu schaffen sucht, ohne das Spiel der gesunden Kräfte im Staate auch nur im mindesten zu stören.

In Wirklichkeit aber handelt es sich um ein ganz neutrales Gebiet, auf welchem sich die verschiedenartigsten Grundanschauungen zur gemeinsamen Thätigkeit vereinigen können.

Das Plateau, auf welchem das Ringen der wirtschaftlichen Kräfte sich abspielt, ist mit einem Graben umgeben, in welchen diejenigen, die gestoßen werden oder zu schwach auf den Beinen sind, hinabstürzen, und es ist sehr schwer sich aus diesem Graben wieder heraus zu ringen. Die menschliche Gesellschaft, die ihre Brüder nicht umkommen lassen darf, hat den im Graben Befindlichen Speise und Trank und Kleidungsstücke nachgeworfen: der eine hat viel, der andere wenig erhaschen können, aber alle schreien sie nach mehr und bleiben meistens bis an ihr Ende unthätig im Graben liegen. Es gilt die Gaben richtig zu verteilen, dem Hinabgestoßenen auch in der Tiefe Arbeit zu verschaffen und ihn moralisch und physisch auszurüsten — zu neuem Lebenskampfe oben auf dem Plateau.

## 6.

## Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprach am

22. März Herr E. Hartmann über „Elektrizitätszähler, insbesondere solche für Wechselstrom“.

# II. Litterarische Mitteilungen.

## 1.

### Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Mein Bericht im vorangehenden Hefte ist zu meinem eignen Schrecken so umfangreich geworden, daß ich billig Scheu tragen muß, den Hochstiftsmitgliedern schon wieder mit einer Fortsetzung zu kommen. Allein so sehr ich selbst dieses Anschwellen der Litteratur für ein Übel halte, so bin ich doch in einer Not- und Zwangslage, wenn ich nicht den Vorwurf, allzu empfindliche Lücken — irgend welche Vollständigkeit war ja niemals beabsichtigt — entstehen zu lassen, als begründet hinnehmen soll. Nicht zu meiner Entschuldigung, sondern nur zur Erklärung des zu großen Umfanges möchte ich darauf hinweisen, daß auch die das ganze Gebiet der neueren Litteratur umfassenden „Jahresberichte" in ihrem dritten Bande genötigt waren, von 71 auf 86 Bogen sich auszudehnen. Wenn bei ihnen der Leitung, bei meinen engbegrenzten Berichten mir selbst ein Teil der Schuld für das unerfreuliche Anwachsen zufällt, so ist die größere Hälfte der Schuld doch den am litterarischen Himmel auftauchenden Gestirnen, nicht dem Berichterstatter zuzuwälzen. Dem neuen, so unheimlich umfangreich gewordenen Bande der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" [1]) gegenüber habe ich nur die im Vorjahr ausgesprochene Anerkennung für die im allgemeinen sorgfältige und vorzüglich orientierende Art der Berichterstattung zu wiederholen. Das Aufgeben der Seitenzählung, das dem selbständigen Erscheinen der einzelnen Berichte zu Liebe erfolgte, macht sich bei Anführungen doch sehr

---

[1]) Stuttgart 1894 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

störend bemerkbar. Die Verteilung der Referate ist die gleiche geblieben: Köster für Schiller, Valentin für das Allgemeine bei Goethe, Pniower für die Lyrik, Witkowski, der vielleicht besondere Anerkennung verdient, für das Drama Goethes. Geiger hat das Referat über Goethes Leben und Epos diesmal noch geliefert; an seiner Stelle wird künftig über Goethes Leben Karl Heinemann berichten, der schon seit einiger Zeit in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" ausgezeichnete kritische Übersichten der „Neuen Goethe-Schriften"[2]) veröffentlicht. Geiger meint, man habe bisher Eckermanns Aufzeichnungen zu viel, den Falkischen zu wenig Vertrauen geschenkt. Ich gehöre zu denen, die Falk Mißtrauen entgegenbringen, gestehe jedoch Geiger gerne zu, daß dem dritten Teil von Eckermanns Gesprächen nicht gleiche Zuverlässigkeit wie den beiden ersten zukommt. Geigers Verteidigung von Brandes' Aufsätzen über Goethes Romane ist wohlberechtigt. Pniower ist durch eine ungenaue Notiz im Goethejahrbuch veranlaßt zu berichten, ich hätte eine Einwirkung von Brentanos Lied: „Ich wollt ein' Sträußlein binden" auf Goethes „Gefunden" behauptet. Ich habe jedoch in meiner Ausgabe Arnims und Brentanos (Kürschners Nat. Litt. Bd. 146 S. 148) nicht von einer Einwirkung, sondern blos von einer Ähnlichkeit gesprochen.

Wenn Köster hervorhebt, daß diese Übersichten in den Hochstiftsberichten sich weit mehr mit Goethe als mit Schiller beschäftigen, so ist dies eben nur eine Folge des starken Überwiegens der Goetheforschung gegenüber der Schillerforschung. Als einen für beide Dichter in gleicher Weise wichtigen und erfreulichen Beitrag haben wir die neue Auflage und zugleich Neubearbeitung der beiden letzten Bände von Hermann Hettners „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts"[3]) zu begrüßen. Fünfundzwanzig Jahre sind verstrichen, seit Hettner selbst sein großes selbständiges Werk

[2]) Leipzig (Verlag von F. A. Brockhaus) 1894: Nr. 45 und 46; 1895 Nr. 3, 18 u. f.

[3]) Drittes Buch. Das klassische Zeitalter der deutschen Litteratur: Erster Abschnitt, die Sturm- und Drangperiode. Zweiter Abschnitt, das Ideal der Humanität. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig 1894 (Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn).

abgeschlossen, ein Zeitraum, während dessen gerade auf dem Felde der deutschen Litteraturgeschichte die regste Thätigkeit entwickelt wurde. Um so glänzender erscheint Hettners Leistung. Nach verhältnismäßig doch geringfügigen Änderungen tritt uns sein Werk so anregend und lebensfrisch wie vor Jahren entgegen; selbst in Fällen, für deren Entscheidung jetzt reicheres, neues Material zu Gebote steht, müssen wir die Reife seines Urteils rühmen: für manche neuerdings umstrittene Frage finden wir schon bei ihm eine überlegene sachgemäße Erörterung. Wenn ich die notwendig gewordenen Weglassungen und Zusätze im Verhältnis zur Ausdehnung des Werkes auf Philosophie, Geschichtschreibung, Kunst- und Musikgeschichte geringfügig nannte, so sollen damit selbstverständlich die mühevolle Sorgfalt und der feine Takt des trefflichen Bearbeiters, Otto Harnacks, nicht um die wohlverdiente Anerkennung gekürzt werden. In selbstloser und glücklicher Arbeit hat er die schwierige Aufgabe gelöst, neue Forschungsergebnisse der älteren Darstellung einzuverleiben, unhaltbar gewordene Behauptungen leise zu ändern, ohne der Überzeugung Hettners gewaltsam eigene Ansichten unterzuschieben. Die vielen kleinen Einschiebsel, oft nur durch ein paar Worte bewirkte Verwertung der neueren Forschung (wobei VI, 481 irrtümlich „Jakob“ statt „Michael“ Bernays genannt wird), machen sich auch dem Kundigen nur bei genauester Vergleichung bemerkbar. Nur selten, wie bei der Behandlung von Schillers dramatischen Entwürfen, der Goethischen Sprüche und des nun an vier getrennten Stellen behandelten Faust wird die Verschiebung schon äußerlich erkennbar. Allein auch in den neuen Abschnitten wußte Harnack sich harmonisch der Auffassung und dem Stile Hettners anzupassen. Je größer heute die Gefahr ist, daß über der Fülle philologischer Einzelheiten und parteiisch verteidigter Spitzfindigkeiten der große kulturgeschichtliche Zug in unserer Litteratur und damit das entscheidende Bildungsmittel in der Litteraturgeschichte zurückgedrängt wird, desto wohlthätiger werden wir den großen Zug und die geschlossene Gesamtauffassung in Hettners Meisterwerk bewundern. Gerade für Goethe und Schiller giebt erst die Zusammenstellung der deutschen mit der englisch-französischen Litteraturgeschichte den vollen geschichtlichen

Hintergrund. Richardson, Goldsmith, Macpherson, Percy sind für Goethes, wie Rousseau, Pope, Gibbon, Voltaire für Schillers richtige Würdigung nicht zu missen. Die internationale Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts erreicht in der deutschen Litteratur und Philosophie ihren dichterischen und spekulativen Höhepunkt. Von Goethe geht dann eine deutsche Rückwirkung nach Frankreich und England aus. So dürfen und müssen wir Hettners Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts als ein wertvollstes Hilfsmittel zur Einführung in die Erkenntnis der allgemein geschichtlichen Stellung Goethe-Schillers hochstellen. Wie weit unser Urteil in Einzelheiten auch von dem Hettners abweichen mag, wer seine Bände in die Hand nimmt, sei es zum ersten Male, sei es nach alter Bekanntschaft und langer Pause, um die neue Bearbeitung kennen zu lernen, der wird beim Überblick dieser Darstellung deutscher Litteraturentwickelung von Herders erstem Auftreten bis zu Goethes Tode lebhaft ergriffen werden von den Vorzügen des vornehm und groß angelegten wie durchgeführten Werkes.

Die große Auffassung Goethes, wie sie durch Harnacks Einfluß nun noch entschiedener überall hervortritt, bringt das beste und gehaltvollste Buch der ganzen Goethelitteratur (vgl. V, 231 f.) in Erinnerung, Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“. Erst nach einer für den unvergleichlichen Wert des Buches viel zu langen Pause von sieben Jahren ist endlich die dritte Auflage nötig geworden.[4]) Sie ist um die beiden Studien „Einiges über Goethes Vers“ und „Goethe und die Sprache der Bibel“ (Jahrbuch VI, 176 u. VIII, 187) vermehrt. Aus Hehns ungedrucktem Nachlasse dagegen bringt der neueste Band des Goethejahrbuchs[5]) seine Faustvorlesung über Zueignung und beide Vorspiele und die Szenen bis zum Spaziergang. Daß diese Arbeit nicht für den Druck bestimmt war, merkt man ihr wohl an. Ich meine, durch ihre Veröffentlichung geschieht weder Goethe noch Hehn ein Dienst. Dem Faust sind auch noch zwei weitere von den vier Abhandlungen des Jahr-

---

[4]) Dritte vermehrte Auflage. Berlin 1895 (Gebrüder Bornträger).

[5]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. 16. Band. Mit dem zehnten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1895 (Literarische Anstalt Rütten & Löning).

buchs gewidmet. O. Pniower bringt manches bei, um die Abfassungszeit der einzelnen Teile der Szene „vor dem Thor“ näher zu bestimmen. Seine Annahme, daß wir eine dem Urfaust angehörende ältere Schichte von der späteren Überarbeitung hier zu scheiden haben, läßt sich recht gut hören. Wenn er die Parallele mit der Kerkerszene zieht, aus deren jetziger Fassung keine philologische Scheidekunst die ältere Grundlage auslösen könnte, so hat er sich freilich gegen den Schluß seiner Untersuchung doch zu solchen Scheidekünsten verleiten lassen. Die Anreden Fausts Du, Ihr, Er entscheiden nichts; übrigens bedient sich Faust nicht nur Wagner, sondern auch Mephisto gegenüber der letzteren Anrede. Der Versuch, aus Goethes Lektüre ganz sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, erwies sich für diese Szene nicht so fruchtbar wie für die Walpurgisnacht. Pniower führt zur Verteidigung seiner früher vorgebrachten Entlehnungshypothesen bekannte Goethische Aussprüche an. Ja, litterarische Einwirkungen von außen bei der Frage nach Entstehung von Dichterwerken aufzusuchen, das hat wohl niemand getadelt. „Absurd“, um Pniowers Ausdruck beizubehalten, ist manchen und auch mir nur die überspannte Anwendung einer an und für sich nutzbringenden Methode am unrichtigen Platze erschienen. Wie wenig das litterarische Vorkommen verwandter Ausdrücke ohne weiteres als Entlehnung gelten darf, hat aufs neue wieder Alexander Tille gezeigt, indem er in einem schottischen Kinderreime Ähnlichkeit mit dem Hexen-Einmaleins nachwies.[6]) Wie übel angebracht aber manche Vergleichungen sind, bei denen es sich keineswegs um Entlehnungsnachweise handelt, davon hat N. Sevenig in einem Luxemburgischen Schulprogramm[7]) ein übles Beispiel geliefert, indem er „die verwandten Hauptpersonen in R. Hamerlings ‚Ahasver in Rom‘ und Goethes ‚Faust‘“ miteinander verglich. Aus den umständlichen Inhaltsangaben beider Dichtungen und der Charakterisierung der Hauptpersonen soll sich die Ähnlichkeit zwischen Nero und Faust, Ahasver und Mephisto ergeben. Ich kann mir nicht denken, daß die Ausführungen Sevenigs irgend jemanden über-

---

[6]) A scottish Nursery Rhyme and Goethes Faust. Sonderabdruck aus Scots Lore. Glasgow 1895 (William Hodge & Comp.).

[7]) Diekirch 1891 (Programm des großherzoglichen Gymnasiums).

zeugen sollten. Wenn er aber behauptet (S. 30), alle Litterarhistoriker bezeichneten mit Einhelligkeit den zweiten Teil des Faust „als eine Reihenfolge toter Allegorien“, bei denen der Dichter fast gänzlich von der Phantasie verlassen worden sei, so muß er die neuere Faustlitteratur doch wenig beachtet haben. Ich möchte ihn da nur auf Valentins „ästhetische Untersuchung“: „Homunkulus und Helena“ im neuesten Bande des Goethejahrbuches verweisen, die genügen würde, ihn eines besseren zu belehren. Von Allegorien will Valentin hier überhaupt nichts wissen. Das Symbolische hinter der Realität des historischen Faust und der sich als die historische Helena gebenden scharf individualisierten Gestalt gesteht er natürlich zu. Ihm gilt es aber die Frage zu beantworten: wie läßt sich die Verbindung zwischen Faust und Helena realistisch verstehen? (S. 128.) Nicht was die rätselhaften Gestalten bedeuten sollen, sondern was sie in dem Gange des Dramas sind (S. 144), haben wir als Ausgangspunkt aller Interpretation festzustellen. In geistvoll scharfsinniger, vielleicht hie und da etwas zu scharfsinniger Weise entwickelt Valentin seine Ansicht der Beziehungen des Homunkulus zu Helena. Wie kann das Idol zu erneutem Leben gebracht werden? Homunkulus, die von Mephisto und Wagner künstlich geschaffene Lebensenergie, habe diese „für den Stoff herzugeben, mit dem die der Unterwelt entsteigenden Schattenbilder sich zeitweilig künstlich verbinden“. Die Zersprengung des Glases am Muschelwagen Galatheas sage in dichterischer Wendung verständlich genug, „daß sein Ziel die Verkörperung in höchster weiblicher Schönheit ist“. Man wird Valentins fesselnder Untersuchung freilich nicht gerecht, wenn man diese Ergebnisse von ihr gesondert schroff hinstellt, denn langsam Schritt vor Schritt strebt er das Gebäude seines Beweises aufzuführen. Mit der geplanten Hadesszene hat Valentin sich nicht eingelassen. Man kann sie aber keineswegs als frühere Planskizze, die der Dichter dann selbst habe fallen lassen, abfertigen. Wurde Fausts Rede vor Proserpina auch nicht ausgearbeitet, die letzten Verse Mantos beweisen, daß Goethe sich auch in der vollendeten Dichtung den Vorgang in gleicher Weise dachte: Valentin hat über diesen Punkt indessen schon früher sich ausgesprochen (vergl. sein Buch „Goethes Faustdichtung“ S. 175 f.). Ich will damit

nicht behaupten, daß zwischen Fausts Losbittung Helenas und Valentins Annahme ihrer Belebung durch Homunkulus ein unlösbarer Widerspruch klaffe. Aber Valentin neigt überhaupt dazu, die Paralipomena gering zu schätzen, sonst hätte er bei seinen schönen Bemerkungen über Euphorion auch hier seines Zusammenhangs mit dem Knaben Wagenlenker (Gespräche Nr. 1236) gedacht: freilich hatte er schon früher in „Goethes Faustdichtung" S. 222 f. diesen Punkt ausführlich behandelt. Den Zusammenhang zwischen Laboratorium, Walpurgisnacht und dem 3. Akte hat er unwiderleglich bewiesen und durch seine ganze Darlegung eine Schwierigkeit aufgeklärt, die auch Wilbrandt in der Vorrede seiner Theaterausgabe scharf betont. Daß es aber nur einer „geringen Kraftleistung von Phantasie" bedürfe, um die Brücke zwischen dem Verschwinden des Homunkulus und dem Auftreten der Helena zu schlagen, kann ich nicht zugeben. Ich meine, der Dichter hätte der Phantasie des Lesers und des Zuschauers schon ein wenig mehr zu Hilfe kommen dürfen. Zur Anfangsszene des 2. Aktes sucht eine Miszelle Sievekings Erläuterungen beizubringen. Nach ihm soll im Baccalaureus nicht Fichte und sein Anhang, sondern Schopenhauer getroffen sein, aus dessen bekannten Beziehungen zu Goethe dabei einiges wiederholt wird. Dem Fausterklärer Karl Köstlin und dem Schöpfer der vielleicht doch bedeutendsten Bühnenbearbeitung des Faust, Otto Devrient, sind unter der Totenschau des Jahrbuchs, die noch Rudolf Hildebrands, Franz Kerns, Wilhelm Arndts, Hermann Hagers gedenkt, die ersten Stellen eingeräumt. In seinem Nekrologe Devrients streift Erich Schmidt die Geschichte der Aufführungsversuche des ganzen Faust und spricht sich als entschiedener Anhänger der Aufführungen auch des II. Teiles aus.

Als de Lagarde[8]) 1853 auf einer seiner ergebnisreichen Studienreisen in London weilte, wurden dort eben deutsche Klassikerdramen gespielt. Großen Genuß bereitete ihm der „Fiesko". Das Stück zeige den, wie er ungerecht herbe sich aussprach, „sonst so

---

[8]) Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben zusammengestellt von Anna de Lagarde. Göttingen 1894 (Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung).

viel mit hohlen Phrasen arbeitenden Schiller als Kenner menschlichen Herzens und unmenschlich-menschlicher Politik." Tieferen Eindruck jedoch machte ihm eine ausgezeichnet gute Faustaufführung. Als er das Theater verließ, füllte das Brausen dieses Ozeans von Poesie seine Seele. Den gewaltigen Ozean dieser dramatischen Poesie in dem engbegrenzten Bassin der Bühne derart einzudämmen, daß wir das Mißverhältnis zwischen seinem endlosen Wogenschlage und der Kulissennot nicht allzu stark empfinden, bleibt eine mißliche, aber doch nicht zu umgehende Aufgabe. Einen flüchtigen Überblick der „Bühnengeschichte des Goethischen Faust" hat W. Creizenach schon 1881 seiner Geschichte des alten Volksschauspiels folgen lassen. In diesem Sommer hat die Bühnengeschichte des Faust eine wichtige Bereicherung erfahren durch die Münchner Aufführungen beider Teile. Aus den Zeitungsberichten sich ein sicheres Urteil über diese Aufführungen zu gewinnen, ist um so schwieriger, als der neue Münchner Bühnengewaltige die Kunst der Reklame und der Beeinflussung der Presse mit einer in München bisher unbekannten Virtuosität auszuüben weiß. Einen anschaulichen und durchaus Vertrauen erweckenden Bericht hat Walter Bormann im 9. Hefte der „Deutschen Dramaturgie" geliefert. Aber auch Ernst Possart selber hat in einem Vortrage „über die Gesamtaufführung des Goethischen Faust an der Münchener Hofbühne" [9]) seine Inszenierung den Bearbeitungen von Otto Devrient und Adolf Wilbrandt gegenüber als die pietätvollere gerühmt. Vielleicht ist Wilbrandt dadurch mitbestimmt worden, nun nach zwölf Jahren seine Bearbeitung auch durch den Druck zu veröffentlichen.[10]) Wenn wir sie aber auch gerne kennen lernen, so giebt sich Wilbrandt doch einer starken Selbsttäuschung hin mit der Behauptung: „nur in solcher Gestalt ist es möglich, die ganze Faustdichtung rein und wahrhaft zu genießen; selbst sie zu verstehen ist nicht anders möglich." Nicht einmal Schröer, der unter dem ersten Eindruck der „Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater" ein eigenes begeistertes Büchlein gewidmet hat (Heilbronn 1883),

[9]) Dritte Auflage. München 1895 (A. Bruckmanns Verlag).

[10]) Faust. Tragödie von Goethe. Für die Bühne in drei „Abenden" eingerichtet. Wien 1895 (Verlag der Literarischen Gesellschaft).

vermochte Wilbrandts Dreiteilung in Schutz zu nehmen. Ihr gegenüber ist Possarts Tadel vollständig berechtigt. Gewinnt man es jedoch über sich, den ersten Teil zu zerreißen, so darf der erste Abend nicht mit der Hexenküche schließen, sondern mit der Ausfahrt „zum neuen Lebenslauf“ (V. 2072). Durch ein Feuerwerk, in dem der ganze magische Hausrat der Zelle in Flammen aufgeht, dürfte man „die Intention des Poeten“ freilich auch zum Abschluß nicht erweitern, wie dies Dingelstedt in unglaublicher Nichtachtung der Reden Mephistos und des Famulus (V. 6570 und 6663) in der dramaturgischen Studie seiner Fausttrilogie (1876) vorgeschlagen hat. Gegenüber einer Vergewaltigung, wie Dingelstedt sie plante, verdienen Possart und Wilbrandt freilich hohes Lob. Possarts Polemik gegen die Isolierung des ersten Teiles ist jedenfalls besonders von Seiten eines Bühnenleiters wertvoll. Durch die landesübliche Darstellung des ersten Teiles werde das Verständnis des Gesamtdramas geradezu erschwert. Possart will dem Gesamtdrama, das bis jetzt überall nur als seltenes Experiment auftauchte, eine dauernde Stelle im Spielplan sichern. Leider hat er das gerade in München bereits vorhandene treffliche Hilfsmittel, die Reform-(Shakspeare)-Bühne, mittelst derer sein Vorgänger v. Perfall eine treuere Aufführung des Götz von Berlichingen, als je zuvor stattfand, verwirklichen konnte (vgl. VII, 168), und die eben für den Faust die größten Vorteile bieten würde, verschmäht. Die Inhaltsangabe, in welche der zweite Teil seines Vortrages ausläuft, giebt kein Bild der Bühnenbearbeitung selbst, und über die von musikalischem Ballaste viel zu sehr beschwerte Aufführung kann nur der berichten, der sie gesehen hat. Dagegen muß ich in Wilbrandts gedruckt vorliegender Bearbeitung doch ein paar thatsächliche Irrtümer hervorheben. Daß Gretchen einen Hut trägt (S. 121), will nicht recht zu ihrem Kostüme passen. Den Tod ihrer Mutter läßt der Dichter absichtlich im Dunkeln, und der Bearbeiter verletzt seinen Willen, wenn er Mephisto durch Zauberzeichen das von Faust überreichte Fläschchen vergiften läßt. Der Elfenchor bezeichnet auch ohne die durch Eberwein überlieferten Überschriften so genau die vier „Pausen nächtlicher Weile“, daß es kaum begreiflich ist, wie man die „Dämmerung“ beim Beginn des zweiten Teiles als Morgen-

dämmerung bezeichnen und dann die Elfen von hereinbrechender Dämmerung und Nacht singen lassen mag. Am Schlusse statt der mater gloriosa den Herrn sprechen zu lassen um den Zusammenhang mit dem Prolog deutlicher zu machen, zeigt eine überkluge Verbesserung des Dichters, die man einem Bearbeiter der selbst Dichter ist, nicht zutrauen sollte. Nicht minder anfechtbar ist Wilbrandts Änderung, durch die Mephisto an der Belebung Helenas Anteil gewinnt trotz seines früheren Geständnisses der Ohnmacht gegenüber Heroinen (V. 6209). Die eigene Thätigkeit, zu der Faust dadurch gezwungen wird, ist ja, wie Valentin so hübsch dargelegt hat, ein wesentliches Moment zur Befreiung Fausts von seinem höllischen Gefährten. Von Zueignung und Vorspiel auf dem Theater, auf die Wilbrandt besonderen Wert legt, sagt Hehn eigens, sie stünden mit dem Drama selbst, zu dessen integrierenden Teilen sie nicht gehörten, in keinem organischen Zusammenhange. Der Dichter im Vorspiele darf übrigens auch nicht mit Goethe identifiziert werden, wenigstens nicht mit dem gereiften Faustdichter. Goethe war zu jener Zeit selber ein die praktischen Forderungen berücksichtigender Theaterdirektor. Mit Recht sagt C. Schmidt in seinem warm empfundenen Buche „Faust ein Menschenleben“ [11]), die lustige Person mache den Genius des Dichters auf die sanfteste Weise von der letzten Fessel frei.

Schmidt, der den Faust als Ganzes und Lebendiges aus der Dichtung selbst heraus erklären will, hat eine bis auf wenige Punkte klare und treffende Analyse des ersten Teiles geliefert, die in ihrer Einfachheit und lebhaften Teilnehmung einen erfreulichen Eindruck macht und ganz geeignet wäre, die durch die spitzfindige Interpretationskunst zurückgescheuchten Leser zu versöhnen. Insoweit war er wohl berechtigt, von der ganzen bisherigen Faustlitteratur abzusehen. Daß er ihren Ergebnissen etwas Neues beigefügt habe, läßt sich aber nicht behaupten. Seine Auslegung der Walpurgisnacht, deren Schlüssel er in Vers 4076—91 gefunden zu haben glaubt, ist so anfechtbar wie irgend einer der früheren Auslegungsversuche, und nicht viel besser steht es um die symbolische Erklärung der

[11]) Versuch einer harmonischen Analyse des Goethischen Faust. Berlin 1895 (Kommissions-Verlag von Rosenbaum & Hart).

Hexenküche. Den Walpurgisnachtstraum will auch Schmidt, wie vor kurzem Baumgart und Valentin, nicht als störendes Einschiebsel angesehen, sondern dem Ganzen sinnvoll eingegliedert wissen, ein Rehabilitationsversuch für den Dichter, der seinem eigenen Geständnisse gegenüber mich nicht überzeugen kann. Noch viel weniger kann ich aber die Annahme, daß der Geisterchor von himmlischen Gestalten ausgehe, gelten lassen. Bei den Versen nach Fausts Fluch liegt es ja nahe an den warnenden guten Engel der älteren Faustspiele zu denken; aber diese Geister sind doch keine anderen als die schon während Mephistos Gefangenschaft Thätigen, und die sprechen V. 1259 f. ihr Wesen als „Geister seines Schlages" doch mit unzweifelhafter Deutlichkeit aus.

Außer dem Faust ist in den Abhandlungen und Miszellen des Jahrbuchs von Goethes Dramen nur noch der Epimenides berücksichtigt. Morsch giebt in etwas gereiztem Tone Nachträge zu seiner verdienstlichen Abhandlung über ältere Epimenidesdramen (vgl. IX, 357; X, 253). Er ist entrüstet, daß man die Annahme, Goethe habe sich selbst zum Mittelpunkt des Festspiels gemacht, geschmacklos gefunden habe, da er in doch vielen Dramen und Romanen Ähnliches gethan habe. Mit dieser Verteidigung wird Morsch nicht viel Glück haben. Es ist doch ganz etwas Anderes, ob der Dichter in frei begonnenen Werken wie Werther, Tasso,[12]) Wilhelm Meister im Helden sich selbst teilweise widerspiegelt, oder ob er aufgefordert ein Festspiel zur Siegesfeier für die Bühne der preußischen Hauptstadt zu schreiben, sich selbst darin zur Hauptperson, die Befreiung Deutschlands zur Nebenhandlung macht. Die Polemik gegen Ottokar Lorenz, die Morsch damit verbindet, ist von Düntzer in einem eigenen Buche[13]) in heftigster Weise weiter ausgesponnen worden. Ich habe erst im vorigen Bande S. 214 bekannt, daß

---

[12]) Die Heidelberger Dissertation von P. Loews „über das Verbum in Goethes Tasso" (1894) ist kaum als ein Beitrag zur Feststellung von Goethes Sprache anzusehen, da der Verfasser für seine grammatische Frage nur fast zufällig alle Beispiele aus Tasso wählt ohne auf Goethes Sprachgebrauch selbst irgendwie einzugehen.

[13]) Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden 1895 (Dresdener Verlagsanstalt, V. W. Esche).

ich im Gegensatze der Ansichten zwischen Lorenz und Suphan dem letzteren beistimmen muß. Aber Düntzers Widerspruch erscheint mir nach Form wie Inhalt schlecht am Platze. Natürlich ist Düntzer in der Kenntnis aller der unzähligen Einzelheiten von Goethes und Karl Augusts Leben dem Jenenser Historiker überlegen, und andererseits hat Lorenz in liebenswürdiger Offenheit gar kein Hehl daraus gemacht, daß er mit seinem Goethevortrage ein ihm nicht in allen Besonderheiten vertrautes Gebiet betreten habe. Als vor einigen Jahren die Angriffe gegen Düntzer zum guten Tone gehörten, habe ich bei jeder Gelegenheit seine großen Verdienste um die Goetheforschung dankbar gerühmt. Das vorliegende Buch hat seine Verdienste nicht vermehrt. Mit starker Voreingenommenheit gab er sich gar nicht die Mühe um das richtige Verständnis des von Lorenz Gesagten. Lorenz macht sich z. B. über Kompendienschreiber lustig, die in Vergröberung seiner Nachweise über Goethes Stellung nun schreiben würden: „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung eines Fürstenbundes“, und Düntzer wirft daraufhin Lorenz vor, er träume von solchen Folgen seiner angeblichen Entdeckung. Auf Goethes politische Ansichten ist Düntzer überhaupt nicht eingegangen, sondern hat nur das Verhältnis zu Karl August aus seinem früheren dickleibigen Buche „Goethe und Karl August“ (vgl. V, 244) auszugsweise wiederholt. Mir erscheint trotz aller Einwendungen Lorenz' frischer, anregender Vortrag nach wie vor einer der erfreulichsten und, wie auch seine Verwertung in Heinemanns Goethebiographie bereits zeigt, wirklich fördernden Beiträge zur Goethelitteratur der letzten Jahre. Dagegen kann ich dem diesjährigen Weimarer Festvortrage, der einen, auch an dieser Stelle öfters vorgetragenen Wunsch erfüllend, nun zum erstenmale im Jahrbuch selbst Aufnahme fand, kaum eine Anregung für besseres Verständnis Goethes und seiner Werke entnehmen. Selbstverständlich hört man Spielhagen stets mit gespannter Teilnahme über die Theorie und Technik des Romans sprechen, zu der er nicht nur durch seine eigenen Dichtungen, sondern auch in einem besonderen, lehrreichen Buche wertvolle Beiträge geliefert hat. Und wenn sein Festvortrag über „die epische Poesie und Goethe“ geistvolle Aperçüs giebt, so erinnern wir uns,

daß auch bereits ein Zeit- und Kunstgenosse Spielhagens, daß Berthold Auerbach schon im Jahre 1861 einen Vortrag über „Goethe und die Erzählungskunst“ veröffentlicht hat. Die verschiedenartige Behandlung des gleichen Themas durch die beiden nachgoethischen Dichter ist lehrreicher für ihre eigene als für Goethes Charakterisierung. Das Jahrbuch bringt außer der Festrede von Spielhagen noch eine zweite, freilich bereits ziemlich abgelagerte von Georg Thudichum: „Goethe und unsere Zeit“. Sie ward im September 1849 als Schulrede gehalten und erörtert die Gründe der Feindseligkeit, welche eine allgemeine Feier von Goethes hundertstem Geburtstag verhinderten. Die warme und vornehme Haltung der Rede rechtfertigt völlig den Abdruck im Jahrbuch. Zur Geschichte Goethes im Urteil übel- und wohlwollender Zeitgenossen bringen Schlossars Notizen über „Goethe und Graf Anton Prokesch-Osten“ bemerkenswerte Nachträge. Der später berühmte Orientschilderer hatte im August 1820 bei Goethe in Jena freundliche Aufnahme gefunden, von der ein begeisterter Brief Kunde giebt. Als Köchys Schmähschrift gegen Goethe erschien, richtete Prokesch in der Stuttgarter Zeitschrift „Hesperus“ ein „Freundschaftliches Schreiben an den Grafen J. Paar“ (1823 Nr. 28 u. 29), in dem er ritterlich für den verehrten Dichter in die Schranken trat.

Zu Goethes übelwollenden Zeitgenossen gehörte unter andern Böttiger, zu seinen eifrigen Bewunderern Hegel. Für das Verhältnis zu beiden bringt das Jahrbuch neue Mitteilungen. Otto Francke fand in den auf das Weimarische Gymnasium bezüglichen Akten des Staatsarchivs drei Briefe Goethes an Voigt, die eine angebliche Berufung „unseres loyalen Mannes“ nach Kopenhagen und die Böttcheriade seiner Abgangsrede ironisch behandeln. Von den acht Briefen Hegels an Goethe stammen die ersteren aus seiner bedrängten Jenenser Amtszeit an den Kurator der Universität, die späteren aus Berlin mit Zustimmungen zur Farbenlehre. In den zehn Briefen Fräulein v. Klettenbergs an Lavater, denen die Miszellen noch einen Brief der Branconi beifügen, ist nicht die wiederholte Erwähnung Goethes wichtig, sondern der ganze Ton, in dem dieser Briefverkehr gehalten ist. Die Briefe sind zugleich Dokumente zum 6. Buche des „Wilhelm Meister“. Für die Text-

geschichte der Cottaschen Ausgaben hat Fresenius im „Bericht der Redaktoren" die Ergebnisse mühseliger Forschung mitgeteilt. Die Bemühungen italienischer Übersetzer, deren ich im vorangehenden Berichte (S. 213) erwähnte, sind jetzt durch C. Fasolas Bibliographie „Goethes Werke in italienischer Übersetzung" zum erstenmale vollständig übersichtlich geworden.

Die Mitteilungen aus dem Archive sind diesmal auf weniger, aber meist höchst bedeutende Schriftstücke, die Mehrzahl von B. Suphan sorgsam erläutert, beschränkt. Aus dem Frühjahre 1789 stammt die für Reichardt unternommene Übersetzung der Chöre aus Racines „Athalie". Dem Jahr 1795 angehörig und an Gentz gerichtet ist nach Suphans Annahme ein Schreiben, in dem Goethe die Aufforderung ablehnt, „als Organ des thätigen anführenden rettenden Teils der Nation" den gefährlichen Schwingungen des Parteigeistes entgegenzutreten. Bei dem Mangel an Zutrauen der gebietenden Klasse Deutschlands gegen ihre Schriftsteller würde er nur eine Kassandrarolle spielen. Wenn er hier Aussichtsloses zu thun ablehnte, so war er um so eifriger, wenn er wirklich großen Ideen dienen zu können hoffte. Wir vernehmen von den Plänen der W. K. F. für ein Lutherdenkmal in Berlin, die gerade nach seiner endlichen Enthüllung besonderes geschichtliches Interesse wecken, und dem noch wichtigeren (1817 gemachten) Vorschlag, das Reformationsfest auf den 18. Oktober zu verlegen, damit es ein Fest aller Deutschen werde. Die Feier des 31. Oktober solle nicht an „Zwiespalt und Unfrieden, ein ungeheures Unglück einiger Jahrhunderte" erinnern, nachdem die des 18. „die Freude einer liebevollen Eintracht" gezeigt hat. Vereinige man beide Feste, so werde auch die Reformationszeit aus einem Parteifeste ein solches der allgemeinen reinsten Humanität. „Niemand fragt, von welcher Konfession der Mann des Landsturms sei, alle ziehen vereiniget zur Kirche; alle bilden einen Kreis ums Feuer und werden von einer Flamme erleuchtet." Wenn hier Goethe in großem Sinne die einigende Nationalität über das konfessionell Trennende stellt, so zeigt eine Miszelle auch im kleinen seine patriotische Teilnahme. Aus den Akten der Berliner Liedertafel konnte Steig die ursprüngliche Fassung von „Ergo bibamus"

mitteilen, dessen Titel dort den Zusatz aufweist: „Ein Spätling zum 10. März“ (1810). Es ist der Geburtstag der Königin Luise, auf deren Fest sich also das „zum heutigen Tage“ bezieht; die früh Verklärte ist unter dem göttlichen Bildchen aus glänzender Wolke gemeint. Von den unzählig Vielen, die seit dem ersten Drucke in den Gesängen der „Liedertafel“ (1811) das Lied gesungen haben, hat wohl keiner bisher diese patriotische Beziehung geahnt.

Nur den düstern Hintergrund für bittere persönliche Empfindungen bilden die Zeitereignisse in dem Beschwerdebriefe an Cotta vom 24. Dezember 1806. Die damals in Ulm erscheinende Allgemeine Zeitung hatte in hämischer Weise Goethes „unter dem Kanonendonner der Schlacht“ erfolgte Trauung „mit seiner vieljährigen Haushälterin“ erwähnt und andere Weimaraner wie Falk und Vulpius mit Hohn überschüttet, wie Goethe klagt, mitgewirkt, „einen kleinen bisher leuchtenden Punkt Deutschlands zu verfinstern und zu vernichten“. Heute, da die Erwähnung privater Vorgänge in den öffentlichen Blättern gang und gebe geworden ist, mögen die Zornworte Goethes manche Betrachtung wachrufen. „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch.“ Goethe verbat sich die fernere Zusendung des Blattes, dem er zur Zeit der Wallensteinaufführung selbst Beiträge gespendet hatte. Da der Biograph Joh. Fr. Cottas fast in jedem Kapitel den energischen Brief, in dem Cotta sich bei der Verhandlung über den Verlag des Goethe-Schillerischen Briefwechsels 1828 über Goethe beschwerte, als einen moralischen Sieg des Buchhändlers über den Dichter feiert, so wird diese Abfuhr Cottas durch Goethe als wirksameres Seitenstück gerade rechtzeitig bekannt. Albert Schäffles Buchausgabe der auf Bestellung der Firma schon 1887 in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Aufsätze über Cotta [14]) ist eine ganz einseitige Verherrlichung des be-

[14]) Cotta. Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim. 18. Band. Berlin 1895 (Ernst Hofmann & Comp.).

rühmten Sosias. Niemand wird die Verdienste des „königlichen Kaufmanns“, dem Schiller teilnehmende Freundschaft widmete, verkleinern wollen. Aber das hier gezeichnete Idealbild entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Schillers Erben hegten über Cottas angeblichen Edelmut ganz andere Ansichten (vgl. X, 430) als Schäffle. Es ist ein sonderbares Verfahren, als Maßstab der Honorarhöhe von 1801 immer gerade Wielands „Musarion“ von 1768 zu wählen, die Wielands bis dahin zweifelhafte Erfolge erst entschied. Neues Material über „Cotta als Verleger und als Freund der großen Dichter“ hat Schäffles einseitige Arbeit nicht gebracht. Wie wenig sie aber für Cotta selbst genügend ist, zeigt ein Vergleich mit R. Prölß' „jungem Deutschland“. Wie den Brief Goethes an Cotta hat Suphan auch zwei für Schiller bestimmte Schriftstücke, Harnack zwei Briefe an Karoline v. Humboldt von 1809 und Bruchstücke ihrer Antwort herausgegeben, Steiner einen von Goethe redigierten Bericht über die Berliner Naturforscherversammlung von 1828 bekannt gemacht. Das für Schiller bestimmte unvollendete Konzept ist ziemlich zweifellos identisch mit den im Briefe vom 18. Oktober 1794 erwähnten Blättern, von denen Goethe dort meldet: „Schon habe ich sie diktirt, muß aber einiges umschreiben. Ich komme mir gar wunderlich vor, wenn ich theoretisiren soll.“ Dieses von Skulptur und Malerei ausgehende Theoretisieren, was habe der Künstler zu thun, um den Zuschauer das Ganze als schön empfinden zu lassen, haben wir in dem neuentdeckten Konzepte. Nicht minder interessant ist das eine Zeitlang dem Finder problematisch erschienene Schriftstück: nach Suphans geistvoll gründlicher Kombination eine Selbstcharakteristik, die Goethe im August 1797 zu Frankfurt diktierte. Die Psychographie sollte als eine „Confession“ dem Freunde zugehen, der in der ersten Zeit ihres Briefwechsels seinen eigenen und Goethes Entwickelungsgang in so hohem Sinne in zwei Briefen gezeichnet hatte. So hat der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, dessen vollständigste Ausgabe gegenwärtig die von Franz Muncker herausgegebene vierbändige in der Cottaischen Bibliothek der Weltlitteratur ist,[15]) eine unerwartete wirklich bedeutende Bereicherung

[15]) Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

erfahren. Die Einleitungen, die Muncker sowohl diesem Briefwechsel als dem zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt[16]) beigab, verdienen ob ihrer anspruchslosen Gediegenheit und sachlichen Fülle uneingeschränktes Lob. Bekannte Dinge wie die ganze Entwickelung des Verhältnisses zwischen Schiller und Goethe auf gedrängtem Raume in eigenartiger Fassung zu bringen, ist ganz außerordentlich schwierig, und Muncker ist hier wirklich ein kleines Kabinetsstück gelungen. Die Anerkennung der menschlichen Größe und Reinheit des einzigen Verhältnisses ist mit der Klarlegung seiner ästhetisch-litterarhistorischen Wichtigkeit ausgezeichnet verbunden. Gerade den vielen Mißverständnissen gegenüber, die wohl die Größe des Dichters, nicht zugleich die des Menschen anerkennen wollen, bietet der vermehrte Neudruck von Heinrich Voß' Briefen, in denen er verschiedenen seiner Freunde (Boie, Niemeyer, Griesbachs, Solger, Iden, Jean Paul) aus seinem Weimarer Leben vertraulichst erzählt,[17]) eine willkommene nützliche Belehrung. Der junge Voß, den Goethe als Lehrer ans Weimarer Gymnasium gezogen hatte, verkehrte in den Jahren 1804/5 bei Schiller und Goethe wie ein Sohn des Hauses. Bei beiden leistete er treue Krankenpflegerdienste und hatte Gelegenheit, sie aufs genaueste kennen zu lernen. Und wie ein Leitmotiv zieht sich durch seine sämtlichen Briefe das Bekenntnis, daß beide als Menschen noch unendlich größer und liebenswürdiger seien wie als Schriftsteller. Diese anschaulichen Schilderungen eines warmherzig begeisterten, doch keineswegs kritiklosen Jünglings gewähren uns Einblick in die Häuslichkeit, den harmlos heiteren und doch stets bildenden Verkehr Schillers und Goethes, sie führen die Thatsachen in einer Weise vor, denen gegenüber alle Vorurteile sich in ihr Nichts auflösen müssen. Der rein menschlichen Größe und Güte der beiden Dichter ist hier ein unangreifbares leuchtendes Denkmal gesetzt.

---

[16]) Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

[17]) Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

*

Wir wissen dem sorgsamen Herausgeber der Briefe Dank, daß er sie der Vergessenheit, in die ihre erste Ausgabe (von 1834) geraten war, entrissen hat. In seinen Erläuterungen hat er bei Zuweisung eines anonymen Brieffragmentes an Boie geirrt (S. 36). Boie, der am 15. Oktober 1774 mit Goethe in Frankfurt begeisterte Stunden verlebt hatte (Weinhold, H. Chr. Boie S. 70 u. 187), konnte nicht seinem Neffen schreiben: „Nie sah und sprach ich Göthe.“ Auch er hatte, wie dreißig Jahre später sein Neffe, von Goethe den Eindruck empfangen, sein Herz sei so groß und edel wie sein Geist.

Wie manches die genauere Durchforschung der mit Goethe und Schiller in Berührung kommenden Personen auch immer wieder für die Goethe-Schillerlitteratur ergiebt, zeigt neuerdings Rudolf Schlössers mit liebevoller Umsicht durchgeführte Monographie über Fr. W. Gotters Leben und Schriften.[18] Die 1773 zwischen Gotter und Goethe ausgetauschten Episteln pflegen in der Entstehungsgeschichte des Götz und Faust ebenso angeführt zu werden, wie in der Geschichte der Xenien Schillers spöttische Äußerung, mit der er zur Füllung einiger Horenbogen Gotters nachgelassenes Singspiel „die Geisterinsel“ aufnahm, die „kraftlos dünne Speise eines so klassischen Schriftstellers, der das Genie- und Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hat“. In Wetzlar hatte derselbe Gotter einstens im Wetteifer mit Goethe Goldsmiths „deserted village“ übersetzt, und die Arbeit soll ihm, dessen ganze schriftstellerische Thätigkeit im Bearbeiten fremder Vorbilder gipfelte, besser geglückt sein als dem Dichter des „Götz von Berlichingen“. Das in einem Gespräche in Goués „Masuren“ ausgeprägte Verhältnis zwischen beiden Dichtern war damals ein freundschaftliches. Gotter war es, der die Bekanntschaft zwischen seinem alten Freunde Kestner und seinem neuen, Goethe vermittelte. Er fand denn auch in Frankfurt freundliche Aufnahme auf dem Hirschgraben. Später ergaben sich bei Goethes Besuchen in Gotha und Gotters Reisen nach Weimar nur mehr flüchtige Berührungen zwischen ihnen. Schon am

[18]) Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert. Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von Berthold Litzmann. X. Band. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

2. Januar 1776 hatte Gotter in wenig freundlicher Stimmung an Lenz berichtet: „Goethe war vorige Woche hier; aber wie kurz! Er kam nach Mitternacht auf der Redoute an, brachte den folgenden Tag bei Hofe zu und reiste sodann mit der Weimarischen Herrschaft wieder zurück. Ich hab' ihn in allem kaum eine Viertelstunde gesprochen. Er weiß noch nicht, wie lang er in Weimar bleiben wird, wo er den Günstling in bester Form und Ordnung spielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachlässigen hingeworfenen Ton überall eingeführt hat. Ich muß ehestens hinüber, um mich selbst von dem Fuß zu überzeugen, auf welchem er mit Wieland steht. Was man davon hier erzählt, ist nicht zum Vorteil des letzteren." Prinz August von Gotha, der später sich eng an Herder und Goethe anschloß, richtete zwei Monate nach diesem ersten Besuche eigens eine Epistel an den Gothaischen Hofdichter Gotter, um den bescheidenen sanften Freund dem wilddreisten Stolz und Mißgeschmack Goethes entgegenzustellen, als einem Wiederaufrichter

Des Tempels des Geschmacks, den Goethens Hand zerstört,
Indem er wider sich Verstand und Herz empört.

So hartnäckig Gotter an der französischen Kunstrichtung festhielt, in der er mit Eckhof das einzige Heil der deutschen Schauspielkunst erblickte, wie später Goethe bei seinen Übersetzungen und Schiller bei seinem Prolog zu Goethes Mahometübertragung sie als eines ihrer Förderungsmittel anerkannten, so freute er sich 1784 doch über die Aufführung des Götz in Mannheim. Nach dem „kühnen Unternehmen" die Räuber auf die Bühne zu bringen, wünschte er dem Intendanten v. Dalberg Glück zu solchen Schauspielern, fügte jedoch den weiteren Wunsch bei, der Himmel möge uns vor mehr Stücken dieser Gattung, die im Schrecklichen den Preis behalten, bewahren. Der große Einfluß, den Gotter auf Dalberg und Iffland ausübte, ist jedenfalls Schiller nicht zu gute gekommen. Die alte schwere Beschuldigung, daß er mit der Posse „der schwarze Mann" (1784) eine Verspottung Schillers beabsichtigt habe, erfährt durch Schlössers Untersuchung wenigstens eine Einschränkung. Wie jede dramatische Arbeit Gotters beruht auch diese Posse nicht auf selbständiger Erfindung, sondern ist nur die freie Bearbeitung einer

**

französischen Vorlage von Gernevaldes „l'homme noir ou le Spleen“ (Haag 1778). Diese selbst aufzufinden ist zwar auch Schlösser nicht gelungen: dafür konnte er indessen eine holländische Übersetzung von 1779 mit Gotters Machwerk vergleichen. Die Mehrzahl der auf Schiller gedeuteten Angriffe sind allerdings schon bei Gernevalde vorhanden. Aber in den Worten des Dichters Flickwort (Schlösser S. 265) erblicke ich doch eine zweifellose Verspottung von Fiesko und Don Karlos. Es ist kein Entlastungsbeweis, wie Schlösser vorschützt, wenn die Anspielung nicht genau mit dem Gange der Handlung bei Schiller übereinstimmt. Der Ausruf, „ich lasse die Tugend unterliegen, je unmoralischer desto schrecklicher!“ variiert ja Gotters Urteil über das Schreckliche der Räuber. Die Hauptschuld trägt freilich Iffland, der im „schwarzen Mann“ den Dichter Flickwort in Schillers Maske spielte, nicht Gotter. Wurde das Stück doch noch im März 1805, unterm 18. verzeichnet es Schillers Kalender, unbedenklich in Weimar aufgeführt. Den Einfluß von Gotters „Mariane“ auf „Kabale und Liebe“, der „Medea“ auf Goethes „Proserpina“ hat Schlösser (S. 214 und 222) überzeugend dargelegt. Das Monodram „Medea“ gehörte zu den Gotterischen Stücken, die im Spielplane von Goethes Bühne Aufnahme fanden. Die zwischen Gotters „Merope“ und dem „Elpenor“ entdeckten Ähnlichkeiten finden alle auch auf Voltaires „Merope“ Anwendung, die Goethe schon von früherher kannte. Die Einwirkung von Gotters „Orest und Elektra“ auf „Iphigenie“ erscheint mir nicht so ausgemacht wie Schlösser (S. 200) und Morsch annehmen. Dagegen hat Schlösser zweifellos recht, wenn er in Gotters Singspiel „der Jahrmarkt“ (1775) das bunte Jahrmarktstreiben von Plundersweilen (1774) wiederfindet und Goethes Umarbeitung seines satirischen Jahrmarktsdramas von Esther (1789) als Vorbild zu Gotters parodistischen Dramen „die stolze Vasthi“ und „Esther“ (1789) bezeichnet. Die Aufführung der „Vasthi“ in Masken vor der Herzogin Anna Amalia am 24. Oktober 1800, zu der Goethe drei Stanzen als Epilog schrieb, veranlaßte ihrerseits wieder die Weimarischen Maskenstücke. Ob Goethes „von derbstem Witz und sonnigstem Humor durchsprühtes Puppenspiel“ von Haman und Esther geeignet ist, einem Estherdrama unserer Zeit die Bahnen zu weisen,

wie Rudolf Schwartz am Schlusse seiner Übersicht der älteren Estherdramen [19]) meint, möchte ich doch stark bezweifeln. Dagegen ist auf den Stammbaum zweier Goethischer Possen aufmerksam zu machen. Unter den Singspielen der englischen Komödianten, die Johannes Bolte mit seinem bekannten Forscherglück und -geschick aufgefunden und verzeichnet hat, [20]) findet sich auch das zuerst für 1694 nachweisbare Singspiel „Harlequins Hochzeit" in seinen verschiedenen Fassungen (vgl. Braunes Hallesche Neudrucke Nr. 90/91), deren einer Goethe die Anregung zu seinem mikrokosmischen Drama „Hanswursts Hochzeit" schuldet. Die berühmteste unter Goethes dramatischen Jugendsatiren, „Götter, Helden und Wieland" hat Johannes Rentsch in seiner Studie „das Totengespräch in der Litteratur" [21]) in die geschichtliche Entwickelung dieser von Lukian ausgehenden Unterweltsdialoge eingereiht, unter deren letzten Nachzüglern er die „dramatischen Gespräche im Reiche der Toten zwischen Schiller, Wieland, Iffland, Kotzebue und Goethe" (Quedlinburg 1833) anzuführen hatte. Die Hadesgespräche, die Schiller für die Xenien dichtete, hat Rentsch erwähnt, dagegen das Zwiegespräch zwischen Cäsar und Brutus aus den Räubern übersehen. Der junge Schiller hat diesem Totengespräch solche Bedeutung beigelegt, daß die Schlußvignette der ersten Auflage der Räuber uns Charon in seinem Boote zeigt, dem Brutus eben entsteigt, während Cäsar fragend dem Aussteigenden entgegeneilt.

Die Vignette ist zwar nicht bei Könnecke [22]), dessen letzte Lieferungen als Beilagen einen prächtigen Holzschnitt von Graffs

---

[19]) Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine litterarhistorische Untersuchung. Oldenburg 1894 (Schulzesche Hofbuchhandlung).

[20]) Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von B. Litzmann. VII. Band. Hamburg und Leipzig 1893 Verlag von Leopold Voß).

[21]) Lukianstudien. Plauen i. V. 1895 (Programm des kgl. Gymnasiums).

[22]) Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg i. H. 1895 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Schillerporträt und weitere Illustrationen zu Schillers Leben und Werken (vgl. S. 293) gebracht haben, wohl aber in dem eben abgeschlossenen Prachtwerke J. Wychgrams „Schiller dem deutschen Volke dargestellt"[23]) enthalten. Die reiche, an Faksimiles wohl überreiche Ausstattung der neuesten Schillerbiographie, der nun in Karl Heinemanns „Goethe"[24]) ein gleich stattliches Werk zur Seite gesetzt wird, legt jedenfalls einen thatsächlichen erfreulichen Beweis dafür ab, daß in weitesten Kreisen der Wunsch nach genauer Kenntnis von Schillers und Goethes Leben vorhanden ist. Die Verlagshandlungen würden ohne diese Voraussetzung nicht die mit solcher Ausstattung verbundenen Kosten wagen. Beide Biographien wenden sich an weiteste Kreise, „die Gebildeten aller Stände", wie Wychgram sagt. Gelehrte Zwecke sind nicht beabsichtigt, eine umfassende ästhetische Würdigung der Dichtungen liegt außerhalb der Grenzen dieser Schillerbiographie (S. 171), die jedoch „aus den Quellen gearbeitet auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage ruht". Und das Lob gewissenhafter selbständiger Durcharbeitung aller Quellen darf man als einen Vorzug der überall geschmackvollen, von warmer Empfindung belebten Darstellung Wychgrams rühmen, wenn sie andererseits auch der stark ausgeprägten Individualität und des Begeisterung weckenden Schwunges entbehrt, die in Johannes Scherrs illustriertem Schillerbuche (1859) über manche Flüchtigkeit hinwegheben. Die drei Schillerbiographien von Weltrich, Minor, Brahm sind ja sämtlich ins Stocken geraten, so daß Wychgrams gründlicher und vollständiger Darstellung von Schillers Leben, die natürlich Minors und Weltrichs Forschung verwertet, erhöhte Bedeutung zukommt und die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Ob nicht der populären Bestimmung des Buches unbeschadet auch bei den Jugenddramen etwas mehr litterarhistorische Gesichtspunkte zu berücksichtigen gewesen wären, wie bei den späteren Dramen ja geschehen ist?

---

[23]) Mit 48 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 206 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig 1895 (Verlag von Velhagen & Klasing).

[24]) Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Erster Band. Leipzig 1895 (Verlag von E. A. Seemann).

Das Verhältnis Schillers zu Kant gelegentlich der (von Wychgram fast völlig übergangenen) Abhandlung „über Anmut und Würde" gemeinverständlich darzulegen, wäre gerade für dieses Werk eine dankbare und durchführbare Aufgabe gewesen. Der veralteten und irreführenden Bezeichnung der Wallensteindichtung als einer Trilogie (S. 406) hätte nach Werders unüberlegter Polemik nicht wieder Vorschub geleistet werden dürfen. Für die Behauptung, daß Schiller selbst die Tellhandlung bereits im Sinne der neueren historischen Kritik für ein Märchen gehalten habe (S. 473), ist der Brief an Körner vom 9. September 1802 doch kein genügender Beweis. Daß Schiller keineswegs länger als üblich in der Akademie zurückgehalten wurde (S. 178), hat Weltrich überzeugend dargelegt (S. 278). Die Thatsache, daß die ersten Ideen zur „Luise Millerin" während des Arrestes auf der Stuttgarter Hauptwache aufkeimten, ist nicht nur so anmutend, sondern auch so gut bezeugt, daß Wychgrams Schweigen (S. 82) überrascht. In viel zu günstigem Lichte stellt er Schillers Aufnahme bei seiner letzten Übersiedlung nach Weimar (S. 424) dar. Mit Schillers Klagen über die Vernachlässigung seitens des Hofes (an Frau v. Stein und Körner 2. Februar und 19. November 1802) ist diese Schönfärberei, von der sich Wychgram sonst auch überall freigehalten hat, völlig unvereinbar. Schillers Mutter und ihre Briefe (vgl. X, 427) wird jeder Einsichtige in ihrer einfachen Herzlichkeit zu schätzen wissen; Wychgrams Lob dagegen, sie seien köstlicher als jene der Frau Rat mit ihrer nicht ungesuchten Plaisanterie, muß nur den Widerspruch herausfordern. Was bei einer andern gesucht herauskäme, ist bei Frau Rat wirklich ungeschminktes Naturell. Dem Verfasser von Frau Ajas Lebensbild, Heinemann, ist es doppelt anzurechnen, daß er nun in seiner Goethebiographie auch dem lange verkannten Vater liebevolle Gerechtigkeit zu teil werden läßt. Von den vier Halbbänden, welche diese neueste bilderreiche Goethebiographie bilden sollen, liegen die beiden ersten bereits vor. Das erste Buch „der junge Goethe" enthält die Darstellung der Kindheit, die Lehrjahre in Leipzig, Frankfurt, Straßburg, Wetzlar und die als Advokat und Dichter verlebte letzte Frankfurter Zeit; das zweite Buch „Auf der Höhe" behandelt die ersten zehn weimarischen Jahre,

„im Staatsdienst“, und die italienische Reise, die ich lieber unter selbständiger Überschrift als dem Kapitel „Frau v. Stein“ eingeordnet gesehen hätte. Wenn man dem Kleinkram der Goethephilologie gegenüber oft die Geduld verlieren möchte, so muß man beim Studium des Heinemannischen Werkes doch erfreut anerkennen, wie erst durch alle diese Einzeluntersuchungen es ermöglicht ist, nun Goethes Lebensgang in einer früher unerreichbaren Vollständigkeit und Richtigkeit darzustellen. Dem mit der Litteratur Vertrauten muß es ein besonderes Vergnügen bereiten, zu sehen, mit welcher Sorgfalt und Umsicht Heinemann wie Wychgram auch die kleinsten Steinchen, die der Kärrnerfleiß zusammengetragen hat, geschickt benutzten, um das große Mosaikbild wahrheitsgetreu zusammenzufügen, ohne dabei die in festumrissenen klaren Linien fortschreitende Schilderung irgendwie zu beeinträchtigen. Aber nicht nur die Richtigkeit des Details, auch die geistige Gesamtauffassung, welche die Hauptsache bleiben muß, ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich vertieft und berichtigt worden. Ich selbst würde allerdings den Einfluß Frau v. Steins auf die Iphigenie nicht in solcher Stärke betonen: in allen Hauptsachen kann ich nur meine volle Zustimmung zu Heinemanns Darstellung, ihre Bestimmung für weitere Leserkreise vorausgesetzt, aussprechen. Des Verfassers Absicht ist: „die Darstellung der Entwickelung des Goethischen Wesens an der Hand der Schriftquellen und ein Bilderwerk, das uns sowohl die äußere Gestalt des Dichters und seine Umgebung als auch die Personen, die ihm nahe standen, vergegenwärtigen, die Einwirkung, die die Zeit und Umgebung auf Goethes Entwickelung ausübte, und zugleich, wie seine geniale Kraft auf die Umgebung zurückwirkte, schildern soll.“ Die große Schwierigkeit, welche für die biographische Darstellung der Jugendzeit aus dem Verhältnisse zu „Dichtung und Wahrheit“ sich ergiebt, die benutzt werden soll ohne die eigene Selbständigkeit einzuschränken, hat der Verfasser mit gutem Geschicke gelöst. Besondere Sorgfalt ist der Charakterisierung der einzelnen Goethe nähertretenden Personen wie Öser, der bei Besprechung der in Italien gewonnenen Kunstansichten nochmals in den Vordergrund tritt, Behrisch, Herder, Merck, Knebel gewidmet. Bei Goethes Leipziger Aufenthalt, für dessen dichterische Erzeugnisse inzwischen durch B.

Suphan eine neue Quelle erschlossen worden ist[25]), wäre es meiner Ansicht nach besser gewesen, das Leben und die Studien im Zusammenhange darzustellen, statt ersteres bis zur Katastrophe, die ihn krank ins Elternhaus zurückführte, zu verfolgen und dann wieder zu den Anfängen der Leipziger Zeit zurückzukehren. Von Einzelheiten möchte ich nur ein paar herausgreifen. Die Annahme, daß Goethe mit dem „Heidenröslein" eine scherzhafte Täuschung Herders beabsichtigt habe, ist nach Redlichs Ausführungen in der Suphanischen Herderausgabe (XXV, 680) unhaltbar. Die Widersprüche in den beiden Berichten der Frau Rat über die erste Beschäftigung mit Götzens Autobiographie (Weißenfels I, 294) sucht Heinemann zu beseitigen, indem er Goethe schon vor der Abreise nach Straßburg auf der Frankfurter Bibliothek damit bekannt werden läßt. Eine sichere Entscheidung ist in dieser Frage nicht zu gewinnen. Dagegen glaube ich, daß sich aus den fertigen Szenen des „Prometheus" der tragische Konflikt und nicht eine Versöhnung zwischen Zeus und Prometheus (S. 306) deutlich erkennen läßt. Ein leidenschaftlicher Umsturzmann (S. 343) ist übrigens Goethe auch als Dichter des Götz und Prometheus nicht gewesen; hier hat sich der sonst so sorgfältig wägende Verfasser doch durch die Lust an Ausmalung der Gegensätze etwas hinreißen lassen. Ebenso anfechtbar ist der Satz: der Dichter des Götz (S. 250) habe erkannt, daß die klassische Antike und die Formenpracht des französischen Dramas nicht Natur seien. Heinemann selbst hat bei Betrachtung des Ergebnisses der italienischen Reise hervorgehoben, daß schon auf der Heimreise von Straßburg die Mannheimer Antikensammlung den Glauben an die nordische Baukunst bei dem Verehrer Erwins zum Wanken gebracht habe (S. 471). Die Antike und das Drama Racines und Voltaires hat der Schüler Herders niemals zusammengestellt, zwischen der Antike und der Natur auch in den Sturm- und Drangjahren keinen Gegensatz gefunden. Die Auffassung und Verteidigung des antiken Dramas gegen Wieland und seine Alkeste giebt dafür einen drastischen Beleg.

---

[25]) Das Buch Annette. Berlin 1895 (Sonderabdruck aus dem 21. Bande der „Deutschen Rundschau").

Ein Versehen Heinemanns ist es, wenn er Goethes längst widerlegte Anschuldigung gegen Zimmermann als grausamen Vater (vgl. X, 439) wiederholt (S. 298) und Karl August die Geheimnisthuerei und Flucht hochherzig verzeihen läßt (S. 436). Der Herzog war ja von Anfang an in das Geheimnis der italienischen Reise eingeweiht und hatte nicht zu verzeihen, was mit seiner Billigung geschehen war. Für die Maskenzüge des ersten weimarischen Jahrzehnts glaube ich nicht an den Einfluß italienischer Festspiele des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 381). Wenn bei Weißenfels und Meyer das Biographische hinter dem Litterarhistorischen fast verschwand, so muß es in Heinemanns Buch nach seiner ganzen Anlage die erste Stelle einnehmen. Zwar hat Heinemann auch das Litterargeschichtliche z. B. beim Götz und Werther genügend berücksichtigt, aber das formale Element hätte z. B. bei Besprechung der Iphigenie, über deren Entwickelung von der Prosa durch die freien Rhythmen zum Blankverse wir fast nichts hören, doch mehr gewürdigt werden können. Aus dem reichen Bilderschmucke des Werkes will ich wenigstens die Städteansichten von Frankfurt, Leipzig, Wetzlar, Weimar erwähnen. Die Karte von Italien ist in zu kleinem Maßstabe gegeben. Von dem Bestreben das Neueste zu bringen zeigt die Aufnahme des erst soeben im Goethejahrbuch veröffentlichten Bildes von der Umgebung der Villa Borghese, das Goethe selbst mit Blei und Feder entworfen, dann in Aquarellfarben ausgetuscht hat. Von Personenbildern, die nicht alle gleich gut ausgefallen sind, verdienen besonders hervorgehoben zu werden das prächtige Porträt des Frankfurter Malers Seekatz, die Silhouetten der sechzehn Teilnehmer der Schönkopfischen Tafelrunde, die 1774 für Jacobi gezeichnete Silhouette Goethes und ein bisher unbekanntes Bild von Frau v. Stein, das sie jugendlicher als das oft nachgebildete Selbstporträt zeigt.

Wenn Wychgram und Heinemann Wort und Bild zur Belebung der Biographie Schillers und Goethes vereinen, so strebt die diesjährige Ausstellung des Hochstiftes darnach „in Bild und Handschrift, den treusten Zeugen der Vergangenheit,“ die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, „Goethe in seinen Beziehungen zu

Frankfurt“ [26]) dem sinnigen Beschauer vorzuführen. Und wie bei den Werther- und Faustausstellungen der Vorjahre hat Otto Heuer auch diesmal durch einen vorzüglich gearbeiteten, mit prächtigem Bilderschmuck versehenen Katalog der vorübergehenden Schaustellung ein bleibendes litterarisches Ehrengedächtnis gestiftet. An den 21 Tafeln dieses Kataloges, die ebensoviele Bilder zum erstenmale veröffentlichen, können sich auch die erfreuen, denen der Besuch der Ausstellung versagt bleibt. Zwei neue Silhouetten von Frau Rat, je eine des Vaters und Goethes selbst, Goethes Frankfurter Giebelzimmer von ihm selbst, Jerusalems Sterbezimmer von Chodowiecki gezeichnet, ein Bild Maximiliane Brentanos, an Marianne Willemer gerichtete Begleitverse zu einem Myrten- und Lorbeersträußchen finden wir auf den Tafeln abgebildet. Und wie vieles unter den 666 Nummern erweckt auch in der Beschreibung schon unser Interesse. Die erste Hälfte (457 Nummern) führt uns Goethes Frankfurter Lebensjahre vor, die Familienglieder, Freunde und Besucher, die Zeit der französischen Okkupation und das Theater, die Stadt selbst, wie sie in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert ist, und auf Lili Bezügliches. Der zweite Abschnitt bringt die Belege für die späteren Beziehungen zur Vaterstadt, die Besucher und Freunde der Frau Rat einerseits, die Familie Willemer andererseits, Theaterzettel der ersten Aufführungen Goethischer Werke auf der Frankfurter Bühne. Für den Kundigen belebt sich das Verzeichnis selbst in prächtiger Weise, alte liebe Schatten steigen auf, und wir danken allen denen, die so treulich mitgeholfen haben, sie zu beschwören.

Wenn wir von diesen großen Versuchen, die Illustration zur Belebung der Geschichte zu verwerten, uns zu bescheideneren Arbeiten wenden, so darf Armin Steins Versuch, uns „Schillers Jugendleben“ [27]) bis zur Flucht aus Stuttgart in halb novellistischer Form zu schildern, als ein anspruchslos gefälliger Beitrag zur Schiller-

---

[26]) Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M. 1895.

[27]) Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. Band XXI. Halle a. S. 1893 (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses).

litteratur gerühmt werden. An die überlegene Kunst, mit welcher Hermann Kurz, er selbst ein prächtiger schwäbischer Kerndichter, „Schillers Heimatjahre“ im historischen Romane geschichtlich treu geschildert hat, darf man sich dabei freilich nicht erinnern. Einzelne störende Verstöße gegen den wirklichen Lebenslauf des Dichters hätte Stein leicht vermeiden können und sollen. Allein im ganzen liest sich sein warmherziges Büchlein recht anmutend, so daß es als Volks- und Jugendbuch seinen Zweck erfüllt und Lob verdient. Bedenkt man die Masse der bereits vorhandenen Goethe- und Schillerbiographien, so wird man es dem Verfasser immer nicht gering anrechnen, wenn er noch eigenartig und anziehend das so oft Gesagte neu zu erzählen weiß. Daß noch immer trotz aller Biographien und der Sammlungen, wie Rollet und Zarncke sie unternommen haben, neue Lebensbeschreibungen und neu entdeckte Bilder auftauchen, ist wirklich erstaunlich. Wychgram, Heinemann und die Hochstiftsausstellung haben nun die Bilderzahl wieder um ein Beträchtliches vermehrt. Wie Wurzbach von Tannenberg schon 1859 in seinem Schillerbuche auch die auf Schillers Leben und Werke bezüglichen Bildwerke verzeichnete, so werden wir nach Zarnckes und Rollets Zusammenstellung der bei Goethes Lebzeiten entstandenen Porträte bei weiterem Anwachsen der Goethelitteratur auch wohl noch Verzeichnisse der frei geschaffenen Kompositionen erhalten, in denen die nachlebenden Künstler Vorgänge aus Goethes Leben und Werken sich zum Vorwurfe wählten. Eine Geschichte der Illustrationen deutscher Klassiker von Chodowiecki bis zu den modernen Prachtausgaben, die den künstlerischen und litterargeschichtlichen Fragen in gleicher Weise Rechnung tragen müßte, würde zugleich ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte und zur Geschichte des Fortlebens und der Einwirkung unserer Klassiker sein. Da verdienen nun auch von Seiten der Goethe-Schillerlitteratur die „Lebenserinnerungen“ eines vielerfahrenen Mannes wie Friedrich Pecht[28]) besondere Beachtung, der als Künstler und Kunstkritiker auf dem Übergangsgebiete von bildender

---

[28]) Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen. München 1894 (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Fr. Bruckmann).

Kunst und Litteratur steht. Aus dem was Goethe über bildende Kunst sagt, wußte er sich wenigstens in seiner Jugend nichts zu machen, er erwähnt auch bei Erzählung seiner wiederholten Fahrten durch Italien nirgends Goethes italienische Reise. Er macht es Goethe und Schiller zum Vorwurf, daß sie gemeinsam die Nachahmung der Antike aus allen Kräften gefördert hätten (II, 217), und liefert so ein weiteres Zeugnis für die Strömung gegen den Weimarischen Klassizismus, auf den ich im vorangehenden Berichte (S. 234) aufmerksam gemacht habe. Der junge Lithograph Pecht hatte noch in seiner Vaterstadt Konstanz Goethes Werke kennen gelernt und sich am Faust so begeistert, daß er ihn „bei der ersten Begegnung gleich fünfmal in einer Woche las“. Als er nun 1833 nach München kam, vermochte er bei aller schulgemäßen Bewunderung für Cornelius' Fresken kein inneres Verhältnis zu der herrschenden Romantik zu finden. Erst als Foltz und Lindenschmit den Königsbau der Münchner Residenz mit Szenen aus Schillers und Goethes Gedichten bunt und rosig ausmalten, fanden er und seine Genossen „endlich die Gestalten verkörpert, die unsere Phantasie unaufhörlich beschäftigten. Was eine wahrhaft nationale Kunst uns sein könnte, das empfanden wir da zuerst mit Lebhaftigkeit. Denn noch waren diese Dichter (Schiller, Bürger, Wieland, Klopstock, Goethe) uns unendlich viel wichtiger, erregten unsere Phantasie ungleich mehr, als dies bei der heutigen Jugend der Fall ist.“ Recht bezeichnend verbindet sich in der Erinnerung des Malers der Eindruck jener Bilder mit der Bühnenwirkung von Schillers Dramen. „Der Tell Eßlairs steht mir auch heute noch vor Augen.“ Diese Münchner Eindrücke setzten sich ein Jahrzehnt später in eigene künstlerische Pläne um. Gerade ein längerer Aufenthalt in Paris festigte Pecht seine Überzeugung, unsere Malerei müsse „mehr zu Hause bleiben, d. h. ihren Stoff in unserem eigenen nationalen Leben suchen, wenn sie auf einen gesunderen Standpunkt kommen solle.“ Es schien ihm unbegreiflich, daß noch kein Künstler aus dem durch „Wahrheit und Dichtung“ und dem Schiller-Goethischen Briefwechsel geläufigen Stoffkreise der Nation ihre Lieblinge würdig vorgeführt habe. Ihn reizte „die bisher (1845) von der Malerei noch nie versuchte Geschichte unserer großen Litteraturperiode, wo

Goethe in seiner idealen Schönheit ja eine für den Maler wie gemachte Figur schien, neben der sich Schiller, Wieland, Herder, Karl August wunderbar gruppierten, samt dem Blütenkranz der durch sie unsterblich gemachten Frauen“. Begeistert für diese Aufgabe fuhr Pecht zum Studienzeichnen nach Weimar, wo sein Freund Neher eben im Auftrage der Großfürstin das Goethe-, Schiller- und Wielandzimmer im Schloße ausmalte und „Goethes Zögling“ Preller wie ein Löwe im Käfig an der kleinen Kunstschule eine mißmutige Existenz führte. Die Eindrücke Weimars selbst fand Pecht nicht besonders günstig. In der Gegenwart des damaligen Großherzogs durften — so wurde wenigstens Pecht erzählt — die Klassiker nie erwähnt werden, da es ihn ärgerte, daß Weimar seine Bedeutung von ihnen borgen sollte. Die Männer, welche Goethe noch nahegestanden waren, hatten in komischer Weise die Manieren des alten Geheimrats angenommen, nur der Kanzler v. Müller hatte seine Frische erhalten. Frau v. Pogwisch, die Mutter Ottiliens, erklärte frischweg, „daß sie Goethe als Dichter wohl gelten lassen müsse, aber als Menschen verabscheue, da es gewiß keinen zweiten „Egoisten“ wie ihn gegeben habe“. So hat auch das Verhalten Weimars zu seinen großen Erinnerungen verschiedenartige Wandlungen durchgemacht. Wenn Pecht damals von Weimar mit dem Gefühle schied, daß das Verbleiben unserer Heroen in diesen engen und kleinlichen Verhältnissen ein Märtyrertum gewesen sei, so entspricht dies nicht den Thatsachen; recht aber hat er, die Lage Shakspeares, der den großen Aufschwung seiner Nation mit erleben durfte, als die glücklichere zu preisen. Pecht ließ seinem ersten Goethebilde, das gleich dem späteren Kaulbachischen die erste Aufführung der Iphigenie zum Vorwurf hatte und großes Aufsehen erregte, noch zwei weitere litterargeschichtliche Bilder folgen: Schiller mit Frau v. Wolzogen und Laura nach der Mannheimer Aufführung der Räuber (1865), und als „prächtigen Stoff“ nach „Dichtung und Wahrheit“ Goethes Zusammentreffen mit Klopstock am Karlsruher Hofe (1860). So wurde ein Irrtum Goethes auch durch ein Bildwerk festgehalten. Der Maler, der für das vom Großherzog von Baden bestellte Bild so sorgfältig geschichtliche Studien machte, ist durch seine Hauptquelle irre geführt worden.

Die Goetheforschung hat seit langem festgestellt, daß Goethe in Karlsruhe nicht Klopstock Faustszenen vorlesen konnte, da der Patriarch der deutschen Dichtung schon wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, als die Grafen Stolberg mit Goethe den markgräflichen Hof besuchten. Zwischen Skizze und Ausführung des pseudohistorischen Goethebildes fällt die Herausgabe der „Schillergalerie" (1859), welche für eine Reihe ähnlicher Unternehmungen wie z. B. „Goethes Frauengestalten" von Kaulbach das Vorbild gab und einen neuen Abschnitt in der Klassikerillustrierung eröffnete. Pecht hatte für die „Schillergalerie" nicht nur einen Teil der Bilder, sondern auch die Herstellung des begleitenden Textes übernommen. Als seinen Mitarbeiter wählte er Ramberg und veranlaßte diesen dadurch zuerst zu einer Thätigkeit, der wir in der Folge die herrlichen Bilderreihen zu Goethes „Dorothea" und Vossens „Luise" zu verdanken hatten.

Weniger als in den Lebenserinnerungen des Kunstkritikers Pecht macht sich ein Verhältnis zu Goethe und Schiller in den Tagebüchern Eduard v. Bauernfelds [29]) und den freilich nur auf die Kinderjahre beschränkten Erinnerungen Fontanes [30]) bemerkbar. Mit dem Auswendiglernen aller Schillerischen Balladen wurde Fontane allerdings als Knabe geplagt. Und als ihm das Eleusische Fest gar nicht in den Kopf wollte, mahnte sein halbgebildeter Vater, damit müsse er Ernst machen, denn Schiller sei der Erste: ob seine Gedichte lang oder kurz wären, der müsse gelernt werden. „Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit, das kann jeder verstehen." Jedenfalls konnten die Knaben nicht mit, wenn ihr erster Hauslehrer (1829/30) ihnen aus Goethes Divan vorlas. Eindruck aber machte es ihnen doch, wenn Dr. Lau sich zu rühmen pflegte: „Ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den westöstlichen Divan, sondern kann ihn sogar auswendig!" Die Wiener Lehrer Bauernfelds hatten von Goethe eine weniger gute Meinung. Wie Pro-

---

[29]) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Fünfter Jahrgang. Wien 1895 (Verlag von K. Konegen).

[30]) Meine Kinderjahre. Zweite Auflage. Berlin 1894 (Verlag von F. Fontane & Komp.).

fessor Weintridt trotz seiner ästhetischen Bildung 1821 in pfäffisch-sittlicher Anwandlung auf Goethe schimpfte, so fand noch 1830 der Philosoph Reichel Goethe als schlechten Menschen ebenso verwerflich wie seine Werke. Allein Bauernfeld ließ sich weder durch diese gelehrten Urteile noch durch den Durchfall der „Laune des Verliebten“ im Kärnthnerthor-Theater (April 1821) vom anhaltenden Studium „Wilhelm Meisters“ zurückscheuchen. Schreyvogel fand in seinen Gedichten sogar zu starke Nachahmung Goethes. Bauernfeld plante nach dem Vorgange Grillparzers eine Reise nach Weimar und rief Ende März 1832: „Goethe ist tot! Es läßt sich nicht ausdenken.“ Wenn er unter dem ersten riesigen Eindrucke Byrons „Manfred“ seinem Vorbild „Faust“ für ebenbürtig hielt, so widerrief er später ausdrücklich „diese jugendliche Kritik“. Als Goethe in Briefen an Deinhardstein den Herausgeber der Wiener Jahrbücher und die Litteraturfreundlichkeit der österreichischen Regierung allzu hoch einschätzte, so erregte das bei Bauernfeld wie bei den andern Wiener Dichtern Spott. Die österreichischen Schriftsteller, hinter deren jedem ein Polizeimann stehe, seien „arme Hascher. Aber was wär' denn aus Goethe und Schiller geworden, wenn sie als Österreicher geboren wären?“ Als im Februar 1848 die Gegenwart ihm das dichterische Schaffen verleidete, meinte Bauernfeld, „Goethe hat vollkommen Recht, daß er sich als Poet um die Politik nicht bekümmerte.“ Und ähnlich gesinnt hatte er schon 1832, als er mit höchstem Anteil Goethes und Schillers Briefwechsel las, ihre politische Zurückhaltung gegen Börnes leidenschaftliche Angriffe verteidigt. „Alles hat seine Zeit. Börne wäre vielleicht, wenn er in Goethes Jugendtagen gelebt hätte, ein obskurer Magister geblieben. Die Zeit trägt viele Menschen, aber nur die großen Menschen helfen eine neue Zeit schaffen. Wir müssen noch immer auf den Wegen gehen, die uns Goethe vorgezeichnet.“

Wie weit Goethe seiner eigenen Zeit voraus ein Bahnbrecher der neueren Lebens- und Weltauffassung gewesen ist, das zeigen auch jenen allzu modernen Menschen, für die Poesie und Ästhetik unbrauchbarer Urväterhausrat geworden ist, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten. Ihre ungerechte Verkennung, die dem Dichter bei Lebzeiten so bittere Kränkung verursacht hat, weicht nun mit dem

Fortschreiten der zweiten Abteilung der Weimarer Ausgabe und der Erschließung der Sammlungen des Goethehauses immer mehr einer staunenden Bewunderung für den Ernst, mit dem Goethe diese Studien betrieben, für die Größe und Freiheit seiner Naturanschauung. Die berufenen Vertreter der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen weisen jeder auf seinem Fachgebiete die Bedeutung und Eigenart der Goethischen Forschung nach. So ließ Ferdinand Cohn seinen bereits vor vierzehn Jahren in der Rundschau veröffentlichten Vortrag über „Goethe als Botaniker" nun in einer zweiten Bearbeitung[31]) wesentlich bereichert und umgestaltet erscheinen. Wenn der „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", dessen Inhalt und Bedeutung Cohn mit meisterhafter Klarheit zu entwickeln weiß, auch nach wie vor im Mittelpunkte jeder Erörterung von Goethes botanischen Studien stehen muß, so ist der Umfang von Goethes Experimenten doch erst jetzt zu übersehen. Von einer kleineren und größeren Anstalt, mit der er die Metamorphosenlehre, die „rechts und links in die Dornen und die Steine fiel", durchführen wollte, wird schon in den Briefen an Schultz (19. Juli 1816) gesprochen, aber bekannt wurde der zweite Versuch selbst doch erst in der Weimarischen Ausgabe. Ebenso ist erst durch die neu veröffentlichten Beobachtungen Goethes über Insekten der Zusammenhang seiner botanischen Forschungen mit denen über Organisation und Entwickelung der Tiere anschaulich geworden. Cohn hebt hervor, wie wir nun Goethes botanischen Entwickelungsgang Jahr für Jahr genau verfolgen können. Dem Briefwechsel mit Ernst Meyer im fünften Bande des Jahrbuchs hat Cohn, der sich in der Goethelitteratur wohl bewandert zeigt, nichts entnommen, dafür aber noch unbenützte handschriftliche Aufzeichnungen von Goethes botanischem Famulus F. G. Dietrich verwertet. Die Handschrift würde auch für den geplanten Ergänzungsband der Biedermannischen Gesprächsammlung noch Ausbeute liefern. Der moderne Naturforscher rühmt Goethe als den ersten, der erkannt habe, daß zu einer humanen Bildung

[31]) Sonderabdruck aus: Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Zweite, vermehrte Auflage. Breslau 1895 (J. U. Kerns Verlag, Max Müller).

auch die Naturwissenschaften gehörten, wie er ihn als den ersten nach Alexander v. Humboldt rühmt, der durch Experimente die Kenntnis der Physiologie der Pflanzen zu fördern suchte. Goethe war seiner Zeit so weit voraus, daß man nach seinem Tode in Jena die botanischen Institute und Sammlungen, die er, „ein Universitätskurator, wie es keinen zweiten gegeben", gegründet hatte, eingehen ließ (S. 146), um sie dann erst in neuerer Zeit aufs neue herzustellen. Gegenüber der mechanischen Pflanzenbeschreibung und falschen Naturphilosophie hob sich Goethes „gesunde Beobachtung und einheitliche Naturauffassung ab als eine Schöpfung von echt wissenschaftlichem Geiste und unabsehbarer Wirkung". Zwar findet sich bei Goethe nicht der „Kernpunkt der Darwinischen Lehre, daß die äußeren Lebensbedingungen erst im Laufe vieler Generationen durch natürliche Auslese die Umwandlung der Arten herbeiführen". Allein im Gegensatz zu Linné stellte er sich bereits auf den später von Darwin siegreich verfochtenen Standpunkt, indem er „die unzähligen Gestalten der Gewächse nicht als etwas Ursprüngliches, von Anbeginn unveränderlich Geschaffenes ansah, sondern als Abwandlungen einer und derselben Ur- und Samenpflanze, hervorgegangen durch Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen". Goethes Interesse für einzelne Pflanzen wird auch in der Dichtung, vor allen im „Divan" bemerkbar, und Cohn geht auch diesen Spuren, mit regem poetischem Sinne nach. Ist doch seine ganze Studie, deren Lesung man nicht warm genug empfehlen kann, aus Bewunderung und vollem Verständnis für Goethes Persönlichkeit hervorgegangen. Als Naturforscher kann er ihn nicht höher ehren, als indem er ihn wiederholt mit Alexander v. Humboldt zusammenstellt. Das Titelbild der Goethe 1807 von Humboldt gewidmeten „Ideen zur Geographie der Pflanzen" hat Cohn in seiner Schrift wiedergegeben. Kein Geringerer als Thorwaldsen hatte es in Rom gezeichnet: der Musengott, welcher die Diana von Ephesus entschleiert; zu Füßen der Naturgöttin liegt eine Tafel mit der Aufschrift: Metamor. der Pflanzen. Welche Vereinigung zeigt dieses Titelbild, mit dem der gewaltigste Bildhauer und umfassendste Naturforscher der neueren Zeit dem größten Dichter ihre Huldigung darbringen!

Für die Klarstellung von Goethes naturwissenschaftlichen Ansichten und Arbeiten bleibt noch immer manches zu thun übrig, so viel auch bereits darüber vorhanden ist. Für Goethes Verhältnis zur Religion dagegen konnte wohl eine Untersuchung wie die Baumgarts bisher vernachlässigte Gesichtspunkte zur Geltung bringen, die gewöhnlichen Zusammenstellungen, wie der freisinnige und kenntnisreiche Vortrag von Adolf Wilhelm Ernst[32]) wieder eine bietet, wiederholen doch nur längst Gesagtes. Der Verfasser des trefflichen Buches „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" ist übrigens nicht der berühmte Kirchenhistoriker Adolf Harnack, wie Ernst meint, sondern sein Bruder Otto Harnack. Ein dankbareres Thema als die Untersuchung der christlichen Gesinnung Goethes und Schillers ist ihr sprachliches Verhalten zur Bibel. Leider ist es auch dem neuesten Versuche von Johannes Schlurick nicht gelungen „Schiller und die Bibel"[33]) so übersichtlich und erschöpfend darzustellen, wie dies Hermann Henkel in seinem Büchlein „Goethe und die Bibel" so erfreulich geleistet hat. Auffallend bleibt, daß auch Schlurick so wenig wie im vorigen Jahre Schnedermann (vgl. X, 426) Boxbergers Arbeit „die Sprache der Bibel in Schillers Räubern" erwähnt. Während Henkel im Anschluß an die Reihenfolge der biblischen Bücher eine leichte Übersicht bietet, ist bei Schlurick die Anordnung sehr mangelhaft. Indem er mit dem Nachweis ganz allgemeiner Begriffe wie Hölle, Teufel, Eden, Engel, Tod, Auferstehung sich abmüht, verwirrt er seine eigentliche Aufgabe, deren Lösung er auch durch gelegentliche Versuche, Schillers christliche Gesinnung nachzuweisen, nicht fördert. Da die Prosaschriften Schillers sonst nicht mit herangezogen sind, war es eine unglückliche Wahl, gerade eine Stelle aus der „Geschichte der französischen Unruhen" anzuführen, an der Schiller doch höchstens als Übersetzer beteiligt war (Gödeke Bd. 9 S. XIV). Wie wichtig die Berücksichtigung der Briefe für die Frage nach dem Einfluß der Bibel auf Schillers Dichtung wäre, zeigt schon der eine Brief an Dalberg, in dem er seine Umarbeitung der Räuber als das Drama

---

[32]) Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg 1895 (Verlag von Conrad Kloß).

[33]) Leipzig 1895 (Jahresbericht des kgl. Gymnasiums).

vom verlornen Sohn bezeichnet. Gut gemeint, aber völlig inhaltsleer ist die Studie, die Otto Niedergesäß Schillers Briefen gewidmet hat.[34]) Es sind nur Auszüge und Umschreibungen von Briefen im Anschluß an Jonas' Sammlung, in dem vorliegenden ersten Teile von dem Bruche mit Scharffenstein bis zur Abreise aus Dresden reichend. Nur als Zeichen der Teilnahme, die Jonas' treffliche Sammlung erregt, ist diese Programmarbeit erwähnenswert.

Besonders rege Teilnahme ist neuerdings der Frage über Schillers philosophische Anschauungen und sein Verhältnis zu Kant zugewendet worden. Kuno Fischer, Montargis, Liebrecht, Berger, Gneiße (X, 248) haben die schon von Tomaschek und Überweg vermeintlich abgeschlossenen Untersuchungen wieder aufgenommen. Eugen Kühnemann hat vor einigen Jahren (vgl. VI, 99) Schillers Kantische Studien in ihrem Zusammenhange mit der Komposition des Wallenstein zum Gegenstande eines eignen umfangreichen Buches gemacht, und Georg Geil in zwei Schriften gegen Kühnemann Stellung genommen (VI, 559). Kühnemann hat nun das Thema von neuem behandelt in seiner Habilitationsschrift „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik".[35]) Wie er schon in den Anmerkungen seines Herderbuches hervorhob (XI, 231), kommt es ihm vor allem darauf an, die festgewurzelte Ansicht über Schillers Verhältnis und Gegensatz zu Kant zu widerlegen. Auf den ersten 71 Seiten erörtert er das Problem, wie Kant es in der Kritik der Urteilskraft gestellt und gelöst habe. Auch bei Grundlegung der Ästhetik handelte es sich für Kant um ein Erkenntnisprinzip, um mit seiner Hilfe die ganze eigentümliche Welt des ästhetischen Gefühls zu fassen. Nicht dem Schaffenden will Kant Vorschriften geben, sondern das ästhetische Verhalten des Geistes erkennen. Den Gegenständen gesteht Kant Erhabenheit überhaupt nicht zu, sondern verlegt sie ausschließlich ins menschliche Gemüt. Während aber Kant nur in der inneren Bewegung des Subjekts die Gesetzlichkeit des ästhetischen Verhaltens sucht und ein objektives Prinzip des Geschmacks für unmöglich erklärt, will Schiller „einen Begriff der Schönheit

---

[34]) Schiller in seinen Briefen. Erster Teil. Gotha 1895 (Jahresbericht der städtischen Realschule).

[35]) München 1895 (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck).

objektiv aufstellen und ihn aus der Natur der Vernunft a priori legitimieren. Dieser Begriff der Schönheit aber war kein anderer als dieser der Freiheit in der Erscheinung". Den Ausgangspunkt für das Verständnis von Schillers Absichten sieht Kühnemann in den großen Briefen an Körner aus dem Anfange des Jahres 1793. Die Begriffe, zwischen denen Schillers philosophisches Schaffen mit praktischer Energie sich bewegt, Natur und Freiheit, hatte Kant aufgestellt. Er habe der Schönheit ihren Platz zwischen der Natur und der Sittlichkeit gegeben und so den ästhetischen Gegenstand an die Gesetzgebung der Sittenwelt herangerückt. Kant gehe auf die Begründung des Gesetzes, Schiller auf die Deutung der Erscheinungen, so daß es zwischen ihnen nur um eine Richtung des Denkens nach zwei verschiedenen Seiten hin sich handle. Daß Schillers Streben nach einem objektiven Prinzipe des Schönen sich als Irrtum herausstellte, ist ja ohne weiteres zuzugeben. Daß Schiller aber überzeugt war, den harten Rigorismus Kants überwunden zu haben (S. 98), steht mir fest trotz aller philosophischen Darlegungen Kühnemanns. Die berühmte Stelle in „Anmut und Würde": „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er (Kant) nur für die Knechte sorgte?" mit dem vorangehenden Tadel der Kantischen Moralphilosophie (Hist.-krit. Ausgabe X, 100) läßt für mich gar keine andere Auslegung zu. Und daß Schiller auch einige Jahre später noch dieselbe Anschauung für richtig hielt, wird durch „Ideal und Leben" und die beiden antikantischen Xenien „Gewissensskrupel" und „Decisum" (Nr. 388/9) bewiesen. Die Grundfrage der Ethik hatte Kant freilich auch für Schiller entschieden. Schiller glaubte aber die Kantische Lehre glücklich weiterzubilden, indem er die Schönheit als Vermittlerin von Pflicht und Neigung, Form- und Stofftrieb annahm. Die „Briefe über ästhetische Erziehung", für die Kühnemann im kritischen Anhang wertvolle Erörterungen gegeben hat, und die Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung gehen alle von demselben, nur verschieden bezeichneten Gegensatze aus und suchen ihn nach dem gleichen Grundsatze durch die Schönheit, die Kunst, zu versöhnen. Kühnemann selbst betont, daß dem Schönen das Naive, dem Erhabenen das Sentimentale entspreche, und stellt so den Zusammenhang

zwischen der ersten und der letzten von Schillers philosophischen Abhandlungen fest. Er schreibt nur den späteren den Vorzug zu, daß in ihnen geschlossener die notwendige Form des Schillerischen Geistes hervortrete. Aus den Briefen an den Augustenburger sucht er „die Grundbegriffe der vollendeten Ästhetik Schillers", aus der Abhandlung über naiv und sentimentalisch die Anwendung dieser Begriffe auf die Poesie klarzulegen. Im kritischen Anhange erhalten wir neben einer Besprechung einzelner Arbeiten über Schillers Philosophie auch eine Erörterung über Schillers Verhältnis zu Fichte. Wenn ich auch an der von Kühnemann verworfenen älteren Ansicht von Schillers Gegensatz zu Kants ethischem Rigorismus festhalten muß (wie dies neuerdings auch Harnack in seiner Neubearbeitung Hettners V, 12 u. VI, 151 gethan hat), so erkenne ich doch freudig die Bedeutung und das Verdienst der scharfsinnigen Arbeit an, die klar und sicher schwierige Probleme nicht nur behandelt, sondern auch wirklich gefördert hat. Kühnemanns ausgezeichnete Darlegung des Gedankenganges der Kritik der Urteilskraft wird für jeden, der sich mit Schillers Philosophie befaßt, ein wertvolles Hilfsmittel bilden. Dagegen bringt Gerhard Heines Leipziger Dissertation „Das Verhältnis der Ästhetik zur Ethik Schillers" [36]) nur eine Wiederholung von oft und bereits bedeutend besser Vorgetragenem. Ob Schiller in den ästhetischen Briefen die Schönheitstheorie des Kallias geändert habe, wie Heine meint, ist ja in der That ein strittiger Punkt. Zurückzuweisen aber ist Heines Behauptung, Schiller konnte in „Anmut und Würde" zu keiner festen Durchführung seiner Gedanken kommen, weil er auf dem Boden der angenommenen Kantischen Grundsätze mit dem Geiste Kants rang. Die Briefe an Körner sind nicht genügend ausgenützt, und überhaupt ist überall nur auf der Oberfläche hingehuscht. Die längst und einstimmig als unecht nachgewiesene Rede „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei wie die eines Privatmannes" (Minor I, 227) wird von Heine als Schillerisch angesehen. Schiller auf Grundlage der ästhetischen Briefe als einen Erzieher zum Christentum zu feiern, entspricht sehr wenig Schillers eigener Meinung.

---

[36]) Cöthen 1894 (Druck von P. Schettlers Erben).

Emil Grosses „Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene“ [37]) beschäftigt sich nicht, wie man nach dem Titel vermuten möchte, mit einer Untersuchung des Verhältnisses von Schillers Kunstlehre zu der Lessings, sondern giebt nur ein Inhaltsschema, dem dann in den Anmerkungen Parallelstellen zu einzelnen Ausdrücken der Schillerischen Abhandlung aus Schiller selbst, Goethe, Kant, Luther, Shakspeare, Rückert, Plato beigefügt sind. Den Einfluß Alexander Popes auf Schillers philosophische Gedichte hat R. Mack in seiner interessanten und reichhaltigen Studie [38]) nur an einem Beispiele gezeigt, das allerdings genügt, um eine eingehendere Untersuchung über Schillers Verhältnis zu Pope wünschenswert zu machen. Die bekannten Verse in den Künstlern

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein

erscheinen als Übersetzung eines Verspaares aus dem vielverbreiteten Essay on Man:

Thy arts of building from the bee receive;
Learn of the mole to plow, the worm to weave!

Die kritische Ausgabe von Schillers dramatischem Nachlasse, auf die Kettner durch seine Vorarbeiten und seine Demetriusausgabe vorbereitet hat, ist noch nicht erschienen; dagegen wurde in die neueste Cottaische Ausgabe von „Schillers sämtlichen Werken“ [39]) der ganze dramatische Nachlaß aufgenommen. Noch die Ausgabe der sämtlichen Werke in der Cottaischen Bibliothek der Weltlitteratur hatte nur Warbeck, die Malteser, die Kinder des Hauses und Demetrius enthalten. Jetzt ist unter Benutzung der Untersuchungen Kettners über die Prinzessin von Celle, Malteser und Demetrius der ganze Nachlaß, wie ihn zuerst die beiden Schlußbände der

---

[37]) Zum Schulgebrauch. Königsberg i. Pr. 1895 (Beilage zum Jahresbericht über das Kgl. Wilhelmsgymnasium).

[38]) Über Popes Einfluß auf die Idylle und das Lehrgedicht in Deutschland. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Hamburg 1895 (Beilage zum Bericht der Realschule am Eilbeckerweg).

[39]) In 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger).

historisch-kritischen Ausgabe, dann die Hempelische Ausgabe und Kürschners Nationallitteratur gebracht hatten, endlich auch den Cottaischen Handausgaben einverleibt worden und wird bei der den Cottaischen Klassikerausgaben entgegengebrachten Vorliebe nun hoffentlich auch weiteren Kreisen nicht mehr ein ungehobener Schatz verbleiben. Gegenüber der Textgestaltung der historisch-kritischen Ausgabe ist ein entschiedener Fortschritt festzustellen. Die Masse der Niederschriften ist neu geordnet, so daß das Heranreifen der einzelnen Pläne deutlicher hervortritt und der Abdruck „der authentischen Gestalt dieser lange verabsäumten unvergleichlichen Reliquien so nahe kommt, als das bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis möglich ist“. Die genauere Kenntnis der Schillerischen Entwürfe wird uns die neueren Bearbeitungen der gleichen Stoffe freilich nicht in besserem Lichte erscheinen lassen, obwohl wir andererseits bei wachsender Einsicht in Schillers Schaffen um so weniger den Maßstab seiner einzigen Größe an die Leistungen seiner Epigonen anlegen werden. Mehr an John Fords History of Perkin Warbeck als an Schillers Schauspiel, aus dessen Plan nur einzelne Motive anklingen, erinnert Gustav Wenngs „Warbek“ [40]). Die Musterung der Demetriusdichtungen hat A. Popek in einem zweiten Programme (vgl. X, 269) fortgeführt.[41]) Er bespricht die Demetriusdramen von Bodenstedt, Hebbel, Hardt, Wilhelmi, Mosenthal, des Czechen Mikovec und eine lange Reihe von Demetriusromanen. Bei Bodenstedt [42]) findet er den Aufbau im wesentlichen wie bei Schiller; wo er im Aufbau und in der Charakteristik der einzelnen Personen von Schiller abweiche, sei es nicht zum Vorteil. Hardt nimmt wohl einen gewaltigen Anlauf zur Selbständigkeit, kann aber Schillers Einfluß nicht verleugnen.

---

[40]) Tragödie in vier Akten und einem Vorspiel. Bremen 1894 (Verlag von Karl Behrens, Buchhandlung).

[41]) Der falsche Demetrius in der Dichtung. Linz 1895 (Verlag des k. k. Staatsgymnasiums).

[42]) Über Bodenstedts mangelnde dramatische Begabung und seinen Demetrius handelt auch Adolf Stern in seinen frischen und anregenden „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ S. 71. Dresden 1895 (Verlag von V. W. Esche).

Wilhelmi dagegen hat überhaupt nur den von Schiller beabsichtigten fünften Akt in ein handlungsarmes Drama umgeschrieben. Mikovec spricht von nur teilweiser Benutzung der Fragmente Schillers, während er in Wirklichkeit Schillers Verse ganz wörtlich in Prosa übersetzt habe, in Aufbau, Durchführung, Charakteristik durchaus Schiller folge. Es ist wohl nicht der einzige Fall, in dem deutsche Arbeit von Czechen als ihr Eigentum ausgegeben wird. Nach Popek haben alle Dramatiker und sogar einige Romanbearbeiter nicht nur die Anregung für den Demetrius von Schiller empfangen, sondern auch seine Aufzeichnungen, soweit sie bereits Körner und Hoffmeister mitgeteilt hatten, ausgenützt. Popek selbst hat aber Schillers Äußerungen mißverstanden, wenn er meint, Schiller habe seine Dichtung mit Rücksicht auf das Haus Romanow begonnen (S. 21); nicht einmal eine leicht anzubringende Anspielung auf das Haus Romanow wollte er dulden, um seine Dichtung ganz rein zu halten; vgl. auch Schriften der Goethegesellschaft 9, LXIV.

Der Behandlung von Schillers Dramen in der Schule wollen Walther Böhme mit seinem Tellkommentar[43]) und Friedrich Frädrich mit den „Untersuchungen über Schillers Wallenstein"[44]) dienen. Die Zusammenstellung der wichtigsten Briefstellen Schillers, die sich auf den Tell beziehen, ist ganz nützlich, nur müßte Goethes epischer Plan dabei doch irgendwie erwähnt werden. Die „Stimmen über den Tell" sind zu ungleichartig ausgewählt (Goethe, Iffland, Scherer), und in den Erläuterungen selbst erregt manches Bedenken. Bedarf es wirklich für den Schüler der Anführung einer Strophe des Nibelungenliedes, um den Zusammenhang von Reise und Reisigen zu erläutern? In die Tage Kaiser Friedrichs II. hat auch die Sage keine Drachenkämpfe mehr verlegt; der Drachenkämpfer Winkelried ist nicht identisch mit dem vor Favenz zum Ritter geschlagenen. Als „große Frau von Zürich" wurde das Frauenkloster selbst, nicht die Äbtissin bezeichnet. Bei Tells Beschreibung der Schächenstraße mußte des „Bergliedes" ge-

[43]) Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst für die häusliche Vorbereitung der Schüler. IV. Bändchen. Berlin 1891 (Weidmannsche Buchhandlung).

[44]) Berlin 1895 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

dacht werden. Erläuterungbedürftiges wie Stauffachers „Nach Uri fahr' ich stehenden Fußes gleich" ist übergangen. Das Verhältnis der Dichtung zur Geschichte hat Böhme nur kurz berührt, für Frädrich handelt es sich um die Frage, ob die Erklärung historischer Dramen mit dem Geschichtsunterricht verbunden werden soll oder nicht. Ich stimme völlig seiner Forderung bei, daß alles im Drama selbst Gegebene, wie die ganze Vorgeschichte Wallensteins aus ihm heraus erklärt, nicht aus einem Geschichtsbuche hinein doziert werde. Die Schüler mit Jahreszahlen wie Illos Geburtsjahr und ähnlichem zu beschweren, halte ich mit dem Verfasser für Unfug. Aber mit der Ablehnung jedes aus der Geschichte genommenen Vergleiches scheint er mir doch die Sache zu schädigen. Ich glaube mit Frick, daß es für den Litteratur- wie für den Geschichtsunterricht nur vorteilhaft sein kann, wenn bei Dichtungen wie Götz, Wallenstein, Maria Stuart, der Schüler auf ihre Übereinstimmung wie Abweichung von dem geschichtlichen Verlaufe aufmerksam gemacht wird. Die Art und Weise muß dem Takte des Lehrers überlassen bleiben, grundsätzlich, wie Frädrich will, ist die geschichtliche Erläuterung aber durchaus nicht zurückzuweisen. Ein durchaus rühmenswertes Beispiel der Verbindung litterargeschichtlicher und historischer Erläuterungen hat C. A. Buchheim in seiner deutschen Textausgabe von „Schillers Maria Stuart"[45]) gegeben. Ist doch dies Stück für Engländer gerade des geschichtlichen Inhaltes wegen von besonderem Interesse und hat wegen der Auffassung des Dichters vom Charakter der good queen Bess in England fast mehr Tadel als Lob gefunden. Mit gründlicher Kenntnis und viel Geschick sucht Buchheim seine englischen Leser auf den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der Dichtung und von Schillers Absichten zu leiten. Nur irrt sich Buchheim selber, wenn er sich bemüht, die Maria als „frei phantasierten, nicht historischen, bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff", nach dem sich Schiller sehnte, hinzustellen. Als Schiller am 19. März 1799 dies an Goethe schrieb, war er eben noch nicht zur Maria

[45]) With an historical and critical introduction, a complete commentary, Volume XIII of the German Classics edited with English Notes. Oxford 1895 (At the Clarendon Press).

entschlossen; erst am 26. April verzeichnet der Kalender „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studieren.“ Die Lebensgeschichte der unglücklichen Königin hat Buchheim mit Rücksicht auf Schillers Drama in den entscheidenden Thatsachen vorgeführt, in S. Jebb's Vita Mariae (Londinii 1725), das die Jenaische Bibliothek besaß, eine bisher übersehene Quelle nachgewiesen. Für die Schilderung des Ritterspiels hat Buchheim wohl die Übereinstimmung mit Holinshed festgestellt, dessen Chronik aus dem Besitze der Familie Gore in die Weimarische Bibliothek überging, also Schiller zugänglich gewesen wäre. Schillers eigene englische Kenntnisse reichten aber zur Lesung Holinsheds gewiß nicht aus. Man müßte also Miß Gore oder Lotte Schiller als Vermittlerinnen annehmen. Buchheims Nachweisungen sind jedenfalls dankenswert, seine ganze, mit größter Sorgfalt trefflich durchgeführte Ausgabe, der schon vor zwei Jahren eine ähnliche von K. Breul (vgl. IX, 378) vorausgegangen ist, erscheint mit ihrer Einleitung und ihren umfangreichen Anmerkungen als ein erfreuliches und rühmliches Zeugnis von dem Fortschreiten deutscher Sprache und Dichtung in Shakespeares Vaterlande.

---

2.

## Bruder Martin in Goethes Götz und Martin Luther.

Auf der vom Freien Deutschen Hochstift veranstalteten Goetheausstellung, die soeben im Goethehause selbst stattfindet und noch bis in den November dieses Jahres dauert, befindet sich unter No. 334 ein von Merck herrührendes Stammbuchblatt. Die im Kataloge[1]) gegebene Erläuterung „Eintragung in das Stammbuch eines ungenannten Gießener Studenten der Theologie“ kann jetzt nach weiteren freundlichen Mitteilungen des Ausstellers, Herrn Pfarrer

[1]) Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt. Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Juli-November 1895. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Heß in Oberursel, in folgender Weise genau ergänzt werden. Der Besitzer des Stammbuches war Johann Jacob Heß, geb. den 26. September 1752 zu Eberstadt an der Bergstraße. Er besuchte sechs Jahre lang das Gymnasium zu Darmstadt, studierte dann in Gießen Philosophie und Theologie und wurde nach bestandenem Examen im Jahre 1784 zum ersten Pfarrer nach Zwingenberg an der Bergstraße berufen. Im Jahre 1802 wurde er nach Breckenheim bei Wiesbaden versetzt und starb dort am 23. April 1823. In sein Stammbuch trugen sich am 26. April 1773 in Darmstadt Goethe und Merck ein. Von dem Eintrage Mercks soll hier Mitteilung gemacht werden. Die Eintragung Goethes wird in meiner Abhandlung: „Goethe, Gotik und Knittelvers. Eine Studie zur Poetik“ mitgeteilt werden, die im nächsten Hefte der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Max Koch“ zur Veröffentlichung gelangt.

Die Eintragung Mercks lautet:

„Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt, und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen.“

Martin Luther in dem Schauspiel Göz von
Berlichingen mit der eisernen Hand. p. 14.

Hierbey empfiehlt sich dem Herrn Besizer
dieses Buchs zum geneigten Andenken

Darmstadt, den 26ten Apr. J. G. Merck.
1773.

Der umgearbeitete Götz von Berlichingen erschien im Juni 1773; er wurde in Mercks Druckerei hergestellt und war am 26. April schon so weit, daß das Zitat mit Angabe der Seitenzahl gegeben werden konnte. Die immerhin vertrauliche Mitteilung aus einem im Druck noch nicht erschienenen Werke läßt auf einen näheren Verkehr des Studenten Heß mit Goethe und Merck schließen. Weit interessanter jedoch ist die Angabe Mercks, durch die er den Bruder Martin geradezu als „Martin Luther“ bezeichnet.

Es war wohl nie ein Zweifel darüber, daß Bruder Augustin, der sich lieber Bruder Martin nennen hört, diese Namen nach Martin Luther erhalten hat und ebensowenig darüber, daß gerade

das Hervorbrechen des menschlichen Empfindens gegenüber den engherzigen Vorschriften des Mönchsstandes der Seelenstimmung Luthers gemäß war. Daß aber Goethe in der That so unmittelbar an Martin Luther gedacht hat, wie es nach dieser Bezeichnung Mercks der Fall gewesen sein muß, erscheint hier wohl zum erstenmale authentisch belegt. Merck war mit der Gestaltung und Umgestaltung der Dichtung aufs innigste vertraut; wenn er also den Bruder Martin geradezu als „Martin Luther" bezeichnet, so muß diese Persönlichkeit als das Urbild des Bruder Martin unter den Freunden, dem Dichter und dem Kritiker, durchaus festgestanden haben.

Diese Bezeichnung ist sicherlich interessant: aber sie vermehrt das Verständnis der Dichtung an sich nicht sonderlich. Wohl aber vermehrt sie die Kenntnis des echt dichterischen Schaffens Goethes. Er verstand es meisterhaft die Motive, die ihm Erlebtes und Studium boten, jedesmal so umzugestalten, wie es der besondere Fall in der einzelnen Dichtung verlangte. Und eben dies macht den Dichter. Es ist daher ein recht geringen Erfolg versprechendes Bestreben, in die dichterischen Schöpfungen Goethes eine Einsicht gewinnen zu wollen, indem man nach den Motiven spürt, die er verwendet hat, zumal die bei weitem größere Mehrzahl der wirklich verwendeten Anregungen sich sicherlich gar nicht aufspüren läßt, weil sie ohne litterarische Zwischenstation dem unmittelbaren Leben und Empfinden entnommen sind. Es würde zudem zu der gänzlich falschen Annahme führen, der Dichter habe in seiner Dichtung ein Mosaikwerk aus lauter einzelnen, kleinen, für sich schon fertigen Steinchen geschaffen. Viel bedeutsamer ist die Betrachtung, die darauf hinausgeht, da, wo die Verwendung eines Motives zweifellos ist, nachzuweisen, worin das Neue liegt, wodurch das Motiv seine eigenartige Gestaltung innerhalb der Neudichtung erhalten hat: auf diesem Wege läßt sich in die Art des künstlerischen Schaffens eindringen und dessen Charakter für einen besonderen einzelnen Künstler feststellen. So zeigt sich des Dichters Eigenart hier nicht darin, daß er Martin Luther verwendet, sondern darin, wie er, ohne sich durch die gewaltige Gestalt des Reformators fortreißen zu lassen, eine Seite, wie er sie gerade hier braucht, herausgreift und sie so gestaltet, daß das Urbild zu dem Nachbild nicht mehr stimmt.

Hundertmal höher als die kleinliche Nachgestaltung einer bestimmten Wirklichkeit steht dem Dichter, weil er ein echter Dichter ist, die Ausgestaltung eines Keimes zu einer Schöpfung, wie sie dem großen Zweck seiner Dichtung allein gemäß ist. Gerade diese Freiheit des Künstlers dem durch die Wirklichkeit gebotenen Motiv gegenüber ist das Große, dessen Erkenntnis eine wirkliche Erkenntnis für das Wesen des Dichters und seines Schaffens bietet. Nur insoweit hat der Nachweis des ursprünglichen, der Wirklichkeit angehörigen Motivs Wichtigkeit. Für die Dichtung selbst bleibt es ziemlich gleichgiltig; denn thatsächlich hat der Dichter so wenig von der historischen Persönlichkeit selbst beibehalten, daß er das Motiv, so weit es sich um die Übereinstimmung mit dem Vorbilde handelt, ebensogut von einer anderen Persönlichkeit hätte hernehmen können. So hat Heinemann (Goethe. Leipzig, E. A. Seemann 1895, S. 228) ganz recht, wenn er, von dem Zeitbilde sprechend, das Goethe in dieser Dichtung gegeben hat, sagt: „die gewaltige Gestalt Luthers mußte freilich diesem Bilde genommen werden, weil sie jede andere und auch so den Helden unterdrückt hätte; aber doch konnte einfacher, schlichter und wahrer das, was in der Seele des Mönches Luther lebte, nicht gesagt werden, als es der Bruder Martin thut" — aber freilich nur eine Seite, wie sie in Luther lebte, die zugleich eine solche war, die die Wirkung seines Auftretens gekräftigt, nicht aber sein Auftreten veranlaßt hat und die auch für die damalige Zeit nicht das Entscheidende war. Wir freilich finden uns gerade durch das Humane in der Anschauungsweise des Bruders Martin besonders sympathisch berührt. Aber gerade das Humane ist nur zum geringen Teile lutherisch, zu weit größerem Teile vielmehr goethisch.

Veit Valentin.

## III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1895 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

### Geschichte.

*Schneider, J. Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Nach örtlichen Untersuchungen dargestellt. Heft 10. 1894.

†Inventare des Frankfurter Stadtarchivs. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt a. M. herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. Bd. IV. eingeleitet von Dr. R. Jung. 1894.

*Fastenrath, Johannes. Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Americas. 1895.

*Nippold, Friedr. Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Leipzig, 1895.

*Wehrmann, C. Die Lübeckischen Landgüter. I. 1895.

*Hasselmann, Fr. Neuburg a. D. und seine Umgebung mit seinen Mineralien in Bezug auf Abbau von Kalk, Dolomit und Kreide, nebst einem historischen Rückblick auf seine Vergangenheit. 1895.

*Rollet, Herm. Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. VII. Teil. 1894.

*Conférence Bibliographique internationale. Bruxelles 1893. Documents. Bruxelles 1895.

*May, Martin. Der Anteil der Keltgermanen an der europäischen Bildung im Alterthum. 1895.

†Neuburger Kollektaneen-Blatt. 57. Jahrgang 1893. Herausgegeben von dem historischen Verein Neuburg a. D.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meissen. Bd. 3. Heft 4.

†Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden. Heft XII. 1894.

## Litteratur.

*Devrient, Hans. Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Theatergesch. Forsch. XI. Hamburg. L. Voß. 1895.

*German Classics editet with english notes etc. by C. A. Buchheim. Vol. XIII. Schillers Maria Stuart, with an historical and critical introduction, a complete commentary, etc. Oxford 1895. Clarendon Press Series.

*Thorsteinson, Steingrim. Nal og Damajanti. Fornindversk saga. I islenzkri pydingu. Reykjavik 1895.

*Thienen-Adlerflycht. Galla Placidia. Geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen. Wien 1895.

*Koch, Max. Geschichte der Deutschen Litteratur. Zweite, neubearbeitete Auflage. 1895.

*Borinski, Karl. Deutsche Poetik. 1895.

*Thorkelsson, Jon. Supplement til islandske Ordboger. Tredje Samling. Ottende og nienve Hefte. Reykjavik 1894.

* — Tiende og elleote Hefte. Reykjavik 1895.

*Hanschmann, A. Br. Uriel und Gabriel oder das Glück von Haldenstein. Romantisches Schauspiel. 2. Aufl. 1895.

## Volkswirtschaft.

*Fischer, J. Ein Fideikommiß der Arbeiter. Die Baarzahlung im Kleinverkehr. Eine kritische Analyse des Flürscheimschen Vorschlages: Die Verstaatlichung von Grund und Boden betreffend. o. J.

*Bleicher, H. Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. und ihrer Bevölkerung. II. Teil. Die innere Gliederung der Bevölkerung. Mit 9 graphischen Beilagen 2c. Im Auftrage des Magistrats herausgegeben durch das Statistische Amt. 1895.

*Fischer, Johannes. Ein Fideikommiß der Arbeiter. Zweiter Teil: Das Existenzminimum nach amtlichen Quellen bearbeitet. Eine statistische Beweisführung. 1895.

*Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1894. Frankfurt a. M. 1895.

*Buchner, A. Le Privatdocent. Caen. 1895.

*Fischer, J. Wie sichern wir die Zukunft unserer Kinder? Ein Beitrag zur friedlichen Lösung der socialen Fragen. 1892.

## Kunst und Archäologie.

*Wolff, G., und Cumont, F. Das dritte Mithräum von Heddernheim und seine Sculpturen. Mit 1 Tafel und 1 Textabbildung. S. A.

## Philosophie.

*Schwarz, Herm. Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode. Nebst einem Beitrage über die Grenzen der physiologischen Psychologie. Leipzig. 1895.

## Medizin.

*Leyden, E. Die Bekämpfung der Schwindsucht. Vortrag. Denkschrift herausgegeben vom Nationalverein zur Hebung der Volksgesundheit. 1895.

## Programme etc. von Hochschulen, Vereinen, Schulen etc.

*Göttingen. Chronik der Georg-Augusts-Universität f. 1892/93 u. 1893/94.

*Leipzig. Personal-Verzeichniß der Universität. W.-S. 1894/95.

* — Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1895.

*Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis der Universität. S.-S. 1895.

*Freiburg. Personalverzeichnis der Universität. W.-S. 1894/95.

*Prag. Personalstand der Deutschen Carl-Ferdinands-Universität. 1894/95.

*Jena. Personal-Verzeichnis der Universität. W.-S. 1894/95.

* — Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1895.

* — 15. Jahresbericht des Naturwissenschaftl. Vereins Studierender. 1894/95.

*Freih. von Rothschildsche öffentliche Bibliothek zu Frankfurt a. M. Zugangsverzeichniß. 1894.

*Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Rechenschaftsbericht f. 1894. Prag 1895.

*Deutscher Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen. Zweiter Jahresbericht über 1894. Prag, 1895.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht f. 1894.

*Verein für jüdische Krankenpflegerinnen zu Frankfurt a. M. Jahresbericht f. 1894.

## IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1895.

### A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Franz Baerwindt, Dr. med., Arzt, hier.
2. Frl. Sophie Bansa, hier.
3. Ernst Brandis, Dr., Chemiker, Griesheim a. M.
4. Frau Cnyrim, Wwe. des Justizrats Dr. Cnyrim, hier.
5. Jakob Cramer, Kaufmann, hier.
6. Josef Ederheimer, Kaufmann, hier.
7. Georg Ehrhardt, K. S. Oberkontroll.-Assistent, Plauen i. V.
8. Frl. Hedwig Feist, hier.
9. Frl. Bertha Ficus, hier.
10. Frl. Johanna Ficus, hier.
11. Frau Louise Fikentscher, hier.
12. Curt Frank, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
13. Ernst Freyse, Oberlandesgerichtsrat, hier.
14. Friedrich Fries, cand. phil., hier.
15. Adolf Grunelius, Bankier, hier. (Mk. 20.—.)
16. Eduard Grunelius, Bankier, hier. (Mk. 20.—.)
17. Herm. Hanau, Dr., Referendar, Wiesbaden.
18. Frau Anna Hauck, hier.
19. Ludwig Heilbrunn, Dr. jur., Referendar, hier.
20. Alex. Heine, Rechtsanwalt, hier.
21. H. Herkner, Dr. Professor, Karlsruhe.
22. Ludwig Hirzel, Dr. Professor, Bern.
23. Frau Sophie Jay, hier.
24. Frl. Helene Klees, Pensionsinhaberin, hier.
25. Jos. Kowarzik, Bildhauer und Ciseleur, hier.

26. Gottlieb Kuhlmey, Dr. phil., Oberlehrer a. D., hier.
27. Franz Phil. Lindheimer, Kaufmann, hier.
28. Frau Ottmar Loewi, hier.
29. Frl. Bertha Lütgens, hier.
30. Albert Metzler, Bankier, Stadtrat, hier.
31. Carl Metzler, Bankier, hier.
32. Eduard Meyer-Petsch, Direktor, hier.
33. Rud. Meyer von Schauensee, Kgl. Telegraphenexpeditor, München.
34. Eduard Morel, Kaufmann, hier.
35. Otto von Neufville, Generalkonsul, hier.
36. Rud. de Neufville, Dr., Chemiker, hier.
37. Carl von Noorden, Professor, Oberarzt am städtischen Krankenhaus, hier.
38. Baronesse Elisabeth v. d. Pahlen, hier.
39. Baronesse Helene v. d. Pahlen, hier.
40. Oskar Pfaff, Kaufmann, hier.
41. Gottfried von Reden, Erster Staatsanwalt, hier.
42. C. Ph. Fr. K. Reichert, Kgl. Domänen-Rentmeister, Weilburg.
43. Frl. A. Risse, hier.
44. Josef Rosengart, Dr. med., prakt. Arzt, hier.
45. Freifrau Wilh. von Rothschild, hier. (Mk. 12.—.)
46. Jul. Eug. Schmidt-Scharff, Kaufmann, hier.
47. Frau Helene Scholte, hier.
48. Marie Gräfin zu Solms-Rödelheim, hier.
49. Frl. Anna Spicharz, hier.
50. Baronin C. von Stein, Pröpstin des v. Cronstettischen Damen-Stifts, hier.
51. Emil Thormählen, Akademielehrer, Hanau.
52. Ernst Emil Tittmann, Architekt, Stadtbauführer, Bockenheim.
53. Eduard Triesch, Zahnarzt, hier.
54. Bernhard Türk, Kaufmann, hier.
55. Friedr. Vogl, Stabsauditeur, München.
56. Henry von de Vos, Rittergutsbesitzer, Travenort (Holstein).
57. Moritz Werner, cand. phil., hier.
58. Jean Doré Wunderly, Rentier, hier.

**

B. Gestorben:

1. Paul Barfus, Kupferstecher, München.
2. August Becker, Rechtsanwalt, hier.
3. Gustav Carsch, Kaufmann, hier.
4. Freiherr Otto von und zu Gilsa, Völkershausen.
5. Henriette Höchberg, Wwe., hier.
6. Rudolf Kühl, Ingenieur, hier.
7. Fräulein Marie Noack, Privatiere, hier.
8. Michael Schober, Inspektor, Kempten.
9. Georg Thaulow, Seekapitän, Wiesbaden.
10. Felix Vulpius, Dr. med., Sanitätsrat, Weimar.
11. Werner Zitelmann, Dr. jur., Stadtrat, hier.

11 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

---

Während des Druckes dieser Nachrichten trifft die Trauerbotschaft von dem Ableben unseres hochverehrten Mitgliedes, des Oberhofmeisters Freiherrn Hugo von Donop ein. Am 6. September ist er in St. Blasien, wo er Heilung suchte, sanft entschlummert. Wie die Trauer um den Dahingeschiedenen in den weiten Kreisen seiner Familie, seiner Freunde und Bekannten eine allgemeine und aufrichtige ist, so hat auch das Hochstift in ihm ein durch reiche Begabung, ausgebreitetes Wissen und die liebenswürdigsten Charaktereigenschaften ausgezeichnetes Mitglied verloren, dessen stets bereiter Güte es vielfache Förderung verdankt.

Beredtes Zeugnis davon legt wiederum die jetzige Ausstellung im Goethehause ab, an der der Verewigte auch auf dem Krankenlager den regsten Anteil nahm, und zu der er aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen die wertvollsten Beiträge lieferte. Noch die letzten Zeilen, die er vor wenigen Wochen an das Hochstift richtete, galten der freundlichsten Erfüllung eines in dieser Hinsicht geäußerten Wunsches.

Ein dankbares und ehrenvolles Andenken wird ihm das Hochstift allzeit bewahren.

# Register.

About, Edmond, Voyage à travers l'exposition des beaux-arts 181.
Abraham, S. 302
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 42, 133 ff., 315 ff.
— für Geschichte 128 ff., 305 ff.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 63 ff., 145 ff., 384.
— für deutsche Sprache und Litteratur 71, 89 ff., 357 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 165 ff., 324 ff.
— für Soziale Wissenschaften 70 ff, 183 ff., 365 ff.
Akademischer Gesamt-Ausschuß, Bericht 1893/94 73 ff.
Alemannia, Zeitschrift 22.
Alte Sprachen, Sektion für 1 ff., 165.
Altorf, Isenbart v. 105
Amschel, J. 302.
André, Karl 87.
Annales Tiliani 128.
Anschauungsmittel-Ausstellung 351.
Anthes, Dr. E. 83.
Anthologie, lateinische 1 ff.
Appuns Zungen-Sonometer 67.
Arbeitslosigkeit 366 ff.
Armenpflege, englische 369 ff.
Arndt, E. M., an Johanna Motherby 247.
Arnim, Achim v. 46 f., 275.
Arnim, Bettina v. 42, 244 f.
Aronstein, Dr. Th. 11, 87.
Aschrott, Dr. 370.
Asklepios 316.
Augustus 8.
Aussprache des Deutschen 327 f.

Badische Volkskunde 22.
Bächle, W. 304.
Baerwindt, Dr. Fr. 434.
Baier, Prof. Dr. 165.
Bailleu, P. 313 ff.
Banner, Dr. 11, 33, 166, 351.
Bansa, Frl. S. 434.
Barfus, Paul 78, 436.
Bauer, der französische 341 ff.
Bauernfeld, F. v., Tagebücher 415 f.
Baumgart, Herm., Goethes Geheimnisse 287 ff.
Bayer, E. 302.
Beatrix 103 ff.
Becker, A. 436.
Becker, Consul 77.
Becker, Herm., Goethe als Geograph 204 f.
Beethoven, Judas Makkabäus 18*.
Behaghel, Prof. Dr. O. 73.
Bender, Herm., Schiller im Gymnasium 266.
Benkard, Dr. E. 184.
Berendes, Ad. 302.
Bericht des Akad. Gesamt-Ausschusses für 1893/94 73 ff.
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1893/94 81 f.
Berichte 80.
Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen 1 ff., 89 ff., 305 ff.
Berlit, Gg., Goethe u. Schiller 401.
Bern, Naturforschende Gesellschaft 84.
Bertuch, Frdr. J. 19*.
Bernays, Michael 299.
— Schriften zur Kritik ꝛc. 258 f.
Beyer, Prof. 24, 33.
Beyers, Prof. 24.
Biedermann, W. v. 299.
— Goethe und Napoleon 261.
Bild und Lektüre 23.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abt. für 42, 133 ff., 315 ff.
Biré, Edm., Viktor Hugo 21.

Blanc, Charles 177.
— Histoire des peintres 171.
Blanck, Leonh. 13*.
Bleicher, Dr. H. 432.
Blumenthal, Ad. 302.
Blumenthal, E. H. 302.
Bode, Dr. 331.
Böcker, Dr. E. 89.
Böhme, W., Tellkommentar 425.
Boetticher, Fr. v. 300.
Bolte, Joh., Singspiele der englischen Komödianten ꝛc. 405.
Bonafous, Raym. 232.
Borinski, Karl 432.
Bormann, W. 392.
Bornhausen, Rud. 302.
Brambach, Hofr. 13.
Brandenburg, Albrecht Alcibiades Markgraf von 19*
Brandes, Gg., Nationalgefühl 230.
Brandis, Dr. E. 434.
Braunschweig, Techn. Hochschule 85
Brentano, L. 304.
Breul, Karl, 299.
— Tellausgabe 219.
Brion, Friederike 195 f.
Browning, Oskar, Goethe 281.
Brückner, Dr. N. 71, 184.
Bruck, Dr. L. 302.
Brunn, die pergamenische Gigantomachie 141.
Buchheim, C. A. 217, 298, 432.
— German Classics 193 f.
— Schillers Maria Stuart 426 f.
Buchner, A. 432.
Büchner, Al. 84.
Bürger 11*, 19*, 29* ff., 209.
Bulwer, Falkland 206.
Bußweiler, H. 302.
Byron und Goethe 206 ff.

Cahiers d'enseignement 23.
Calderon 212 f.
— Anbetung zum Kreuz 200
Calpurnius 1.
Carlyle und Goethe 208.
Carmen de figuris 4.
Carsch, G. 436.
Caumont, Prof. A. 166, 325 ff.
Cherbouliez, Viktor 170.
Chevelere Assigne 106.
Chlodwig 130.
Chronik des Wiener Goethevereins 290 f.
Cicero 3.
Cichorius, E. 2*.
Claudius, M. 30*.
Cnyrim, Dr. E. 88.
Cnyrim, Frau Dr. 434.
Cointot 341.
Collin, Dr. J. 87.
Conservateur Littéraire 21.
Constant, Benj., Wallenstein 221.
Cornelius Severus 3.
Cornill, Prof. Dr. C. 73.
Cornisch, Goethes views on education 211.
Cotta 399 f.
Courbet 181.
Cousin, Viktor 167 ff.
Cramer 32*.
Cramer J. 434.
Cumont, F. 432.
Cyclopedian Dictionary 19.

Darcel, Alfred, Excursions artistiques etc. 177.
Darmstadt, Techn. Hochschule 85.
Dassel, A. 88.
Decamp 174.
Deinhardstein, Hans Sachs 20*, 227.
Delbrück, Hans 310.
Delecluze 175.
Demetriusdramen 424 f.
Denner, Balth. 169.
Denzinger, Fr. J. v. 88.
Derenburg, H. 302.
Deschamps 348.
Deutsche Sprache und Litteratur, Abteilung für 71, 89 ff., 357 ff.
Devrient, Hans 432.
Dietrich, F. G. 417.
Diez, Friedr. 11.
Diez-Ausstellung 11.
Differenz-Töne 66.
Dobriner, Dr. 145.
Dörr, Direktor 351.
Dörr, Rektor 41.
Dolopathos 99.
Donner-v. Richter 133.
Donop, Frhr. H. v. 49, 436.
Doré, Gust. 182.
Dove, H. Lgr. 183.
Dresden, Gese-Stiftung 300.
— Kupferstichkabinet 1*.
— Statistisches Amt 84.

Ducotterd 348.
Düntzer, H. 15*.
— Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit 241.
— Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz 395 f.
— Goethes Stammbäume 197.
— Wahrheit u. Dichtung 194 f.
Dürer, Albr. 6*.

Edelmann, H. 300.
Eberheimer, J. 434.
Ehrhardt, Gg. 434.
Einsendungen 83 ff., 298 ff., 431 ff.
Elementarphonetik, französische 328 ff.
Elioxe 100 ff.
Ellinger, Gg. 85.
— E. T. A. Hoffmann 256.
Emden, Naturforschende Gesellschaft 84.
Engel, Lorenz Stark 27*.
Epstein, E. H. 302, 365.
Epstein, J. H. 184, 366.
Erlangen, Bibliothek 92.
Erlanger, Baron L. v. 77.
Ernst, Ad. Wilh., Litterarische Charakterbilder 266.
Eschenbach, W. v. 13*.
Euphorbius 4.
Evander 6.
Evers, M., Schillers Glocke 251.
Exkursionsklub, Nordböhmischer 83.
Eyßen, Frau A. 302.

Fachabteilungen, Berichte aus den 1 ff., 89 ff., 305 ff.
Farinelli 213.
Fasola, C., Goethes Werke in italienischer Uebersetzung 398.
Fastenrath, J. 431.
Faust 217 f.
Faust, Bühnengeschichte des 392.
Faustkatalog 76 f.
Faustübersetzungen, englische 210.
Feisenberger, A. 302, 365.
Feist, Frl. H. 434.
Feist, W. 88.
Fels, Prof. 20.
Ferienkurs, französischer 324 ff.
Fetter, Direktor 40.
Ficus, Frl. B. 434.
Ficus, Frl. J. 434.
Fikentscher, Frau L. 434.
Fischer, J. 432 f.
Flesch, Frau Fl. 304.
Flesch, Dr. K. 184 f, 366.
Flügel, Universal Dictionary 19.
Förster, Prof. Dr. 328 ff.
Förster, Richard, Iphigenie 192 f.
Fontane, Th., Meine Kinderjahre 415.
Forster, Georg, 33* ff.
Foulon 348.
Fouqué, Friedr. v. 256.
Fräbrich, Fr., über Schillers Wallenstein 425 ff.
Fränkel, Frl. E. 302.
Francke, Otto 397.
Frank, Dr. C. 434.
Frank, Hektor, Plaudereien 213.
Frank, Frau L. 302.
Frankfurt a. M., Handelskammer 84, 432.
— Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein 86.
— Rothschildsche Bibliothek 433.
— Sängerchor des Lehrervereins 86.
— Senckenberg. nat. Gesellsch. 301.
— Stadtarchiv 431.
— Städelsches Institut 3*.
— Taunusklub 86, 433.
— Turnverein 301.
Frankfurter Recht 75.
Frankl, A. v. 88, 295 ff.
Französische Kunstschriftstellerei 166 ff.
Freiburg, Universität 85, 433.
Fresenius 398.
Frey, D. 304.
Freyse, E. 434.
Friedensbestrebungen, internationale 185 ff.
Friedrich I., Kaiser 56.
Fries, Fr. 434.
Fritsch, C. 88.
Frölich, Dr. K. 302.
Fromentin, Eug., Maitres d'autrefois 177 f
Führich 6*.
Fürth, E. 302.
Fuld, Ad. 71.

Garve 27*.
Gauthey-Des Gouttes 336 ff.

Gautier, Theophile, Beaux-arts en Europe 180 f.
— Portraits contemporains 174
Gehlen, Frau A. 302.
Geiger, L. 386.
— Karol. v. Günderode u. ihre Freunde 244 f.
Gemmingen, Frhr. v. 30*.
Georgsfahne 59 f.
Gerstenberg 30*.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 1* ff., 23* ff., 79.
Geschichte, Abteilung für, 128 ff., 305 ff.
Gesellschaft, Naturforschende zu Emden 84.
— — in Bern 84.
— zur Förderung Deutscher Wissensch. in Böhmen 433.
Gesetz, Salisches 128 ff.
Gießen, Universität 85.
Gigoux, Jean, Causeries sur les artistes de mon temps 175.
Gilsa, Frhr. O. v. u. zu 436.
Glapthorne, Henry, Tragedy of Albertus Wallenstein 220.
Gleim 13*, 26*.
Glauser, Christ., Le Wallenstein de Benjam. Constant 221.
Göllheim, Schlacht bei 58.
Goering, V. 302.
Goethe, Ahasver 14*.
— Annette 409.
— Auf Miedings Tod 17*.
— Briefe 6*, 199 f.
— Claudine 257.
— Dichtung und Wahrheit 191 ff.
— Divan 272.
— Epimenides Erwachen 200, 225 f., 274, 395.
— Ergo bibamus 398 f.
— Farbenlehre 203
— Faust 14*, 20*, 207, 210, 214 ff., 275 ff., 388 ff.
— Frühling 243.
— Geheimnisse 287 ff.
— Götter, Helden und Wieland 405.
— Götz 6*, 8*, 11*, 254, 281 ff., 409, 427 ff.
— Gott und Bajadere 289 f.
— Großkophta 225.
— Hans Sachsens poetische Sendung 15*.
— Hanswursts Hochzeit 405.
Goethe, Heidenröslein 409.
— Hermann und Dorothea 20*, 200 f.
— Iphigenie 191 ff., 210 f.
— Kantate zum Reformationsjubiläum 224.
— Klaggesang der edlen Frauen Asan Agas 8*, 11*.
— Künstlers Vergötterung 225.
— Laune des Verliebten 284.
— Lieder 285.
— Mahomet 201, 260 ff.
— Maskenzüge 225 f.
— Meine Götter 190.
— Mitschuldigen 284.
— Pandora 212 f.
— Pantomimisches Ballet 225.
— Paria 289 f.
— Prometheus 409.
— Propyläen 201.
— Schillers Totenfeier 224.
— Tagebücher 198 f.
— Tages- und Jahreshefte 199.
— Tankred 201.
— Tasso 272.
— Totentanz 272.
— Vögel 225.
— Wahlverwandtschaften 190.
— Was wir bringen 200.
— Werther 206, 274.
— Wilhelm Meister 27*, 205 f., 265, 289 f.
Goethe an Bitaubé 200.
— an Graf Brühl 200.
— an Cotta 399.
— an Gentz 398.
— an Prinz August von Gotha 198.
— an Holcroft 200.
— an W. v. Humboldt 201.
— an Kestner 6*.
— an Kirms 200.
— an Knebel 198.
— an Ernst Meyer 417.
— an Maler Müller 201.
— an Schiller 202.
— an Steffens 203.
— an Voigt 397.
Goethe und Arndt 248.
— und Bürger 209.
— und Bulwer 206.
— und Byron 206 ff.
— und Calderon 213.
— und Cotta 399 f.
— und Darwin 418.
— und Frankfurt 410 f.

Goethe und die Frauen 241 ff.
— und Gotter 402 ff.
— und Hans Sachs 6* ff, 226 f.
— und Herder 230 f.
— und Jean Paul 238 f.
— und Italien 213 f.
— und Karl August 395 f.
— und Heinrich v. Kleist 232 ff.
— und Klopstock 414 f.
— und Luden 273 f.
— und Mellisch 209 f.
— und J. Möser 285 f.
— und Müllner 209.
— und Napoleon 259 f.
— und Graf Prokesch 397.
— und Schiller 23* ff., 264 f., 400 ff.,
— und Schubart 272.
— und Walter Scott 258 f.
Goethes Geburtstagsfeier 6*.
— Geographische Beobachtungen 204 f.
— Kunstanschauungen 235 f.
— Metamorphosenlehre 417 f.
— Mineralogische Studien 204.
— Naturstudien 203 f.
— pädagogische Anschauungen 211.
— religiöse Anschauungen 287 ff.
— Theaterleitung 200.
Goetheausgabe, Weimarer 224 ff.
Goethe-Ausstellung des Hochstifts 410 f., 427.
Goethebibliothek 77.
Goethedenkmal, Wiener 291 f.
Goethefamilienbild 42 ff.
Goethehauskommission, Bericht der, für 1893/94 81 f.
Goethe-Jahrbuch 1895 388 ff.
Goetheporträts 294.
Goethe-Society, the English 208.
Goethe-Society, the Manchester, Transactions 208 ff.
Goetheverein, Wiener 290 f.
Goethe- und Schillerlitteratur, neuere 189 ff., 385 ff.
Goethe, Christiane v. 202.
Göthe, Joachim 197.
Goethe, Joh. Casp. 43 ff., 197 f., 407.
Göttingen, Universität 85, 433.
Goetze, Prof. Dr. E. 6*, 79.
— Goethe und Hans Sachs 226.
Goldhans, A. H., Egmont 205 f.
Goldschmidt, R. 302.
Golther, W. 85.
Goppelsroeder, Fr. 84.
Gotha, Prinz August von 403.
Gotter, Fr. W. 6*, 402 ff.
— Der schwarze Mann 403 f.
Gratianopolis 10.
Grazien, die 316 f.
Grillparzer 416.
Grimm, G. v. 44 ff.
Grimm, Stadtrat 325.
Grimm, Herman 44 ff.
Grimmelshausen 7*.
Grosse, Emil 423.
Grunelius, Ad. 434.
Grunelius, Ed. 434.
Guaita, Melina v. 46 f.
Günderode, Karol. v. 244 f.
Guglia, Eug., Maria Ludovika 226.
Guizot 179.

Haas, Frau A. 302.
Haehnel, K. 84.
Hamann 30*.
Hamerling, Rob. 291.
— Ahasver 389.
Hanau, Dr. Herm. 434.
Hanauer, Frau H. 302.
Hannover, Techn. Hochschule 85.
Hanschmann, A. Br. 432.
Harnack, Otto 387.
Hartleben, O. E., Goethebrevier 249 f.
Hartmann, E. 384.
Hasselmann, Friedr. 431.
Hauck, Frau A. 434
Hauschild 349.
Haushalter, Dr. Fr. 87.
Hayward, Abr., The first part of Goethes Faust 217.
Hebbel, Friedr. 79.
Hecht, C. 366.
Hecht, Hugo 87.
Heerdt, Frl. E. 302.
Hehn, Vikt., Gedanken über Goethe 388.
Hegner, Beiträge zur Kenntnis Lavaters 267 f.
Heidelberg, Universität 85, 433.
Heidenheimer, J. 299.
Heilbrunn, Dr. L. 434.
Heine, Alex. 434.
Heine, Gerh., Ästhetik und Ethik Schillers 422.
Heinemann, Dr. K. 47, 386.
— Goethe 406 ff.

Heinrich IV., Kaiser 56.
Heinrich VI., Kaiser 57.
Heinrich VII, Kaiser 62.
Heinse 209.
— Hildegard v. Hohenthal 32*.
Heitmüller, F. 199.
Helias, knight of the swan 105.
Henke, W., Bewegungsmotive des Laokoon 142.
Hennebergischer Geschichtsverein 432.
Herder 6*, 9*, 19*, 32* ff., 228 ff., 283 ff.
Herford, Hermann und Dorothea 210.
Herkner, Prof. Dr. H. 434.
Hermenjat, Les fières de Werther 206.
Hernani 340.
Herold, Lg. R. 128.
Herxheimer, Dr. S. 77.
Heß, Jakob, Stammbuch 428.
Heß, Pfarrer 428.
Hessels, Prof 129.
Hessenberg, Frl. E. 303.
Hettner, Herm., Litteraturgeschichte 386 f.
Heuer, Dr. O. 2*, 79, 80, 411.
Hilariusgedicht 10.
Hippel, v. 32*.
Hirschmann, Frau Fr. 303.
Hirzel, Prof. Dr. L. 434.
Hochstiftsberichte 197.
Höchberg, Frau H. 436.
Höchster Farbwerke 77.
Höfer, H. 84.
Hölderlin 37*.
Hölty 30*.
Hoffmann, E. T. A. 256.
Hoffmann, Dr. H. 304.
Hoffmann, J. G. H. 299.
Hohenemser, H. 304.
Holcroft 200.
Hollander, Ch. 303.
Homburg, Henry 83.
Homburger, M. 303.
Hoppe, Supplement-Lexikon 19.
Hülsen, L. 303.
Huet, Paul 173.
Hugo, Viktor 20 f.
Humboldt, Al. von 36*, 418.
Humboldt, W. von 25*, 201.
Hutten, Ulrich von 19*.

Jacobi, Fr. H. 31*
Jacobi, J. G. 31*.
Jacquemin, Iconographie générale et méthodique du costume du IV[e] au XIX[e] siècle 23.
Jahresberichte für Neuere Dtsche. Littg. 385 ff.
Jay, Frau S. 434.
Ibsen 109 ff.
— Brand 112 ff.
— Catilina 111.
— Fest auf Solhaug 111.
— Nora 115 ff.
Jean Paul 37*, 238 ff.
Jena, Universität 85, 433.
Iffland 32*.
Indianopolis, Turnbezirk 301.
Innsbruck, Universität 85.
Johannot, Tony 179.
John, Al. 300.
Jonas, Fritz, Schillers Briefe 265 f.
Joos, Geheimr. 14.
Jordan, Max 2*.
Jost, Frau J. 303.
Jouffroy, 168.
Irmentrud 105.
Jung, Dr. R. 431.
Jung-Stilling 30*.
Junker, A. 88.
Junker, H. 42, 81.
Jurisprudenz, Sektion für 70 f. 183 f., 365.
Justi, Winckelmann 135.

Kahn, E. 303.
Kalb, Frl. L. 303.
Kant 26* ff.
Kant und Schiller 420 f.
Karl IV., Kaiser 59.
Karlsruhe, Neuphilologentag 11 ff.
Karpathenverein, siebenbürgischer 83.
Kassel, Verein für Naturkunde 84.
Katalog der Goethe-Ausstellung des Hochstifts 410 f.
— der Schnorr-Ausstellung 2*.
Kaufmann, Chr. 31*.
Kaulbach, Goethes Frauengestalten 415.
Kaunitz, Fürst 307 ff.
Kegelschnitte 145 ff.
Kekulé 135 ff.

Keller, H. 87.
Kettner, Gust., Schillers Demetrius 223 f.
Kindergärtnerinnen-Verein 84.
Kirchner, F. 303.
Kirms 200.
Klassikerlektüre 357 ff.
Klees, Frl. H. 435.
Kleist, Heinrich von 232 ff.
Klenze, Camillo von, deutsche Gedichte 248.
Klettenberg, S. C. von, an Lavater 397.
Klinger, M. 31*.
Klopstock, 20*, 26* ff., 414 f.
Kluge, Prof. 22.
Knatz, Dr. Fr. 303.
Kniess, Dr. 145.
Knigge, Frhr. v. 31*.
Knittelvers 7*.
Knörk, F. 42, 54, 133, 303.
Koch, Prof. Dr. M. 189, 300, 432.
Köhnlein, Frl. E. 303.
Köhnlein, Frl. M. 303.
König, Prof. Dr. 331.
Könnecke, G., Bilderatlas rc. 293.
Körner, Chr. G. 36*.
Körner, E. 303.
Kongreß, Volkswirtschaftlicher 75.
Kortegarn, Direkt. Dr. 326.
Koser, Prof. Dr. R. 73, 310.
Koßmann, A. 365 f.
Kotzebue 32*.
Kowarzik, J. 435.
Kreuzfahne 56 ff.
Kreuzzüge 57.
Krieg, siebenjähriger 305 ff.
Kröger, P. 303.
Krüger, Dr. A. 89 f.
Krüger, Dr. G. 303.
Kühl, R. 436.
Kühnemann, E. 84, 299.
— Herders Leben 228 ff.
— Kants und Schillers Begründung der Aesthetik 420 f.
Kuhl, Dr. F. 324.
Kuhlmey, Dr. G. 324, 435.
Kunstgeschichte, französische 171, 316 ff.
Kunstgewerbe 321 f.
Kunstschriftstellerei, französische 166 ff.
Kurt, Frl. K. 303.
Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre 412.
Kymographion 328.

Lacroix, Dix-septième siècle 23.
Lafontaine 32*.
Lagarde, P. de, Erinnerungen 391 f.
Lahmeyer, Dr. 325.
Landsberg, Frau B. 303.
Langguth, Adolf 211.
Lanze, die heilige 55 f.
Laokoongruppe 133 ff.
Lautschrift 25, 330 f.
Lautschulung 24 ff.
Lavater 31*, 267 f.
Lecouvreur, Adrienne 338 f.
Legeris 130 f.
Legnano, Schlacht bei 56 f.
Lehmann, M., Friedrich d. Gr. und d. Ursprung d. 7jähr. Krieges 305 ff.
Lehrgänge 1893/94 73 f.
Leipzig, Museum 1*.
— Universität 85, 433.
Leisewitz 30*.
Lemmé 320.
Lemmermeyer, Fr. 79.
Lenz 30*.
Lesezimmer 78 f.
Lessing, G. E. 26*.
— Emilia Galotti 118.
— Laokoon 192, 432.
Lessingbibliothek 77.
Lessing, Landgerichtsdirektor 77.
Levy, Frau M. 303.
Lewes, Louis, Goethes Frauengestalten 242 ff.
Lexikographie, englische 17 f.
Lex Salica 128 ff.
Leyden, E. 433.
Lichtenberg 31*.
Liermann, Dr. O. 305.
Lindheimer, Fr. 299, 435.
Litteraturzeitung, Jenaer 202.
Litzmann, Prof. Dr. B. 73.
Loeper, G. von 6*, 18*, 195.
Loewi, Frau O. 435.
Lorenz, Ottokar 395 f.
Lucina 1 ff.
Ludwig XIV. 337.
Lütgens, Frl. B. 435.
Lütkeschwager, Joh. 220.
Lunglmayr, Adalb. 87.
Luther, Martin 427 ff.

Mack, R., Popes Einfluß &c. 423.
Maître Phonétique, le 26.
Malberg 132.
Manet, Edouard 182 f.
Mann, Gg. 300.
Marchfeld, Schlacht 57 f.
Marckwald, M. 303.
Marcus 9 f.
Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter 242.
Mathemathik u. Naturwissenschaften, Abteilung für 63 ff., 145 ff., 384.
Mattabruna 93 ff.
Mauß, Frau 348.
Maxwell, P., Schillers William Tell 219.
May, Mart. 431.
Mayer, H. 88.
Mayer, Prof. 22.
Medusa 7 f.
Meißen, Verein für Geschichte 300, 432.
Meißner 32*.
Meister, C. F. 304.
Meister, W. 77.
Melber, Dr. 198.
Melde, Schwingungskurven 67.
Mellish 209 f.
Memnonsäule 5 f.
Mendelssohn, M. 26.
Mentzel, Frau E. 80.
Menzbier, Prof. Dr. M. 84.
Merck 30*, 427 ff.
Mertz, Frl. A. 303.
Messius Arusianus 4 f.
Metz, Ad. 299.
Metzler, Alb. 435.
Metzler, Carl 435.
Meyer, Richard M., Goethe 269 ff.
Meyer-Petsch, Ed. 435.
Meyer-von Schauensee, Rud. 435.
Michaelsbanner 55.
Michel, Dr. F. 11.
Michelangelo 135.
Micrälius, Wallensteindramen 220.
Middendorf, A. v. 88.
Milchsack, G. 92.
Miller, J. M. 30*.
Miniaturen 16 f.
Möser, Justus 26* ff., 285 f.
Mössinger, V. 77.
Moleschott, Jac., Lebenserinnerungen 245.
Molière 23, 338.
Molière-Vorstellungen 325.
Monochord 64 f.
Montorsoli 135.
Monumenta Germaniae 129.
Moor, E. v. 88.
Moore, R. W. 300.
Moore, Thomas 100.
Morel, E. 435.
Morsch 395.
Moskau, Société des Naturalistes 84, 300.
Mouson, J. 304.
Mühldorf, Schlacht bei 58 f.
Müller, Dr. C. H. 63, 69.
Müller, Friedr. 30*.
Müller, G. A., Urkundliche Forschungen &c. 195 f.
— Nachtigall von Sesenheim 196.
Müller, Frau Hedwig 82.
Müller, J. 298.
Müller, Josef, Jean Paul u. seine Bedeutung für die Gegenwart 238.
Müller, Laur., Litteratur- u. kunstkritische Studien 268.
Müller, Wilhelm, Schiller in Zeugnissen &c. 250 f.
Müller, Prof. 11 ff.
Müller-Fraureuth, Karl, Ritter- und Räuberromane 255 f.
Müllner 209.
Muncker, Prof. Dr. Fr. 23*.
— Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller 400 f.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch 19 f.
Murray, English Dictionary 18 f.
Musée européen 171.
Müseum für Völkerkunde zu Leipzig 83.
Muther, Richard, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert 234 f.

Naglo, Frl. H. 303.
Nansay, Sone de 107.
Napoleon I. 259 f.
Napoleon, Prinz 169.
Nationalwerkstätten 371 f.
Naudé, Alb. 311 ff.
Naumann, Friedr., Pfarrer 87, 89, 184, 366.
Nero 3.
Nerrlich, Paul 298.

Nerrlich, Dogma vom klassischen Alterthum 237 f.
Neuburg, Histor. Verein 431.
Neuere Sprachen, Sektion für 11 ff., 166 ff., 324 ff.
Neufville, O. von 435.
Neufville, Dr. R. de 435.
Neumann, Dr. Paul 183, 365.
Neumann, Prof. 11.
Neuphilologentag zu Karlsruhe 11 ff.
Nicolai, Fr. 26*.
Niedergesäß, O., Schiller in seinen Briefen 420.
Nippold, Friedr. 431.
Nitzsch, Deutsche Geschichte 132.
Noack, Frl. M. 436.
Noorden, Prof. Dr. C. von 435.
Nover, J., die Faustsage 217 f.

Oberländer, L. G. 303.
Octavia 2 ff.
Oegir, der Mythus von 120 ff.
Oelsner, Prof. Dr. L. 128, 184.
Oesterreich, Maria Theresia von 306 ff.
Offenheimer, Ph. 303.
Oplin, Frau A. 303.
Orfèvrerie antique 320.
Oriano 93 ff.
Otto I., Kaiser 56.
Ottokar, König 58.
Ovid 6.

Pahlen, Freifrl. E. von der 435.
Pahlen, Freifrl. Hel. von der 435.
Pallmann, Dr. H. 46 f., 133.
Passano, Novellieri Italiani 93.
Paul, H. 18.
Pecht, Fr., Lebenserinnerungen 412 ff.
— Schillergallerie 415.
Peiser, Alb. 87.
Pergamenische Reliefs 134 ff.
Perseus 7.
Perspektograph 69 f.
Pertz, H. 129.
Peterssen, G. R. F. 303.
Pfaff, O. 435.
Pfaff, Prof. 22.
Pfungst, Dr. A. 89, 109.
Phidias 6.
Phokas 7.
Phonetik im Unterricht 352 f.
Pic 348.
Pirkheimer, Wilib. 7*.
Planche, G. 175, 179.
— Portraits d'artistes 173.
Plinius 5 f.
Pniower, O. 389.
Poesie, französische 334 f.
Pope, Al. 423.
Popek, A. 84.
— der falsche Demetrius in der Dichtung 424 f.
Possart, E. 392.
Pradez, Georges, Le Faust de Goethe 215 f.
Prag, Deutsche Universität 85, 433.
— Lese- und Redehalle 86.
Preisinger, H., Goethe and Servian Folk-Song 212.
Prestel 49.
Preußen, Friedrich II. von 306 ff.
Primer, P. 300.
Prokesch-Osten, Anton Graf von 397.
Proudhon 182.

Quarck, Dr. M. 73, 184.
Quatremère de Quinzy 172.

Rachel 339.
Rahl, Karl 295.
Ramler 26*.
Ranisch, Sal. 15*.
Rausenberger, Dr. 145.
Reden, G. von 435.
Redlich, Dr. C. 87.
Reformversammlung 41.
Rehorn, Dr. Fr. 89, 357.
Rehorn, Direkt. Dr. K. 71, 89, 120.
Reich, Em., Ibsens Dramen 109 ff.
Reichard, Prof. 325.
Reichel, Frl. M. 303.
Reichert, E. 435.
Reichssturmfahne, die 54 ff.
Reinhardt, Direkt. Dr. K. 165.
Reißner, Frau R. 303.
Reiß, A. 303.
Rentsch, Joh., Das Totengespräch in der Litteratur 405.
Rethel, Alfred 6*.
Reuß, Dr. Fr. 303, 305, 357.
Richter, Ludwig 6*.

Ridder met de Zwaen 105.
Riedl, Fr., Schillers Wallenstein als tragischer Charakter 222.
Riese 1 ff.
Risse, Frl. A. 435.
Ritters Perspektograph 70.
Ritter- u. Räuberromane 255 f.
Römer, Dr. 12 ff.
Rollet, Herm. 431.
— Goethebildnisse 43.
Roman Naturaliste 340.
Romantiker 275 f.
Rosengart, Dr. J. 435.
Rothschild, Freifrau W. von 435.
Ruland, Geh. R. Dr. C. 48 f.

Sabatier, Faustübersetzung 215.
Sachs, Hans 6* ff., 226 f.
Sängerchor des Lehrervereins 79.
Saint-Simon 338 f.
Salisches Gesetz, Textgeschichte 128 ff.
Sallwürck, v. 11 ff., 24.
Salons, die Litteratur der 179 f.
Sand, Georges 339.
Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière 348.
Sarrazin, Prof. 20.
Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur 92.
Schäffle, Alb., Cotta 399 f.
Schäffner, Ph. 304.
Scheffler, Prof. 14, 22, 24, 351 f.
Scheiblers Stimmgabel-Sonometer 66.
Schenck v. Schweinsberg, Dr. Frhr. G. von 83.
Scherbius, Frau H. 303.
Scheuer, Frl. J. 303.
Schiele, Frau A. 303.
Schiller 189 ff., 209, 275 f., 400 ff., 406 ff., 414 f., 419 f.
Schiller, Briefe 265 f.
— Demetrius 222 f., 424 f.
— Das Erhabene 423.
— Die Glocke 251.
— Hadesgespräche 405.
— Iphigenie in Aulis 240.
— Jungfrau 191, 254.
— Don Karlos 254.
— Phädra 263.
— Maria Stuart 426 f.
Schiller, Räuber 264 f.
— Tell 218 f., 425 f.
— Wallenstein 219 ff., 425 f.
— Wallensteins Lager 254.
Schiller an v. Dalberg 264.
Schiller und Goethe 23*.
— und Gotter 403 f.
— und Jean Paul 238 f.
— und Kant 420 f.
— und die Schule 266.
Schillers dramatischer Nachlaß 423 f.
— Geburtstagsfeier 23* ff.
Schillerdenkmal, Wiener 291.
Schillergalerie 415.
Schiller, H. 85, 193, 361.
Schiller u. Valentin, Deutsche Schulausgaben 191 f.
Schipper, Prof. 20.
Schlegel, A. W., Briefe an Hayward 217.
— Jon 200.
Schlegel, Fr., Alarkos 275.
Schlösser, R. 298.
— Gotter 402 f.
Schlossar, Goethe u. Graf Prokesch 397.
Schlüsselburg, Konrad von 59 ff.
Schlurick, J., Schiller und die Bibel 419.
Schmidberger, H. 87.
Schmidt, C., Faust ein Menschenleben 394 f.
Schmidt-Hänsel, L. 88.
Schmidt-Scharff, J. E. 435.
Schmidtmayer, Rudolf, Schillers Iphigenie in Aulis &c. 240.
Schmieden, Frau Cl. 303.
Schnapper-Arndt, Dr. G. 184.
Schneider, J. 431.
Schneider, P. 301.
Schnorr v. Carolsfeld, Jul. 1* ff.
Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung 1* f., 76 f.
— Katalog der 2*.
Schönbach, A. E., Über Lesen und Bildung 189 ff.
Schönfeld, Gg. 304.
Schober, M. 436.
Scholte, Frau H. 435.
Schott, Dr. Th. 304.
Schrader, Herm., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache 251 ff.
Schramm-Bauendahl, Frl. J. 87.
Schreiber, Prof. 1*.

Schröer, K. J. 17, 44, 291 f.
— Goethes Frommsein 290.
— Goethe und die Liebe 242.
Schubart 30*, 272.
Schuchardt 49.
Schulausgaben, Deutsche 361 ff.
Schulbücherausstellung 349.
Schwanensage 97 ff.
Schwartz, R., Estherdramen 405.
Schwarz, H. 84, 432.
Schwemer, Dr. R. 128, 305.
Schwind, Moritz v. 6*.
Scott, Walter 258 f.
Seekatz, J. K. 42 ff.
— Goethisches Familienbild 81.
Seewarte, Deutsche 84.
Sektion für Alte Sprachen 1 ff., 165.
— für Neuere Sprachen 11 ff., 166 ff., 324 ff.
— für Jurisprudenz 70 f., 183 f., 365.
— für Volkswirtschaft 71, 184 ff., 365 ff.
Semper, Gottfr. 170.
Sevenig, N. 389.
Seydlitz, W. von, Historisches Porträtwerk 23.
Shakespeare, Heinrich IV. 118 f.
Siegrist, Bürgermeister 14.
Sieveking 391.
Silhouetten, Goethes Leipziger 80.
Silvestre, Theophile 177.
— Artistes Français 173 f.
Simmons, L. M., Goethe and Religion 211 f.
Sinzheimer, S., Goethe u. Byron 206.
Sirene 67.
Skeat 19 f.
Smithsonian Institution 86.
Société Impériale des Naturalistes de Moscou 84, 300.
Solms-Rödelheim, Gräfin M. zu 435.
Sommer, J. 304.
Sonnekalb, P. 87.
Sophokles Philoktet 192
Soziale Wissenschaften, Abteilung für 70 f., 183 ff., 365 ff.
Speyer, Frau M. 304.
Spicharz, Frl. A. 435.
Spielhagen, Die epische Poesie und Goethe 396 f.
Spier, S. 366.
Spieß 32*.
Sprachunterricht 26 ff.
Sprachwissenschaft, Abteilung 1 ff., 165 ff, 324 ff.
Springer, R. 304.
Stael, Madame de, Corinne 175 f.
— de l'Allemagne 222.
Stahr, Ad., Goethes Frauengestalten 242.
Starcke, G. 304.
Steig 398.
Stein, Armin, Schillers Jugendleben 411 f.
— Schillers Demetriusfragment rc. 222 f.
Stein, Charlotte von 17*.
Stein, Freifrau C. von 435.
Stein, Dr. 366.
Stein, Frau Dr. 304.
Steiner, Rud. 204.
Stella und Mattabruna 90 ff.
Stengel, Prof. 11 ff.
Stern, M. 304.
Stern, M. A. Prof. 88.
Stern, Dr. K. 304.
Stern, Frau S. 87.
Stiebel, H. Ed. 82.
Stimme, physikalische Untersuchung der 331 f.
Stimmgabel-Sonometer, Scheiblers, 66.
Stimmpfeife 65 f.
Stolberg, Fr. L. v. 30*.
Stühlerischer Perspektograph 69 f.
Sturm und Drang 282 ff.
Suphan, Prof. Dr. B. 9*, 224, 278, 398.
— Aus Herders Frühzeit 228.
— Das Buch Annette 409.
— Hans Sachs in Weimar 227.
— Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart 227.

Tacitus 3.
Taine, H. 169.
Testis, Fulvio, Wallenstein 221.
Textor, Geschlecht 197.
Thaulow, Gg. 436.
Théâtre-Français 338.
Thienen-Adlerflycht, v. 432.
Thiers 179.
Thomas, Calv., Goethes Faust 217.

Thomasius, Chr. 85.
Thoré 177.
— Salons 180.
Thorkelsson, J. 84, 299, 432.
Thormählen, E. 435.
Thorsteinson, St. 432.
Thorwart, F. 87.
Thudichum, Gg., Goethe u. unsere Zeit 397.
Tieck, Friedrich 201.
Tieck, L. 21*, 37*.
— William Lovell 257.
Tiedemann, R. 304.
Tille, Alex. 389.
Tillet, Jean 128.
Tissot, Max. 343.
Tittmann, E. E. 435.
Törring, Graf 30*.
Ton 331 f.
Tonhöhebestimmung 63 ff.
Trendelenburg 138.
Triesch, Ed. 435.
Tübingen, Universität 85, 300.
Türk, B. 435.
Tyrus, Wilhelm von 99.

Übungszirkel 348.
Uhland, Ed. 87.
Unterrichtsreform 33 ff.
Unterrichtswesen, französisches 343 ff.
Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen 1893/94 75 f.
Unterstützungswerkstätten 376 ff.
Unzer, Frau L. 88.
Ursprung des siebenjähr. Krieges 305 ff.
Uz 26*.

Valentin, Prof. Dr. V. 1*, 79, 85, 133, 144, 191 f., 277, 298, 325, 357, 361, 420.
— Homunkulus u. Helena 390 f.
Valery, Bibliothécaire du roi etc. 176.
Vanino, Prof. Dr. L. 87.
Varnhagen, Prof. 16.
Varnhagen, H. 92.
Vatter, 329.
Veith, Wilh. 87.
Veränderungen im Mitgliederbestande 87 f., 302 ff., 434 ff.
Vercoutre 322.
Verein, Akad. deutsch. Historiker i. Wien 83.
— f. Gesch. des Bodensees 83.
— f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen 83.
— f. Hessische Gesch. ꝛc. 83.
— f. Naturkunde zu Kassel 84.
— f. G. d. St. Meißen 300.
— naturwissensch. an d. Univ. Wien 300.
Vergil 1 ff.
Vernet, H. 174.
Vernulz, Nic. von, Fritlandus 220.
Versicherung gegen Arbeitslosigkeit 374.
Versification française 332 f.
Vetter, Theod. Wallenstein ꝛc. 219 f.
Viardot, Louis, Les Musées d'Italie 176.
Vibograph 68.
Vietor, Prof. Dr. 327 ff.
Villani, Baronin Th. von 77.
Vitet, Ludovic 168.
Vogel, Dr. 1*.
Vogl, Fr. 435.
Voigt, Ad., Goethes Briefe 202.
Volkelt, Prof. Dr. J. 74.
Volksbücher, italienische 90 ff.
Volkskunde, Badische 22.
Volksvorlesungen 76.
Volkswirtschaftlicher Kongreß 75.
Volkswirtschaft, Sektion für 71, 184 ff., 365 ff.
Vollmer, Gg. 304.
Vollmer, W., Goethes u. Schillers Briefwechsel 264 f.
Voltaire, La mort de César 221.
— Mahomet 260 ff.
de Vos, H. von 435.
Voß, J. H. 20*, 33*.
— Briefe 401.
Voswinkel, C. 87.
Vulpius 32*.
Vulpius, Dr. F. 436.

Waetzoldt, Prof. 33 ff.
Wagner, H. L. 30*.
Wagner, Rich. 21*.
Wagner W. 299.
Wahl, Gg., Hans Sachs u. Goethe 7*.
Wahle, J. 199.
Waitz, Gg. 131.

Wallensteindichtung 219 ff.
Walter, Direktor 24 ff., 325 ff.
Wards, A. W., Goethe, Bürger und Müllner 209.
Waser, Hedw., Joh. K. Lavater 267 f.
Weber, Wilh. 67.
Wehrmann, C. 431.
Weimar, Amalie Herzogin von 7*.
Weimar, Karl August von 396.
Weiße, Chr. F. 26*.
Weißenfels, Rich., Goethe in Sturm und Drang 282 ff.
Welsch, Hieronym. 220.
Wenng, G., Warbek 424.
Werner, M. 315, 324, 357, 436.
Wertheimber, L. 88.
Whitley, Century Dictionary 19.
Wiedersheim, R. 85.
Wien, Akademie der bildenden Künste 1*.
Wieland 15*, 19*, 28* ff.
Wilbrand, J. 88.
Wilbrandt, Ad. 392.
Wilkins, S. A., Iphigenie 210.
Winckelmann 26*, 135.
Wirth, Franz 184 f.
Wittstock, Alb. 300.
Woermann, Dr. 1*.
Wolfenbüttel, Bibliothek 92.
Wolff, Dr. C. Th. 87
Wolff, Eugen, Goethes Leben und Werke rc. 279 ff.
Wolff, G. 432.
Wolff, Karl Th. 71.
Wolfskehl, K. 85.
Wolstenholm, H. J. 299.
Wunderlich, Frau Gg. 304.
Wunderlich, Herm., Unsere Umgangsprache rc. 253.
Wunderly, J. D. 436.
Wurzmann, Dr. L. 183 f.
Wychgram, J. Schiller 406.

Zander, Dr. 166.
Zarncke, Friedr., Verzeichnis der Goethebildnisse 45.
Zeiller, P. 88.
Zeitschriften 78.
Ziehen, Dr. J. 1, 73, 165 f., 316.
Zimmermann, Phil. 87.
Zirndorffer, Dr. 183, 365.
Zitelmann, Prof. Dr. E. 73.
Zitelmann, Dr. W. 436.
Zola 340.
— Mon salon 181.
Zungen-Sonometer 67.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 155 803

NON-CIRCULATING

...tsche hochstifte
Berichte

89609 v.11 1895 n.f

DATE | NAME | DATE

Digitized by Google

Digitized by Google